universität wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Exklusionsrisiko Behinderung?
Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Erfahrung gesellschaftlicher Teilhabe und sozialer Ausgrenzung bei Studierenden mit Behinderung der Universität Wien

Ein empirischer Vergleich

Verfasser

Gregor Zamarin

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Dezember 2011

Studienkennzahl laut Studienblatt: A 297

Studienrichtung laut Studienblatt: Diplomstudium Pädagogik UniStG

Betreuer: Dr. Mikael Luciak

DANKSAGUNG

Mein Dank gilt in erster Linie meinem Diplomarbeitsbetreuer, Herrn Dr. Mikael Luciak, von dem ich v.a. aufgrund seiner kritisch-reflexiven Haltung gegenüber wissenschaftlichen Inhalten viel lernen durfte. Für die Unterstützung beim Zugang zu meinen InterviewpartnerInnen zu Beginn der Arbeit möchte ich Frau Mag.[a] Virtbauer, Behindertenbeauftragte der Universität Wien, danken. Vielen Dank auch den Studierenden, die sich als Interviewees zur Verfügung stellten und mir weitere Personen nannten, die sich entschieden, an der Befragung teilzunehmen. Ohne Mithilfe der Studierenden wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen.

Herzlichen Dank auch meinen Eltern, die mich während meiner Studienzeit stets unterstützten, meinem Zwillingsbruder Lukas, meiner Freundin Claudia, meinen Freunden und allen Personen, die in meinem Leben eine Bereicherung darstellen und von denen ich profitieren und lernen durfte. Gespräche, die ich mit genannten Personen über Teilbereiche der Diplomarbeit führte, und die Reflexion darüber, räumten so manche Zweifel aus, die im Laufe des Forschungsprozesses auftraten und beeinflussten mein weiteres Vorgehen.

VORWORT

„Wir fliegen zum Mond,
wir greifen nach den Himmelskörpern,
aber wir vergessen dabei uns selbst.“
Robert Jungk (1913 – 1994)

Auch wenn die Aussage des Wissenschaftsjournalisten und Zukunftsforschers Jungks, der in seinem Bemühen, Individuen, zu mobilisieren, die für ihre eigene Freiheit eintreten sollen, auf das Individuum bezogen ist, so ließe sich ohne diesem Hintergrundwissen, ein Plädoyer auf die Menschheit oder auf die Human- und Sozialwissenschaften vermuten. Interpretiert man den Ausspruch dahingehend, Ziele des Individuums nicht auf das Individuum beschränkt zu betrachten, sondern den Blick auf Gesamtgesellschaften zu lenken, die sich aus Individuen zusammensetzen, so erscheint es mir wünschenswert, einer normativen Zukunftsvorstellung von Gesellschaft zu folgen, d.h. gesellschaftliche Verhältnisse nicht nur als gegeben hinzunehmen und zu analysieren, sondern sie zu hinterfragen. Verfolgt man diesen Standpunkt konsequent, gibt man den Anspruch auf Werturteilsfreiheit in der Wissenschaft, den Max Weber begründete auf: ein Anspruch, der in den Sozialwissenschaften lange Zeit weitgehend Zuspruch fand. Die Frankfurter Schule mit ihrer Kritischen Theorie sowie später folgende Konzepte, die politisch orientiert sind und mit Hilfe von Gesellschaftsanalysen soziale Ungleichheiten und Ausgrenzung offen legen (Queer-Studies, Genderforschung, Empowerment-Konzepte, Intersektionalitätsanalysen, Disability Studies) und für die Rechte von Menschen eintreten, tun dies im Sinne des Einforderns gesellschaftlich gleicher Rahmenbedingungen für alle, unabhängig von Herkunft, Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Alter, Klassen- oder Schichtzugehörigkeit und Körpermerkmalen. Die vorliegende Diplomarbeit versucht, einen Teilausschnitt sozial konstruierter Wirklichkeit, die sich aus den subjektiven Erfahrungen Studierender mit Behinderung im Hinblick auf ihre sozialen Teilhabechancen und Ausgrenzungsrisiken zusammensetzt, explizit zu machen. Um während der gesamten Forschungstätigkeit nicht das Ziel aus den Augen zu verlieren, begleiteten mich latent die letzten Worte aus Jungks Zitat in Frageform: „Vergessen wir (auf) uns (Menschen) selbst?“ Es wird versucht, dies in dem von mir vorgegebenen Rahmen herauszufinden.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

Abb.	Abbildung
ang. an	angelehnt an
Anm.	Anmerkung
bzw.	beziehungsweise
ca.	cirka
ebd.	ebenda
etc.	et cetera
f./ff.	folgende Seite/n
GG	Grundgesamtheit (Abkürzungsbezeichnung, aus der Statistik kommend)
ggf.	gegebenenfalls
Hg.	Herausgeber
Jhdt.	Jahrhundert
Jg.	Jahrgang
N	Stichprobe
o.J.	ohne Jahresangabe
o.S.	ohne Seitenangabe
Tab.	Tabelle
u.a.	unter anderem/n
usw.	und so weiter
v.a.	vor allem
vgl.	vergleiche
z.B.	zum Beispiel
zit. n.	zitiert nach

INHALTSVERZEICHNIS

1. EINLEITUNG 1

1.1 ANKNÜPFUNGSPUNKT ZUR SONDER- UND HEILPÄDAGOGIK 3
1.2 INTENTION UND FORSCHUNGSFRAGE 3
1.3 ERSTE SKIZZIERUNG DES FORSCHUNGSDESIGNS (METHODE, STICHPROBENAUSWAHL, AUSWERTUNG) 6
1.4 STRUKTURELLER AUFBAU DER ARBEIT 8
1.5 EIN ERSTER ANNÄHERUNGSVERSUCH DER KLÄRUNG ZENTRALER TERMINI AUS PÄDAGOGISCHER UND SOZIOLOGISCHER SICHTWEISE 9
1.5.1 Das Empowerment-Konzept von Schwalb und Theunissen: Von Exklusion über Integration zu Inklusion, Partizipation und Empowerment 9
1.5.1.1 Die Bedeutung der UN-Konvention für das Empowerment-Konzept und die Problematik der Übersetzung ihrer zentralen Begrifflichkeiten 10
1.5.1.2 Von Exklusion zu Inklusion: ein Paradigmenwechsel 11
1.5.1.3 Integration: Sichtweisen, Begriffsursprung, Bedeutung und kritische Reflexion 12
1.5.1.4 Inklusion: Wortursprung, Bedeutungsebenen und Kritik 13
1.5.1.5 Empowerment: Ursprung, Bedeutung, Handlungsebenen, Kritik und Reflexion 15
1.5.2 Der Exklusionsbegriff: Sein Ursprung und der erste Versuch einer allgemeinen Definition mit geringer Berücksichtigung seines Kontextes 18
1.5.3 Der Integrationsbegriff: Herkunft, Gebrauch und Kritik 19
1.5.4 Integration-Inklusion-Exklusion im Kontext von System- und Differenztheorie und dem Theorem sozialer Ungleichheit 23
1.5.5 Soziale Ausgrenzung: relative und mehrdimensionale (materielle/immaterielle) Benachteiligung im Kontext einer Armutsforschung mit Aspekten von Integration und Partizipation 26
1.5.6 Zusammenfassung 30
1.6 DER BEHINDERUNGSBEGRIFF: URSPRUNG, BEDEUTUNGSHORIZONTE, KATEGORISIERUNGEN UND KLASSIFIZIERUNGEN 33

2. ZENTRALE THEORIEN IM KONTEXT VON GESELLSCHAFTLICHEN TEILHABECHANCEN UND DEM RISIKO SOZIALER AUSGRENZUNG 39

2.1 SYSTEM- UND DIFFERENZTHEORIE ALS ANKNÜPFUNGSPUNKT ZUM BIO-PSYCHO-SOZIALEN MODELL VON BEHINDERUNG 39
2.1.1 Inklusionsrollen und -formen 39
2.1.2 Vor- und Nachteile systemtheoretischen Denkens über Inklusion und Exklusion 42
2.1.3 (Personale) Exklusion und Exklusionsindividualität 43
2.1.4 Die Reaktion europäischer Sozialpolitik auf das soziale Paradigma der Exklusion 45
2.1.5 Bestimmungsmerkmale sozialer Ausgrenzung: Mehrdimensionalität, Relationalität und Dynamik im Lebenslauf 47
2.1.6 Über die Relevanz ökonomischer, sozialer und kultureller Ressourcen 51
2.1.7 Behinderung als Exklusionsrisiko und die Bedeutung der ICF 53
2.1.7.1 Zur Datenlage 56
2.1.7.2 Ökonomische Ausgrenzung 59
2.1.7.3 Exklusion im Bildungssystem 60
2.1.7.4 Soziale Isolation und Diskriminierung 61
2.1.7.5 Barrieren im Zugang zur Umwelt und zu Dienstleistungen 62
2.1.8 Zusammenfassung 63
2.2 THEORIEN SOZIALER UNGLEICHHEIT 69
2.2.1 Ressourcenorientierte Ansätze 70
2.2.1.1 Armut 70
2.2.1.2 Unterversorgung (Relative Deprivation) 71
2.2.1.3 Lebenslagenansatz 72
2.2.1.4 Zusammenfassung 73

2.2.2 Sozialstrukturelle Ansätze als Erklärung für die Entstehung neuer Strukturen sozialer Ungleichheit und sozialen Wandels ... *74*
2.2.2.1 Underclass ... 74
2.2.2.2 Die Überflüssigen ... 75
2.2.2.3 Marginalisierung ... 76
2.2.3 Integrationsansätze als Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für Verwirklichungs- und Lebenschancen und Lebensqualität ... *77*
2.2.3.1 Verwirklichungschancen ... 77
2.2.3.2 Lebenschancen und Lebensqualität ... 79
2.2.4 Soziale Ausgrenzung in der empirischen Forschung ... *80*
2.2.5 Zusammenfassung ... *82*
2.3 THEORIEN ÜBER DISKRIMINIERUNG ... 87
2.3.1 Goffmans Stigma Theorie ... *88*
2.3.1.1 Kategorisierungen und Unterscheidungsmerkmale von Stigmata ... 88
2.3.1.2 Wahrnehmung von Stigmata ... 89
2.3.1.3 Identitätsfragen Stigmatisierter und ihre Bewältigungsstrategien ... 90
2.3.1.4 Stigma-Management ... 93
2.3.1.5 Funktionen von Stigmata im sozialen Interaktionsprozess ... 94
2.3.2 Intersektionalität: Werkzeug zur Analyse sozialer Ungleichheiten ... *94*
2.3.2.1 Ursprung, Verortung und Bedeutung von Intersektionalität ... 94
2.3.2.2 Über die Auswahlschwierigkeit der zu verbindenden Kategorien ... 96
2.3.2.3 Die Ebenen (Mikro-Meso-Makro) und symbolische Repräsentationen ... 97
2.3.2.4 Mehrebenenansatz: Struktur, Repräsentationen, Identitäten ... 98
2.3.2.5 Die Strukturebene und ihre Strukturkategorien ... 99
2.3.2.6 Gemeinsamkeiten der Strukturkategorien ... 103
2.3.2.7 Die Ebene der symbolischen Repräsentationen ... 104
2.3.2.8 Die Identitätsebene ... 105
2.3.2.9 Die Methodologie des praxeologischen Ansatzes ... 105
2.4 DISABILITY STUDIES: NEUE SICHTWEISEN AUF BEHINDERUNG ... 112
2.4.1 Entstehungsgeschichte ... *113*
2.4.2 Relevanz und Zielsetzungen ... *114*
2.4.3 Institutionalisierung ... *116*
2.4.4 Behinderung kritisch reflektiert: eine Begriffskritik ... *117*
2.4.5 Theorien von Behinderung ... *118*
2.4.5.1 Medizinische und individuelle Sichtweisen ... 118
2.4.5.2 Das soziale Modell ... 119
2.4.5.3 Das kulturwissenschaftliche Modell ... 121
2.4.6 Kritik innerhalb der Disability Studies ... *124*
2.4.7. Zusammenfassung ... *125*
2.5 ZUSAMMENFASSUNG ... 126

3. EMPIRISCHER TEIL: METHODOLOGIE, METHODE, ERHEBUNG UND ERGEBNISSE ... 132

3.1 QUALITATIVE VS. QUANTITATIVE FORSCHUNG? ... 132
3.1.1 Der Ursprung der Wissenschaftstheorie ... *133*
3.1.2 Positivismus und Positivismuskritik ... *134*
3.1.3 Positivismusstreit in der deutschen Soziologie und Kritik am Kritischen Rationalismus ... *137*
3.1.4 Quantitative und qualitative Forschung im Vergleich ... *140*
3.1.5 Sozialwissenschaftliche Forschung in der Gegenwart ... *142*
3.2 VALIDE QUALITATIVE SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNG ... 142
3.2.1 Validität in der qualitativen Befragung ... *143*
3.2.2 Faustregeln der Frageformulierung ... *143*
3.2.3 Meinungen als Artefakte ... *144*
3.2.4 Soziale Erwünschtheit als Antwortverhalten ... *144*

3.3 DIE RELEVANZ DES KORREKTEN UMGANGS MIT SUBJEKTIVEN UND OBJEKTIVEN DATEN IM QUALITATIVEN FORSCHUNGSDESIGN: FEHLERQUELLEN UND STRATEGIEN ZUR FEHLERBEWÄLTIGUNG ... 144
3.4 FORSCHUNGSDESIGN ... 148
3.4.1 Deskription der Methode: problemzentriertes Interview ... 148
3.4.2 Kurzfragebogen ... 150
3.4.3 Leitfadenerstellung und Anwendung im Interview ... 150
3.4.4 Beschreibung der Stichprobenauswahl ... 152
3.4.5 Deskription des Auswertungsverfahrens: thematisches Kodieren ... 158
3.4.5.1 Relevanz der Methodik im Kontext der Methodendebatte ... 159
3.4.5.2 Theoretischer Hintergrund der Methode ... 159
3.4.5.3 Leistbarkeit der Methode ... 160
3.5 DATENERHEBUNG: ÜBER DIE DURCHFÜHRUNG ... 160
3.6 REFLEXION ÜBER DURCHFÜHRUNG UND METHODE ... 161
3.7 DATENAUSWERTUNG ... 163
3.7.1 Ein Überblick: Deskription der Fallauswahl ... 164
3.7.2 Auswertung der qualitativen Daten ... 165
3.7.2.1 Vertiefende Einzelfallanalysen: Fallbeschreibungen und zusammenfassende Interpretationen ... 165
3.7.2.2 Feinanalysen: Maria, Michaela, Paula, Kurt, Sandor, Hubert ... 184
3.7.2.3 Erste Ergebnisse: Ein Blick auf die Datenlage ... 281
3.7.2.4 Gruppenbildung zwecks Vergleichbarkeit der Daten ... 283
3.8 ERGEBNISSE ... 284
3.8.1 Gemachte Teilhabeerfahrungen ... 284
3.8.2 Ausgrenzungserfahrungen: Gesellschaftlich hergestellte Barrieren ... 286
3.8.2.1 Politisch-institutionelle Ausgrenzungserfahrungen ... 287
3.8.2.2 Soziale Isolation ... 290
3.8.2.3 Ausgrenzung am Arbeitsmarkt und ökonomische Ausgrenzung ... 291
3.8.2.4 Kulturelle Ausgrenzungserfahrungen ... 292
3.8.3 Stigma-Management ... 295
3.8.4 Der Verweis auf Intersektionalität in den Ergebnissen ... 298
3.8.5 Zusammenfassung der empirischen Ergebnisse ... 299
3.8.6 Thesenbildung ... 301

4. ZUSAMMENFASSUNG UND DISKUSSION ... 304

5. QUELLENVERZEICHNIS ... 310

6. ABBILDUNGSVERZEICHNIS ... 325

7. TABELLENVERZEICHNIS ... 326

ANHANG ... 327

1. EINLEITUNG

Gesellschaftliche Teilhabe wird im 21. Jhdt. zur sozialen Kategorie, da der Einbezug eines anwachsenden Teils der Bevölkerung in die vielfältigen Leistungssysteme der Gesellschaft[1] nicht mehr garantiert werden kann (vgl. Wansing 2005, 15). Zentrales Moment ist dabei die Integration von Menschen in die Erwerbsarbeit (vgl. Dettling 2000, 28): „Wer keine Arbeit hat, verliert die Verfügung über das Geld (das absolute Mittel[2]), das die Inklusion in viele Teilsysteme der Gesellschaft ermöglicht" (Windolf 2009, 18).[3]

Unter dem Gesichtspunkt der sozialen Frage[4] ist der Terminus der Teilhabe[5], der die neue Betrachtungsweise der Sozialpolitik des 21. Jhdts. widerspiegelt, an jenen der Exklusion geknüpft, wobei Exklusion hierbei nicht primär auf die Beforschung von Marginalisierungen oder Randerscheinungen der Gesellschaft abzielt, sondern auf die gesellschaftliche Spaltung in der „Mitte". Diesem Gedanken folgend, offenbart sich Exklusion bzw. soziale Ausgrenzung als Gefahr für beinahe jedes Gesellschaftsmitglied. (vgl. Wansing 2005, 15) Was früher eine ganze Generation als „Bastelbiografie" oder „reflexive Individualisierung" prägte, manifestiert sich nun als Ausschlussverfahren, dem Isolation und Deklassierung folgen (vgl. Rulff 2003, 9).

---

[1] Darunter versteht Dettling den Arbeitsmarkt, Bildungs-, Gesundheits- und Dienstleistungssektor (vgl. Dettling 2000, 28). Beim Verweis auf die Systemtheorie Luhmanns, bezeichnet Böhnke Politik, Recht, Wirtschaft oder Gesundheit als „gesellschaftliche Teilsysteme" (Böhnke 2006, 66).
Für eine differenzierte Sichtweise (deskriptiv, theoretisch, analytisch-empirisch), die dem heutigen Verständnis von Gesellschaft entspricht, siehe Heitmeyer, W. (2008a): Gesellschaft – ein Definitionsversuch. In: Imbusch, P. und Heitmeyer, W. (Hg.): Integration – Desintegration: Ein Reader zur Ordnungsproblematik moderner Gesellschaften. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 21-28.

[2] Siehe hierzu auch Simmel 1958, 206f.

[3] Mehrere wissenschaftliche Beiträge verweisen auf diesen Zusammenhang (Wansing 2005; Böhnke 2006; Deutschmann 2007). Bei der „Neuen Sozialen Frage" wird die Verteilung sozialstaatlicher Leistungen kritisiert, da sie vorwiegend sozialdemokratische ArbeitnehmerInnen „bediente", wodurch bestimmte Personengruppen (z.B. kinderreiche Familien, Alleinerziehende, Alte, Arbeitsunfähige, Menschen mit Behinderung) vernachlässigt wurden. Der begriffliche, empirische und methodische Zugang zu Armut wurde in den 1970er-Jahren um jenen der sozialen Benachteiligung ergänzt. Die Diskussion der „neuen Armut" folgte in den 1980er- und 1990er-Jahren, die Langzeitarbeitslosigkeit und eingeschränkte Zugangsmöglichkeiten für sozialstaatliche Leistungen zum Thema hatte. Als nachfolgende Debatte ist jene zu nennen, die von der „Zwei-Drittel-Gesellschaft" ausging, also von jenen zwei Dritteln der Gesellschaft, die in unsicheren Verhältnissen lebte und denen Ausschluss vom Erwerbsleben und gesellschaftlichem Wohlstand widerfuhr. Die These über die Zwei-Drittel-Gesellschaft blieb jedoch nicht in diesem Maße aufrecht. Ein Zusammenhang zwischen Armut und Arbeitslosigkeit konnte zwar belegt werden, allerdings war nur ein relativ kleiner Teil der deutschen Gesellschaft andauernd arbeitslos. Ende der 1990er-Jahre wurden der Zugang zum Arbeitsmarkt und die Sozialtransfers des deutschen Wohlfahrtsstaats einer scharfen Kritik unterworfen. Daraufhin startete eine Diskussion über Zugehörigkeit, Teilhabe und gesellschaftlicher Spaltung. (vgl. Böhnke 2006, 17-19)

[4] Bei der sozialen Frage ging es in den 1990er-Jahren in Deutschland um soziale Ungleichheit, d.h. um die Verwirklichung sozialer Rechte und eines gesicherten Lebensstandards. 2004 standen bei einem Soziologiekongress in München soziale Sicherung und soziale Gerechtigkeit im Zentrum der Diskussionen: genauer gesagt die Debatte über das Ende des Wohlfahrtsstaates (sozialstaatlicher Um- und Rückbau), was verängstigte Mittelschichten und Arbeitslosigkeit als Gefahr sozialer Ausgrenzung zur Folge habe. Gefürchtet wurden das Absinken des Wohlstandsniveaus und eine ungerechte Verteilung sozialstaatlicher Leistungen, was v.a. den Mittelstand der Gesellschaft betreffe. Die aktuelle Debatte um soziale Ausgrenzung stellte nicht Versorgungsdefizite und unzureichenden materiellen Wohlstand in das Zentrum des Interesses, sondern Armut als verfehlte Integration. Somit wird der Ursprungsgedanke der gleichen Versorgung für alle durch den Gedanken der Chancengleichheit und der Vielfalt an Möglichkeiten ersetzt. (vgl. Böhnke 2006, 9-11)

[5] Eine Auseinandersetzung mit dem Begriff der gesellschaftlichen Teilhabe findet unter 1.5.4 und 1.5.5 statt.

Auch wenn soziale Ausgrenzung inhaltlich, definitorisch und messtechnisch sowie ihre Vermeidung ungewiss bleiben und Thesen zum sozialstrukturellen Wandel in Konkurrenz zueinander stehen, so scheint es zumindest darüber Einigkeit zu geben, dass Desintegrationstendenzen zunehmen und breite Bevölkerungsschichten in ihren Positionen[6] gefährdet sind. Hinzu kommt die Betonung der Verschlechterung der Lage von bereits Benachteiligten. (vgl. Böhnke 2006, 10)

Der Diskurs über soziale Ausgrenzung fußt auch auf der veränderten Sichtweise auf Armut. Die deutsche Bundesregierung verfasste 2005 ein neues Armutskonzept, das Armut folgend definiert: *„Armut lässt sich [...] als ‚Ausgrenzung von gesellschaftlich bedingten Chancen' interpretieren. Armut im Sinne sozialer Ausgrenzung und nicht mehr gewährleisteter Teilhabe liegt dann vor, wenn die Handlungsspielräume von Personen in gravierender Weise eingeschränkt und gleichberechtigte Teilhabechancen an den Aktivitäten und Lebensbedingungen der Gesellschaft ausgeschlossen sind*" (Bundesregierung 2005, 9).

Die Voraussetzungen für Teilhabe und die dafür notwendigen gesellschaftlichen Bedingungen sind aber nicht für alle Menschen gleich. Menschen mit Behinderung würden einem besonders hohen Exklusionsrisiko aufgrund erfolgloser Integration im Bildungssystem ausgesetzt sein, was ihre Chancen am Arbeitsmarkt massiv beeinträchtige. Gescheiterte Inklusion setzte sich dann in Form von Ausgrenzung in anderen Lebensbereichen fort (vgl. Wansing 2005, 15). Auch Dederich vertritt die Ansicht, dass gewisse Bevölkerungsgruppen, wozu auch Menschen mit Behinderung zählen, wegen Arbeitslosigkeit, Änderungen des Wohlfahrtsstaates und ökonomischen Problemen, die in der Gesellschaft vorherrschen, besonders hohem Druck bzw. (Exklusions-) Risiken ausgesetzt wären. Hinzu kommt, dass Menschen mit Behinderung oft Diskriminierung erfahren und in der Öffentlichkeit wenig präsent sind. (vgl. Dederich 2007, 10)

Sozial- und Rehabilitationspolitik sind unter diesen Gesichtspunkten einem Handlungsbedarf ausgesetzt: einerseits sozialer Exklusion entgegenzuwirken, andererseits gesellschaftlichen Aufstieg[7] zu ermöglichen. Ein Richtungswandel zeichnet sich international in der Rehabilitationspolitik ab[8]: weg von der bloßen Versorgung von Menschen mit Behinderung, hin zu Partizipationsmöglichkeiten und der Anerkennung ihrer Bürgerrechte. (vgl. ebd., 16f)

[6] Hier ist vordergründig die Position am Arbeitsmarkt gemeint, da „*ein Arbeitsplatz der beste Schutz gegen soziale Ausgrenzung* [sei]" (Böhnke 2006, 10)

[7] Vermutlich definiert über den Beruf (z.B. über Status und Einkommen).

[8] Diesen Richtungswandel bekräftigen folgende Entwicklungen und Ereignisse: z.B. die Weiterentwicklung von medizinisch geprägten Klassifikationen (ICD-10, DSM-IV, ISCED) hin zum bio-psycho-sozialen Modell der WHO (2001), der ICIDH (International Classification of Impairment, Disability and Handicap). Andere Anhaltspunkte, die diesen Richtungswechsel kennzeichnen sind die UN-Standardregeln für Chancengleichheit für Menschen mit Behinderung (UN 1993), das Diskriminierungsverbot, festgelegt in der Charta der Grundrechte der Europäischen Union (EG 2000, Artikel 21) sowie Maßnahmen, die die Eigenständigkeit, die soziale und berufliche Inklusion und die Partizipation am Leben der Gemeinschaft sicherstellen (vgl. EG 2000, Artikel 26 der Charta der Grundrechte der Europäischen Union). Menschen mit Behinderung treten aber auch selbst für ihre Chancengleichheit im Hinblick auf den Zugang zu allen gesellschaftlichen Teilbereichen ein (siehe hierzu z.B. die Beiträge in Hermes und Köbsell 2003 sowie die Deklaration von Madrid, verabschiedet von den TeilnehmerInnen des Behindertenkongresses, publiziert von SINDBAD 2003).

Bereits in der Aufklärungszeit entstand in Europa ein Netzwerk von zunehmenden Inklusionsangeboten. Gegenwärtig sind hingegen Entwicklungen erkennbar, die einerseits auf Inklusion abzielen (z.B. Diskriminierungsverbot), andererseits aber Behinderung als Individual –oder Gesellschaftsproblem betrachten. Diesem Verständnis folgend ist Teilhabe nicht als Selbstverständlichkeit anzusehen. (vgl. Dederich 2007, 9f)
Dem sozialen Modell von Behinderung entsprechend lässt sich die neue Sichtweise auf Behinderung mit „behindert ist man nicht, behindert wird man" (Degener 2003, 25) oder mit „Behinderung ist kein medizinisches sondern ein politisches Problem" (ebd.) umreißen. Die institutionalisierte Forschungsrichtung „Disability Studies geht davon aus, dass Behinderung von außen gemacht wird und nur teilweise von innen kommt" (ebd., 24). Behinderung wird diesem Verständnis folgend als unzureichende gesellschaftliche Bedingungen begriffen: als Barrieren aufgrund vorherrschender Gesetze, ausgrenzender Denkmuster und Verhaltensweisen von Seiten gesellschaftlicher AkteurInnen (Gruppen und Individuen) und Organisationen.

1.1 Anknüpfungspunkt zur Sonder- und Heilpädagogik

Anknüpfungspunkt zur Sonder- und Heilpädagogik und Kerntheorie des theoretischen Rahmens der vorliegenden Arbeit stellt der wissenschaftstheoretische, transdisziplinäre Ansatz der im deutschsprachigen Raum sehr jung institutionalisierten Disziplin „Disability Studies" dar.[9] Das Ergebnis aller Determinanten, die auf soziale Exklusion abzielen, spiegelt sich in einem Begriff wider: jenem der „Behinderung", der unter der Sichtweise der Disability Studies als soziales Modell zu verstehen ist. Während bei der medizinischen Betrachtungsweise „Behinderung" als etwas Defizitäres, Abweichendes von einer Norm bei einer Minderheit von Personen betont wird, geht das soziale Modell davon aus, dass Behinderung ein sozial konstruiertes Phänomen darstellt (vgl. Renggli 2004, 16). Andere relevante Theorien, die den Zusammenhang mit Behinderung als gesellschaftlich konstruiertes Phänomen thematisieren, allerdings ihre jeweilige Akzentuierung auf andere (individuelle) Aspekte konzentrieren (z.B. ressourcenbasierte Ansätze sozialer Ausgrenzung), werden in Kapitel zwei näher beleuchtet.

1.2 Intention und Forschungsfrage

Die vorliegende Diplomarbeit will sich mit dem Phänomen Behinderung[10] als *„einen Typus sozialer Unterdrückung […] parallel zu Sexismus, Rassismus und anderen diskriminierenden Praxen"*

[9] Hierbei soll explizit erwähnt werden, dass Sonderpädagogik und Disability Studies in ihren historischen Entstehungen sowie ihren Sichtweisen und Aufarbeitungen des Phänomens „Behinderung" differieren. Einziger gemeinsamer Nenner scheint der Begriff der Behinderung per se zu sein. (vgl. Weisser 2004, 27-29)
[10] In der empirischen Auseinandersetzung gilt jede Art der Schädigung, (chronische) Krankheit, ob angeboren oder durch einen Unfall verursacht, als Behinderung. Eine ausführliche Diskussion über „Behinderung" findet im Kapitel über Disability Studies (2.4) statt.

(Thomas 2004, 31) auseinandersetzen, ganz so wie dies Aktivistinnen und Aktivisten der Disability Studies in Großbritannien forderten. In ihren Augen ist Behinderung nicht dann gegeben, wenn jemand eine Tätigkeit aufgrund seiner Krankheit oder Schädigung nicht mehr ausführen kann, sondern in der Unmöglichkeit, sozial teilzuhaben. Dies geschieht, da von Seiten der Mehrheit nichtbehinderter Menschen physische und mentale Barrieren aufgestellt werden, die zu sozialer Exklusion und Unterdrückung führen. (vgl. ebd.)

Fühlen sich Studierende mit Behinderung, die an der Universität Wien inskribiert sind, im Alltag diskriminiert?[11]

Grundsätzlich ist wenig über Studierende mit Behinderung der Universität Wien bekannt. Frau Mag.[a] Birgit Virtbauer, Behindertenbeauftragte der Universität Wien, führte im Sommersemester 2010 eine Umfrage durch, in der die (vorläufige) Anzahl Studierender mit Behinderung (vorläufige GG=496[12]; davon 57% Studentinnen und 43% Studenten), ihre Nationalität (89% der Befragten verfügen über die österreichische Staatsbürgerschaft, die restlichen Nationalitäten machen 11% aus[13]), ihre beliebtesten Studienzweige (17% inskribierten Rechtswissenschaft, 14% Psychologie, 10% Geschichte etc.) und der relative Anteil der Studierenden innerhalb der Studienzweige (dieser ist in der Studienprogrammleitung Evangelische Theologie mit 2% am höchsten, gefolgt von der Katholischen Theologie mit einem Anteil von 1,5%, dem historisch-kulturwissenschaftlich geprägten Doktorratsstudium mit 1,4%, etc.) erhoben wurde.[14]

Die **zentrale Intention der Forschungsarbeit** besteht darin, Erfahrungen von Studierenden mit Behinderung, die in sich eine heterogene Gruppe im Hinblick auf sozioökonomische und soziodemographische Merkmale[15] bilden, zu erheben und zu vergleichen. Konkret soll untersucht werden, in welchen gesellschaftlichen Teilbereichen (z.B. Studium, Alltag, Beruf, Familie, Freizeit etc.) Studierende mit Behinderung gesellschaftlich ausgeschlossen bleiben, und wo ihnen soziale Inklusion zuteil wird.

In meinem Vorhaben ist der Blick auf Behinderung nicht medizinischer, sondern sozialer „Natur". Ungenügende gesellschaftliche Rahmenbedingungen (z.B. fehlende Barrierefreiheit, die es Menschen

[11] Hier stellt sich natürlich die Frage, warum ausgerechnet Studierende mit Behinderung Gegenstand der Untersuchung sind. Auf diese Frage mit all' ihren weiteren Überlegungen und Implikationen werde ich bei der Deskription der Stichprobenauswahl (3.4.4) näher eingehen.

[12] Die geschätzte GG liegt vermutlich höher, ist aber unbekannt.

[13] Dabei zeigt sich, dass die geringfügig größere Gruppe jene deutscher Studierender ist.
Da es stets eine Definitionsfrage ist, wer als „StudentInnen mit Behinderung" gemeint ist, d.h., wer zu dieser Gruppe hinzugezählt wird, ist hierbei zu erwähnen, dass es sich bei Frau Virtbauers Befragung um Studierende handelte, die „aufgrund Krankheit, Verletzung, Behinderung oder Schwangerschaft vom Studienbeitrag befreit oder beurlaubt sind" (Virtbauer 2010, 1). Wer konkret in mein Sampling kam bzw. welcher Behinderungsbegriff meiner Diplomarbeit zugrunde liegt wird im Laufe der Diplomarbeit ersichtlich. Den Kern der theoretischen Auseinandersetzung, die das Phänomen Behinderung im Bezug auf Studierende der Universität Wien beleuchtet, bildet Kapitel zwei mit den zentralen Theorien im Kontext von gesellschaftlichen Teilhabechancen und dem Risiko sozialer Ausgrenzung.

[14] Virtbauer (2010): Studierende mit Behinderung oder Chronischer Krankheit WS 10/11. Aus: Universität Wien (Hg.): Studierende mit Behinderung oder Chronischer Krankheit WS 10/11, 1-4. Onlinedokument. URL: http://studieren.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/studentpoint/Barrierefrei/Stats/WS10_Stat_Studierende_Behinderung.pdf; 10.10. 2010; 12:30

[15] In erster Linie sind hier Alter, Einkommen und Geschlecht zu nennen.

mit Körperbehinderung unmöglich macht, eine kulturelle Veranstaltung zu besuchen) stellen – ganz im Sinne der Disability Studies – eine Behinderung dar und nicht die (vom Arzt, Psychologen etc.) festgestellte (körperliche oder geistige) Behinderung per se. Der Vorteil dieser Sichtweise auf Behinderung ist u.a., dass sich gesellschaftlich bestehende Defizite, die in soziale Exklusion für Menschen mit Behinderung münden, erfassen lassen. Neben der Befassung mit wissenschaftlicher Fachliteratur über Inklusion und Exklusion soll durch selbst erhobene Primärdaten soziale Inklusions- und Exklusionserfahrungen explizit gemacht und miteinander verglichen werden.
Aufgrund der vorangegangenen Ausführungen ergibt sich folgende **Forschungsfragestellung:**

„Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede bestehen im Erleben gesellschaftlicher Teilhabe und gesellschaftlicher Ausgrenzung bei Studierenden mit Behinderung der Universität Wien?“

Die Auseinandersetzung mit sozialwissenschaftlicher Literatur soll dazu beitragen, Aufschluss über Inhalt und Gebrauch zentraler Termini, die in der Diplomarbeit vorkommen, zu geben. Dazu gehören Begriffe wie Integration, Inklusion, gesellschaftliche Teilhabe, soziale Ausgrenzung und Exklusion. Aus theoretischer Sicht stellen sich mehrere Fragen, beispielsweise inwiefern es in modernen Gesellschaften überhaupt möglich ist, von Inklusion oder Exklusion betroffen zu sein.
In einem weiteren Schritt wird der Versuch unternommen, relevante Theorien unterschiedlicher philosophischer Denktraditionen, die gesellschaftliche Inklusion und Exklusion thematisieren, voneinander abzugrenzen. Theoretisches Kernelement der Diplomarbeit ist die Aufbereitung von Teilhabe und Ausgrenzung im Kontext von Behinderung innerhalb der Disability Studies. Dabei wird u.a. der Versuch unternommen, Anknüpfungspunkte vorangegangener sozialwissenschaftlicher Konzepte zum Ansatz der Disability Studies zu finden. Nachfolgend werden Theorien, deren Fokus auf Diskriminierung(en) liegen, beschrieben. Dies deshalb, um aufzuzeigen, dass sich Diskriminierungsformen reziprok beeinflussen können (z.B. Behinderung und Alter). Im wissenschaftlichen Sprachgebrauch ist hierbei von Intersektionalität oder Interdependenz die Rede. Eine Frage die hier anknüpft, ist, wie Studierende mit Behinderung mit Situationen, in denen sie Diskriminierung(en) erfahren, umgehen. Des Weiteren soll der Frage nachgegangen werden, welchen Stellenwert das Studium an der Universität Wien und die Institution per se für die Betroffenen einnimmt.

Was soll und kann die vorliegende Diplomarbeit leisten?
Die vorliegende Arbeit will sich nicht explizit mit rechts- oder wohlfahrtsstaatlichen Aspekten (Arbeitsmarkt- oder Sozialpolitik) auseinandersetzen. Mit der Durchführung des Vorhabens sollen zwei Dinge realisiert werden: *Erstens* einen Einblick in die Lebenswelt der Studierenden mit Behinderung ermöglichen und zu einem besseren Verständnis der Lage Studierender mit Behinderung

beitragen und *zweitens* (inner- oder außeruniversitär) positive Folgewirkungen für die genannte Untersuchungsgruppe haben.
Die aus den empirischen Daten gewonnenen Erkenntnisse könnten in mehrfacher Hinsicht von Relevanz sein:

- Sie können politischen Handlungsbedarf (Debatten und/oder darauffolgende konkrete Initiativen) auslösen.
- Falls sie mediales Gehör finden sollten, können sie gegebenenfalls gesellschaftlich sensibilisieren, Denk- und/oder Handlungsprozesse seitens der Mitglieder der Gesellschaft zur Folge haben.
- Relevanz wird ihnen vermutlich im Hinblick auf die Theoriebildung in den Sozial- und Kulturwissenschaften zukommen oder zumindest Diskussionen innerhalb der Disziplinen dieser Wissenschaften anregen.

Obwohl das theoretische Fundament der Diplomarbeit vielfältig ist[16], soll der Hauptfokus auf jene Ausprägungen der Theorie der institutionalisierten Disziplin „Disability Studies" ausgerichtet sein, die der kulturwissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Sichtweise von Behinderung entspricht. Auf letztgenannter theoretischer Grundlage aufbauend, versuche ich, mittels problemzentrierter Tiefeninterviews, die gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten Studierender mit Behinderung der Universität Wien explizit zu machen.

1.3 Erste Skizzierung des Forschungsdesigns (Methode, Stichprobenauswahl, Auswertung)

Aufgrund der gewählten Forschungsfrage, die das subjektive Erleben der Studierenden und damit gleichzeitig die jeweiligen Biographien der Individuen in den Mittelpunkt des Interesses stellt, der geringen Grundgesamtheit von StudentInnen mit Behinderung[17] und der Schwierigkeit des Feldzugangs[18], erscheint mir das problemzentrierte Interview als adäquates Erhebungsinstrument.
Bei dieser Interviewform geraten „anhand eines Leitfadens, der aus Fragen und Erzählanreizen besteht, v.a. biographische Daten im Bezug auf ein bestimmtes Problem in den Fokus des Interesses. Das problemzentrierte Interview lässt sich durch drei zentrale Kriterien beschreiben: „[der] *Problemzentrierung*, d.h. ‚die Orientierung des Forschers an einer relevanten gesellschaftlichen Problemstellung' (...); [der] *Gegenstandsorientierung*, das heißt, dass die Methoden am Gegenstand

[16] Siehe Kapitel 2.
[17] Die derzeit erhobene GG liegt bei 496 Probanden, wobei die tatsächliche Anzahl höher vermutet wird (vgl. Virtbauer 2010, 1)
[18] Studierende mit Behinderung werden - laut Aussage der Behindertenbeauftragten der Universität Wien – beim Zeitpunkt der Inskription nicht gesondert registriert. Sie können sich aber im Falle eines Unterstützungswunsches an die Behindertenbeauftragte wenden (die dann üblicherweise Daten erhält). Dies trifft v.a. bei Anträgen auf abweichende Prüfungsmodalitäten und den Erlass des Studienbeitrags zu. Siehe hierzu auch: Universität Wien (2009): Student Point. Prüfungstechnisches. Onlinedokument. URL: http://studieren.univie.ac.at/index.php?id=7295; Download: 10.10. 2010; 12:50.

orientiert entwickelt bzw. modifiziert werden sollen; schließlich die *Prozessorientierung* in Forschungsprozess und Gegenstandsverständnis“. (Witzel 1985, 230 zit. n. Flick 2002, 135)
Witzel (1985) unterscheidet bei dem von ihm konzipierten problemzentrierten Interview zwischen vier Elementen: dem „qualitativen Interview“, der „biographischen Methode“, der „Fallanalyse“ und der „Gruppendiskussion“. (vgl. ebd., 235-241, zit. n. Flick 2002, 135) Das qualitative Interview setzt sich aus Kurzfragebogen, Leitfaden, Tonbandaufzeichnung und Interviewprotokoll (d.h. ein Postskriptum wird seitens des Interviewers im Nachhinein angefertigt) zusammen. Beim Postskriptum sollen die Interviewsituation, Eindrücke über die Kommunikation, über den Interviewten und sein Verhalten, über das eigene Verhalten, die Umgebung und die stattgefundene Atmosphäre offengelegt werden. (vgl. ebd., 237, zit. n. Flick 2002, 135-138)

Vor dem Einsatz dieses Erhebungsinstruments sollen aber mittels quantitativem Fragebogen Bildungsweg entscheidende sowie soziodemographische und –ökonomische Variablen zwecks deskriptiver Darstellung um einen Überblick über die Untersuchungsgruppe zu erhalten, erhoben werden. Der Kurzfragebogen ermöglicht außerdem, demographische Daten vor Beginn oder nach Beendigung des zentralen Gesprächs abzufragen (vgl. Flick 2002, 137).

Es wird der Versuch unternommen, „methodologische Standards“ - im speziellen bei der Datenerhebung – einzuhalten, um Verzerrungen entgegenzuwirken, die als Folge die Ergebnisse und ihre Interpretation beeinflussen könnten. Für die Aufzeichnungen der Interviews werden daher ruhige Orte ausgewählt, um möglichst wenig Einflussnahme von außen auf die Gespräche zu haben. Später erfolgt die Transkription, danach die Kategorisierung der Erkenntnisse. Anschließend soll ein Vergleich der gemachten Erfahrungen im Hinblick auf Gemeinsamkeiten/Differenzen der Interviewten möglich sein. Insgesamt wurde eine Fallzahl von 10-15 zu befragenden Personen angestrebt. Letztlich konnten 11 Personen (4 Männer, 7 Frauen) befragt werden. Die Unkenntnis der Grundgesamtheit ist aus Sichtweise einer schrittweisen Vorgehensweise bei der Auswahl von InterviewpartnerInnen als idealtypisch und grundlegend anzusehen. Die Stichprobenziehung folgt nämlich einem theoretischen Sampling (im Gegensatz zu einem statistischen) (vgl. Wiedermann 1995, 441 zit. n. Flick 2002, 105). Letztlich kamen von den 11 Personen 6 in die Stichprobe (3 Männer, 3 Frauen).[19]
Den Zugang zu den Interviewees suchte ich durch

- Einträgen in Internetforen (z.B. auf der Student-Point Seite der Universität Wien[20], die für Studierende mit Behinderung eingerichtet wurde),
- Mithilfe der Behindertenbeauftragten der Universität Wien,

[19] Die Deskription der Fallauswahl findet unter 3.4.4 statt.
[20] Siehe hierzu: Universität Wien (2009): Student Point. Onlinedokument. URL: http://www.univie.ac.at/studieren/forum/viewforum.php?f=38&sid=868ba890fe2cd22b16135acfbc948d29; Download: 10.10. 2010; 09:34.

- durch den Schneeballeffekt,[21]
- den Besuch eines Workshops der Veranstaltung „Uni-Leben“[22], bei dem ich mein Vorhaben präsentieren durfte und eine Liste mit der Bitte um Teilnahme an der Befragung durchgab[23],
- Mithilfe einer Institution, die persönliche Assistenz für Menschen mit Behinderung anbietet, herzustellen.

Als Auswertungsmethode erscheint mir das von Flick (2002) an Strauss (1991) angelehnte Verfahren – das thematische Kodieren - als sinnvoll, da ich gemachte Erfahrungen innerhalb meiner Untersuchungsgruppe miteinander vergleichen möchte. „Der Forschungsgegenstand ist dabei die soziale Verteilung von Perspektiven auf ein Phänomen oder einen Prozess“ (Flick 2002, 271). Zwecks Vergleichbarkeit ist es notwendig, dass Themen im Leitfaden (bei gleichzeitiger Offenheit gegenüber Gespräch und Inhalt) vorgegeben werden. (vgl. ebd., 272)

Über die Leistbarkeit der Diplomarbeit ist aus methodischer Sicht zu erwähnen, dass zwar die Erfahrungen der Beforschten analysiert und aufgezeigt werden, aber kein partizipativer Forschungsansatz gewählt wurde, auch wenn dies von BefürworterInnen der Disability Studies gefordert wird: „Menschen mit einer Behinderung müssen in der Forschung über sie eine entscheidende Rolle spielen“ (Weisser 2004, 28) Diese Forderung kann aufgrund des erschwerten Zugangs zu den Studierenden mit Behinderung nicht eingelöst werden. Die Vorbereitungszeit bis zur tatsächlichen Datenerhebung und –auswertung hätte vermutlich meine zeitlichen Ressourcen überstrapaziert.

1.4 Struktureller Aufbau der Arbeit

Im **ersten** einleitenden **Kapitel** werden die eigentliche Problemstellung, Intention und Forschungsfrage und erste Informationen zur methodischen Vorgehensweise offengelegt. Außerdem wird der Behinderungsbegriff kritisch reflektiert sowie der Versuch unternommen, zentrale Termini, die u.a. im Kontext von Behinderung auftauchen (z.B. Inklusion und Exklusion) näher zu determinieren und zu diskutieren.
In **Kapitel zwei** der Diplomarbeit kommt es zur Auseinandersetzung mit zentralen Theorien, die sich mit gesellschaftlicher Teilhabe, sozialer Ausgrenzung und Diskriminierung befassen. Dabei wird zwischen system- und differenztheoretischen (auf Systemtheorie und funktionaler Differenzierung basierender Ansatz), ressourcenbasierten (Armut, Deprivation, Lebenslage), sozialstrukturellen

[21] Am Ende des Interviews fragte ich nach weiteren dem/der Interviewten bekannten StudentInnen, die ebenfalls eine Behinderung aufweisen.
[22] Universität Wien (2009): UniLeben. Onlinedokument. URL:http://unileben.univie.ac.at/; Download: 10.10. 2010; 13:15.
[23] Zu meinem Leidwesen trug sich lediglich eine Person auf der Liste ein, die ich dann zwar mehrmals per E-Mail kontaktierte, allerdings keine Antwort auf meine Anfragen auf Teilnahme erhielt.

(Underclass, Die Überflüssigen, Marginalisierung), integrierenden (Capabilities, Lebenschancen, Lebensqualität) und individualistischen, handlungsorientierten Konzepten (Sozial- und Systemintegration) differenziert. Im Anschluss folgen Theorien, die sich mit Diskriminierung befassen (Goffmans Stigma-Theorie; Interdependenz-Theorie). Im Anschluss folgen zwei theoretische Ansätze einer neuen Sicht auf das Phänomen Behinderung, nämlich die sozialwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Sichtweise, die beide in der Wissenschaftsdisziplin „Disability Studies" verortet sind. Erstgenannte fungiert zwar als Kerntheorie der vorliegenden Arbeit und kann als Bindeglied zur Sonder- und Heilpädagogik angesehen werden, macht aber aufgrund des Miteinbezugs der anderen beschriebenen Theorien, die ebenfalls im Erhebungsinstrument mitberücksichtigt wurden, in methodischer Hinsicht nur einen Teilaspekt aus. Der Arbeit liegt somit nicht bloß ein methodisches Instrument zugrunde, das sich inhaltlich ausschließlich aus Theorien zusammensetzt, die imstande sind, soziale Ungleichheit explizit zu machen, sondern auch aus inhaltlichen Implikationen, die den Körper als Strukturkategorie miteinbeziehen. Somit kann von einem bio-psycho-sozialen Modell bzw. Verständnis von Behinderung gesprochen und ausgegangen werden.
In **Kapitel drei** erfolgt die empirische Auseinandersetzung mit dem Forschungsthema, was die Deskription und Problematisierung des Forschungsdesigns, die Durchführung (Datenerhebung, Datenauswertung) sowie die Darstellung der Ergebnisse beinhaltet.
Eine abschließende Diskussion findet sich in **Kapitel vier**, in dem alle Erkenntnisse zusammengetragen und aus den Ergebnissen Rückschlüsse auf die Vor- und Nachteile des sozialen Modells von Behinderung gezogen werden.

1.5 Ein erster Annäherungsversuch der Klärung zentraler Termini aus pädagogischer und soziologischer Sichtweise

Bevor ich im speziellen auf die vielfältigen Theorien, die mit sozialer Ausgrenzung zu tun haben, eingehen werde, erscheint es mir sinnvoll, zu versuchen, zentrale Termini, die im Laufe der Diplomarbeit immer wieder auftauchen, näher zu bestimmen.

1.5.1 Das Empowerment-Konzept von Schwalb und Theunissen: Von Exklusion über Integration zu Inklusion, Partizipation und Empowerment

Zu Beginn möchte ich auf jene rechtlichen „Errungenschaften" verweisen, die das Empowerment-Konzept von Schwalb und Theunissen maßgeblich beeinflussten. Danach richte ich den Blick auf Probleme, die bei der Übersetzung zentraler Begriffe der Allgemeinen Charta der Menschenrechte (Partizipation und Inklusion) in die deutsche Sprache entstehen. 1.5.1.2 legt die historische Entwicklung des Paradigmenwechsels von Exklusion zu Inklusion offen. Nachfolgend werden die Begriffe Integration, Inklusion und Empowerment im Hinblick auf ihre semantischen Bedeutungen

und inhaltlichen Implikationen, ihre Ursprünge und ihre Relevanz in der pädagogischen als auch gesellschaftlichen Praxis reflektiert.

1.5.1.1 Die Bedeutung der UN-Konvention für das Empowerment-Konzept und die Problematik der Übersetzung ihrer zentralen Begrifflichkeiten

Schwalb und Theunissen (2009) sehen sich in ihrem entwickelten Empowerment-Konzept, indem Selbstbestimmung als soziale Kategorie zentrales Moment ist, durch nachfolgende Errungenschaften in ihrer Zielsetzung einer inklusiven Gesellschaft bestätigt:

- der Allgemeinen Charta der Menschenrechte der Vereinten Nationen[24] sowie
- durch Artikel 3 der Konvention[25], der sich auf Menschen mit Behinderung bezieht. Seine innewohnenden Forderungen beinhalten eine vollständige Partizipation und Inklusion in die Gesellschaft. Dabei sind alle Aspekte menschlichen Lebens, verschiedene Lebensbereiche, Dienstleistungssysteme und gesellschaftlichen Bezugsfelder[26] gemeint (z.B. Erziehungs-, Bildungs- und Gesundheitswesen, Arbeitswelt, Freizeit, Wohnen, öffentlicher Nahverkehr, Einkaufsstätten, kulturelle Einrichtungen) (vgl. Schwalb und Theunissen 2009, 7) sowie das Recht auf Inklusion und das Recht, eigene Entscheidungen treffen zu dürfen (vgl. Präambel § n; Artikel 3§ a).

Die Wissenschaftler orten eine Diskrepanz zwischen dem rechtlich kodifizierten Gesellschaftskonzept, das durch die UN-Konvention gegeben ist, und der fallweise noch defizitorientiert geprägten Theorie und Praxis der traditionellen Behindertenarbeit. Die UN-Konvention betrachtet Behinderung als „Behinderung aus der Interaktion zwischen Personen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren [...], die die volle und effektive gesellschaftliche Partizipation auf gleichberechtigter Basis mit anderen hindern“ (Präambel § e).
Was zentrale Termini betrifft, so kritisieren Schwalb und Theunissen die deutsche Übersetzung der Konvention. Der Begriff Partizipation (participation) sei beispielsweise der Gefahr ausgesetzt, sein Potential zu verlieren, da er „nicht nur für aktive Beteiligung in einem sozialen System oder als Teil oder Mitglied einer Gemeinschaft oder Gesellschaft [steht], sondern gleichfalls [...] für das Recht auf Mitsprache, konkrete Mitgestaltungsmöglichkeiten sowie Mitbestimmung“ (Schwalb und Theunissen 2009, 9). Aber auch der Begriff der Inklusion sei kritisch zu betrachten. In der deutschen Ausgabe der UN-Konvention wurde er durch Termini wie „Einbeziehung“ und „Integration“ ausgetauscht, was inhaltliche Verzerrungen zur Folge habe und die Ursprungsintention der UN-Konvention untergrabe.

[24] Sie beinhaltet die Anerkennung von Würde, Werten und Rechten aller Menschen. (vgl. UN-Konvention 2007)
[25] Er betont allgemeine Prinzipien wie z.B. „Chancengleichheit“, „Nichtdiskriminierung“, „Respekt für Differenz und Akzeptanz von Behinderung als Bestandteil menschlicher Vielfalt und Menschlichkeit“ und der Forderung der „vollen Zugänglichkeit“. (vgl. UN-Konvention 2007)
[26] Luhmann spricht in diesem Zusammenhang von gesellschaftlichen Funktionssystemen. Ein exemplarischer Entwurf in Tabellenform findet sich unter 2.1.1 (Tab. 3: Inklusionsrollen und Inklusionsformen).

„Inclusion“ beziehe sich auf die gesellschaftliche Zugehörigkeit von Menschen mit Behinderung. Die deutsche Übersetzung argumentiere hingegen aus einer Sicht auf Behinderung, die von außen bzw. von nichtbehinderten Menschen, die in handlungsdeterminierenden Machtpositionen sind, komme, was sich gegen den Grundgedanken von Inklusion und Partizipation richte. (vgl. ebd.)

1.5.1.2 Von Exklusion zu Inklusion: ein Paradigmenwechsel

Schwalb und Theunissen diagnostizieren einen Paradigmenwechsel: weg von der pädagogisch-therapeutischen Förderung, die mit dem Begriff der Integration verbunden war, hin zum Paradigma der Inklusion, das mit dem Konzept „Empowerment“ gekoppelt ist und Fragen der Teilhabe am Gesellschafts- und Arbeitsleben, der Freizeit und des Wohnens behandelt.[27] (vgl. ebd., 11)
Der historische Aufriss, der von beiden Wissenschaftlern erarbeitet wurde, belegt, dass es vier Phasen im 19. Jhdt. gab, die eine Abkehr von Exklusion und eine Hinwendung zur gesellschaftlichen Inklusion von Menschen mit Behinderung kennzeichnen.
In der **Phase der Exklusion** blieben Menschen mit Behinderung von der gesellschaftlichen Teilhabe ausgeschlossen, indem sie zuhause oder in Anstalten für Menschen, die „von der Norm abwichen“, weggesperrt waren. In der **Phase der Segregation** kam es zur Bildung von Sozialisations-einrichtungen, die kranke, behandlungs- und versorgungsbedürftige Menschen aufnahm und förderte. Heime und Anstalten wurden aufgrund christlicher und jener Sichtweisen, die auf „Heilung“ und gesellschaftliche „Brauchbarkeit“ abzielten, gebaut. Menschen, die als „bildungs- und erziehungsunfähig“ galten, kamen in Pflegeheime. Im 20. Jhdt. änderte sich an dieser auf der Psychiatrie basierenden Vorstellung eines Zwei-Klassen-Systems nichts. Als in den USA und in den skandinavischen Ländern Kritik an der Verweigerung von Teilhabemöglichkeiten von Menschen mit Behinderung an gesellschaftlichen Regelsystemen, insbesondere an ihrer Unterbringung in Institutionen aufkam[28], folgte als Reaktion darauf die **Phase der Integration**. Die Deskription von Menschen mit Behinderung erfolgte zwar noch immer defizitorientiert, der Blick war aber darauf gerichtet, Defizite durch (heilpädagogische) Förderung zu verringern. Die **Phase der Inklusion** wurde aufgrund der Forderung nach mehr Autonomie eingeleitet, wobei sich ihr Fundament vorwiegend aus der Einhaltung und Ausweitung von Rechten von Menschen mit Behinderung zusammensetzt. Inhaltliche Kernthemen betrafen die Umverteilung von Macht (Behinderte als „ExpertInnen in eigener Sache“, die selbst Entscheidungen treffen), Zugänge zum Arbeitsmarkt, die Gegenposition zur Besonderung in Einrichtungen und das Wohnen in kleinen, gemeindeintegrierten Bauten mit der Öffnung nach außen. (vgl. ebd., 11f)

[27] Wichtig ist hierbei zu erwähnen, dass sich die beiden Autoren (vorwiegend) auf Menschen mit Lernschwierigkeiten beziehen.
[28] Im deutschsprachigen Raum gab es aufgrund der Relevanz kirchlicher Anstalten im Versorgungssystem weniger Kritik (vgl. Schwalb und Theunissen 2009, 12).

„Das Paradigma der *Inklusion* geht davon aus, dass Menschen mit Behinderung [...] in der Lage sind, trotz ihrer Behinderung, aber auch mit daraus erwachsenden spezifischen Fähigkeiten an normalen Lebensbedingungen in den gesellschaftlichen Regelsystemen teilzuhaben, dass sie ein Recht haben auf ein selbstständiges und selbst verantwortetes Leben in der Gesellschaft“ (Schwalb und Theunissen 2009, 12).

1.5.1.3 Integration: Sichtweisen, Begriffsursprung, Bedeutung und kritische Reflexion

Am weitverbreitetsten dürfte jene Sichtweise auf **Integration** sein, die eine Eingliederung auf struktureller Ebene der Gesellschaft meint. Schwalb und Theunissen (2009, 13) sprechen hierbei von *„räumlicher Integration“*, die a priori keine *funktionale Integration* beinhalten muss, d.h., dass Menschen mit Behinderung nicht von vornherein allgemeine Dienstleistungen in Anspruch nehmen, am gesellschaftlichen Leben teilhaben oder sich soziokulturell integriert fühlen. (vgl. ebd., 13)
Bei der Betrachtung der Herkunft des Begriffs Integration, abgeleitet aus dem lateinischen Wort „integrare“, das so viel wie „heil, unversehrt machen, wiederherstellen, ergänzen“ (Duden 1997, 308) bedeutet, zeigt sich, dass das Begriffsverständnis von Integration als (bloße) Eingliederung zu kurz greift. Es müsse nämlich zwischen innerer und äußerer Wiederherstellung eines Ganzen differenziert werden, um den Kontext nicht außer Acht zu lassen. Unter innerer Wiederherstellung ist meist *personale Integration* (vgl. Speck 2003, 364) zu verstehen. Dabei ist die Sichtweise auf die Einheit von Körper, Seele und Geist, das (abermalige) In-Einklang-Bringen und Ausbalancieren der eigenen Kräfte, was pädagogisch-therapeutisch dann relevant ist, wenn bestimmte Lebensbedingungen die eigene Identität beschädigen[29], von Relevanz. Unter äußerer Wiederherstellung ist *soziale Integration* gemeint. Sie betrachtet das Individuum in Bezugsetzung zu seinen Sozialkontakten bzw. Mitmenschen. *Sozioökologische Integration* sieht den Menschen unter dem Blickwinkel eines „biozentrischen Wesens“ (vgl. Schwalb und Theunissen 2009, 13f).
Des Weiteren impliziert der Integrationsbegriff eine *Zwei-Welten-Theorie*. Jene Welt der nichtbehinderten Menschen, die als die „normale“ angesehen wird, wird Maßstab für die Eingliederung von Menschen mit Behinderung (die in der anderen Welt leben), wobei Integration oft mit Anpassung (Assimilation) in normativer und wertorientierter Hinsicht an die Welt der Nichtbehinderten einhergeht. Schwalb und Theunissen sprechen von einem „dekapitierten Integrationsverständnis“ (Schwalb und Theunissen 2009, 14), das das Trennende in den Vordergrund stellt. Beidseitige Anpassungsprozesse und eine systemökologische Sicht und Praxis von Integration rücken dabei in den Hintergrund. (vgl. ebd., 14)
Wenn Integration als Eingliederung verstanden wird, muss zuvor eine Ausgrenzung (Segregation) stattgefunden haben. Aus sonder- und heilpädagogischer Sicht wird dann versucht, die Ausgegrenzten im Nachhinein wieder einzugliedern bzw. unversehrt zu machen. Die (Wieder-) Eingliederung erfolgt

[29] Siehe hierzu auch Goffmans Beitrag „Stigma“ (orig. 1963, dt. 1994)[2], indem er über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität schreibt. Näheres dazu unter 2.3.1.

typischerweise in einer Top-Down-Praxis durch Profis und HelferInnen, zu denen Organisationen, FunktionärInnen, SachbearbeiterInnen und Professionelle zählen, die ihre eigenen Interessen durchsetzen, dabei aber auf die Betroffenen (zu) wenig oder keine Rücksicht nehmen. Statt einer Enthospitalisierung finde oft eine Umhospitalisierung statt. (vgl. ebd., 14f)

Die Differenzierung zwischen Menschen mit Behinderung als „integrationsfähig" und „integrationsunfähig" hat Selektion und Ausgrenzung, insbesondere von Menschen mit schwerer (kognitiver) Behinderung, zur Folge. Im Kontext „Wohnen" werden gesellschaftlich integrierte Wohnformen (betreutes Einzel-, Paar- oder Gruppenwohnen) nicht als neue Möglichkeiten angesehen, die Regelsysteme ablösen, sondern lediglich als ergänzende Angebote. Dies impliziere abermals eine Besonderung und halte eine Institutionalisierung von Menschen mit Behinderung aufrecht. (vgl. ebd., 15f)

1.5.1.4 Inklusion: Wortursprung, Bedeutungsebenen und Kritik

Der Begriff **Inklusion** kommt aus Nordamerika und bedeutet übersetzt so viel wie „unmittelbare Zugehörigkeit" oder „Nicht-Aussonderung". Das Statement der US-amerikanischen Organisation The Arc of New Jersey (1995), das das Recht auf volle Zugehörigkeit aller Menschen in unterschiedlichen Gemeinschaften fordert, deuten Schwalb und Theunissen als Zugeständnis zu Empowerment. Als Ausgangspunkt von Inklusion werden politische Initiativen und Aktionen von Menschen mit Behinderung und ihren Angehörigen angesehen, die für Selbstbestimmung, rechtliche Gleichheit, der Anerkennung als BürgerIn, soziale Gerechtigkeit und gesellschaftliche Teilhabe eintraten. (vgl. Schwalb und Theunissen 2009, 16f)

Der Wortursprung von Inklusion liegt im lateinischen Verb „includere" (einschließen) (Duden 1997, 306). Wird Gesellschaft diesem Verständnis nach aufgefasst, so liege der Fokus auf dem Recht jedes Menschen auf volle gesellschaftliche Zugehörigkeit, seiner Anerkennung und seinem Recht auf Selbstbestimmung und Partizipation am gesellschaftlichen Leben. Daraus resultiere, dass die Gesellschaft dafür zu sorgen habe, Menschen mit Behinderung sowie marginalisierten Gruppen (Alte, kinderreiche Familien, AlleinerzieherInnen, Familien und Kinder mit Migrationshintergrund etc.) zu helfen, anstatt sie auszusondern, zu benachteiligen oder ihnen notwendige Unterstützungen zu untersagen. (vgl. Schwalb und Theunissen 2009, 17f)

Um der Vision *einer* Gesellschaft gerecht zu werden, müsse der Blick auf eine multikulturelle Gesellschaft gerichtet sein, in der Heterogenität und Individualität akzeptiert werden. (vgl. ebd., 18)

Eine weitere Voraussetzung gesellschaftlicher Inklusion liege im Leitprinzip der Barrierefreiheit, wodurch gewährleistet werden soll, dass jedes Gesellschaftsmitglied zu allen sozialen und kulturellen Systemen Zugang hat und diese nutzen kann. Barrierefreiheit werde aber erst dann Realität, wenn rechtliche Absicherungen (Antidiskriminierungsgrundsatz), Anpassungen in Strukturen, Institutionen und Dienstleistungsagenturen folgen. Integration bezog sich bis dato aber vorwiegend auf die

Anpassung des Individuums an die Gesellschaft. Inklusion behalte das Unterstützungsprinzip zwar bei, weite den Fokus aber systemökologisch - in Form von Reflexion mit kontextuellen Bezügen - aus. Durch gegenseitige Anpassung würden Selektion und Separation verhindert werden. (vgl. ebd., 18f)
Während es dem Inklusionsgedanken folgend keine „integrationsunfähigen Menschen“ gibt, so habe es beim Integrationsansatz fallweise noch immer den Anschein, als würde eine derartige Sichtweise bestehen. Stattdessen müssten individuelle (Stärken, Potentiale etc.) und soziale Ressourcen (Familienstrukturen, Lebensformen, Bräuche, Traditionen, Freundeskreise etc.) gebündelt sowie persönliche Netzwerke hergestellt werden (z.B. intergenerative und interpersonelle Potenziale). Soziale Ressourcen und heterogene Gemeinschaften wären aber nur dann hilfreich, wenn sie als hilfreich und valide erlebt werden. Voraussetzung des Entstehens von Netzwerken sei bürgerzentrierte Arbeit, d.h., BürgerInnen bieten sich als freiwillige HelferInnen an. (vgl. ebd., 19f)
Sollte es gelingen, eine „Zwei-Welten-Theorie“ zu überwinden, so käme dies einer Vielzahl heterogener Lebenswelten gleich, die Pluralität als Normalität emporhebt, Anpassungszwängen entgegenwirkt und Selbstbestimmung, Individualität und Bedürfnisbefriedigung begünstigt. Letztlich ist noch ein Aufbrechen der Top-Down-Konzeption notwendig, damit Betroffene selbst ihre Stimme für ihre Anliegen erheben und für ihre Durchsetzung eintreten können. (vgl. ebd., 20f)
Beim Verhältnis von Inklusion und Exklusion verweisen die beiden Wissenschaftler auf die soziologische Sichtweise einer funktional-differenzierten Gesellschaft. Dies tun sie deshalb, da die Vorstellung einer Gesellschaft, in der alle Menschen vollständig einbezogen und willkommen sind, als visionär betrachtet wird und sich Schwalb und Theunissen die Frage stellen, wie man Inklusion tatsächlich überprüfen könnte. Sie kommen – auf Kulig (2006) verweisend - zu folgendem Schluss: „Je geringer die faktische Zugehörigkeit zu einer Organisation als Betreiber und Anbieter, desto geringer der Grad der gesellschaftlichen Inklusion. Durch die Zugehörigkeit in einem selbstorganisierten Zusammenschluss [...] lässt sich dieser durch Teilsysteme erzeugte Exklusionseffekt nicht beseitigen, sondern allenfalls kompensieren“ (Kulig 2006, 53 zit. n. Schwalb und Theunissen 2009, 22f). Es sei daher notwendig, einen differenzierten Blick auf Exklusion im Kontext der Behindertenarbeit zu haben. Im Bereich der Politik sei das Thema der Inklusion stets der Gefahr ausgesetzt, einer dekapitierten Konzeption zu erliegen, das dem integrativen Input-Prinzip folge und Inklusion zur Leerformel verkommen lasse. (vgl. Schwalb und Theunissen 2009, 23)
Die Vermarktung der Behindertenhilfe betrachten Schwalb und Theunissen dann als legitim, wenn Wettbewerb als Mittel verstanden wird und für Menschen mit Behinderung Vorteile bringe. Kritisch betrachten sie es hingegen, wenn Wettbewerb zum bloßen Zweck verkommt und sozialpolitische Regulative fehlen. Dies führe zu geringen Wahlmöglichkeiten auf Nachfrageseite, zu Beliebigkeit, asozialer Autonomie, Macht und Einfluss auf Seite der Dienstleistungsanbietenden. (vgl. ebd., 23f)
Schwalb und Theunissen befürchten eine Selbstverzweckung des Systems der Behindertenbeihilfe, da „das Vorhandensein spezialisierter Sondereinrichtungen die gesellschaftlichen Regelsysteme (z.B. allgemeine Betriebe, öffentliche Dienstleistungsagenturen, VHS, Vereine, Nachbarschaften etc.) dazu

[verleite], sich nach dem Motto ‚dafür sind die ja da' (gemeint ist die Behindertenhilfe) aus der sozialen Verantwortung und aus Aufgaben herauszuhalten sowie soziale Kontakte und Unterstützung zu delegieren" (Schwalb und Theunissen 2009, 24). Benötigt würden hingegen nicht weitere Spezialangebote der Behindertenhilfe, sondern das Gegenteil: ein Abbau der Sondereinrichtungen, abgelöst von einem „cross-staff-learning" (gemeinsame Schulungen und Fortbildungen etc.) sowie stärkere staatliche Regulative[30]. (vgl. ebd., 25)

1.5.1.5 Empowerment: Ursprung, Bedeutung, Handlungsebenen, Kritik und Reflexion

Über den oftmals verwendeten Begriff **Empowerment** besteht keine allgemeingültig, akzeptierte Sichtweise. Schwalb und Theunissen betrachten Empowerment als „Wegbereiter zu inklusiven Zielen und als Handlungskonzept für inkludierende Arbeit mit Menschen mit Behinderung" (Schwalb und Theunissen 2009, 26).
Ende der 1950er-Jahre fand Empowerment im Kontext US-amerikanischer Bürgerrechtsbewegungen der schwarzen Minderheitsbevölkerung Verwendung und inspirierte Menschen in anderen marginalisierten Positionen (z.B. die Independent-Living-Bewegung, der Menschen mit Körper- oder Sinnesbehinderungen angehörten). (vgl. ebd., 26)
Übersetzt wird Empowerment mit „Selbstbefähigung", „Selbstermächtigung" oder „Selbstbemächtigung". Die Verbindung von Empowerment und Inklusion in der Behindertenarbeit erscheint als eigene Komplexität, die sich in vier Zugängen erschließt: (vgl. ebd., 26)

1.) Empowerment betreffe individuelle Kräfte, Stärken und Ressourcen. Sie sollen mobilisiert werden, um Probleme, Krisen, Belastungen etc. eigenständig bewältigen zu können. Ziel ist das Erreichen einer relativ autonomen Lebensführung.
2.) Empowerment verweise auf politische Durchsetzungskraft, die durch das Engagement von Menschen mit Behinderung und ihren Angehörigen im Kampf gegen Benachteiligungen und Vorurteilen etc. Erfolg bringen soll.
3.) Bei einer eigenständigen Herangehensweise, der Aneignung von Kompetenzen und der Nutzung sozialer Ressourcen finde ein selbstbestimmter Handlungs- und Lernprozess statt.
4.) Empowerment zeichne sich im transitiven Sinne durch eine Kultur des Helfens, der Bewusstwerdung von und dem Vertrauen in Fähigkeiten aus.

Methodisches Konzept ist die Stärken-Perspektive, die sich auf individuelle Stärken, soziale Ressourcen und der Nutzung von schützenden, haltgebenden und entwicklungsförderlichen Netzwerken bezieht. Beim Empowerment-Konzept arbeiten nichtbehinderte Menschen und Menschen mit Behinderung auf Basis gemeinsamer Werte wie Selbstbestimmung, „kollaborative und

[30] Damit sind allgemeine Ausbildungscurricula mit dem verpflichteten Thema Behindertenarbeit sowie die Verpflichtung von Seiten der Dienstleistungsanbietenden, spezielle inklusive Unterstützungsangebote zur Verfügung zu stellen, gemeint. (vgl. ebd., 25)

demokratische Partizipation“ [31] (Prilleltensky 1994, 360) und der Vorstellung einer fairen Verteilung von gesellschaftlichen Ressourcen und Lasten zusammen. (vgl. ebd., 26f)

Schwalb und Theunissen konzipierten **vier Handlungsebenen**, in deren Verknüpfung sie eine Synergiewirkung postulieren.

Auf der *subjektiven Ebene* geht es darum, den Betroffenen die eigene, individuelle Stärke und Handlungskompetenz aufzuzeigen, um die eigenen Angelegenheiten selbst meistern zu können – im Gegensatz zur traditionellen heilpädagogischen Förderung, bei der aus Menschen mit Behinderung „etwas gemacht werden soll“. Fähigkeiten und Fertigkeiten, die für die gesellschaftliche Teilhabe vonnöten sind, wurden oft in der Kindheit nicht erlernt und könnten nun durch mannigfaltige Angebote[32] kompensiert werden. „Gutes“ bzw. erwünschtes Sozialverhalten führe zu vermehrten sozialen Kontakten und gesteigerter Akzeptanz bei nichtbehinderten Menschen und begünstige folglich die eigene (psychische) Gesundheit. In der alltäglichen Arbeit unterstützen assistierende Dienste (z.B. therapeutische Settings) Menschen mit Behinderung. Eine enge Verknüpfung von Einzel- und Gemeinwesenarbeit sei dann erreicht, wenn individuelle Netzwerke mit Umfeldstärken und bürgerzentrierten Ressourcen genutzt werden. (vgl. ebd., 28f)

Auf *gruppenbezogener Ebene*, die als vielschichtig beschrieben werden kann, spielen mehrfache Förderungen eine Rolle: *erstens* jene, die auf vorhandene Netzwerke von Menschen mit Behinderung abzielen, *zweitens*, die mit der Entwicklung von Selbsthilfe, Selbstvertretung und dem Herstellen von Kontakten zu tun haben und *drittens*, die überregionale Verknüpfung von Systemen. Als konkrete UnterstützerInnen im Sinne einer (informellen) Zusammenarbeit mit Menschen mit Behinderung sollten nichtbehinderte BürgerInnen und sozial engagierte Unternehmen auftreten. (vgl. ebd., 29)

Auf *institutioneller Ebene* scheint ein Veränderungsbedarf dahingehend notwendig, Systemzwänge und Institutionalisierung von Menschen mit Behinderung aufzulösen und Partizipation - im Sinne demokratischer Entscheidungsstrukturen - zu erreichen. (vgl. ebd., 30)

Die *sozialpolitische und gesellschaftliche Ebene* beinhaltet politische und gesellschaftliche Teilhabe, die Veränderungen in lokalen Machtstrukturen ermöglichen soll (z.B. bürgernahe Sozial- und Gesundheitspolitik). In diesem Kontext spielen sich Überlegungen im Hinblick auf advokatorische Assistenz (verantwortungsbewusste Unterstützung), der Eruierung und Förderung und der Umsetzbarkeit einer Interessensvertretung durch Betroffene auf kommunaler Ebene (z.B. Behindertenbeiräte) ab. (vgl. ebd.)

In ihren *kritischen Anmerkungen* über Empowerment lassen Schwalb und Theunissen erkennen, dass der bloße Verweis auf Empowerment und selbst die Durchdringung lebensweltlicher Systeme durch das Konzept – so wie dies in den USA der Fall ist – die Gefahr mit sich bringt, lediglich als Schlagwort zu verkommen und in Bedeutungslosigkeit zu verfallen. Besonders kritisch betrachten sie

[31] Konkret geht es hier um das Recht auf Anhörung, Mitsprache und Mitbestimmung (vgl. Prilleltensky 1994, 360).

[32] Das Angebot reicht vom Curriculum selbstständiger Haushaltsführung, über den Umgang mit Geld bis hin zu Programmen der Gesundheitsförderung oder umfeldbezogenem Verhalten und Handeln in Gefahrensituationen (vgl. ebd., 28)

die in Amerika stattfindende Entwicklung unter dem Blickwinkel des Wirtschaftsliberalismus, der bei stetigem Rückgang der Sozialleistungen dem sozialen Ethos zu trotzen scheint. Sich daraus ergebenden Konsequenzen werde mit verstärkter Bürgerarbeit begegnet. Schwalb und Theunissen fragen daher (provokant) nach, ob es tatsächlich ausreiche, über Freiheitsrechte verfügen zu dürfen, über ökonomische Ressourcen jedoch nicht. (vgl. ebd., 31)

Eine weitere Gefahr sehen sie in der Ideologieanfälligkeit von Empowerment. Sie machen daher explizit, dass ihr Verständnis von Empowerment jenem der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung (im Sinne Martin Luther Kings) einerseits und jenem der humanistischen Psychologie (C. Rogers) entspricht. Als kritisch erachten sie es, wenn sich betriebswirtschaftliche Empowerment-Strategien gegen die eigentlichen AdressatInnen wenden. Psychologische Programme würden Gefahr laufen, den Empowerment-Begriff durch die Überhöhung des Individuums bei gleichzeitig asozialem Verständnis von Individualität einseitig einzusetzen. Auf gruppenspezifischer Ebene erachten die beiden Autoren die Vereinnahmung durch fundamentalistische Gruppen für möglich und befürchten, dass ihren Mitgliedern Normen vorgegeben werden könnten, die individuelle Interessen untergraben, Andersdenkende verstoßen und soziale Ausgrenzung erzeugen können. Da der Begriff Empowerment in der Heilpädagogik vermehrt Anwendung - im Sinne einer Methode der Entwicklungsförderung – findet, halten es Schwalb und Theunissen wichtig zu betonen, dass Empowerment per se keine Methode darstelle, sondern zur Anwendung vielfältiger Methoden verhelfen könne. Der Versuch Mohrs (2004), Normalisierung als oberste Maxime für Empowerment zu konstatieren, wird ebenfalls für gefährlich gehalten. Dies deshalb, da „bis heute Fragen zum Verhältnis von Normalisierung, Mittelschicht-Orientierung, Normalität und Normalismus in der Behindertenarbeit nur selten offen gelegt und hinterfragt wurden. Nur dann wenn Betroffene die eigenen Horizonte von Normalität selbst bestimmen können, ließe sich ein Anregungsgehalt diskutieren“ (Schwalb und Theunissen 2009, 32).

Das Empowerment-Konzept beinhaltet, dass Personen als „ExpertInnen in eigener Sache“ handeln sollen. Dabei dürfe aber nicht außer Acht gelassen werden, dass es Personen gibt, die nicht für sich selbst sprechen können (v.a. Menschen mit geistiger Behinderung; AutistInnen). Daher sei es wichtig, den ethnischen Bezugsrahmen stets vor Augen zu haben, der unveräußerliche Menschenrechte der modernen Gesellschaft umspannt. Jenen Menschen, die nicht für sich selbst sprechen können, muss daher in advokatorischer Form geholfen werden. Hierbei ist eine selbstreflexive Haltung von eminenter Bedeutung, um einer paternalistisch-bevormundenden Unterstützung entgegenzuwirken. (vgl. ebd., 32f)

Die Kritik an Empowerment, sich gegen Fürsorge zu wenden, entkräften Schwalb und Theunissen. Empowerment richte sich nicht gegen Assistenz im fürsorglichen Sinne, sondern dagegen, wenn individuelle Stärken und Potentiale von Menschen mit Behinderung nicht mitberücksichtigt würden, die Handlungsspielräume des/der Einzelnen sowie seine/ihre Lebenssouveränität aufrecht erhalten. (vgl. ebd., 33)

Ein anderer Kritikpunkt am Empowerment-Konzept betrifft versteckte Machtverhältnisse. Die beiden Wissenschaftler verweisen darauf, dass sich berufliche HelferInnen mittels bewusster, selbstkritischer Reflexion helfen sollten, um aufkommende oder bestehende Machtverhältnisse erkennen und verhindern zu können. (vgl. ebd., 33f)
Ein weiterer Kritikpunkt liegt im Vorwurf der Erzeugung von Handlungsunsicherheiten und Überforderung in der von Empowerment geprägten Praxis der Helfenden sowie im Unterlassen von Hilfe durch Profis (z.B. im Hinblick auf Förderprogramme). Darauf entgegnen Schwalb und Theunissen, dass in der Praxis stets eine Dialektik zwischen Hilfestellung und Zurückhaltung sowie die Notwendigkeit der Anwendung von Reflexion aller UnterstützerInnen, als auch der Einsatz von Unterstützungsleistungen gegeben sein müssten. Die Umsetzung der Forderung nach mehr Autonomie könnte hingegen dadurch realisiert werden, dass keine Profis bei gewissen Vorhaben (z.B. in der Erstellung von Förder- oder Hilfeplänen) herangezogen werden, sondern Menschen mit Behinderung selbst stärker in bevorstehenden Entscheidungen miteinbezogen werden. (vgl. ebd., 34)

1.5.2 Der Exklusionsbegriff: Sein Ursprung und der erste Versuch einer allgemeinen Definition mit geringer Berücksichtigung seines Kontextes

Der Ursprung des Exklusionsbegriffs geht vermutlich auf den Staatsbeamten René Lenoir (1974) zurück. Er betitelte sein Werk mit „Les exclus: Un Francais sur dix“. Der Begriff der „neuen Armut“ wurde durch jenen der Ausgrenzung bzw. Exklusion ersetzt, der v.a. in den 1990er-Jahren in Frankreich oftmals Anwendung fand und sich in der französischen Gesetzgebung dahingehend niederschlug, als eine Mindestsicherung und berufliche Eingliederung im Gesetz „Minimum d’Insertion“ verabschiedet wurde. (vgl. Wansing 2005, 57) Der Exklusionsbegriff gilt international aufgrund seiner „inflationären Verwendung“ als äußerst beliebt (Castel 2000), als sehr unpräzise und sei empirisch nicht eindeutig operationalisierbar. (vgl. Wansing 2005, 60) „Der Erfolg des Terminus Exklusion liegt dabei sicherlich auch in der Radikalität suggerierenden Semantik begründet: nicht mehr arm, nicht mehr am Rande der Gesellschaft, nicht mehr der Unterschicht angehörig, sondern exkludiert, ausgeschlossen, unsichtbar“ (Farzin 2006, 9).
Eine sehr allgemeine Definition ist jene, in der Exklusion als „Ausschluss von Personen oder Personengruppen von grundlegenden politischen, ökonomischen und sozialen Leistungen und Prozessen der Gesellschaft“ (Wansing 2005, 60) interpretiert wird. Versuche, den Exklusionsbegriff theoretisch fundierter zu fassen, variieren in den europäischen Ländern im Kontext der dort vorherrschenden Theoriebildung, Forschung und Politik. Gemeinsame Bestimmungsmerkmale sozialer Ausgrenzung sind Mehrdimensionalität, Relationalität und Dynamik. (vgl. ebd., 60f)

1.5.3 Der Integrationsbegriff: Herkunft, Gebrauch und Kritik

Der Integrationsbegriff fand in der Soziologie angeblich erstmals durch den englischen Philosophen, Soziologen und Vorläufer des Sozialdarwinismus, Herbert Spencer (1820-1903), Anwendung. Er versuchte, gewonnene Erkenntnisse aus der Naturwissenschaft auf die Gesellschaft zu übertragen. Seinen Ausführungen zufolge ist unter Integration ein Prozess zu verstehen, bei dem einzelne Teile ein Ganzes ergeben sollen (vgl. Heitmeyer 2008b, 29) Als Gegenbegriff ist jener der Segmentation zu nennen. Die Teile verstehen sich hier als autonom und hängen nicht miteinander zusammen. (vgl. Esser 2001, 1)

Manche WissenschaftlerInnen vertreten die Ansicht, dass der Integrationsbegriff nicht eindeutig bestimmbar sei und zu weitläufig und undifferenziert betrachtet werde, da „nicht hinreichend zwischen relationalen und absoluten Integrationsbegriffen; Elementen Subsystemen, Systemen; Mikro-, Meso-, Makroebenen, Personen und Rollen sowie zwischen Institutionen und Funktionen [...]“ (Heitmeyer 2008b, 29) unterschieden werde. So manch Forschende forderten daher eine allumfassende Theorie (siehe z.B. Münch 1995).

Der Begriff Integration stammt vom Wort „integratio“. In der Soziologie wird darunter die Herausbildung gemeinsamer Werte und die Einbezugnahme von sozialen Gruppen, Lebens- und Arbeitsgemeinschaften, die andere Wertvorstellungen haben und als gesellschaftlich ausgeschlossen beschrieben werden können, aber teilweise in spezifischen Gemeinschaften teilhaben, verstanden (vgl. Fadlalla 2010, 1).

Der Frage, was eine Gesellschaft zusammenhalte und wie integrationsfähig moderne Gesellschaften wären, folgte eine breite wissenschaftliche Debatte. Heitmeyer stellt die These in den Raum, dass eine Radikalisierung der Integrationsproblematik bestehe. Entstanden sei sie im Zeichen ambivalent verlaufener sozialer Modernisierung und den Folgen von Individualisierung, ökonomischer Globalisierung und Ethnizität. Zu beobachten sei eine Abschwächung jener Politik, die sich konjunkturell und vehementer Rhetorik mit dem „Ausländer- und Zuwanderungsproblem“ beschäftigte. Neu sei hingegen eine „doppelte Integrationsfrage“ (Heitmeyer 2008b, 30). Integration zielt hier auf die Mehrheits- und die Minderheitsgesellschaft ab. Antworten darauf, was ausschlaggebend für gesellschaftliche Kohäsion sei, sind vielfältig. Durkheim (1893/1992) ging davon aus, dass Arbeitsteilung eine reziproke Abhängigkeit der Menschen zueinander sowie dabei aufkommende Moral herstelle. Parsons (1967) konstatierte, in den gesellschaftlichen Werten das Verbindende gefunden zu haben. Marx (1867/1962) vermutete, dass gegebene Interessen das integrierende Moment wären. Max Weber (1922/1972) schrieb u.a. der Sittlichkeit Integrationsfähigkeit zu. Habermas (1981) diskutierte Universalismus als verbindendes Element. Luhmann (1984) sah den Integrationsmodus per se als am bedeutsamsten an.

In der Soziologie erhalten dichotomisierende oder systemseparate Konzepte die meiste Aufmerksamkeit. Als Beispiele gelten Ansätze von Lockwood (1964), der zwischen System- und

Sozialintegration differenzierte und Habermas (1981), der eine Unterscheidung zwischen System und Lebenswelt traf. Münch (1995) betrachtete Integrationsleistungen der gesellschaftlichen Subsysteme Ökonomie, Kultur und Politik. Peters (1993) sah soziale Integration unter dem Blickwinkel der Lösung von drei Problembereichen: Orientierungsproblemen in der objektiven Welt, Ausbildung von Kollektiv- und Individualidentitäten sowie Kriterien und Verfahren auseinandergehender Interessen. (vgl. Heitmeyer 2008b, 31)

Folgend möchte ich in prägnanter Weise auf die erstmals von Lockwood (1964) getroffene Differenzierung von sozialer Integration und Systemintegration näher eingehen, die als Leitkategorien des sozialen Wandels[33] gelten. Soziale Integration betreffe hier die Beziehungen der Handelnden eines sozialen Systems[34], die sich als geordnet oder konfliktbehaftet beschreiben lassen. Systemintegration fragt hingegen, wie die Beziehungen zwischen den Subsystemen eines sozialen Systems charakterisiert werden können (konfliktbeladen oder geordnet). (vgl. ebd.)

Eine weitere Unterscheidung ist beim Integrationsbegriff dann gegeben, wenn zwischen relationaler und absoluter Integration differenziert wird. Während bei erstgenannter Integration der Einbezug eines Elements in eine Gesamtheit interessiere, richte sich bei der absoluten Integration der Blick auf die integrierenden Elemente, die sich in die Gesamtheit einfügen und mit ihr eins werden. (vgl. Friedrichs und Jagodzinski 1999)

Fadlalla (2010, 1)[35] meint, dass die Bedeutung des Themas der sozialen Integration innerhalb der (modernen) Gesellschaft „konjunkturell" variiert. Auch wenn Fadlalla – genauso wie Hartmut Esser und andere SoziologInnen - soziale Integration aus migrationstheoretischer Sicht betrachtet und die Betroffenen nicht Menschen mit Behinderung, sondern MigrantInnen sind, so lassen sich Postulate, die im migrationstheoretischen Kontext getätigt werden, ebenso auf die Inklusion von Menschen mit Behinderung in die Mehrheitsgesellschaft (nichtbehinderter Menschen) übertragen. Integration müsse sich laut Fadlalla auf verschiedene Gesellschaftsebenen beziehen, um Gerechtigkeit, Stabilität und Dauerhaftigkeit zu gewährleisten. Integration solle „fremde Subsysteme" (Fadlalla 2010, 2) wie etwa Kultur, Religion, Sprache nicht zum Verschwinden bringen, sondern ihnen einen Platz in der

[33] Beim sozialen Wandel wird der „enge Zusammenhang zwischen Technologie (Produktionsform), sozialer Struktur [Anmerkung: hierbei ist Einteilung von Gesellschaften nach sozialen Merkmalen, wie z.B. der demographische Aufbau der Gesellschaft nach Alter, Geschlecht etc. gemeint] und Normenstruktur (Verhaltensregeln) sichtbar" (Schulz 1998, 93). Sozialer Wandel ist gewissermaßen ein Systemvergleich unterschiedlicher sozialer Umwelten. Zum Beispiel können westeuropäische mit osteuropäischen Gesellschaften im Hinblick auf ihre jeweiligen Familienstrukturen verglichen werden. (vgl. ebd., 9)

[34] Die Gesellschaft könne gewissermaßen als „System, als soziales Großgebilde" bezeichnet werden (Schulz 1998, 9). Beispiele für soziale Systeme sind Familie, Betrieb, Verein, Schule etc.

[35] Dr. Mohamed Fadlalla studierte Rechtswissenschaften an den Universitäten in Berlin, Hamburg, Bremen und Kairo. Nach Abschluss seiner Promotion absolvierte er ein weiteres Studium: jenes des Deutschen und Europäischen Internationalen Rechts. Am Beginn seiner Berufstätigkeit war er Leiter einer Rechtsabteilung einer deutschen IT-Firma. Heute arbeitet er bei der Anwaltssozietät Haeger Hartkopf. Dr. Fadlalla beschäftigt sich mit Themen des Internationalen Rechts und Völkerrechts, ist Autor und Mitautor verschiedener Bücher und Publikationen in deutschen und internationalen Fachzeitschriften, die in Deutsch und Englisch veröffentlicht wurden. Des Weiteren ist Dr. Fadlalla Mitglied der Gesellschaft für internationales und europäisches Recht. (vgl. Haeger Hartkopf. Online-Dokument: URL: http://www.haegerhartkopf.eu/50801.html; Download: 22. 1. 2011; 12:04.

Gesellschaft, der „großen Einheit“ (Fadlalla 2010, 2) einräumen. Allerdings bleibt der Fokus Fadlallas nicht darauf beschränkt, integrationstätigende Handlungen bloß von der „großen Einheit“ zu verlangen. Subsysteme - die „kleineren Einheiten“ (Fadlalla 2010, 2) - müssten ebenso kulturellen, gesellschaftlichen und sprachlichen Normen nachkommen, um sich der „großen Einheit“ anzupassen, wobei Fadlalla aufgrund der gegenseitigen Integrationsleistung, d.h. jene, die von Seiten der Mehrheitsgesellschaft und von den Individuen ausgeht, nicht von Assimilation spricht. Das Eigene solle mit dem Fremden zusammengebracht werden. Integration „bedeutet keineswegs zwangsweise, das Eigene aufzugeben und das Neue anzunehmen, eher das Andere zu respektieren und zu akzeptieren, daraus zu lernen, es mit dem Eigenen objektiv und vorurteilslos zu vergleichen, das Gute darin zu sehen und das, was mit dem Eigenen nicht kollidiert, anzunehmen“ (Fadlalla 2010, 2). Erfolgreich sei Integration dann, wenn sie nacheinander abfolgenden Stufen durchlaufe: strukturell, kulturell, sozial und identifikatorisch. (vgl. ebd., 3)

Perchinig (2001) ortet eine Zuspitzung des Integrationsbegriffs im Alltagsgebrauch, der sich auf den Migrationskontext, insbesondere auf das Fremde bzw. Kulturelle bezieht. Dies insofern, als die Integration von Fremdem in die Gesellschaft als gesellschaftliches Problem angesehen werde. In den 1970er- und 1980er-Jahren fand der Integrationsbegriff hingegen in sozialpolitischen Debatten vermehrt Anwendung, z.B. wenn es um die Teilhabe von Frauen am Arbeitsmarkt oder um den Bildungszugang ausgeschlossener Gesellschaftsschichten ging. (vgl. Perchinig 2001, 10)

Auch Perchinig verortete keine allgemein akzeptierte Definition des Integrationsbegriffs in sozialwissenschaftlichen Beiträgen. Eine zentrale Übereinstimmung sieht er aber dennoch: die Trennung von System- und Sozialintegration (kommunikativer Integration). Perchinig unterschied im Sinne der vorhergehend erwähnten Trennung der beiden Integrationsformen zwischen „Integration in die Gesellschaft“ und „Integration in die Gemeinschaft“. (vgl. ebd.)

Unter Erstgenanntem versteht Perchinig die „Positionierung im gesellschaftlichen Statussystem, die Einkommenswerte, den Zugang zu Ressourcen wie Wohnungen, Bildungskarrieren, die beruflichen und sozialen Aufstiegschancen etc.“ (Perchinig 2001, 10). Aus soziologischer Sicht geht es um den individuellen Zugang zu (Berufs-) Rollen und ihre individuelle Ausgestaltung. Der Zugang werde durch universalistische, gesellschaftliche Selektionsverfahren, die dem Leistungsprinzip folgen, geregelt. Im Idealfall sei dabei die Herkunft nicht von ausschlaggebendem Interesse. Auf Kontrollsysteme und Berufungsmöglichkeiten könnten jene Menschen zurückgreifen, die sich in ihren Rechten aufgrund unfairer Verfahren benachteiligt fühlen. Es bestünden aber auch Ungleichheiten, die auf Basis fairer Verfahren erzeugt wurden und die von Seiten der modernen Gesellschaft als legitim betrachtet würden. (vgl. ebd.)

Mit „Integration in die Gemeinschaft“ meint Perchinig eine partikulare Form der Integration, die sich vorwiegend auf bereits geknüpfte (private) Sozialkontakte (Familie, Betrieb, Wohnumgebung) im Alltag bezieht. Neben diesen Gemeinschaften bestünden auch jene, die sich auf die Lebenslage beziehen und Fragen des eigenen Weltbildes (z.B. Religionsgemeinschaften) und Lebensstils

betreffen. Während Perchinig vorgegebene Normen in privaten Gemeinschaften als eingeschränkter erachtet, da sie auf eine bestimmte Lebenslage abzielen, so beträfen jene Normen, die welt- und lebensbildstiftende Gemeinschaften fordern, alle Lebensbereiche. (vgl. ebd., 11) Die Rollenwahl sieht der Sozialwissenschaftler aufgrund formaler Einschränkungen (v.a. in der Arbeitswelt) in vierfacher Hinsicht als eingeschränkt an: durch

1.) soziale Voraussetzungen (Zugang zum Bildungssystem, Kapital etc.),
2.) Treffen eigener Entscheidungen (Berufswahl, Beitritt zu Vereinen, politisches Amt),
3.) informelle Anforderungen der Integration in eine Gemeinschaft und
4.) den Zugang zu Gemeinschaften.

(vgl. ebd.)

„Gemeinschaften leben von persönlichem *face-to-face*-Kontakt, was ein zeitliches Limit inkludiert, informelle Kommunikationsregeln strukturieren sie, es gibt keine festgeschriebene Geschichte, sondern Mythen; der Zugang zum ‚internen Wissen' erfolgt nach dem Meister-Schüler-Prinzip und wird über Rituale bestärkt" (Perchinig 2001, 11).

Spezifische Charakteristika einer Gemeinschaft wären ihre Partikularstruktur und ihr Partikularinteresse. Gemeinschaften würden sich auf das Verhalten von Individuen in ihrem Privatbereich beziehen und versuchen, Mitglieder anderen Personen vorzuziehen (z.B. wird in einer Familie nicht jedes Kind gleich behandelt.) Perchinig trifft daraufhin eine idealtypische Differenzierung zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft. Während eine Gesellschaft Chancengleichheit und –gerechtigkeit als Steuerungsprinzip verfolge, regle sich eine Gemeinschaft über Ungleichheit und Diskriminierung. (vgl. ebd.)

Die Interaktion in Gemeinschaften könne als informell (d.h. sie folge keinen vorgefertigten Regeln) und wertbezogen beschrieben werden. Sie beziehe sich auf konkrete Sachverhalte und habe ein gemeinsames Vorverständnis der Mitglieder als Voraussetzung. „Während Regeln verhandelbar und formale Abläufe transparent sind, können Werte nur geteilt/geglaubt oder abgelehnt werden" (Perchinig 2001, 11).

Lebenslagenbezogene Gemeinschaftsbildungen würden sozial homogen verlaufen, d.h., dass es auf die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht (oder zumindest zu einer angrenzenden) ankomme, ob Freundschaften oder Eheschließungen zustande kommen. Es sei selten, dass es zum Miteinander von Unter-, Mittel- und Oberschicht kommt, da es keine Übereinstimmungen (z.B. im Hinblick auf Einkommen, gesellschaftliche Position, Bildungsstand und Lebensstil) gäbe, was ein Gefühl des Zusammengehörens ausdrücken könnte. Gemeinsame Werte wären in Österreich, indem der Großteil der Personen sich der Mittelschicht zugehörig fühle, bestenfalls innerhalb der jeweiligen Schichten erkennbar. Die Mittelschicht fungiere daher als Maßstab für Normalität. Innerhalb der Mittelschicht vorgefundene Regeln würden gewissermaßen zu einem common sense, d.h. zu gemeinsamen Werten, umgedeutet. (vgl. ebd., 11f)

1.5.4 Integration-Inklusion-Exklusion im Kontext von System- und Differenztheorie und dem Theorem sozialer Ungleichheit

Der Titel der wissenschaftlichen Arbeit Gudrun Wansings (2005) lautet „Teilhabe an der Gesellschaft. Menschen mit Behinderung zwischen Inklusion und Exklusion". Mit dem Begriff der **Teilhabe** kennzeichnet sie, dass jemand in der Gesellschaft berücksichtigt bzw. in die vielfältigen Leistungssysteme der Gesellschaft[36] miteinbezogen wird. Der Begriff der Teilhabe wird bei ihr mit jenem der Inklusion gleichgesetzt. Inklusion gilt hier als soziale Kategorie, als Leitvorstellung[37] der Sozialpolitik des 21. Jahrhunderts, um die Möglichkeiten auf Erwerbsarbeit und materiellem Wohlstand aufgrund mannigfaltiger gesellschaftlicher, ökonomischer, demografischer und politischer Veränderungen zu gewährleisten. (vgl. Wansing 2005, 15) Wansing schreibt im späteren Verlauf ihrer Ausführungen nicht nur von Teilhabe oder Inklusion, sondern auch von Integration (vgl. ebd., 37), wobei sie auf der Grundannahme einer modernen, funktional differenzierten Gesellschaft zwischen Systemintegration und Sozialintegration[38] unterscheidet und letztlich ihr Interesse in ihrer Arbeit auf letztere lenkt, wodurch gesellschaftliche Teilhabe, Inklusion und soziale Integration als Synonyme in ihrer Arbeit auftreten.

Als gesellschaftstheoretisches Rahmenkonzept wählte Wansing Luhmanns Systemtheorie, die sie mit der Theorie funktionaler Differenzierung erweiterte. In der Systemtheorie hat der Mensch an der Gesellschaft teil, wenn er in Kommunikationszusammenhängen mitberücksichtigt wird. (vgl. ebd., 40) Die Autorin erachtete ihre theoretische Herangehensweise für ihre Analyse als aussichtsreich, da sie damit Teilhabebedingungen innerhalb von Modernisierungsprozessen darstellen konnte. Offene Fragen, die die Systemtheorie nicht eindeutig beantworten kann, bearbeitete Wansing dahingehend, sich mit der Bedeutung gesellschaftlicher Komplementärrollen (Nadel 1957), die sich aus der

[36] Hierbei nimmt Wansing Anleihe an Luhmanns systemtheoretischem Gesellschaftskonstrukt. Luhmann beschreibt die moderne Gesellschaft als funktional differenziert, die nicht als Einheit ein gemeinsames Handlungsziel verfolge, sondern als System wahrgenommen werde, das sich aus einzeln gesteuerten Funktionssystemen, die sich aus Kommunikationszusammenhängen bilden, zusammensetzt. (vgl. Luhmann 1995) Diese Funktionssysteme (Wirtschaft, Politik, Recht, Militär, Wissenschaft, Kunst, Medien, Bildung, Gesundheit, Sport, Religion, Intimbeziehungen) dürften aber nicht als Unterkategorien der Gesellschaft verstanden werden, sondern als Ergebnis von Kommunikationen. Sie können sich wechselseitig nicht ausschließen, da sie keiner Hierarchie unterstehen und jedes Teilsystem für sich als unersetzbar und autonom gilt (vgl. Luhmann 1990, 90). Probleme werden innerhalb des Funktionssystems gelöst (vgl. Luhmann 1994b, 34).

[37] Stichweh meint, dass eine Illegitimität von Exklusion bestehe, d.h., dass in der Moderne beinahe einhellig die Meinung bestehe, dass Inklusion erreicht und Exklusion entgegengewirkt werden sollte. Die verwendeten Semantiken und Normen der Moderne lassen Exklusion zur Illegitimität verkommen. (vgl. Stichweh 2009, 37) Dumont sprach von einer „hierarchischen Opposition" (Dumont 1980; Dumont 1991), womit gemeint ist, dass ein Begriff als Oberbegriff fungiere und den anderen als Subbegriff miteinbeziehe. Inklusion enthalte somit Inklusion und Exklusion gleichermaßen. Oder anders ausgedrückt: Inklusion und Exklusion können nie getrennt voneinander auftreten. „Alle Exklusion ist innergesellschaftlich und insofern Inklusion" (Stichweh, 2009, 38).

[38] Auch wenn unter 1.5.3 eine Auseinandersetzung mit dem Integrationsbegriff und seinen Ausprägungen stattgefunden hat, so möchte ich an dieser Stelle nochmals kurz die Unterschiede von Systemintegration und Sozialintegration anführen. Während bei der Systemintegration das „Verhältnis der gesellschaftlichen Teilsysteme zueinander" (Wansing 2005, 37) interessiert (d.h. in welchem Verhältnis die gesellschaftlichen Subsysteme Recht, Kultur und Wirtschaft zueinander stehen), liegt das Hauptaugenmerk bei der sozialen Integration auf dem „Verhältnis von Individuum und Gesellschaft" (Wansing 2005, 37) bzw. auf sozialer Teilhabe von Personen an der Gesellschaft.

Sozialstruktur ableiten ließen, auseinander zu setzen. Bei diesem Vorgehen können (Leistungs- und Publikums-) Rollen (vgl. Nadel 1957), die Personen in der Gesellschaft einnehmen, identifiziert werden. „Während die Leistungsrollen v.a. über Berufe zugänglich gemacht werden, sichern die Publikumsrollen die Vollinklusion aller Individuen in die Funktionssysteme der Gesellschaft“ (Wansing 2005, 40).

Erwartbare Einstellungen und Handlungen würden die Individuen zwar einschränken, Informationen über die Person und Kommunikationen wären aber strukturell vorgegeben. Dies ermögliche eine dichotomisierte Sichtweise, die sich in Inklusion und Exklusion widerspiegle. Grundsätzlich erscheine es ohnehin schwer bzw. schier unrealisierbar, Inklusion und Exklusion getrennt voneinander zu betrachten. Luhmann hielt beispielsweise eine Auseinandersetzung mit Inklusion für unmöglich, wenn nicht bereits Exklusion vorläge (vgl. Luhmann 1994, 20).

Beim Begriff der **personalen Teilhabe** ist aus Sicht des systemtheoretisch geprägten Strukturfunktionalismus’ (Parsons) von Integration die Rede, d.h., dass die Gesellschaft als Handlungssystem mit vorgegebenen Werten und Normen, die erreicht werden sollten (=Assimilation), verstanden wird. Luhmann kritisierte dieses „einheitsstiftende Denken“, das er als Freiheitsentzug betrachtete. Integration ist bei Luhmann durch die Einbindung von Individuen in die gesellschaftlichen Funktionssysteme gegeben. Er ersetzte in einer seiner späteren Ausführungen den Begriff der Integration durch jenen der Inklusion, der „das spezifische Verhältnis von Gesellschaft als funktionsspezifische Kommunikation und Mensch als (organische, neuronale und psychische) Umwelt von Gesellschaft“ (Wansing 2005, 39) bedeutet.

In der modernen Gesellschaft bestimme sich Individualität über Exklusion. Dabei entstehende Optionen und Leistungsanforderungen, die mit der (Exklusions-) Individualität einhergehen, würden gleichzeitig Freiheiten eröffnen, gesellschaftliche Kollektivmuster abschwächen und Schranken auflösen, was neue Möglichkeiten für die Gestaltung persönlicher Inklusionsprofile biete, die selbstbestimmt erfahren werden könnten. (vgl. Wansing 2005, 46)

Vorteil der Auseinandersetzung mit dem Begriff der **Integration** aus systemtheoretischer Sicht sei seine „Wertfreiheit“. Als nachteilig betrachtete Wansing, dass lediglich die strukturelle Form von Inklusion bearbeitet werden würde, soziale Gefährdungen oder Probleme aber ausgeblendet blieben. Außerdem sei der Ausschluss von Individuen aus den gesellschaftlichen Funktionssystemen – im Sinne ihrer Nichtberücksichtigung in Kommunikationsprozessen, wovon die Systemtheorie ausgeht - selbst für Menschen in Armut meist nicht gegeben. (vgl. Wansing 2005, 47-51) Als Reaktion auf diese Kritik wurde in der Systemtheorie Exklusion nicht mehr als Strukturvoraussetzung für Inklusion betrachtet, sondern Exklusion als Problem funktionaler Differenzierung, d.h., dass gescheiterter Inklusion kumulative Exklusion folge, die sich im Ausschluss von mehreren Funktionssystemen bzw. in verminderten oder verhinderten Teilhabechancen manifestiere. (vgl. ebd., 51) Dennoch würden subjektiv gemachte, „exkludierende“ Erfahrungen unberücksichtigt bleiben und wurden der gesellschaftlichen Umwelt zugeschrieben. Zugänge zu gesellschaftlichen Leistungen blieben ebenfalls

ausgeblendet. (vgl. ebd., 52) Dies legt die Vermutung nahe, dass sich die Systemtheorie mit ihrer Sichtweise auf soziale Ausgrenzung dafür eignet Anknüpfungspunkt zum bio-psycho-sozialen Modell von Behinderung[39] sowie zu den Disability Studies[40], die gesellschaftlich hergestellte Barrieren als Behinderung ansehen, zu sein. Die systemtheoretische Schwäche des Ausblendens subjektiver, negativer Erlebnisse versucht Wansing damit auszugleichen, indem sie das systemtheoretische Theorem mit jenem der sozialen Ungleichheit[41] zusammendenkt. Wansing beginnt während ihrer Analyse zu bemerken, dass der Exklusionsbegriff aufgegeben und von einem dynamischen Exklusionsverständnis ausgegangen werden müsse. Innerhalb der europäischen Mitgliedsstaaten der EU bestehen viele unterschiedliche Definitionen, Sichtweisen und Ansätze des Umgangs mit sozialen Exklusionsrisiken. Als gemeinsame Hauptrisikofaktoren wurden seitens des Rates der Europäischen Union eine Liste angefertigt, die folgende Determinanten sozialer Ausgrenzung anführt: „langfristiges, unzureichendes, niedriges Einkommen, Langzeitarbeitslosigkeit, unqualifizierte Beschäftigung oder fehlende Erwerbstätigkeit, niedriges Ausbildungsniveau und Analphabetentum, Auseinanderbrechen von Familien oder Aufwachsen in sozial schwachen Familien, Behinderung, schlechter Gesundheitszustand, das Leben in mehrfach benachteiligten Gebieten, unzureichende Wohnverhältnisse und Wohnungslosigkeit, Einwanderung, ethnische Zugehörigkeit, Rassismus und Diskriminierung“ (Rat der Europäischen Union 2001, 22 ff).

Als gemeinsame Bestimmungsmerkmale sozialer Ausgrenzung ortete Wansing Mehrdimensionalität (multidimensionale Unterversorgung auf ökonomischer, sozialer, kultureller und politischer Ebene), Relationalität (soziale Verhältnisse/Machtprozesse, die durch Organisationen hergestellt werden) und Dynamik im Lebenslauf (Zusammentreffen und Anhäufen mehrerer Risikofaktoren könnten gleichermaßen Ursache und Wirkung sozialer Exklusion sein) (vgl. Wansing 2005, 60-66).

Anschließend ging Wansing auf die Relevanz von ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen ein, die wechselseitig transformierbar wären. Menschen, die aufgrund ihrer Lebenslage nicht über die notwendigen Ressourcen und Fähigkeiten verfügen, würden in kumulierter Form Ausgrenzung erfahren, wobei Inklusionschancen v.a. stark mit dem Zugang und der Mobilisierung sozialer, strategischer Ressourcen („Vitamin B“) zusammenhingen. Benachteiligte verfügten bereits bei ihrer Geburt über wenig ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital, was die zukünftigen personalen Inklusionschancen in einer Leistungsrolle der gesellschaftlichen Funktionssysteme stark beeinträchtige (vgl. Hillebrandt 1999, 268).

Da Menschen mit Behinderung einem besonders hohen Exklusionsrisiko ausgesetzt wären, betrachtete Wansing das bio-psycho-sozialen Modell von Behinderung, das die unzureichende Passung zwischen Menschen mit Behinderung und ihrer Umwelt problematisiert, als adäquates Anknüpfungskonzept zur System- und Differenztheorie. (vgl. Wansing 2005, 79) Die Autorin prognostizierte für Menschen mit

[39] Siehe hierzu 2.1.7.
[40] Näheres unter 2.4.
[41] Eine gesonderte Darstellung der Vielzahl sozialer Ungleichheitstheorien sowie ihre inhaltlichen Implikationen finden sich unter 2.2.

Behinderung ökonomische Ausgrenzungsrisiken, Exklusion im Bildungssystem, soziale Isolation und Diskriminierung sowie Barrieren im Zugang zu Umwelt und Dienstleistungen. (vgl. Wansing 2005, 79-97)

1.5.5 Soziale Ausgrenzung: relative und mehrdimensionale (materielle/immaterielle) Benachteiligung im Kontext einer Armutsforschung mit Aspekten von Integration und Partizipation

Während Wansing eine theoretisch und empirisch orientierte, konzeptionelle Grundlage im Hinblick auf gesellschaftliche Teilhabe und soziale Ausgrenzung zwecks besserem Verständnis schaffen will, um dem veränderten Blick von Rehabilitationspolitik auf Menschen mit Behinderung[42] gerecht zu werden (vgl. Wansing 2005, 17), bewegt sich Böhnkes empirische Analyse sozialer Ausgrenzung im Kontext der Armutsforschung. Böhnke spricht nicht von gesellschaftlichem Ausschluss im Sinne nicht gewährter sozialer Rechte, sondern von sozialer Ausgrenzung, insbesondere von Marginalisierungserfahrungen im Zusammenhang mit Arbeitsmarktproblemen und Armutsrisiken.
Ihre Intention ist, herauszufinden, ob zwischen Versorgungsdefiziten und sozialer Integration ein Zusammenhang besteht, welche Risikogruppen betroffen sind, welche strukturellen Muster von Ausgrenzungserfahrungen erkannt werden können und welche Auswirkungen all' dies auf die politische Stabilität von Ländern haben kann. (vgl. Böhnke 2006, 11)
Die Autorin verwendet durchgehend den Terminus der **sozialen Ausgrenzung**, den sie als Gegenbegriff für Integration (vgl. ebd., 12) oder für soziale Teilhabe (vgl. ebd., 116) gebraucht. Die Wissenschaftlerin definiert soziale Ausgrenzung als „Benachteiligung in zentralen Lebensbereichen [...], die Teilhabechancen und soziale Integration maßgeblich einschränkt" (Böhnke 2006, 12). Soziale Ausgrenzung wird in interpretativer Weise verwendet: als Rahmen für soziale Benachteiligungen, um Thesen, die auf Veränderungen in der Sozialstruktur der (deutschen) Gesellschaft hinweisen, überprüfen zu können. (vgl. ebd., 13)
Außerdem müsse soziale Ausgrenzung „[...] als Erfahrungs- und Wahrnehmungskategorie gedacht werden und entsprechend empirische Umsetzung finden" (Böhnke 2006, 85).
Heute würden die Gründe sozialer Ausgrenzung nicht mehr auf individuelle, personenbezogene Schicksalsschläge, sondern auf strukturelle Veränderungen (zu wenig Arbeitsplätze, zu geringe Ausbildung/Qualifikationen, ungenügender sozialstaatlicher Schutz) zurückgeführt. (vgl. ebd., 17)
Auch wenn Armut und Ausgrenzung oft als Synonyme Anwendung fänden und zwischen ihnen ein empirisch belegter Zusammenhang bestehe, so liegen in ihnen jeweils andere Sachverhalte und Perspektiven. Bei der Sichtweise auf Armut manifestiere sich soziale Ungleichheit als nicht legitime Form der Ressourcenverteilung bzw. als Ressourcenmangel.

[42] Hierbei ist die Abwendung des Blicks auf bloße Versorgung von Menschen mit Behinderung, hin zur Anerkennung der Bürger- und Menschenrechte sowie des uneingeschränkten Zugeständnisses der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben von Menschen mit Behinderung gemeint. (vgl. Wansing 2005, 16f)

Armut könne aber auch als Prozess begriffen werden, der sich nicht nur auf die Ressourcenebene beschränkt, sondern auch ins Ausgrenzungsparadigma integriert wird. Dies geschehe, indem jene Bedingungen, die für Armut ausschlaggebend waren, sowie der Rahmen, indem Armut stattfinden konnte, besonders hervorgehoben und die daraus entstehenden Konsequenzen für Individuum und Gesellschaft betont würden.

Ausgrenzung gehe hingegen von einer Kumulation sozialer Benachteiligungen aus. Als Folge davon wären Individuum und Gesellschaft gleichermaßen betroffen: das Individuum im Hinblick auf verminderte soziale Teilhabechancen, die Gesellschaft hingegen, was gesellschaftliche Stabilität und Demokratie betreffe. Unter diesem Blickwinkel würden soziale Rechte und Theorien über soziale Ungleichheit (Teilhabe/Ausschluss), Aspekte der Zugehörigkeit und Integration an Bedeutung gewinnen. Es sei dadurch die Grundannahme bestehender Interdependenzen und kumulierender sozialer Benachteiligungen entstanden. (vgl. ebd., 19f)

Da soziale Ausgrenzung bei Böhnkes Ansatz Aspekte von Integration und Partizipation enthält, wurden nicht nur objektive, sondern auch subjektive Indikatoren im Erhebungsinstrument verwendet. Soziale Ausgrenzung versteht sie als mehrdimensionale Benachteiligungen (materiell/immateriell) in zentralen Lebensbereichen, die Teilhabemöglichkeiten limitieren. (vgl. ebd., 90)

Definitionen sozialer Ausgrenzung sind vielfältig. Silver (1994) führte in ihrer Arbeit an, dass Personen von Einkommen, Beschäftigung, kulturellem Kapital, Fragen der Zugehörigkeit (Staatsbürgerschaft), Humanität und sozialen Rechten ausgeschlossen sein können (vgl. Silver 1994, 541).

	Armut	**Soziale Ausgrenzung**
Grundlegende Annahme	Ressourcenmangel (z.B. Niedrig-einkommen) als illegitime Form sozialer Ungleichheit	Eingeschränkte individuelle Teilhabe-chancen (ökonomisch, politisch, sozial, kulturell) als Gefahr für die soziale Ordnung und Systemstabilität
Bezugsrahmen	Gleichheit / Ungleichheit Ressourcenverteilung (Distributiv) Minimale Versorgungsstandards Hierarchische Sozialstruktur	Zugehörigkeit / Ausschluss Partizipation / Integration (Relational) Soziale Rechte Polarisierung in Rand- und Kernzonen
Merkmale	Eindimensional Statisch	Mehrdimensional Kumulation, Interdependenz, Dynamik

Tab. 1: Charakteristika von Armut und sozialer Ausgrenzung (Böhnke 2006, 20)

Viele AutorInnen begreifen soziale Ausgrenzung als gesellschaftlichen Ausschluss, wobei sich die Teilhabemöglichkeiten auf Marginalisierung am Arbeitsmarkt, gesellschaftliche Isolation (vgl. Kronauer 1998), erfolglose Teilhabe an Institutionen (vgl. Siebel 1997), die Kumulation des Ausschlusses von mehreren gesellschaftlichen Funktionsbereichen (vgl. Kuhm 2000) oder auf das

Übergehen von Personen in Kommunikationsprozessen in sozialen Systemen (vgl. Stichweh 1998) beziehen.

Erkennbar wird hierbei, dass ein Perspektivenwechsel in der Ausgrenzungsdebatte stattgefunden hat. Nicht der Ressourcenmangel wird als das Hauptproblem angesehen, sondern zu geringe Teilhabechancen: „Der bisher vorherrschende Einfluss der Ressourcenkonzentrierten [sic!] angelsächsischen Armutsforschungstradition in den EU-Aktionsprogrammen wurde zurückgedrängt und durch das französische Verständnis von sozialer Ausgrenzung erweitert: Ressourcenmangel wird nun mit sozialen Teilhabechancen sowie der Dynamik von einander sich verstärkenden Benachteiligungen verbunden“ (Böhnke 2006, 23).

Böhnke gibt an, dass der Begriff der sozialen Ausgrenzung sehr unkonkret sei und es besonderer Anstrengung bedürfe, um adäquat begründen zu können, wann soziale Ausgrenzung tatsächlich vorliege. Außerdem dürfe nicht außer Acht gelassen werden, dass Ausgrenzungs- und Armutsforschung normativ geprägt wären. (vgl. ebd., 21) Soziale Ausgrenzung sei darüber hinaus „an spezifisch national, räumlich oder kulturell gültige Regeln, Werturteile und Konventionen gebunden, die ein jedem Menschen zustehendes Minimum an Rechten, Lebensstandard und Partizipation umschreiben“ (Böhnke 2006, 26).

Silver (1995) differenzierte zwischen **drei idealtypischen Paradigmen** sozialer Ausgrenzung, die sich durch ihre jeweilige politische Philosophie und den ihnen innewohnenden Vorstellungen sozialer Integration, sozialer Gerechtigkeit sowie im Verständnis des Zusammenspiels von Mensch und Gesellschaft unterscheiden.

Beim *Solidaritäts-Paradigma*, das vom französischen Republikanismus sowie von Rousseau und Durkheim geprägt wurde, wird die soziale Ordnung normativ aufgefasst. Gemeinsame Werte, politische Rechte und Pflichten des Individuums und die Aufgabe um Bemühungen von Reintegration von Seiten des Staates markieren einen allgemeinen Gesellschaftsvertrag. Gesellschaftliche Integration und Kohäsion würden auf moralischem Handeln und Solidarität zwischen Individuen und Gruppen fußen sowie auf dem Anspruch und der Einhaltung sozialer und ziviler Rechte. Ausgrenzungsrisiken beträfen kleine ethnische und kulturelle Gruppierungen, da ihnen eine eher schwache Anbindung an die Gemeinschaft zugesprochen wird. (vgl. Böhnke 2006, 26)

Das *Spezialisierungs-Paradigma* unterliegt dem nordamerikanischen Liberalismus, wodurch Individuen eigene Interessen und Motive verfolgen. Die Gesellschaft könne als sozial ausdifferenziert beschrieben werden. Die Individuen hätten Rechte und Pflichten und wären - was ihre Teilhabe angeht - nicht eingeschränkt. Exklusion manifestiere sich über Diskriminierung, wodurch einzelne gesellschaftliche Teilsysteme (für die „Underclass“) nicht zugänglich wären. (vgl. ebd., 26f)

Das *Monopol-Paradigma*, bei dem auf theoretischer Ebene die Ideen Max Webers durchschimmern, ortet Ausgrenzung als Konsequenz von Gruppenmonopolen. Statusgruppen würden als Akteure der Ausgrenzung agieren, die sich aufgrund geteilter Kultur und Identität, die innerhalb der Gruppe

herrschen, hergestellt werde. Dadurch würde eine Anknüpfung zum Ungleichheitsdiskurs eröffnet. (vgl. ebd., 27)

In der deutschen Debatte um Ausgrenzungsrisiken würden die gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten vorwiegend an die Notwendigkeit, einen Arbeitsplatz zu haben, gekoppelt, da dadurch der Zugang zu materiellen Ressourcen, sozialer Anerkennung und Partizipation gewährleistet und Stigmatisierungsprozessen entgegengewirkt werde. Jene Personen, die also keine Arbeit haben, sind neben sozialen Identitätsfragen, geringen ökonomischen Ressourcen, Exklusionsrisiken von Gemeinschaften und Stigmatisierungen, auch dem Problem ausgesetzt, sozialstaatliche Hilfe zu benötigen. Ein bestehendes Risiko sieht Böhnke nicht nur darin, dass es Menschen mit geringem Bildungsgrad und Randgruppen schwer hätten, am Arbeitsmarkt unterzukommen, sondern auch darin, dass Absicherungen, die von Seiten des Sozialstaates zur Verfügung gestellt werden, nur in eingeschränktem Ausmaße gültig sein würden. (vgl. ebd.)

Diskussionen über soziale Ausgrenzung fänden aber auch unter dem Verweis auf **soziale Rechte** statt, die neben bürgerlichen und politischen Grundrechten den Staatsbürgerstatus kennzeichnen und soziale Ungleichheiten reduzieren könnten. So wichtig beide letztgenannten Rechte für die Gleichheit vor dem Gesetz, für Redefreiheit und im Hinblick auf das allgemeine Wahlrecht auch wären: sie würden aber dennoch nicht imstande sein, sozialer Ungleichheit entgegenzuwirken. Soziale Rechte könnten hingegen Prinzipien des freien Marktes abmildern, indem sie Mindeststandards, Sozialversicherungen und eine Grundversorgung (z.B. in Bildungs- und Gesundheitswesen) zur Verfügung stellen. (vgl. ebd., 29) Wenn Böhnke soziale Ausgrenzung im **gesellschaftspolitischen Kontext** betrachtet, verweist sie insbesondere auf das Wort der sozialen Exklusion, das – wie bereits erwähnt – erstmals durch den französischen Staatssekretär für Soziales, René Lenoir, aufgebracht wurde. Unter dem Begriff der **sozialen Exklusion** wurden neben materiellen, gesundheitlichen und sozialen Benachteiligungen auch ungenügender Schutz durch die Sozialversicherung subsumiert. (vgl. ebd., 22) Zu sozialer Desintegration zählte Silver (1994) Lang- und Kurzzeitarbeitslosigkeit, die Instabilität sozialer Bindungen (Familie, AlleinerzieherInnen, soziale Isolation, Niedergang von Institutionen und sozialer Netzwerke) sowie ethische und kulturelle Werte (vgl. Silver 1994, 533). Aufgrund der Mehrdimensionalität, die sich in der Auseinandersetzung mit Armut auftat, wurde der Begriff der sozialen Ausgrenzung in wissenschaftlichen Arbeiten bald als Ergänzung oder Synonym für Armut verwendet. (vgl. Böhnke 2006, 23)

Als Maßstab gelungener **Integration** sieht Böhnke anerkannte Normvorstellungen der EU an, die sich in der Verwirklichung sozialer Rechte und Menschenrechte und der Sicherstellung adäquater Teilhabe am gesellschaftlichen Wohlstand manifestieren. Der Integrationsbegriff steht bei Böhnke für Legitimität und Ordnung des sozialen Systems und bildet zugleich den institutionellen Rahmen für Zugangsvoraussetzungen. In der Soziologie findet er weitgehend Anwendung und Akzeptanz. (vgl. ebd., 12)

Der **Begriff der Teilhabe** fokussiere auf die individuelle Perspektive, die mit dem Anspruch auf Zugangsvoraussetzungen, Chancengleichheit und materiellen, politischen, kulturellen sowie sozialen Teilhabemöglichkeiten in Verbindung stehe. Auf Grundlage dieser Sichtweise auf „Teilhabe“ setzt Böhnkes Arbeit an, um individuelle Ausgrenzungserfahrungen zu beforschen. Dabei soll insbesondere die Wahrnehmung begrenzter Teilhabechancen aufgezeigt werden, die in jenen Kontextfaktoren vermutet werden, aufgrund derer soziale Benachteiligungen als Marginalisierungen wahrgenommen werden. (vgl. ebd.)

1.5.6 Zusammenfassung

Obwohl die zentralen Begriffe, die in der vorliegenden Arbeit Anwendung finden, alle sehr vage, unpräzise und leicht kritisierbar sind und ihre jeweilige Definition den Blick auf nationale, sozialpolitische Entwicklungen und bestehende Ungleichheitsstrukturen lenkt, spielen sie in pädagogischen und soziologischen Theorien eine bedeutsame Rolle.

Schwalb und Theunissen kritisieren die deutschen Übersetzungen von zentralen Termini der UN-Konvention, da sie dadurch ihr Potential einbüßen würden, inhaltliche Verzerrungen ermöglichen und Ursprungsintentionen untergraben könnten. Am Begriff **Integration** verdeutlichen sie, dass in ihm - im Kontext von Inklusion und Empowerment - weitreichende inhaltliche Implikationen zu verorten sind und das Verständnis einer bloßen (räumlichen) Eingliederung in die Gesellschaft zu kurz greife.
Sie unterscheiden zwischen innerer (personaler) und äußerer Integration (=soziale Integration). Des Weiteren vertraten sie die Ansicht, dass Integration eine Zwei-Welten-Theorie impliziere. Wenn der Begriff als Eingliederung begriffen wird, müsse ihm Segregation vorausgegangen sein. Des Weiteren enthalte Integration eine dichotomisierte Sichtweise: Menschen, die integrationsfähig sind und jene, die es nicht sind.
Der Integrationsbegriff ist auch in der Soziologie weit verbreitet. Während in der Pädagogik meist eine „Besonderung“ im Schulsystem befürchtet wird, standen in der soziologischen Denktradition Fragen auf der Tagesordnung, die sich darauf bezogen, was die Gesellschaft zusammenhalte. In der Soziologie erhalten duale oder systemseparate Konzepte die größte Aufmerksamkeit. Die Differenzierung von System- und Sozialintegration gehört zum fixen Bestandteil soziologischer Theoriebildung und fragt in erstem Fall nach Beziehungen zwischen den Subsystemen eines sozialen Systems und in zweitem Fall nach den Beziehungen der handelnden Individuen untereinander.
Eine normative Sichtweise auf Integration liefert Fadlalla. Für ihn ist Integration die Herausbildung gemeinsamer Werte und die Einbezugnahme von sozialen Gruppen, Lebens- und Arbeitsgemeinschaften, die andere Wertvorstellungen haben und als gesellschaftlich ausgeschlossen beschrieben werden können, aber teilweise an spezifischen Gemeinschaften sozial teilhaben.

Perchinig ortet eine Zuspitzung des Integrationsbegriffs im Alltagsgebrauch, der sich auf den Migrationskontext, insbesondere auf das Fremde bzw. Kulturelle bezieht.
Aus systemtheoretischer Sicht Luhmanns – auf die sich Wansing bezog - ist unter Integration die Einbindung von Individuen in die gesellschaftlichen Funktionssysteme zu verstehen. Diese wertneutrale Sichtweise auf Integration ermöglicht Anschlussmöglichkeiten zu heilpädagogischen Kontexten und pädagogischen Klassifizierungsmodellen (z.B. zum bio-psycho-sozialen Modell von Behinderung). Nachteilig sieht Wansing, dass lediglich die strukturelle Form von Inklusion bearbeitet würde, soziale Gefährdungen oder Probleme aber ausgeblendet blieben. Außerdem sei der Ausschluss von Individuen aus den gesellschaftlichen Funktionssystemen – im Sinne ihrer Nichtberücksichtigung in Kommunikationsprozessen, wovon die Systemtheorie ausgeht, - selbst für Menschen in Armut meist nicht gegeben.

Unter **Inklusion** verstehen Schwalb und Theunissen das Recht auf volle Zugehörigkeit aller Menschen in unterschiedlichen Gemeinschaften, was einem Teilaspekt des Verständnisses von sozialer Integration - so wie sie Perchinig unter soziologischer Sichtweise versteht - gleichkommt. Schwalbs und Theunissens Verständnis von Inklusion bezieht sich auf das Recht jedes Menschen auf volle gesellschaftliche Zugehörigkeit, seine Anerkennung und sein Recht auf Selbstbestimmung und Partizipation am gesellschaftlichen Leben. Ihre Zielvorstellungen liegen in einer multikulturellen, barrierefreien Gesellschaft, die Heterogenität und Individualität akzeptiert, und in der Vorstellung einer Gesellschaft, die jene Menschen unterstützt, die von der Gesellschaft ausgegrenzt oder ausgeschlossen werden. Synergieeffekte orten die beiden Wissenschaftler beim Zusammenspiel von vier Ebenen: der subjektiven, gruppenbezogenen, institutionellen sowie gesellschaftlich-sozialpolitischen.

Mit dem Begriff der **Teilhabe** kennzeichnet Wansing, dass jemand in der Gesellschaft berücksichtigt wird. Der Terminus wird bei ihr mit jenem der Inklusion gleichgesetzt, wobei Inklusion als Leitvorstellung der Sozialpolitik des 21. Jahrhunderts gilt, um die Möglichkeiten auf Erwerbsarbeit und materiellem Wohlstand aufgrund mannigfaltiger gesellschaftlicher, ökonomischer, demografischer und politischer Veränderungen zu gewährleisten. Der Fokus liegt auf der individuellen Perspektive, die mit dem Anspruch auf Zugangsvoraussetzungen, Chancengleichheit und materiellen, politischen, kulturellen sowie sozialen Teilhabemöglichkeiten in Verbindung steht.
Schwalb und Theunissen verstehen den Begriff der Teilhabe (participation) als aktive Beteiligung in einem sozialen System (als Mitglied oder Teil einer Gemeinschaft oder Gesellschaft) und als Recht auf Mitsprache, Mitgestaltung und Mitbestimmung.
Versuche, den **Exklusionsbegriff** theoretisch fundierter zu fassen, variieren in den europäischen Ländern im Hinblick auf vorherrschende Theoriebildung, Forschung und Politik. Gemeinsame

Bestimmungsmerkmale sozialer Ausgrenzung sind - nach Ansicht Wansings - Mehrdimensionalität, Relationalität und Dynamik.

In der modernen Gesellschaft bestimme sich Individualität über Exklusion. Optionen und Leistungsanforderungen, die mit der (Exklusions-) Individualität moderner, funktional differenzierter Gesellschaften einhergehen. Dabei würden Freiheiten ermöglicht, gesellschaftliche Kollektivmuster abgeschwächt und Schranken aufgelöst werden, was neue Möglichkeiten für die Gestaltung persönlicher Inklusionsprofile biete, die selbstbestimmt erfahren werden könnten. Exklusion bezieht sich dieser Vorstellung folgend „nicht lediglich auf eine bereits verfestigte Lage in Bezug auf eine einzige Kategorie, sondern auf Prozesse (und den Zustand) der Ausgrenzung in vielerlei Hinsicht. Entsprechend werden Ausgrenzungen inzwischen nicht nur ökonomisch gefasst, sondern auch institutionell (Schutzrechte und Möglichkeit der Interessensvertretung, Versorgung und Statusverlust) und sozial (Isolation durch verringerte soziale Kontakte). Diese Ausgrenzungen gehen auf der symbolischen Ebene mit negativen Etikettierungen und Stigmatisierungen einher und können auf der Identitätsebene zum Verlust von Selbstwertgefühl und Zugehörigkeit führen“ (Häußermann/Kronauer/Siebel 2004 zit. n. Winker und Degele 2009, 43f).

Aus dem partizipatorischen Verständnis von Exklusion wird im historischen Rückblick Segregation angeführt, da Menschen, die von der gesellschaftlichen Norm abwichen, in Anstalten etc. gegeben und in ihren Teilhabemöglichkeiten beschnitten wurden. (vgl. Schwalb und Theunissen 2009)

Böhnke verwendete den Terminus der **sozialen Ausgrenzung** als Gegenbegriff für Integration und soziale Teilhabe. Soziale Ausgrenzung die Benachteiligung in zentralen Lebensbereichen, wodurch sich Teilhabechancen und soziale Integration verringern würden. In der Ausgrenzungsdebatte sei es notwendig, den Zusammenhang von Ressourcenverteilung und Aspekten gesellschaftlicher Teilhabe zusammenzudenken. Konkret meint sie „Kumulative Versorgungsengpässe, Partizipationsdefizite, der dynamische Verlauf von Marginalisierungsprozessen sowie die subjektive Wahrnehmung von Teilhabechancen [...]“ (Böhnke 2006, 85).

Als gemeinsame Bestimmungsmerkmale sozialer Ausgrenzung ortete Wansing Mehrdimensionalität, Relationalität und Dynamik im Lebenslauf.

Gottfried Biewer (2009) konstatiert in theoretischen pädagogischen Arbeiten der vergangenen Jahre einen inflationären Gebrauch des Begriffs **Partizipation**, der vermehrt auf das Verständnis des Lebensbereich bezogenen Begriffs der ICF zurückgeht. Eher selten werde der Partizipationsbegriff institutionell – so wie dies in Politik- und Gesellschaftswissenschaften der Fall sei – verwendet. Biewer ortet ein Theoriedefizit, da er die Herleitung, Begründung und Reflexion des inhaltlichen Verständnisses des Partizipationsbegriffs sowie die Thematisierung der sich ergebenden Folgen für die pädagogische Praxis vermisse. Eine heilpädagogisch fundierte Begriffsbestimmung lasse sich nicht finden. Viel eher würden Begriffe synonym verwendet. So zum Beispiel Inklusion mit Teilhabe, was deshalb zu problematisieren sei, da der pädagogisch konnotierte Begriff Inklusion in seiner

Entstehungsgeschichte mit institutionellen Entwicklungen in Bezug steht, Partizipation hingegen auf nichtinstitutionalisierte Bereiche und Lebensformen verweist. (vgl. Biewer 2009, 142f)

Auch wenn die jeweiligen Auseinandersetzungen unterschiedliche theoretische Verortungen zu verzeichnen haben (partizipatorischer Ansatz, System- und Differenztheorie, Theorie der sozialen Ungleichheit) so werden gewisse Termini ähnlich verwendet oder synonym gesetzt. Bei aller Konfusion, Differenz und Unklarheit, die die Begriffe mit sich bringen und wie sie angewendet werden, wurde aus den theoretischen Auseinandersetzungen eines ersichtlich: Beinahe alle erwähnten AutorInnen fordern, wenn sie von gleichen Teilhabechancen sprechen, dass es die Aufgabe der Gesellschaft und des Wohlfahrtsstaates sei, Menschen mit Behinderung sowie marginalisierten Gruppen (Alte, kinderreiche Familien, AlleinerzieherInnen, Familien und Kinder mit Migrationshintergrund etc.) zu helfen, anstatt sie auszusondern, zu benachteiligen oder ihnen notwendige Unterstützungen zu untersagen.

1.6 Der Behinderungsbegriff: Ursprung, Bedeutungshorizonte, Kategorisierungen und Klassifizierungen

Der Behinderungsbegriff geht seinem Ursprung nach auf das Sozialrecht zurück. Ihm wurde bis in die 1960er-Jahre in pädagogischen Kontexten kaum Beachtung geschenkt. Lindmeier (1993) ortete die Entstehung des Behinderungsbegriffs in der dinglich physikalischen „Welt“. Der Autor konstatiert, dass die Verwendung des Begriffs nicht nur auf eben genannten Bereich beschränkt blieb, sondern auch im Bezug auf den Menschen angewendet wurde.
Dem Alltagsverständnis folgend wird beim Gebrauch des Wortes Behinderung entweder ein physisches oder kognitives Defizit angesprochen. In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung gibt es – je nach Wissenschaftsdisziplin und innerhalb einzelner Fachgebiete – ein äußerst differenziertes Verständnis vom Phänomen Behinderung. Dadurch kam ein Verstehensprozess in gang, der im Laufe der Zeit seinen Fokus und damit einhergehend die Bezugsgruppe auf Basis theoretisch fundierter Fragestellungen und Erkenntnisse ausweitete. Während im 19. Jahrhundert die Sichtweise auf Behinderung stark medizinisch geprägt war – eine Sichtweise, die bis heute nicht vollständig verschwunden ist – so ist heute ein mannigfaltiger Zugang zum Thema gegeben. Nicht nur interdisziplinäre Ansätze bestehen, sondern ein grundsätzlicher Wandel des Denkens über Behinderung hat stattgefunden.
Bei Milde (1811) gab es zwar bereits Anzeichen dafür, dass neben medizinischen Betrachtungsweisen, die Behinderung als personenbezogenes Individualmerkmal auffassten und deren Interesse den Folgen von Krankheiten und Behinderungen galt, auch pädagogische Inhalte für die Heilung (von „nichtorganischen Gebrechen“) von Belang sind, allerdings dominierte ein defizitorientiertes Denken.

Der Soziologe Goffman (1963) befasste sich hingegen mit der Frage, wie Menschen mit Behinderung, die von der Gesellschaft gemieden, diskriminiert und ausgegrenzt werden, mit ihrer beschädigten Identität umgehen können. Als Bezeichnung von Behinderung verwendete er das Wort Stigma, das sich einerseits auf die soziale Situation, in der Personen aufgrund eines Defizits diskreditiert werden, bezieht, und andererseits „Abscheulichkeiten des Körpers", „individuelle Charakterfehler" und „phylogenetische Stigmata" (Goffman 1994, 12f) miteinschließt.

Aus heilpädagogischer Sichtweise wird Behinderung als Störvariable im Erziehungsprozess angesehen. Bleidick (1972) ging dabei u.a. der Frage nach, wie Behinderung trotz seines nicht pädagogischen Ursprungs zum Zentralbegriff in der Heilpädagogik werden konnte.

Zwei Jahre später gab der Deutsche Bildungsrat (1974) eine Reihe von Beeinträchtigungen - beim Lernen, im Sozialverhalten, im Hinblick auf sprachliche Kommunikation sowie auf die Psychomotorik - an, die unter dem Behinderungsbegriff subsumiert wurden. Für die vorliegende Arbeit ist dabei besonders interessant, dass sich dabei die Fragestellung auf die Folgewirkungen von Behinderung bezog, nämlich auf erschwerte gesellschaftliche Teilhabe.

Jantzens Ansatz (1977) folgt der marxistischen Denktradition. Der Wissenschaftler betrachtet die gesellschaftlichen Verhältnisse, die auf die materialistischen Produktionsverhältnisse zurückzuführen sind, als Behinderung.

Bach (1985; 1999) versuchte, zentrale pädagogische Begriffe systematisch voneinander abzugrenzen. Er zog dabei den Begriff der Beeinträchtigungen jenem der Behinderung vor. Beeinträchtigungen stellen bei ihm den Oberbegriff seines Modells dar. Die drei Subkategorien, die sich auf Umfang, Schwere und Dauer der Beeinträchtigung beziehen, sind daher gereiht. An erster Stelle steht der Behinderungsbegriff, gefolgt von Störungen und Gefährdungen.

Bleidick und Hagemeister (1995) trennten pädagogische und nicht-pädagogische Begriffe und bezogen sich abermals darauf, Behinderung als intervenierend im Erziehungsprozess anzusehen.

Eberwein und Sasse (1998) betrachten Behinderung als interdisziplinäres Phänomen, wobei Sichtweisen auf Behinderung aus folgenden Disziplinen miteinbezogen wurden: (Sozial-, Sonder-, Schul-) Pädagogik, Soziologie, Psychologie, Ethnologie, Medizin, Kunst, Theologie, Biologie, Rechtswissenschaft, etc.

Lindmeier (1993) lieferte eine vielseitige Auseinandersetzung mit dem Thema Behinderung und griff dabei auf die Strukturphänomenologie Rombachs zurück. Die Verwendung des Behinderungsbegriffs in Alltag und Wissenschaft sowie sein Ursprung interessierten ihn besonders.

Specks Auseinandersetzung mit Behinderung (2003) fußt auf der systemtheoretischen Anschauung von Heilpädagogik. Behinderung wird hier leistungsbezogen gedacht: als Ausdifferenzierung durch das Bildungssystem.

Neuere Sichtweisen von Behinderung gehen u.a. von der Wissenschaftsdisziplin Disability Studies aus. Die dabei stattfindenden Diskussionen und Betrachtungen sind als äußerst mannigfaltig zu beschreiben. Dederich (2007) thematisierte in seinem wissenschaftlichen Beitrag, dass es

grundsätzlich zwei verschiedene Denkrichtungen innerhalb der Disability Studies gibt: *erstens* die sozialwissenschaftliche, die Behinderung als gesellschaftliche Konstruktion begreift, und *zweitens* die kulturwissenschaftliche, die nachfragt, wie das Phänomen Behinderung in bestehenden Kulturen aufgefasst wird, und wie damit umgegangen wird.

Im Bezug auf Gesundheit, im Sinne der „International Classification of Functioning, Disability and Health“ (ICF), die von der WHO herausgegeben wurde, ist Behinderung „das Ergebnis der negativen Wechselwirkung zwischen einer Person mit einem Gesundheitsproblem (ICD) und ihren Kontextfaktoren auf ihre funktionale Gesundheit“ (Schuntermann 2007, 34). Nicht Menschen sollen klassifiziert werden, sondern „Gesundheitsmerkmale in der Berührung einer individuellen Lebenssituation mit den Umweltbedingungen“ (Biewer 2009, 63).

Behinderung kann – wie aus vorangegangenen Ausführungen ersichtlich wird – vieles bedeuten. Tabelle 2 gibt zusammenfassend einen Überblick der verschiedenen Sichtweisen von Behinderung.

Was den Behinderungsbegriff betrifft, so gibt es innerhalb der Pädagogik mannigfaltig Kritik. Lindmeier (1993) verwies beispielsweise darauf, dass der Begriff in der Heilpädagogik mit Misserfolg von Erziehungsprozessen in Bezug steht. Behinderung per se könne aber mit dem Behinderungsbegriff nicht erfasst werden (vgl. Lindmeier 1993, 255f zit. n. Biewer 2009, 42). Lindmeier zeigte mit seiner Kritik auf, dass der Behinderungsbegriff vielseitig verwendet wird und daher in der Heilpädagogik sensibel und reflektierend mit ihm umzugehen sei. Während der Wissenschaftler für behutsamen, wohl überlegten Gebrauch des Behinderungsbegriffs eintritt, lehnen ihn andere vollends ab, da Behinderung als etwas Unerwünschtes, Negatives aufgefasst werde: etwas, womit eine Gruppe Betroffener beschrieben und stigmatisiert werde. (vgl. Biewer 2009, 42)

In Hessen – im Gegensatz zu allen anderen Bundesländern Deutschlands - gab es bereits sehr früh Bestrebungen, Negativzuschreibungen entgegenzuwirken, was sich beispielsweise darin äußerte, dass nicht von einer Schule für Lernbehinderte gesprochen wurde, sondern von einer Schule für Lernhilfe etc. In den 1980er-Jahren kam man vom Behinderungsbegriff in der Pädagogik ab und ersetzte ihn durch den Begriff des „sonderpädagogischen Förderbedarfs“, der sich am Terminus „special educational needs“ orientierte. Letztgenannter wurde im Warnock-Report 1978 in Großbritannien verwendet. Der Austausch des Behinderungsbegriffs durch andere Termini führte bei Institutionen weder zu weitreichenden strukturellen Veränderungen, noch änderten sich die betroffenen Bezugsgruppen. Neu aufgetauchte Begriffe vermieden zwar stigmatisierende Zuschreibungen, brachten aber das Problem mit sich, missverständlich und/oder unpräzise zu sein. Durch die bloße Kennzeichnung eines Bedarfs wurden Problemlagen nicht adäquat erkannt und Behinderung lediglich als Verschiedenheit betrachtet. In Österreich wurde 1993 durch die Novelle des Schulorganisationsgesetzes im Jahre 1993 der Behinderungsbegriff mit „special educational needs“ was mit „Sonderpädagogischem Förderbedarf“ übersetzt wurde, ausgewechselt. (vgl. ebd., 44f)

Innerhalb der Theoriebildung der Heilpädagogik wurde der Behinderungsbegriff ebenfalls kritisch hinterfragt, insbesondere was die Einteilung von Behinderungen in Kategorien betraf.

AutorInnen	Sichtweise von Behinderung	Intention(en)
Milde (1811)	medizinisch personenbezogen	Heilkunde als wichtiger Teil der menschlichen Erziehung „Heilung nicht-organischer Gebrechen“ durch Erziehung
Goffman (1963)	interaktionistisch sozialkonstruktivistisch Behinderung als physische, individuelle oder phylogenetische „Fehler“	Strategien der Wahrung der eigenen Identität
Bleidick (1972)	Behinderung als intervenierende Variable im Erziehungs- und Bildungswesen	Historischer Rückblick auf Heilpädagogik „Erfolgsgeschichte Behinderungsbegriff“?
Deutscher Bildungsrat (1974)	Behinderung als Beeinträchtigung in vielen möglichen Bereichen mit Folgewirkung erschwerter gesellschaftlicher Teilhabe	Verstehen des Phänomens Förderung von Menschen mit Behinderung
Jantzen (1977)	marxistisch gesellschaftliche Verhältnisse behindern	Produktionsverhältnisse als Behinderungsgrund
Bach (1985; 1999)	Beeinträchtigung als Oberbegriff mit drei Abstufungen: Behinderung, Störungen und Gefährdungen	Systematisierungs- und Abgrenzungsversuch zentraler (sonder-) pädagogischer Termini
Bleidick und Hagemeister (1995)	Behinderung als störend im Erziehungsprozess	Trennen von pädagogischen und nicht-pädagogischen Definitionen von Behinderung
Eberwein und Sasse (1998)	interdisziplinäres Phänomen	Komplexe Austauschprozesse von Individuum und Umwelt
Lindmeier (1993)	Behinderung aus unterschiedlichen Sichtweisen Phänomen vs. Faktum	Ursprung und Kritik am Behinderungsbegriff
Speck (2003)	leistungsbezogen Behinderung als Ausdifferenzierung durch das Bildungssystem	Postulat der Integration
WHO (2005)	Behinderung als Negativwechselwirkung zwischen Person mit Gesundheitsproblem und ihren Kontextfaktoren auf ihre funktionale Gesundheit	Mittels ICF Krankheitsfolgen und Komponenten von Gesundheit erfassen
Dederich (2007)	Behinderung als soziale Konstruktion Behinderung im Kontext von Kultur	Verstehen differenzierter Sichtweisen von Behinderung

Tab. 2: Sichtweisen von Behinderung[43]

[43] Die Tabelle sowie die dazugehörigen Ausführungen stellen lediglich einen Überblick über die Bedeutungshorizonte in der Auseinandersetzung mit dem Phänomen Behinderung dar und erheben nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Die AutorInnen in der Tabelle stammen vorwiegend aus Kapitel 2 des Einführungslehrbuches in die Heil- und Inklusive Pädagogik von Gottfried Biewer (2009). Die im Buch nicht angeführten AutorInnen wurden auf Grundlage eigener Recherchen hinzugefügt.

Behinderung wird in wissenschaftlichen Fachbereichen nicht nur unterschiedlich betrachtet, beschrieben oder theoretisiert, sondern es wurden von Seiten der Medizin und der Pädagogik Versuche angestellt, Behinderung fassbarer zu machen, indem Kategorisierungen und Klassifizierungen entworfen wurden, die auf unterschiedlichen Definitionen und Indikatoren basieren und sich daher entweder auf einen engen oder erweiterten Adressatenkreis beziehen. Manche Konzeptionen sind für breitere Analysen geeignet und gehen über den eingeschränkten Adressatenkreis von Menschen mit Behinderung hinaus, wie etwa Haeberlins Sichtweise (1996) auf Heilpädagogik. Sein Fokus bleibt nicht auf Menschen mit Behinderung beschränkt, sondern bezieht sich auf ausgegrenzte und benachteiligte Personen gleichermaßen. Die Kritik richtete sich darauf, Behinderung nicht als komplexen Sachverhalt wahrzunehmen. Gewisse Merkmalskombinationen würden dann Individuen zugeschrieben und erzeugen etwas Künstliches, das nicht der gegebenen Situation entspreche. (vgl. Biewer 2009, 42)

Medizinische Klassifizierungen[44], die erstmals Mitte des 19. Jhdts. entworfen wurden, entwickelten sich bis heute weiter. Neben physischen und kognitiven Ursachen von Behinderung interessieren nun auch soziale Faktoren. Die Begriffswahl in den jeweiligen Kategorisierungen hängt stark von den verfolgten institutionellen Zielvorstellungen ab. Klassifizierungen spielen am Arbeitsmarkt und in Gesundheits-, Bildungs-, Rechts-, sowie Sozialwesen eine bedeutsame Rolle. Mit ihrer Hilfe sollen Konzepte zu Merkmale und Merkmalsgruppen zugeordnet werden können. Die bekanntesten medizinischen Klassifikationen sind die „International Classification of Deseases and Related Health Problems“ (ICD-10), die „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders“ (DSM-IV), die „International Classification of Impairment, Disability and Handicap“ (ICIDH) der WHO (World Health Organization), die die ICD, die Krankheiten zuordnete, dahingehend ergänzen sollte, Behinderungen und Folgephänomene von Krankheiten zu beschreiben. Die ICIDH, die als bio-psycho-soziales Modell von Behinderung betrachtet wird, da „impairment“, „disability“ und „handicap“[45] in das Konzept Einklang fanden, beeinflusste einerseits die sonderpädagogische Theoriebildung stark und stellte zwischen den Fachgebieten Heilpädagogik, Soziologie, Rechtswissenschaft und Medizin eine Verbindung her bzw. ist sie für all’ diese Disziplinen von Relevanz. Das bio-psycho-soziale Modell von Behinderung wurde einige Male neu überarbeitet, hieß dazwischen ICIDH-2 und schließlich „International Classification of Functioning, Disability and Health“ (ICF).[46]

Neben den medizinischen Kategorisierungen wurden neun sonderpädagogische Kategorien entwickelt, zu denen Blindheit, Sehbehinderung, Gehörlosigkeit, Schwerhörigkeit, Lernbehinderung, geistige

[44] Die Begriffe Klassifizierung und Kategorisierung werden in dieser Arbeit – so wie auch in anderen wissenschaftlichen Arbeiten – synonym verwendet.

[45] Übersetzungen der drei Begriffe variieren. Die gängigsten Übersetzungen sind folgende: „Impairment“ wurde mit Schädigung, „disability“ mit „Fähigkeitsstörung und „handicap“ mit „Beeinträchtigung“ übersetzt (vgl. Biewer 2009, 62).

[46] Die ICF - wie sie konzipiert wurde und warum gesellschaftstheoretische Gebilde wie die Systemtheorie als Anknüpfungspunkt an die ICF denkbar sind und von Belang sein können - sowie der (implizite) Bezug der ICF zu den Disability Studies werden unter 2.1.7 und 2.1.8 näher beleuchtet.

Behinderung, Verhaltensbehinderung (Verhaltensstörung), Körperbehinderung und Sprachbehinderung zählen. Die genannte Einteilung ergab sich im Zuge der in den 1950er- und 1960er-Jahren durchgeführten Schulstrukturentwicklung in Deutschland, die nachfolgend von Gutachten des Deutschen Bundesrats (DBR) beeinflusst wurde. In den 1980er-Jahren traten Behinderungsklassifizierungen in den Hintergrund. Nun war von einem Erziehungs- und Bildungsbedarf die Rede, was sich in pädagogisch ausgearbeiteten Strategien niederschlug, nicht hingegen im Bildungswesen. (vgl. Biewer 2006, 42-44) Mit der Abkehr vom Behinderungsbegriff und der Zuwendung zum Begriff des „Sonderpädagogischen Förderbedarfs" kam es dazu, dass die Förderschwerpunkte Hören, Sehen, körperliche und motorische Entwicklung, Sprache, geistige Entwicklung, emotionale und soziale Entwicklung sowie Lernen ausgearbeitet wurden (vgl. Drave/Rumpler/Wachtel 2000 zit. n. Biewer 2009, 44) Zu den eben genannten Förderschwerpunkten, die im wesentlichen den sonderpädagogischen Kategorien entsprechen, wurden ebenso spezifische Handbuchreihen publiziert[47]. Einen Versuch, defizitorientierten Konnotationen von Behinderung auszuweichen, stellten Hansen und Stein (2006) auf, die von „Beeinträchtigungen der emotionalen und sozialen Entwicklung, der geistigen Entwicklung, des Hörens, der körperlichen und motorischen Entwicklung, des Lernens, des Sehens und der Sprache" (Hansen/Stein 2006 zit. n. Biewer 2009, 47) schreiben.

Für die jeweiligen sonderpädagogischen Kategorien wurden Definitionen erarbeitet, die die jeweilige Behinderung möglichst genau beschreiben. (vgl. Biewer 2009, 47-56)

[47] Beispielsweise ist hier das Handbuch „Sonderpädagogik der geistigen Entwicklung" von Nußbeck/Biermann/Adam 2008 zu nennen.

2. ZENTRALE THEORIEN IM KONTEXT VON GESELLSCHAFTLICHEN TEILHABECHANCEN UND DEM RISIKO SOZIALER AUSGRENZUNG

Wansings wissenschaftlicher Beitrag (2005) wurde bereits im Kontext der Erklärung der Anwendung der zentralsten Termini der vorliegenden Arbeit unter 1.5.4 thematisiert. Ihr wissenschaftstheoretischer Ansatz ist innerhalb der Luhmannschen Systemtheorie, die sie mit der Differenztheorie (darunter ist die funktionale Differenzierung von Tätigkeiten in der modernen Gesellschaft gemeint) erweiterte, anzusiedeln. Auf Grundlage dieser beiden Theorien stellte die Wissenschaftlerin Anknüpfungspunkte zur ICF („Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit"), dem bio-psycho-sozialen Modell von Behinderung, her. Ihr (system- und funktions-) theoretischer Ansatz hält fallweise empirische Belege parat, diskutiert aber vorwiegend die Klärung und Präzisierung der Inklusionsbedingungen der modernen Gesellschaft und ihrer Exklusionsrisiken für Menschen mit Behinderung. Außerdem trägt er dazu bei, eine (Neu-) Organisation wirksamer Unterstützung in der Rehabilitation aufzuzeigen.

2.1 System- und Differenztheorie als Anknüpfungspunkt zum bio-psycho-sozialen Modell von Behinderung

Folgend werde ich auf die Ausführungen Wansings, die sich vorwiegend auf die Luhmannsche Systemtheorie bezieht, eingehen. Zuerst werden Integrationsmöglichkeiten von Menschen in das Gesellschaftssystem, die über Inklusionsrollen und –formen verlaufen (2.1.1), näher in den Blick genommen. Danach rückt das Phänomen Exklusion (2.1.2 – 2.1.3) und Reaktionen darauf (2.1.4) in das Zentrum des Interesses. Anschließend erfolgt die Deskription möglicher Bestimmungsmerkmale sozialer Ausgrenzung. Die Bedeutungen ökonomischer, sozialer und kultureller Ressourcen werden in 2.1.6 thematisiert. Im letzten Unterkapitel werden anhand explizit gemachter Barrieren und Ausgrenzungen das Phänomen Behinderung (2.1.7) als Exklusionsrisiko sowie die Bedeutung der ICF diskutiert.

2.1.1 Inklusionsrollen und -formen

Der Mensch kann in der Luhmannschen, systemtheoretischen Denkweise in einzelnen gesellschaftlichen Funktionssystemen inkludierende Rollen ausfüllen. Zum Beispiel kann jemand im Wirtschaftssystem als inkludiert gelten, wenn er/sie als KonsumentIn auftritt, in der Religion als Priester des eigenen institutionalisierten Glaubens Fuß fasst oder als RichterIn im Rechtssystem tätig ist etc. (vgl. ebd.)

Im Kontext von Inklusion sind also die Funktionssysteme[48] voneinander unterscheidbar. Mit ihnen sind jeweils Leistungen (z.B. Information, Einkommen etc.), personale Teilhabe (in Form von Publikumsrolle oder Leistungsträger) sowie die Inklusionsform (ausgedrückt in Mitsprache -oder Ausstiegsoption, professionelle Betreuung, indirekte Inklusion, Inklusion der gesamten Person) verbunden. Hinzu kommt der Grad der Freiwilligkeit. Wansing fasst die vorangegangenen theoretischen Ausführungen, die Funktionssysteme, Leistungen, Publikum- und Leistungsrolle sowie die Inklusionsform beinhalten, in einer Tabelle (ohne den Anspruch auf Vollständigkeit) zusammen (siehe Tab. 3).

Stichweh (1988) ortet in modernen Gesellschaften aufgrund der Internationalisierung der Weltgesellschaft und pluralistischer Lebensstile einen Rückgang der Verpflichtung der Teilhabe an Funktionssystemen (z.B. Wehrpflicht), was auch die Option der freiwilligen Nichtpartizipation nahe legt. Die zwanghafte Teilhabe resultiere aus der verfolgten gesellschaftlichen Zielvorstellung der Vollinklusion. (vgl. Stichweh 1988, 289)

Eine andere Art und Weise Inklusion „identifizieren" zu können, betreffe die zeitliche Dimension, da gewisse Inklusionen (lediglich) zu bestimmten Zeitpunkten auftreten würden (z.B. als Angeklagter im Funktionssystem Recht). Die Inklusion von Personen in alle Funktionssysteme ist nicht immer möglich bzw. ist sie bei manchen Personen unmöglich, da gewisse Funktionssysteme in Konflikt zueinander stehen (z.B. ist es Priestern nicht gestattet, soziale Intimbeziehungen zu haben). Die Wahrscheinlichkeit teilhaben zu können, wird somit von konkurrierenden Funktionssystemen, als auch zeitlichen Konflikten, beeinflusst. (vgl. Wansing 2005, 43)

Im Zusammenhang mit dem Begriff Hyperinklusion verweist Wansing auf Göbel und Schmidt (1998), die als Schöpfer des Begriffs gelten. Sie verstehen darunter jenen Vorgang, der eine Person in ein Funktionssystem inkludiert, aufgrund der Zugehörigkeit zu diesem *einen* aber die Relevanz der Kommunikation für ein anderes beinahe vollends verloren geht, d.h. der Inklusion in einem Fall folgt Exklusion in einem anderen. (vgl. Wansing 2005, 44)

Inklusion aufgrund bereits stattgefundener Inklusion bezeichnet Wansing als „sachliche Wahlverwandtschaften" (Wansing 2005, 44).

Die Einflussfaktoren von Inkompatibilitäten, Wahlverwandtschaften und zeitlichen Konkurrenzen dürften aber für die individuelle Inklusion von Personen nur in wenigen Fällen ausschlaggebend sein. Die Ausgestaltung von Inklusion sei viel mehr von Inklusionschancen abhängig, die sich aus sozialen Ungleichheiten ablesen ließen. Hierzu würden Bildungsniveau, Einkommen, Alter, Geschlecht und ethnische Zugehörigkeit zählen. Der Ansatz der Inklusionsprofile (differenztheoretischer Inklusionsansatz) weite jenen der Ungleichheitsforschung aus. Ihnen gemeinsam ist die Betonung von Ressourcen und Zugängen. Bei Erstgenanntem liegt der Fokus des Interesses aber nicht nur auf Inklusionschancen, sondern auch auf ihre Realisierung. „Das Konzept der Inklusionsprofile zeichnet sich also insgesamt dadurch [...] aus, dass das differenzierungstheoretische Analysemuster der

[48] „Alle diese Kategorien sind nicht per se mit Ungleichheit verbunden – systemtheoretisch ist das eine sowohl empirisch offene wie auch nachgeordnete Frage" (Winker und Degele 2009, 16).

Teilsysteme ‚ganzheitlich' genutzt wird, auch ‚harmlose' Ungleichheiten betrachtet und sporadische Inklusionsverhältnisse ebenfalls einbezogen werden, die berufliche Leistungsrolle nicht im Mittelpunkt steht und neben Lagemerkmalen auch sachliche und zeitliche Erklärungsfaktoren vorgesehen sind" (Burzan, Schimank 2002, 14).

Funktionssystem	**Leistungen**	**Publikumsrolle**	**Leistungsrolle**	**Inklusions-form**
Wirtschaft	Produktion, Einkommen	Konsument	Produzent, Erwerbstätiger	Exit/Voice-Optionen
Politik	Herstellung kollektiv bindender Entscheidungen	Wähler, Demonstrant, Leistungsempfänger	Politiker	
Massenmedien	Information, Unterhaltung	Zeitungsleser, Rundfunkhörer, Fernsehzuschauer	Medienproduzent, Journalist	
Sport	Leistungsbezug zu anderen Teilsystemen (Gesundheit/Medien)	Zuschauer	Sportler, Trainer, Funktionär	
Kunst	Ästhetik	Kunstliebhaber	Künstler	
Religion	Seelsorge	Gläubige, Gemeindemitglied	Priester	Professionelle Betreuung
Recht	Konfliktregulation	Kläger, Angeklagter, Zeuge	Anwalt, Richter	
Bildung	Bildung, Erziehung	Schüler, Student	(Hochschul-) Lehrer, Erzieher	
Gesundheit	Heilung, Behandlung	Patient	Arzt, Therapeut	
Militär	Sicherheit, Verteidigung	Zivilbevölkerung	Soldat, Offizier	
Wissenschaft	Wahrheit	Zugang vermittelt über Organisationen und Techniken	Wissenschaftler	Indirekte Inklusion
Soziale (Intim-) Beziehungen	Vertrauen, Geborgenheit	Wechselseitigkeit von Publikums- und Leistungsrollen als Ehepartner, Freund, etc.		Inklusion der gesamten Person

Tab. 3: Inklusionsrollen und Inklusionsformen (Wansing 2005, 42)[49]

Inklusion könne in modernen Gesellschaften durch „partizipative Identitätsbildung" (Wansing 2005, 46) in jenem Sinne erfolgen, dass Personen über gesellschaftliche Funktionssysteme als gesellschaftlich zugehörig bzw. teilhabend gelten. Individualität gleiche dann einer Inszenierung des eigenen Inklusionsprofils über mehrere unabhängig voneinander stattfindenden Inklusionen, die vom Individuum für sich selbst gefunden und als einzigartig beschrieben werden: nicht zuletzt deswegen, um das eigene Verhalten anderen Personen erwartbar zu machen. (vgl. Luhmann 1995, 132)

[49] Die von Wansing ausgearbeitete Tabelle stellt einen Versuch dar, die gesellschaftlichen Funktionssysteme im Kontext von System- und Differenztheorie über Leistungen, Publikums – und Leistungsrolle sowie über die jeweils zugehörige Inklusionsform in einem theoretischen Schema zu vereinen. Problematisch erweist sich hierbei, dass die Subjekte in ihren Rollen (Publikums- und Leistungsrollen) sehr reduziert bzw. vereinfacht dargestellt werden. Überhaupt wirkt die Bezeichnung Publikumsrolle eher unangebracht. Eine zusehende Person eines Sportereignisses ist meist nicht nur zusehend am Geschehen beteiligt, sondern applaudiert ggf. oder setzt zusätzliche Aktivitäten, um die favorisierte Mannschaft zu unterstützen. Ein Patient sieht nicht nur bloß zu, was in einem Krankenhaus vor sich geht, sondern übt auch andere Aktivitäten aus etc.

Wie später unter dem Begriff der Exklusionsindividualität noch beschrieben wird, bestimmt sich Individualität in der modernen Gesellschaft über Exklusion. Die dabei entstehenden Optionen und Leistungsanforderungen, die mit der (Exklusions-) Individualität einhergehen, eröffnen gleichzeitig Freiheiten, schwächen gesellschaftliche Kollektivmuster ab und lösen Schranken auf, was neue Möglichkeiten für die Gestaltung persönlicher Inklusionsprofile biete, die selbstbestimmt erfahren werden könnten. (vgl. Wansing 2005, 46)

2.1.2 Vor- und Nachteile systemtheoretischen Denkens über Inklusion und Exklusion

In ihrer Conclusio über soziale Teilhabe bzw. Inklusion verweist Wansing im Kontext der Luhmannschen Systemtheorie darauf, dass Inklusion über die gesellschaftlichen Funktionssysteme anhand kommunikationseigener Zeichen und Programme gelenkt werde, wodurch sich soziale Teilhabe auf zwei Dinge beschränke: *Erstens*, auf die Art und Weise, wie eine Person im Hinblick auf Leistungen und Prozesse eines Funktionssystems teilhaben kann und *zweitens*, wie der Zugang zu Leistungen und die Abhängigkeit der Individuen von diesen Leistungen beschrieben werden kann. (vgl. Luhmann 1981, 25) Es sei nämlich möglich, temporär an verschiedenen Gesellschaftssystemen teilhaben zu können, wobei die (Exklusions-) Individualität als selbstbestimmte Inszenierung des eigenen Inklusionsprofils zu verstehen sei. Daraus resultiere, dass Inklusion bzw. gesellschaftliche Teilhabe in systemtheoretischer Prägung als wertneutral angesehen werden könne, da keine positiv formulierte Zielvorstellung - wie etwa beim normativ geprägten Integrationsbegriff – gegeben ist. (vgl. Wansing 2005, 47)

Der einseitige Blick der Systemtheorie auf Inklusion bringt neben dem Vorteil für die soziologische Theoriebildung im Kontext von Integration aber auch Nachteile mit sich. Wansing konstatiert, dass soziale Krisen und Störungen sowie empirische Probleme, die auf Stabilisierung und Zukunftssicherung von Individuen abzielen, unberücksichtigt bleiben. V.a. Menschen mit Behinderung würden im Hinblick auf ihre gesellschaftlichen Teilhabechancen nicht berücksichtigt. Die Inklusionslogik der Systemtheorie spart gewisse Fragestellungen aus, da sie als unrelevant gelten, deren unreflektierte Hinnahme aber im konkreten Fall soziale Folgen aufgrund der gesellschaftlichen Disposition, die auf funktionaler Differenzierung beruht, mit sich brächten. „Diese Blindheit der Systemtheorie für soziale Folgeprobleme funktionaler Differenzierung ist wesentlich darauf zurückzuführen, dass der Mensch als Theoriebegriff nicht vorgesehen ist, sondern als psychisches System konstruiert wird“ (vgl. Fuchs und Göbel 1994). Wansing schlussfolgert daher, dass das systemtheoretische Konstrukt lediglich die strukturelle Form der Inklusion bearbeite, dabei aber soziale Probleme und Gefährdungen abhanden kämen, die sich als Folgeprobleme der Gesellschaftsform für Individuen stellen (vgl. Wansing 2005, 48)

Luhmann bezeichnete das Postulat der Vollinklusion für illusorisch. Es gäbe in demokratischen Gesellschaften durch die Ausweitung bürgerlicher, politischer und sozialer Rechte zwar den Anschein,

Vollinklusion erreichen zu können, letztlich bestehe aber keine tatsächlich realisierte Chancengleichheit. (vgl. Luhmann 1999, 630)

2.1.3 (Personale) Exklusion und Exklusionsindividualität

Bereits zu Beginn ihres Beitrags verweist Wansing darauf, dass der Gegenbegriff der Teilhabe jener der Exklusion, der sozialen Ausgrenzung, sei. Exklusion werde im Kontext der sozialen Frage, die sich nicht mehr ausschließlich auf marginalisierte Randgruppen, sondern auf die „Mitte der Gesellschaft“[50] bezieht, thematisiert. Menschen mit Behinderung prophezeit sie aufgrund erfolgloser Inklusion ins Bildungssystem geringere Chancen am Arbeitsmarkt, was sich auch in sozialer Exklusion in anderen Lebensbereichen ausdrücke. (vgl. Wansing 2005, 15)

Unter dem Begriff der Exklusionsindividualität versteht Wansing das durch die moderne Gesellschaft veränderte Leben des Individuums und die damit einhergehende Frage von Identität, die sich in der modernen Gesellschaft nicht mehr über die Zugehörigkeit zu einem sozialen System[51] – so wie das in früheren Gesellschaftsformen der Fall war - definiere. Die Identitätsfrage spiele sich nämlich außerhalb der Gesellschaftsstruktur ab. (vgl. ebd., 45)

Personale Exklusion bzw. sozialer Ausschluss oder Ausgrenzung geschehe aufgrund funktionaler Differenzierung, da sich Exklusion nicht an den Personen per se orientiere, sondern an Sachthemen (vgl. Hillebrandt 1999, 246).

Was sich hierbei nach Ansicht Luhmanns umdreht, ist die Definition des Individuums, das sich nicht mehr wegen seiner sozialen Zugehörigkeit (Inklusion), sondern durch Nicht-Zugehörigkeit bestimme (vgl. Luhmann 1989, 158 zit. n Wansing 2005, 46).

Wie bereits beim Termini der sozialen Inklusion erwähnt wurde, tun sich in modernen, funktional differenzierten Gesellschaften, Möglichkeiten im Sinne individualisierter, nicht an soziale Systeme gekoppelte, Inklusionsprofile auf, die auf Selbstbestimmung und Eigenverantwortung basieren und denen ein identitätsstiftendes Moment innewohnt. Selbstbestimmung sei somit als zu problematisierende Folgeerscheinung dieser Gesellschaftsform zu betrachten. (vgl. ebd., 46)

Wansing schreibt in ihrem Fazit über personale Exklusion im Kontext systemtheoretischen Denkens, dass Exklusion als weitreichende Analyse der Integration von Menschen in die Gesellschaft keineswegs in normativem Sinne zu verstehen sei, sondern als wertneutral: Personale Exklusion ist „Voraussetzung für die Ausbildung moderner Identität“ (Wansing 2005, 47).

[50] Dabei geht es um die These, dass die Mittelschicht einer Gesellschaft, die bisher als nicht von Armut bedroht galt, aufgrund periodisch auftretender Arbeitslosigkeit, prekärer Arbeitsverhältnisse oder Phasen in Armut, verunsichert sei und die Grenze zwischen „drinnen“ und „draußen“ verwische. Eine wesentliche Rolle, die dieser Entwicklung entgegenkomme, wird in der herrschenden Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik gesehen. (vgl. Wansing 2005, 50)

[51] In segmentären, auf sozialer Schicht aufgebauten Gesellschaften würde die soziale Position gewissermaßen seit Geburt an determiniert. Die Identität erhielt man aufgrund der Zugehörigkeit zur Familie oder als BewohnerIn eines Ortes. (vgl. Wansing 2005, 45)

Als Luhmann Mitte der 1990er-Jahre soziale Ausgrenzung in südamerikanischen Favelas entdeckte, kam er zu der Erkenntnis, dass es sich dabei um Exklusionseffekte handelte, die zu kumulativem Ausschluss von Gesellschaften führten. Aufgrund des Ausschlusses in einem Funktionssystem werde eine Barriere in einem anderen erzeugt bzw. mindern sich Chancen in einem anderen. Die Betroffenen leben dann abgeschottet und würden unsichtbar (vgl. Luhmann 1990, 630f). Aufgrund der Auseinandersetzung mit den südamerikanischen Favelas und der dort identifizierten sozialen Ausgrenzung versuchte Luhmann, Phänomene sozialer Ausgrenzung in seinen neueren wissenschaftlichen Beiträgen mit dem Begriff Exklusion zu betiteln. Auch wenn der Terminus mit Ausschluss übersetzt werden kann, bestehen innerhalb der Systemtheorie vielfältige Möglichkeiten seiner Anwendung und heftige Kontroversen über Gebrauch sowie seiner widersprüchlichen Bedeutung.[52] (vgl. Wansing 2005, 50)

Wie schon vorhin erwähnt, ist Exklusion im systemtheoretischen Sinne als eine unproblematische Strukturvoraussetzung moderner Gesellschaften anzusehen, wobei Inklusion Exklusion voraussetzt. Wenn nun Inklusion als soziale Berücksichtigung in Form des Kommunikationszusammenhangs zwischen Individuen gesehen wird, so bedeutet dann Exklusion, dass Personen weder bezeichnet, noch als bedeutsam angesehen werden bzw. als nicht sichtbar gelten. (vgl. Luhmann 1995, 148) Darin ortet Wansing einen Widerspruch innerhalb der Systemtheorie, da „Selbst Menschen, die in Armut [leben] immer noch in gesellschaftlicher Kommunikation Berücksichtigung finden; sie werden durch die funktionsspezifische Kommunikation des Wirtschafts- und Rechtssystems ja erst sichtbar“. (Wansing 2005, 51) Gleiche Kritik äußerten auch Nassehi und Nollman (1997): „[...] von den Leistungen des Funktionssystems sozialer Hilfe kann man nur ausgeschlossen werden, wenn man potentiell Klient sein könnte usw.“

Daraufhin wurde in neueren systemtheoretischen Ansätzen Exklusion nicht mehr als Strukturvoraussetzung für Inklusion bedacht, sondern als „problematische empirische Folgeerscheinung funktionaler Differenzierung“ (Wansing 2005, 51), was bedeutet, dass einer gescheiterten Inklusion kumulative Exklusion folgt. Exklusion werde daher zum Problem gesellschaftlicher Differenzierung, das sich Ausschluss in einem Funktionssystem in weiterer Folge in verminderte oder verhinderte Teilhabechancen in anderen Funktionssystemen fortsetze. (vgl. ebd.) Für die Begriffe Inklusion und Exklusion hatte das Aufdecken dieses Widerspruchs in der Systemtheorie zur Folge, dass Luhmann zwischen Inklusion - verstanden als „lose Integration“ - und Exklusion - als „feste Integration“ - differenzierte (vgl. Luhmann 1994a, 42).

Wansing verwies des Weiteren darauf, dass zwischen dem theoretischen Exklusionsbegriff (als Kehrseite von Inklusion) und empirisch geprägter Exklusion (in Form sozialer Ausgrenzung) unterschieden werden müsse. Insgesamt zeigt sich aber, dass der Exklusionsbegriff vage und

[52] Da die vorliegende Arbeit nicht ausschließlich über die Verortung und Anwendung des Begriffs Exklusion innerhalb der Systemtheorie befassen möchte, sei an dieser Stelle erwähnt, dass eine detaillierte Auseinandersetzung und Aufstellung des Begriffs im systemtheoretischen Denken von Göbel und Schmidt (1998) gegeben werden.

unbestimmt ist und es kaum möglich erscheint, ihn adäquat in der Logik der Systemtheorie unterzubringen.

Bei Betrachtung grundlegender sozialer Fragestellungen der modernen Gesellschaft lassen sich Grenzen der Erklärungskraft der Systemtheorie erkennen. Wansing fragt nach Mechanismen, die bei der Kumulation von Exklusionen unterschiedlicher Funktionssysteme wirksam werden. Die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion findet im Rahmen der Systemtheorie auf gesellschaftlicher Ebene statt, d.h. der Bezugsrahmen ist die Gesellschaft per se, individuelle Lebenslagen spielen somit keine Rolle, sind daher unrelevant und gewissermaßen unsichtbar. In der dichotomisierten Denkweise der Systemtheorie (Gesellschaft/Umwelt) werden subjektive Erfahrungen (in Form von Benachteiligungen in den Teilhabechancen) und soziale Ausgrenzung der (gesellschaftlichen) Umwelt zugeschrieben. Die Funktionssysteme tangieren Exklusionsprobleme der Individuen nicht, da sie nicht von kommunikativer Wichtigkeit wären. Auch Zugänge zu gesellschaftlichen Leistungen werden ausgeblendet. (vgl. Wansing 2005, 52f)

Zusammenfassend lässt sich aus diesen Überlegungen schlussfolgern, dass sich Inklusionsbedingungen im Rahmen der Systemtheorie leichter erörtern lassen, der Ansatz der funktionalen Differenzierung aber strukturell der Präzisierung von Exklusionsproblemen im Wege steht, da „die Logik der funktionalen Differenzierung [...] gesellschaftliche Exklusionen aus[schließt]“ (Luhmann 1995, 146). Wansing setzt an dieser Problemstellung an und plädiert für eine Änderung der Systemreferenz bzw. der Beobachtungsperspektive (im Exklusionsbereich), um sie mit jener der individuellen Lebenslagen der Gesellschaft zu ergänzen. Dafür verwendet sie das internationale Konzept der sozialen Exklusion, das wirtschaftlich und politisch geprägt ist. Ziel des Vorgehens Wansings besteht darin, beiden Theoremen, nämlich jenem der sozialen Ungleichheit mit jenem der Systemtheorie zusammenzudenken, um das dominierende strukturelle Verständnis sozialer Teilhabe abzuschwächen. (vgl. Wansing 2005, 53f)

2.1.4 Die Reaktion europäischer Sozialpolitik auf das soziale Paradigma der Exklusion

In der Europäischen Gemeinschaft kam man ebenfalls weg vom Armuts- und hin zum Exklusionskonzept, was sich in der Verfolgung gemeinsamer Ziele – in Form von abgeschlossenen Verträgen, wie etwa die zweijährigen nationalen Aktionspläne (National Action Plans – „NAPs“) – widerspiegelt. Konkret wurden folgende Ziele formuliert (Rat der Europäischen Union 2002, Abb. 4.):

- Förderung der Teilnahme am Erwerbsleben,
- Förderung des Zugangs aller zu Ressourcen, Rechten, Gütern und Dienstleistungen,
- Vorbeugung der Risiken der Ausgrenzung,
- Handeln für die sozial Schwachen und die
- Mobilisierung relevanter Akteure.

In den 1990er-Jahren wurde auch in Deutschland in sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Debatten häufig der Terminus der sozialen Exklusion – allerdings stark im Kontext von Armut sowie Jugend- und Langzeitarbeitslosigkeit – gebraucht. Letztgenanntem Problem sahen sich zunehmend europäische Staaten in den 1980er-Jahren ausgesetzt. Parallel dazu nahmen Unterstützungen informeller Netzwerke ab. Dies führte dazu, dass der Sozialstaat unter Druck geriet und der Markt im Hinblick auf Ressourcen- und Chancenverteilung mehr Bedeutung zugesprochen wurde. Von Seiten der westeuropäischen Bevölkerung existierten ab sofort zwei Wahrnehmungen nebeneinander: einerseits eine objektive Betrachtung sozialer Problemlangen und andererseits eine sich geänderte subjektive. (vgl. ebd., 58f)[53]

Um das Herannahen sozialer Ausgrenzung bemerken zu können, sei es aber notwendig, einen kulturell gegebenen Standard sozialer Inklusion zu formulieren. Exklusion bedeute in ihrer „modernen" Ausprägungsform, dass sie unter den Bedingungen des Marktes stehe und ihr universalisierte Normen sowie innergesellschaftliche, verallgemeinerte Bürgerrechte inhärent wären. Als Spiegelbild von Exklusion setze sich dann der normative oder rechtliche Anspruch auf Zugehörigkeit voraus. (vgl. ebd., 59)

Subjektiv empfundene Benachteiligungen würden v.a. mit fortschreitender Inklusion aller BürgerInnen in wohlfahrtsstaatlichen Systeme zunehmen, da Ansprüche und Erwartungen in genannten Systemen steigen bzw. die eigenen sozialen Probleme[54] am System ausgerichtet und als Exklusionen wahrgenommen würden. Diese Entwicklung bezeichnete Leisering als „Inklusionsparadoxon" (Leisering 2000, 12).

Als gemeinsame Hauptrisikofaktoren sozialer Ausgrenzung, deren Einschätzung zwar je nach kulturellen Gegebenheiten und vorherrschenden Sozialpolitiken in den europäischen Mitgliedstaaten der EU als differenziert zu beurteilen sind, wurden seitens des Rates der Europäischen Union folgende genannt (Rat der Europäischen Union 2001, 22 ff.):

- Langfristige Abhängigkeit von niedrigen/unzureichenden Einkommen,
- Langzeitarbeitslosigkeit,
- Unqualifizierte Beschäftigung oder fehlende Erwerbstätigkeit,
- Niedriges Ausbildungsniveau und Analphabetentum,
- Auseinanderbrechen von Familien/Aufwachsen in sozial schwachen Familien,
- *Behinderung*,
- Schlechter Gesundheitszustand,
- Leben in mehrfach benachteiligten Gebieten,
- Unzureichende Wohnverhältnisse und Wohnungslosigkeit,
- Einwanderung, ethnische Zugehörigkeit, Rassismus und Diskriminierung.

[53] Zu denselben Ergebnissen gelangte Böhnke. (vgl. Böhnke 2006)
[54] Hierzu zählen Armut, Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit, Behinderung, Migration etc. (vgl. Wansing 2005, 59)

Auch wenn seitens der Europäischen Union konkrete soziale Probleme als Ausgrenzungen definiert wurden, so ist des Weiteren zu hinterfragen, welche charakteristischen Bestimmungsmerkmale soziale Ausgrenzung kennzeichnen.

2.1.5 Bestimmungsmerkmale sozialer Ausgrenzung: Mehrdimensionalität, Relationalität und Dynamik im Lebenslauf

Fehlende ökonomische Ressourcen würden sich auf viele andere Dimensionen der sozialen Lage auswirken. Eine geringe Anbindung an den Arbeitsmarkt sowie Arbeitslosigkeit wurden in der Ungleichheits- und Armutsforschung lange Zeit als Hauptursachen für Exklusionsprozesse angesehen. In modernen Gesellschaften wird einer multidimensionalen Unterversorgung besondere Relevanz beigemessen, die die bloßen ökonomischen Determinanten in ihrer Bedeutung übersteigen. Die Rede ist dabei von zu geringer gesellschaftlicher Teilhabe, die sich – zusammengedacht - auf ökonomischer, sozialer, kultureller und politischer Ebene abspiele. Während materielle Teilhabe den Lebensstandard betreffe, ist bei politisch-institutioneller Teilhabe die Gleichheit beim Zugang und der Nutzung von Rechten und Institutionen gemeint. Die Möglichkeit zur Realisierung gesellschaftlich und individuell anerkannter Ziele solle durch kulturelle Teilhabe erreichbar sein. Inklusion und Exklusion thematisieren im bürgerrechtlichen Kontext die *Zugänglichkeit* aller BürgerInnen zu Rechten, Beschäftigung, Gesundheit, politischer Mitwirkung etc. (vgl. ebd., 61f)

Neben der ungleichen Verteilung von Ressourcen spielen unter sozialdiagnostischem Blick auch relationale Aspekte eine bedeutsame Rolle, die in geringerem Ausmaß einen bestimmten Zustand betreffen. Von Relevanz sind vielmehr soziale Verhältnisse und Prozesse, wie etwa (zu geringe) soziale Teilhabe oder Machtverhältnisse. Außerdem gäbe es AkteurInnen, die soziale Inklusion hervorrufen. Als AkteurInnen, die „Inklusion für alle“ als Normalfall betrachten, werden gesellschaftliche (Funktions-) Systeme[55] angesehen. Einen wesentlich bedeutsameren Stellenwert erhalten Organisationssysteme[56], die eine Ebene zwischen Gesellschaft und Interaktion herstellen. Sie wären für das Zustandekommen von Ungleichheit zentral, da sie die Unabhängigkeiten zwischen den Funktionssystemen aufheben würden. Ihr Einfluss auf die Lebensführung und –chancen der Individuen sei beträchtlich. Ihre Ziele würden auf die Funktionen bestimmter Gesellschaftssysteme ausgerichtet sein. Die Aufgabe von Organisationen der Moderne liege in der sozialen Erfassung der von der Gesellschaft ausgeschlossenen Individuen. (vgl. ebd., 62f)

[55] Zur Erinnerung und zwecks besserem Verständnis: Unter Funktionssystemen versteht Wansing Wirtschaft, Politik, Massenmedien, Sport, Kunst, Religion, Recht, Bildung, Gesundheit, Militär, Wissenschaft, soziale (Intim-) Beziehungen. (vgl. Wansing 2005, 42)

[56] Als Beispiele können hier formale Organisationen der modernen Gesellschaften – wie etwa Banken, Krankenhäuser, Schulen und politische Parteien - genannt werden. (vgl. Wansing 2005, 62) Jeder Organisation kommt zumindest eine bestimmte Aufgabe zu. Banken sind für die materielle Versorgung, politische Parteien für die politische Teilhabe, Schulen für den Erwerb von Bildung, Museen für den kulturellen Konsum, Krankenhäuser für die öffentliche oder private Fürsorge, Universitäten für die Produktion von Wissen, Gerichte für rechtliche Sicherheiten, die Kirche für die Unterhaltung des Glaubens zuständig etc. (vgl. Nassehi, Nollmann 1997, 401)

Organisationssysteme würden entstehen wenn es zu einer Ausdifferenzierung in Form von Mitgliedsrollen kommt, wobei das Verhalten der gewonnenen Mitglieder von den Organisationen konditionierbar werde. Mit Hilfe eines Karteisystems werde über Zugehörigkeit oder Ausschluss entschieden. Ein relativ beliebig veränderbares Regelwerk komplettiere das Vorgehen. (vgl. Luhmann 1994c, 190) Da für Organisationen - aus der Kommunikationsperspektive - nicht alle Personen als relevant angesehen werden, verfahren sie hochselektiv und gewähren nur ausgewählten Mitgliedern Teilhabe[57]. „Die Logik des Inklusionspostulats wird damit durch die ‚Exklusionsbefugnis' von Organisationen korrigiert" (Wansing 2005, 63). Ausgrenzung könne diesem Verständnis nach als relationaler Prozess, als gesellschaftlicher Bestandteil und als Verhältnis, das von der Gesellschaft hergestellt werde und letztlich wiederum auf sie einwirkt, begriffen werden. (vgl. ebd., 64)

Das relationale Moment verschob die Perspektive auf soziale Exklusion von einer „Oben/Unten-Differenz" zu einer „Innen/Außen-Perspektive", was in der internationalen Debatte über Ausgrenzung dazu führte, eine soziale Spaltung in den modernen Gesellschaften festzustellen. Bei genauerer Betrachtung - im Sinne von Zugehörigkeit und Ausschluss - müsse dann gefragt werden, wer und unter welchen Bedingungen jemand als gesellschaftlich exkludiert bezeichnet werden kann. Wansing vertritt die Ansicht, dass in diesem Fall der Exklusionsbegriff aufgegeben werden müsste. (vgl. ebd., 64f) Die Autorin beruft sich zunächst auf Castel, der als strukturelle Merkmale von Ausgrenzung folgende nennt:

- „die vollständige Ausgrenzung aus der Gesellschaft (z.B. Judenvertreibung/-vernichtung),
- den Aufbau geschlossener Räume, die von der Gemeinschaft abgetrennt sind (z.B. Ghettos [...], Gefängnisse usw.) und
- die Statuszuweisung bestimmter Klassen der Bevölkerung, die ihnen ermöglicht, in der Gemeinschaft zu koexistieren, sie aber bestimmter Rechte und der Beteiligung an bestimmten sozialen Aktivitäten beraubt (z.B. die Situation der Eingeborenen während der Kolonialzeit oder die Verweigerung des Wahlrechts für Frauen)". (Castel 2000, 22)

Allerdings meint Wansing, dass selbst die von Castel (2000) genannten Beispiele im systemtheoretischen Sinn keine vollständigen Exklusionen darstellen, da bei ihnen Kommunikationsprozesse stattfinden. Dieser Logik folgend würden dann lediglich getötete Menschen oder jene übrig bleiben, die außerhalb von Gesellschaften existieren bzw. über die niemand bescheid weiß. Soziale Exklusion könne nur jenen treffen, der sich auf „dieselben sozialen Institutionen, Erfahrungen und Wünsche bezieht wie diejenigen, die ihm den Zugang verweigern oder die Erfüllung versagen" (Kronauer 2002, 204).

Ein weiterer Nachteil bestehe aus Analysesicht darin, dass nur Extremfälle behandelt würden, allerdings nicht jene Personen, die tendenziell gefährdet wären, gesellschaftlich ausgeschlossen zu

[57] Es ist beispielsweise in Österreich jeder Bürger in das Rechtssystem inkludiert. Ob ihm Recht widerfährt, liegt im Ermessen des Gerichts. (vgl. Wansing 2005, 63f)

werden. Aus diesem Grund plädiert Wansing für ein dynamisches Verständnis von Exklusion. (vgl. Wansing 2005, 66)

Als drittes charakteristisches Bestimmungsmerkmal sozialer Ausgrenzung ist die Dynamik im Lebenslauf zu nennen. Das Zusammentreffen und Anhäufen mehrerer Risikofaktoren könnten gleichermaßen Ursache und Wirkung sozialer Exklusion sein (z.B. eine arbeitslose Person, die über ein niedriges Ausbildungsniveau verfügt). Luhmann konstatierte bereits, dass aufgrund dynamischer Kumulationen, die ein Charakteristikum moderner Gesellschaften wären, der Ausschluss in einem Funktionssystem der Gesellschaft beinahe jene Exklusionen in anderen Funktionssystemen garantieren. Wer beispielsweise über keinen Ausweis verfügt, kann Sozialleistungen nicht in Anspruch nehmen, darf zu keiner politischen Wahl gehen oder heiraten. (vgl. Luhmann 1994a, 41) Wansing spricht in diesem Zusammenhang von starken Interdependenzen[58], die scheinbar zwischen den Funktionssystemen gegeben sind, da vereinzelte Gesellschaftssysteme (z.B. mangelnde Rechtsfähigkeit) die Inklusionsmöglichkeiten in vielen anderen massiv beeinflussen würden. (vgl. Wansing 2005, 66)

Fruchtbar wird diese Dynamik von Exklusionsprozessen bei Betrachtung individueller Lebensläufe, da dadurch die individuelle Lebenslage sowie alles, was die Sozialstruktur der Person betreffe (z.B. soziale Beziehungen, schulische Bildung, ökonomische Teilhabe über Erwerbsarbeit und Konsum, wohlfahrtsstaatliche Regelungen), analysiert werden könne. „Die gesellschaftlichen Teilsysteme werden vom Individuum in einer bestimmten zeitlichen Sequenz durchlaufen: von der Familie zu Bildungsinstitutionen über die Partizipation im Beschäftigungssystem bis hin zur Teilhabe an sozialstaatlicher Sicherung im Rentenalter“ (Wansing 2005, 67) „Spätere Ereignisse sind zu erklären aus Bedingungen, Entscheidungen, Ressourcen und Erfahrungen der vorangegangenen Lebensgeschichte. Frühere Weichenstellungen bestimmen den späteren Lebenslauf, und die Positionierung in einem Differenzierungsbereich bestimmt die in einem anderen“ (Schwinn 2000, 473). Ob sich Ereignisse der individuellen Biografie nun als positiv oder negativ miteinander verknüpfen, hänge davon ab, ob gewisse Gesellschaftsbereiche institutionellen Regelungen unterliegen. Die Ungleichheitsforschung belege dahingehend eine kumulative Verknüpfung von Familie, Bildung und Beschäftigung. (vgl. Wansing 2005, 67)

„Frühe Sozialisationserfahrungen und das Ressourcenprofil der Familie im ersten Familienjahrzehnt prägen die sich anschließende Bildungskarriere bis ins dritte Lebensjahrzehnt und diese wiederum strukturiert in erheblichem Maße die sozioökonomischen Selektionsprozesse auf dem Arbeitsmarkt für weitere Jahrzehnte bis in die Lebensbedingungen des Alters hinein“ (Schwinn 2000, 473).

Wansing kritisiert das systemtheoretische Postulat der Autonomie und Interdependenz der gesellschaftlichen Teilsysteme und holt sich dabei Beck (1986) „zu Hilfe“: „Teilsystemgrenzen gelten für Teilsysteme, aber nicht für Menschen in institutionenabhängigen Individualfragen“ (Beck 1986,

[58] Kurz formuliert bedeutet der Begriff „Interdependenz“ die wechselseitige Abhängigkeit von Elementen, die in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen. Auf Interdependenz bzw. Intersektionalität werde ich unter 2.4.2 näher eingehen.

218). Die partizipative Identitätsbildung, d.h. die aktive Rollenausübung in der Gesellschaft (z.B. als SchülerIn, PatientIn, KonsumentIn etc.) wird um eine biografische ergänzt. „Die Art und Weise, wie eine Person die differenzierten Gesellschaftsbereiche und ihre Organisationen durchläuft, welche Komplementärrollen sie jeweils einnehmen kann und welche Ressourcen und Fähigkeiten sie hierbei erwerben und einsetzen kann, hat also erheblichen Einfluss auf individuelle Chancen sozialer Teilhabe bzw. Gefährdungen der Ausgrenzung. Diese dynamischen Effekte lassen sich nur schwer kompensieren“. (Wansing 2005, 68)

Was ist die Erkenntnis, die aus der Dynamik im Lebenslauf erwächst?

Aktuelle und zukünftige Ausgrenzungen von Personen(-gruppen) würden nicht nur aus ihrer gegenwärtigen Lebenslage resultieren, sondern aus vergangenen Entscheidungen, die von Personen in Institutionen und Organisationen in „kommunikativen Adressierungen“ (z.B. können sich vergangene Positionen am Arbeitsmarkt nachteilig bei der Suche einer neuen Arbeitsstelle auswirken) getroffen wurden. Inklusion hänge daher von der Biografie jedes einzelnen Menschen ab. (vgl. Wansing 2005, 68f) Um aber eine erfolgreiche Biografie vorweisen zu können, bedürfe es bestimmten Voraussetzungen bzw. Ressourcen und Fähigkeiten. Wer beispielsweise im Funktionssystem Wirtschaft nicht „kommunizieren kann“, d.h. über kein oder zu wenig Geld (Einkommen/Eigentum) verfügt, könne personal nicht als inkludiert gelten. (vgl. Wansing 2005, 69)

Erforderliche Ressourcen, um personale Inklusion über die Leistungserbringung der eigenen Erfolgsbiografie zu erlangen, sind nach Ansicht Keupps (1999, 18) materielle, soziale und psychische. Neben der Relevanz ressourcenorientierter Ansätze[59] zwecks erhöhter Inklusionschancen sind auch noch andere zu nennen. Während für Luhmann Determinanten wie Geld, Macht und Netzwerke von zentraler Bedeutung sind, sind bei Kreckel (1992) strategische Ressourcen wie Geld, Zugehörigkeit, Zeugnisse und der (soziale) Rang von eminentem Stellenwert. Schwinn (2000) konstatierte als zentrale Voraussetzungen personaler Inklusion kulturelle Deutungskompetenz, politische Macht und ökonomische Chancen. Bourdieu (1983) unterschied zwischen ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen, die er als Kapitalien bezeichnete, wobei die Besonderheit in seinem Ansatz darin zu sehen ist, dass verschiedene Kapitalien reziprok transformierbar seien.

Wie aus den vorangegangenen Ausführungen ersichtlich wurde, sind Ressourcen für die Inklusionschancen in gesellschaftlichen Funktionssystemen von prägender Wichtigkeit. Ökonomische Ressourcen werden von sehr vielen AutorInnen, unabhängig von ihrem gewählten Ressourcenansatz, genannt. *Welcher Stellenwert kommt ihnen zu bzw. warum werden sie als dermaßen bedeutsam eingestuft? Welche Bedeutung erlangen hingegen soziale und kulturelle Ressourcen?*

[59] Eine gesonderte Darstellung ressourcenorientierter Ansätze findet sich unter 2.2.1 wieder.

2.1.6 Über die Relevanz ökonomischer, sozialer und kultureller Ressourcen

Einkommen und Vermögen sind für die Inklusion in das Wirtschaftssystem als KonsumentIn, KäuferIn und VerkäuferIn, SpekulantIn etc. ausschlaggebend. Des Weiteren hängen mit der finanziellen Situation Wohnstandard, Möglichkeiten von Mobilität, Inklusion an kulturellen Veranstaltungen sowie der Lebensstandard zusammen. Das Spezielle an **ökonomischen Ressourcen** bestehe darin, dass sie in andere umgewandelt werden können (vgl. Wansing 2005, 71). „So setzt beispielsweise der Erwerb kultureller Ressourcen sowohl Zeit der Eltern für die Vermittlung an ihre Kinder voraus, aber auch Zeit, um die Teilhabe am Erwerbsleben durch schulische Bildung bzw. Ausbildung hinauszuzögern. Dieser Aufwand an Zeit wird wesentlich durch die Verfügung über ökonomische Ressourcen ermöglicht. Gleichwohl muss betont werden, dass kulturelle und soziale Ressourcen wie auch Macht und Prestige sich nicht auf ökonomisches Kapital reduzieren lassen, sondern ihrerseits spezifische Anstrengungen beispielsweise in Form von Beziehungsarbeit oder Bildung voraussetzen“ (Wansing 2005, 71).

Ökonomisches Kapital kann somit in kulturelles umgewandelt werden, kulturelles dann wieder in ökonomisches.

Unter **sozialen Ressourcen** sind aktuelle und potentielle Ressourcen zu verstehen, die dann gegeben sind, wenn ein dauerhaftes, institutionalisiertes Beziehungsnetz zu anderen Personen besteht, das (zumindest) von Akzeptanz (im besten Fall von Anerkennung) geprägt ist. Bourdieu spricht von der „Zugehörigkeit zu einer Gruppe“ (Bourdieu 1983, 190f). Neben der Erwerbstätigkeit gelten soziale Beziehungen als zentrale Voraussetzung für den Zugang zu gesellschaftlichen Teilsystemen. Grundsätzlich ist zwischen zwei Formen sozialer Beziehungen - strategische und private – zu differenzieren.

Wansing versteht unter strategischen Beziehungen jene, denen formelle Strukturen zugrunde liegen und mit denen funktional ein Zweck (beruflich/geschäftlich/materiell) verfolgt wird. Diese sozialen Beziehungen (umgangssprachlich auch als „Vitamin B“ bezeichnet) könnten auch in illegale Aktivitäten münden. Der konkrete Nutzen aus derlei Beziehungen sei vielfältig und bestehe beispielsweise darin, aufgrund der Zugehörigkeit zu Parteien und/oder Vereinen oder auf Grundlage von gemeinsamen Interessen oder beruflichen Gemeinsamkeiten, Gratifikationen in Form von materiellen Zuwendungen (z.B. Kredite oder Aufträge „unter Freunden“, die sich monetär günstig auswirken), den Zugang zu wichtigen, hohen Positionen zu erhalten, bei Ausschreibungen bevorzugt behandelt zu werden, stark nachgefragte Mietobjekte reservieren zu können oder aufgrund von Protektion Karriere in der Politik zu machen. Für Menschen, die nicht über soziale, strategische Ressourcen verfügen, entwickle sich ein eigener Exklusionsmechanismus, da ihnen trotz aller Berechtigungen kein Zugang zu den jeweiligen Funktionssystemen gewährt werde, was ihre Lebenschancen (Positionen mit ungleichen Handlungs- und Interaktionsbefugnissen) langfristig massiv beeinträchtigen könne. (vgl. Wansing 2005, 72f)

Als eher informelle, private, auf emotionalen Bindungen beruhende Beziehungen sind Intimbeziehungen, Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen sowie Freundschaften zu charakterisieren. Sie würden Hilfestellung in psychosozialen Krisensituationen bieten. Hierbei nehme die (intakte) Familie die zentralste Position ein. In einer italienischen Vergleichsstudie zeigte sich, dass in Neapel trotz geringer ökonomischer Grundlagen und schlechter Infrastruktur keine starken Exklusionsphänomene zu bemerken waren, da der Einbezug der dort lebenden Menschen in Haushalte und Verwandtschaftsverhältnisse die vorherrschenden Defizite kompensierte. (vgl. ebd., 73)

In der modernen Gesellschaft stellen soziale Ressourcen (strategische und private Beziehungen) für Individuen eine Notwendigkeit dar. Soziale Beziehungen würden daher „am Leben erhalten" und neue hinzugewonnen. Zu problematisieren wären die ungleichen Möglichkeiten wie soziale Beziehungen gepflegt und hergestellt werden können, da dies mit der eigenen sozialen Lage jedes Menschen und seinen verfügbaren Ressourcen zusammenhänge. Marginalisierte Personen hätten außerdem das Problem, dass ihre Beziehungen oft von „mangelnder Qualität" wären, d.h., dass sie sich mit Personen umgeben, die ebenfalls stigmatisiert würden oder selbst wenige Beziehungen zu einflussreichen Personen hätten. (vgl. ebd., 74)

Bourdieu unterschied drei Formen **kulturellen Kapitals**: die „verinnerlichte", die „objektivierte" und die „institutionalisierte" Form. Das, was er als *„verinnerlicht"* bezeichnete, ist als selbstintentional, nicht delegierbar und an die eigene Person gebunden, zu charakterisieren. Als *„objektiviert"* gelten kulturelle Güter (z.B. Bücher, Bilder, Lexika, Instrumente, Maschinen etc.), die materiell mittels ökonomischen Kapitals angeeignet wurden. Die symbolische Aneignung bedürfe vorausgehenden inkorporiertem, kulturellem Kapitals. Die Vermittlung der dafür notwendigen Ressourcen würde in Bildungseinrichtungen stattfinden. Grundsätzlich scheint Chancengleichheit im Bildungszugang zu bestehen. Viele wissenschaftliche Beiträge weisen aber darauf hin, dass soziale Herkunft Bildungschancen determinieren. Auch wenn alle sozialen Schichten an allen Bildungseinrichtungen vorzufinden wären, so sind „Arbeiterkinder" an Hochschulen nach wie vor unterrepräsentiert. „Die Ergebnisse der PISA-Studie der OECD belegen für das Jahr 2000 erneut diesen Fortbestand des Zusammenhangs von Sozialschichtzugehörigkeit und Bildungsbeteiligung" (Wansing 2005, 76). Kulturelles Kapital in *„institutionalisiertem Zustand"* manifestiere sich in Form schulischer oder akademischer Titel, die für die Verknüpfung verschiedener Funktionssysteme bedeutsam wären, da sie den Zugang zu vielen Gesellschaftssystemen ermöglichen und am Arbeitsmarkt in ökonomisches Kapital umgewandelt werden könnten. Eine Konvertierung akademischer Titel in soziale, strategische Ressourcen sei ebenfalls möglich. (vgl. Wansing 2005, 76)

Alle drei beschriebenen Ressourcenarten (ökonomisch, sozial, kulturell) lassen ihre wechselseitige Transformierbarkeit erkennen. Ökonomische Ressourcen wären in soziale und kulturelle Ressourcen überführbar und könnten die Zugangschancen zum Wirtschaftssystem (als Arbeitende/r oder KonsumentIn) erhöhen. Soziale Ressourcen würden sich auf die Teilhabe an ökonomischen und

kulturellen Leistungen und Prozessen positiv auswirken, kulturelle Ressourcen die soziale und ökonomische Teilhabe. (vgl. Bourdieu 1983, 195-197)

Wansing geht davon aus, dass Menschen, die aufgrund ihrer Lebenslage nicht über die notwendigen Ressourcen und Fähigkeiten verfügen, in kumulierter Form Ausgrenzung erfahren. Inklusionschancen hingen aber v.a. stark mit dem Zugang und der Mobilisierung sozial-strategischer Ressourcen („Vitamin B“) zusammen. Benachteiligte verfügten bereits bei ihrer Geburt über wenig ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital, was die zukünftigen personalen Inklusionschancen in eine Leistungsrolle der gesellschaftlichen Funktionssysteme stark beeinträchtige (vgl. Hillebrandt 1999, 268).

2.1.7 Behinderung als Exklusionsrisiko und die Bedeutung der ICF

Behinderung wird in der internationalen Exklusionsdebatte als ein Hauptrisikofaktor angeführt, da Menschen mit Behinderung potentiell davon bedroht sind, gesellschaftlich ausgegrenzt zu werden. Bendel (1999, 302) kritisiert, dass in sozialwissenschaftlichen Fachdiskursen Behinderung weder „einen angemessenen Ort noch einen angemessenen Stellenwert erhalten [habe]“. Grund für dieses Versäumnis bestehe darin, dass Behinderung nicht als soziales Problem[60], sondern individualisiert betrachtet wurde und damit die gesellschaftliche Dimension beiseite ließ. Dies hatte eine Entpolitisierung des Phänomens zur Folge. Vor allem waren sonderpädagogische und medizinische Sichtweisen in ihren Erklärungen stark individualistisch und personenbezogen, wodurch sozialstrukturelle Probleme und Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung als öffentliches Problem aus dem Blickfeld gerieten. Durch die international veränderte Sichtweise der Rehabilitations-wissenschaften[61] kam man von defizitorientierten Ansätzen weg und betonte ein ökologisches sowie kompetenzorientiertes Verständnis von Behinderung. Dadurch wurde der Relationalität und Relativität ein höherer Stellenwert beigemessen. (vgl. Metzler 2001) Maßgeblich zum veränderten Verständnis von Behinderung trug die „Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit“ (kurz: ICF), die von der „World Health Organization“ (WHO) im Jahre 2001 herausgegeben wurde, bei. Bei dem von der WHO entwickelten bio-psycho-sozialen Modell von Behinderung fungiert Behinderung als Oberbegriff für Schädigungen oder Beeinträchtigungen auf drei Ebenen (siehe Abb. 1):

[60] Seywald versteht unter diesem Begriff „jede Diskrepanz zwischen sozialen Standards und sozialer Wirklichkeit, die in der Vorstellung der Problemdefinierer gesellschaftliche Ursachen hat und daher veränderbar ist“ (Seywald 1982, 47).

[61] In Deutschland wird an diversen Universitäten (z.B. Hannover etc.) das Fach Sonderpädagogik und Rehabilitationswissenschaften angeboten. Konkret geht es dabei um Inhalte der Lernförderung und Erziehungs-hilfe sowie um integrierte Unterstützung. Auch separierten Maßnahmen in speziellen sonderpädagogischen oder klinischen Einrichtungen werden dabei in den Blick genommen. (siehe URL: http://www.uni-hannover.de/de/studium/studienfuehrer/sonder-reha/; Online-Dokument. Download: 12.01. 2011; 13:35.) „Alle modernen Definitionen der Rehabilitation basieren dabei auf der Internationalen Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit (ICF) der WHO“ (Müller-Fahrnow und Spyra 1994, 41).

1.) der Ebene der Körperstrukturen (Organe, Gliedmaßen) und –funktionen (Sehen, Sprechen, Stoffwechsel)
2.) der Ebene der Aktivitäten (körperlich und kognitiv; z.B. Handlungsausführung, Lernen etc.)
3.) der Ebene der Partizipation (soziale Beziehungen, Arbeit, Bildung, Rechte etc.)

Abb. 1: Bio-psycho-soziales Modell von Behinderung (ang. an DIMDI/WHO 2005, 23)

Diese Ebenen stehen in reziprokem Verhältnis zueinander und sind von Kontextfaktoren abhängig, die sich einerseits aus materiellen (Technologien), sozialen (Beziehungen und Unterstützungen), einstellungsbezogenen *Umweltfaktoren* und *persönlichen Faktoren* zusammensetzen.
Zu den Umweltfaktoren (siehe Tab. 4) zählen die materielle und gesellschaftliche Umgebung, die folgend unterteilt sind: in Produkte und Technologien, natürliche Umwelt und vom Menschen veränderte Umwelt, Unterstützung und Beziehungen, Einstellungen und Dienste sowie Systeme und Handlungsgrundsätze. Unter personenbezogenen Faktoren fallen individuelle Aspekte, wie Name, Geburtsdatum, Geschlecht, Beruf, ethnische Zugehörigkeit, Alter, Lebensstil, Gesundheitsprobleme, Fitness, Erziehung, Gewohnheiten, sozialer Hintergrund, Bewältigungsstile, Bildung und Ausbildung, vergangene und gegenwärtige Erfahrungen etc. (vgl. Biewer 2009, 56).
„Behinderung ist nach diesem Modell das Ergebnis der negativen Wechselwirkung einer Person, ihrem Gesundheitsproblem und den Umweltfaktoren: Behinderung entsteht folglich immer dann, wenn eine unzureichende Passung zwischen einer Person und den Umweltfaktoren vorliegt“ (Wansing 2005, 79)[62]. Die Behinderung per se ist daher nicht in einer unabhängig von ihrer Entwicklung und Ätiologie festgestellten Schädigung[63] zu orten, sondern darin, dass aufgrund einer Schädigung – beispielsweise im Falle einer Verletzung des Nervenstrangs an der Wirbelsäule – körperliche Aktivität (die Bewegung der Beine) und Partizipation (Teilhabe) beeinträchtigt werden. Zweitgenannte Einschränkung ist auf unzureichende Umweltfaktoren (Barrieren) – im genannten Fall aufgrund des Nichtvorhandenseins eines Aufzugs oder einer Rampe – zurückzuführen. (vgl. Biewer 2009, 72)

[62] Dieses Verständnis von Behinderung entspricht genau jenem des sozialwissenschaftlichen Modells von Behinderung. Näheres dazu unter 2.4.
[63] Als Schädigung ist eine „Abweichung vom allgemein anerkannten Standard bezüglich des biomedizinischen Zustandes des Körpers“ (DIMDI 2005, 18 zit. n. Biewer 2009, 72) gemeint.

	Teil 1: Funktionsfähigkeit und Behinderung		Teil 2: Kontextfaktoren	
Komponenten	Körperfunktionen und -strukturen	Aktivitäten und Partizipation (Teilhabe)	Umweltfaktoren	personbezogene Faktoren
Domänen	Körperfunktionen Körperstrukturen	Lebensbereiche (Aufgaben, Handlungen)	Äußere Einflüsse auf Funktionsfähigkeit und Behinderung	Innere Einflüsse auf Funktionsfähigkeit und Behinderung
Konstrukte	Veränderung in Körperfunktionen physiologisch Veränderung in Körperstrukturen (anatomisch)	Leistungsfähigkeit Durchführung von Aufgaben in einer standardisierten Umwelt Leistung Durchführung von Aufgaben in der gegenwärtigen tatsächlichen Umwelt	fördernde oder beeinträchtigende Einflüsse von Merkmalen der materiellen, sozialen und einstellungs-bezogenen Welt	Einflüsse von Merkmalen der Person
positiver Aspekt	Funktionale und strukturelle Integrität	Aktivitäten Partizipation (Teilhabe)	positiv wirkende Faktoren	nicht anwendbar
	Funktionsfähigkeit			
negativer Aspekt	Schädigung	Beeinträchtigung der Aktivität Beeinträchtigung der Partizipation (Teilhabe)	negativ wirkende Faktoren (Barrieren Hindernisse)	nicht anwendbar
	Behinderung			

Tab. 4: Die zwei Teilbereiche der ICF (vgl. Biewer 2009, 67 zit. n. DIMDI/WHO 2005, 12)

Anwendung findet die ICF im Bezug auf Gesundheit in Statistik, Forschung, im klinischen Bereich, in Sozialpolitik, Gesetzgebung, Umweltgestaltung, in der Entwicklung von Gesetzgebungen, in Wirtschaft, Versicherungswesen und Erziehung (vgl. DIMDI/WHO 2005 zit. n. Biewer 2009, 63).
An die ICF können aufgrund der zentralen Dimension der Partizipation die Wissenschaftsdisziplin Disability Studies sowie der sozialwissenschaftliche Diskurs der gesellschaftlichen Inklusion und Exklusion, an der sich Wansing orientierte, anknüpfen. Sozialwissenschaftliche Determinierungen von Partizipation erscheinen für die Heilpädagogik als relevant, da sie eine politische Dimension inne haben. Hillmann (1994) unterscheidet zwischen zwei partizipatorisch orientierten Sichtweisen. Im

ersten Verständnis von Partizipation ist die Identifikation mit und die Beteiligung an Institutionen, Werten und sozial relevanten AkteurInnen gemeint. Das zweite Verständnis betrifft ein Sich-Engagieren und Beteiligen an praktisch-politischer Tätigkeit sowie an demokratischen Prozessen und Strukturen. (vgl. Hillmann 1994, 654) Die politische Dimension von Partizipation spielt in der ICF eine untergeordnete Bedeutung. „Die verschiedenen Bereiche des täglichen Lebens bezüglich deren Teilhabe die ICF fragt, befinden sich außerhalb dieses soziologischen und politischen Partizipationsverständnisses. Lediglich bei der Beteiligung an Institutionen findet sich eine Schnittmenge“ (Biewer 2009, 142).

Auf die Frage hin, wie die ICF klassifiziert, ist zu sagen, dass sie aus zwei Hauptteilen besteht: Erster Teil ist mit „Funktionsfähigkeit und Behinderung“ betitelt, zweiter mit „Kontextfaktoren“.

Erstgenannter Teil ist wesentlich länger als zweitgenannter und beinhaltet als Kontextfaktoren lediglich die Umweltfaktoren. Personenbezogene Faktoren werden in der ICF nicht kategorisiert. Der Hauptteil des Klassifizierungsvorgangs betrifft Körperfunktionen und –strukturen, Aktivitäten und Teilhabe und in geringerem Ausmaße Umgebungsfaktoren. Jede der Komponenten beinhaltet Domänen, diese wiederum Kategorien.[64] (vgl. ebd., 67)

Positiv ist an der ICF hervorzuheben, dass

- sich die von ihr verwendeten Begriffe trotz ihres medizinischen Ursprungs weitgehend mit jenen, die in der Heilpädagogik verwendet werden, decken.
- mit ihr Phänomene detailliert beschrieben und präzise bezeichnet werden können.
- sie einen einheitlichen Rahmen für nachfolgende wissenschaftliche Arbeiten und Messinstrumente bietet. (vgl. ebd., 72)

Zu bemängeln ist aber, dass in der ICF trotz ihrer Verbindung von körperlichen, personalen und sozialen Faktoren die medizinische Orientierung am stärksten ausgeprägt sei. Dies lässt sich insofern ablesen, als körperliche Funktionen und Strukturen quantitativ den Großteil des Dokuments einnehmen und Umweltfaktoren weniger Platz geboten wird. Personale Faktoren wurden beispielsweise gar nicht klassifiziert. (vgl. ebd., 73)

2.1.7.1 Zur Datenlage

Was die Datenlage betrifft, so gibt es über Menschen mit Behinderung im deutschen, sozialwissenschaftlichen Bereich wenig. In soziologischen Analysen überwiege der Blick auf die Inklusion am Arbeitsmarkt. Soziale, kulturelle und politische Teilhabe würden hingegen unbeachtet bleiben. In der Sonderpädagogik ruhe das Thema der sozialen Integration meist auf der Vorstellung des gemeinsamen Unterrichts. (vgl. Wansing 2005, 82)

[64] Für eine nähere Ausführung und Handhabung der ICF siehe Biewer 2009, 67-73 und Schuntermann (2007).

Auf europäischer Ebene sind vergleichbare Daten ebenfalls rar, was vorwiegend damit zu tun hat, dass es keine einheitlichen Indikatoren aufgrund unterschiedlicher Definitionen und Kriterien von Behinderung (in Rechtsvorschriften und Verwaltungspraktiken) gibt. 2001 wurde von der Europäischen Kommission ein Haushaltspanel zur Analyse sozialer Partizipation sowie zur Beschäftigungssituation von Menschen mit Behinderung in den europäischen Mitgliedstaaten durchgeführt.[65] Der Fragebogen enthielt vier Themenbereiche („self-reported disability", „social participation", „sources of income, benefits", „satisfaction, socialising, own perception of health"). (vgl. European Commission 2001, 8) Bei Erstgenanntem wurde die Eigenwahrnehmung von disability (Behinderung) in dreifacher Abstufung (hoch/mittel/nicht zutreffend) abgefragt und bei der Auswertung mit Geschlecht und Alter in Bezug gesetzt. Die Frage nach „disability" war allerdings so ausgerichtet, dass es nicht um den Schweregrad der Behinderung[66] ging, sondern um das Ausmaß, indem sich Menschen mit Behinderung in ihren täglichen Aktivitäten beeinträchtigt fühlten. (vgl. ebd., 13f) Unter sozialer Partizipation wurde disability (in Bezug zu „Familienstatus", Bildungsniveau, der eigenen Aktivität - aufgeschlüsselt nach Geschlecht, Land und Alter), und Fragen, die auf die Erwerbstätigkeit abzielten (z.B. Hauptgründe, warum keiner Erwerbsarbeit nachgegangen wird etc.) subsumiert. Der dritte Frageblock beinhaltete Fragen, die sich auf alle Arten der zur Verfügung stehenden ökonomischen Ressourcen (Zuwendungen, Einkommen etc.) bezogen. Zuletzt wurden Variablen wie Sozialkontakte, Gesundheit und Zufriedenheit über die am öftesten täglich ausgeführten Aktivitäten (z.B. Arbeit) abgefragt. (vgl. ebd., 8) Problematisiert wurde im Vorhinein, dass es schwierig sei, „echte Unterschiede" von kulturellen Unterschieden, die sich ebenso in den Daten widerspiegeln, zu trennen. Weitere Verzerrungen würden außerdem aufgrund unterschiedlicher Bildungs-, Pensions- und Gesundheitssysteme auftreten. (vgl. ebd., 14)

Da nicht alle Daten der Untersuchung ländervergleichend publiziert wurden, gebe ich nachfolgend vorwiegend die Ergebnisse Österreichs im Vergleich zum EU-14-Durchschnitt wieder[67]:

- Nur wenige in Österreich lebende Menschen mit Behinderung fühlten sich in ihren täglichen Aktivitäten stark (3,2%) oder etwas eingeschränkt (9,3%)[68] (vgl. ebd., 17). Männer und Frauen lagen mit ihrer Wahrnehmung (meist) unter dem EU-Durchschnitt. Zwischen den Geschlechtern waren in Österreich aber nur geringe Unterschiede zu bemerken, wobei etwas mehr Männer angaben, in ihren täglichen Aktivitäten (mittelmäßig) behindert zu werden. (vgl. ebd., 21) Interessantes zeigte sich bei der Mitberücksichtigung des Alters. In allen EU-Ländern stieg die Wahrnehmung von Behinderung mit fortlaufendem Alter an. Während bei den 16 bis 44-Jährigen

[65] Die Durchführung betraf die EU-14 (ohne Schweden). Erhoben wurde mittels standardisiertem Fragebogen. Befragte waren Personen (N=130.000), die der erwerbstätigen europäischen Bevölkerung (16-64 Jahre) angehören. Für nähere Infos siehe: European Commission (2001): Disability and social participation in Europe. Luxembourg. Onlinedokument. URL: http://ec.europa.eu/health/reports/docs/disability_en.pdf Download: 25.02. 2011; 09:17.

[66] Unter Behinderung fallen in der Befragung „ [...] chronic physical or mental health problem, illness or disability" (European Commission 2001, 13).

[67] D.h. Daten, die zusammengefasst auf EU-14-Ebene diskutiert wurden (und Einzeldaten der zugehörigen Länder), fallen aus diesem Blickwinkel weg.

[68] Beide Daten liegen unter dem EU-Durchschnitt.

nur wenige Befragte angaben, sich in ihren täglichen Aktivitäten behindert zu fühlen (3,3 bis 9,3%)[69] kehrt sich dies bei der Altersgruppe der 45 bis 59-Jährigen gewissermaßen um[70]. In der Altersgruppe der 55 bis 59-Jährigen waren die meisten Menschen vertreten (30,1%), die sich im Alltag behindert fühlten. (vgl. ebd., 23)

- Aufgrund der Annahme, dass Bildung vor disability schütze bzw. abschwäche und anhand der Daten, die die Europäische Kommission erhob, wurde ihrerseits ein Wahrscheinlichkeitsmodell aufgestellt, das angibt, wie wahrscheinlich es für Menschen mit Behinderung in den EU-14 ist, Schulabschlüsse (Sekundarstufe und Tertiärstufe) zu erreichen. Was die Frage angeht, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, die Sekundarstufe nicht abzuschließen, schneidete Österreich „gut ab", d.h., dass alle Werte unter den EU-Durchschnittswerten lagen. Auch zwischen den einzelnen Personengruppen (Wahrnehmung von hoher/mittlerer/keiner Behinderung im Alltag) bestanden im Vergleich zu anderen EU-Mitgliedsstaaten nicht allzu große (prozentuelle) Unterschiede. Was allerdings die Wahrscheinlichkeit eines Hochschulabschlusses betraf, so ist eine linksschiefe Verteilung innerhalb der Personengruppen in Österreich zu erkennen[71]. Österreich zählte im EU-14-Vergleich neben Portugal und Italien zu den Schlusslichtern (vgl. ebd., 36f).
- Österreich lag bei Menschen mit Behinderung (Männern und Frauen), die einer Erwerbsarbeit nachgehen, trotz ihrer Wahrnehmung, in ihren alltäglichen Aktivitäten (sehr) behindert zu werden, über dem EU-Durchschnitt, wobei weitaus mehr Männer als Frauen eine Erwerbsarbeit in Österreich ausführten. (vgl. ebd., 46) Hauptgründe, warum keine Arbeitsstelle gesucht wurde, waren Krankheit, Verletzung und Unfähigkeit/Disqualifikation („incapacity"). (vgl. ebd., 53)
- Bei den ökonomischen Ressourcen zeigte sich - auch wenn es hierfür keine länderspezifischen Daten gibt - dass Menschen mit Behinderung innerhalb der EU-14, die sich in ihren alltäglichen Aktivitäten stark beeinträchtigt fühlten, vorwiegend von „sonstigen Zuwendungen"[72], gefolgt vom Erwerbseinkommen, der (Früh-) Pension und letztlich von Privateinkommen/Arbeitslosengeld lebten. Bei jenen Personen, die sich mäßig beeinträchtigt fühlten, tauschten sonstige Zuwendungen und das Erwerbseinkommen bei vorangegangener Aufzählung die Plätze. Ansonsten blieb die Reihenfolge gleich. (vgl. ebd., 68) Die Wahrscheinlichkeit, generell über finanzielle Ressourcen zu verfügen, lag in Österreich bei 95%, was ein Erwerbseinkommen betrifft bei 34-50% (je nach Behinderungswahrnehmung in alltäglichen Aktivitäten). In beiden Fällen überstieg dies die Werte des EU-Durchschnitts. Was hingegen die relative Chance auf finanzielle Ressourcen angeht, so lag Österreich unter dem EU-Durchschnitt. Im Hinblick auf ein Erwerbseinkommen stand die relative Chance bei schwerer Wahrnehmung von Behinderung relativ gut (50%), bei mäßiger

[69] Die Angabe lag auch hier unter dem EU-Durchschnitt.
[70] Die Daten der 45-59-Jährigen liegen jeweils über dem EU-Durchschnitt.
[71] Am Wahrscheinlichsten, dass jemand einen Universitäts- oder Fachhochschulabschluss hat, ist dann gegeben, wenn Menschen mit Behinderung selbst keine Behinderung in ihren alltäglichen Aktivitäten wahrnehmen (hingegen jenen, die eine geminderte Behinderung oder eine starke Behinderung angaben).
[72] Mit „sonstigen Zuwendungen", deren Deskription innerhalb der Studie nicht erläutert wurde, sind vermutlich familiäre und freundschaftliche finanzielle Zuwendungen gemeint.

Wahrnehmung allerdings weniger gut (72 Prozentpunkte im Gegensatz zum EU-Durchschnitt von 78 Prozentpunkten). (vgl. ebd., 71) Was die finanzielle Versorgung in Form staatlicher Zuwendungen im Falle von Krankheit anging, konnte Österreich als „Schlusslicht" bezeichnet werden. Lediglich 27% jener Personen, die einen hohen Behinderungsgrad angaben, erhielten „disability benefits". Bei jenen, die eine mäßige Behinderung wahrnahmen, waren es nur 13%. (vgl. ebd., 73)

- Bei der Angabe die **Zufriedenheit** der eigenen Aktivitäten lag Österreich weit über dem EU-Durchschnitt. 62% der Personen mit starker Behinderung teilten mit, mit ihren Aktivitäten zufrieden zu sein (in der EU waren dies 46%). 81% der Befragten mit mäßiger Beeinträchtigung zeigten sich mit ihren Aktivitäten zufrieden (im Gegensatz zu 65% aller Befragten der EU). (vgl. ebd., 77)

2.1.7.2 Ökonomische Ausgrenzung

Die Inklusion ins Wirtschaftssystem könne in der modernen Gesellschaft über zwei Arten erfolgen: einerseits in der Übernahme einer Leistungsrolle als Erwerbstätige/r und andererseits als KonsumentIn (Publikumsrolle). Teilhabechancen lägen daher im Zugang zum Arbeitsmarkt und in der Ausstattung mit finanziellen Ressourcen begründet. (vgl. Wansing 2005, 83)
Der Eindruck, dass Menschen mit Behinderung über ausreichend finanzielle Ressourcen verfügen, müsse dahingehend stark relativiert werden, da ein großer Teil monetärer Mittel in notwendige Maßnahmen (Hilfsmittel, Ernährung) fließen, die nicht von einem Rehabilitationsträger bezahlt werden. (vgl. ebd., 87)

Welche Chancen und Risiken birgt Erwerbsarbeit?
Sie sei einerseits Voraussetzung und stelle gleichzeitig einen Indikator für Teilhabe dar, da am Arbeitsplatz Zugang zu sozialen Beziehungen bestünden. Außerdem könne der eigene soziale Status über Arbeit definiert werden. Das Verfügen über finanzielle Ressourcen ermögliche der Person als KonsumentIn in der Wirtschaft aufzutreten. Außerdem könne Geld universell, d.h. in soziale oder kulturelle Ressourcen konvertiert werden, wodurch Inklusionschancen in anderen Gesellschaftssystemen steigen würden. (vgl. Wansing 2005, 83-85)
Zum Exklusionsmechanismus werde das Wirtschaftssystem dann, wenn eine bestimmte ökonomisch verwertbare Leistung erwartet, diese dann aber nicht erbracht werde. Solche Überlegungen könnten ein Erklärungsansatz für die geringe Beteiligung von Menschen mit Behinderung am Erwerbsleben sein. Außerdem wären sie in erhöhtem Maße bedroht, arbeitslos zu werden oder keinen Arbeitsplatz zu finden, wobei in Wansings Ausführungen insbesondere und vorwiegend von „Schwerbehinderten" die Rede ist. Dabei thematisiert sie nicht nur die Häufigkeit, sondern auch die Dauerhaftigkeit von Arbeitslosigkeit. Sie konstatiert, dass Menschen mit Behinderung einem hohen Exklusionsrisiko in der

Arbeitswelt ausgesetzt wären, was sich aufgrund der zentralen Stellung von Arbeit in modernen Gesellschaften negativ im Hinblick auf die Inklusionschancen in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen fortsetze. Die Gründe für die Ausgrenzung am Arbeitsmarkt ortet sie in der veränderten Altersstruktur in der Gesamtbevölkerung, Vorurteilen von DienstgeberInnen, geringen Qualifikationen, Art und Ausmaß der Behinderung, zu geringen Anpassungen an den Arbeitsplatz und unzureichender Verfügbarkeit von Unterstützungsdiensten. (vgl. ebd.) Besonders ausgeprägte Exklusionserfahrungen machen vermutlich Menschen, die einen erhöhten Unterstützungsbedarf haben und nur über begrenzte ökonomische Ressourcen verfügen. Ihnen werde eine geringe Chance eingeräumt, in einem privaten Haushalt zu leben. Jene Menschen, die in einem Heim wohnen, wären oft in Werkstätten beschäftigt. Sie würden nur über ein geringes Einkommen verfügen und könnten in äußerst eingeschränkter Art und Weise über ihr Eigentum und ihre materiellen Ressourcen bestimmen, da stationäre Einrichtungen die Verfügungsgewalt über ihr Geld hätten. (vgl. ebd., 87f)
Jantzen (1974) und Cloerkes (2001) stellten die These in den Raum, dass Behinderung und Armut in einem reziproken Wirkungszusammenhang stehen, was Wansing jedoch nur teilweise bestätigt. Dennoch ortet Letztgenannte bei Menschen mit Behinderung im erwerbsfähigen Alter, die nicht im ersten Arbeitsmarkt vorzufinden sind, erhebliche Exklusionsrisiken. Zur Risikogruppe zählt sie auch Familien mit behinderten Kindern und Menschen mit Behinderung, die in Einrichtungen leben. (vgl. Wansing 2005, 88)

2.1.7.3 Exklusion im Bildungssystem

In der (deutschen) Literatur wird thematisiert, dass Kinder mit Behinderung ungleiche Bildungschancen hätten, was zum Besuch einer Sonderschule führe. Außerdem würden ihnen Zugänge zu verschiedenen Schultypen durch hochselektive Verfahren und institutionelle Klassifizierungen versperrt bleiben. Mit Aufkommen des sonderpädagogischen Förderbedarfs wurde der Gang in die Sonderschule unterbrochen. Danach stand die Forderung der integrativen Beschulung, was allerdings in der Praxis wenig Umsetzung fand. Internationale Studien beschäftigten sich mit der Frage, ob ein gemeinsamer Unterricht (Menschen mit Behinderung mit jenen ohne Behinderung) bei gleichbleibender pädagogischer Qualität und der lerneffektiv und kostenneutral ist, für möglich gehalten werden kann. Über das Ziel der gesellschaftlichen Teilhabe von Kindern mit Behinderung durch Förderung in Sonderschulen oder durch einen gemeinsamen Unterricht bestehen unterschiedliche Meinungen. Wahlfreiheit gäbe es in dieser Hinsicht aber kaum. (vgl. Wansing 2005, 89f)
Nach Abschluss der Sonderschule werde den Jugendlichen mit Behinderung ein erschwerter Zugang zur Berufsausbildung prophezeit. Personen mit Körperbehinderung werde am ehesten ein Arbeitsplatz am ersten Arbeitsmarkt eingeräumt. Für Jugendliche mit Lern- oder geistiger Behinderung würden Sonderinstitutionen wie Berufs- und Berufsförderungswerke oft die einzige Möglichkeit darstellen,

einer Arbeit nachzugehen. Was die Bildungsmöglichkeit mit dem Besuch einer Volkshochschule betrifft, so bestehe dort nicht immer Barrierefreiheit. Der Forderung nach Erreichbarkeit, Räumlichkeiten und Materialen sowie der Berücksichtigung von Bedürfnissen von Menschen mit geistiger Behinderung werde wenig Rechnung getragen. Auch organisiertes Lernen im System der Erwachsenenbildung werde der vorhin genannten Personengruppe vorenthalten. Letztlich wären noch ein unzureichendes Angebot und die dargelegten Inhalte zu bemängeln. (vgl. ebd., 90f)
Die beschriebenen stattgefundenen Entwicklungen gelten als belegt und unbestritten. Die Debatte über die Ausgrenzung im Bildungssystem erscheint im Hinblick auf meine befragten Personen aber als wenig brauchbar, da sich alle am dritten Bildungsweg befinden. Dennoch wird in meiner Analyse nachgegangen, ob es in der Vergangenheit Schwierigkeiten beim Eintritt in einen Schultyp gab bzw. ob sich selektive Verfahren oder Ausgrenzungsmuster erkennen lassen.

2.1.7.4 Soziale Isolation und Diskriminierung

Soziale Beziehungen sind in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung: Sie sind Voraussetzung und Mittel und zeigen die Wirkung gesellschaftlicher Inklusion. Menschen mit Behinderung wären stark auf soziale Beziehungen angewiesen, um im Bedarfsfall Unterstützung zu erhalten. Untersuchungen zeigen, dass Menschen mit Behinderung über kleine soziale Netzwerke, vorwiegend Verwandtschaftsbeziehungen, verfügen. (vgl. Schiller 1987; Windisch und Kniel 1993) Windischs und Kniels Erkenntnis ist, dass vergleichsweise kleine soziale Netzwerke, bestehend aus wenigen FreizeitparnterInnen, FreundInnen oder Vertrauenspersonen in jenen Bereichen, die für die gesellschaftliche und soziale Teilnahme relevant sind, ein Defizit sozialer Integration indizieren. (vgl. Windisch und Kniel 1993, 434) Das Zugehen auf andere Menschen mit denen sozialer Kontakt hergestellt werden könnte sowie die Aufrechterhaltung des Kontakts über längere Zeit hinweg, stelle sich für Menschen mit Behinderung oft als schwierig heraus. Die Ursachen hierfür lägen einerseits in Mobilitäts- und Kommunikationsproblemen[73] und andererseits in negativen Einstellungen nichtbehinderter Menschen. Häußler et al. prognostizierten sogar eine Zunahme sozialer Isolation, die mit einem Hilfebedarf einhergehe (vgl. Häußler et al. 1996, 24), wodurch bei jenen Menschen, die in stationären Einrichtungen wohnen, die wichtigsten Sozialkontakte jene wären, die direkt vor Ort bzw. im Heim selbst anzutreffen sind. Vorwiegend sind hierbei Menschen mit geistiger Behinderung gemeint. Nicht allzu viele HeimbewohnerInnen hätten Kontakte zu Personen, die außerhalb von Heimen leben. Wichtigster Bezugspunkt bleibe meist die „Herkunftsfamilie“. (vgl. Wacker et al. 1998, 290)
Neben der sozialen Isolation würden Menschen mit Behinderung im Alltag diskriminierende Erfahrungen machen, die sich darin äußern, „ungefragt geduzt oder angefasst, ignoriert oder einfach

[73] Menschen mit Behinderung, die in Heimen wohnen, fühlen sich – laut Wacker et al. - oft unsicher im Umgang mit Nichtbehinderten. Daraus resultiere, dass Menschen ohne Behinderung Misstrauen und Vorurteile entgegengebracht werden, da Erstgenannte oft als Fremde empfunden werden. (vgl. Wacker et al. 1998, 302)

nicht für ‚voll' genommen [zu werden], unverhohlen angestarrt oder gar direkt beschimpft [zu werden]" (Eiermann et al. 2000, 120)

Bei Kindern und Jugendlichen mit Behinderung sei v.a. die Kontaktaufnahme mit Gleichaltrigen sehr schwer. Nicht nur Wahrnehmungs- und Verständnisprobleme, sondern auch aggressives und ablehnendes Verhalten wurden von Häußler et al. festgestellt. (vgl. Häußler et al. 1996, 285)

2.1.7.5 Barrieren im Zugang zur Umwelt und zu Dienstleistungen

Strukturelle Ausgrenzungstendenzen manifestieren sich in der (Be-)Hinderung der Teilnahme an öffentlichen (Dienst-) Leistungen, sozialen und kulturellen Aktivitäten (z.B. Theater-, Sport-, Konzertbesuche), im Gebrauch von öffentlichen Verkehrsmitteln und in der Nutzung von Einkaufsmöglichkeiten. (vgl. Wansing 2005, 93)

Was den Zugang zu (Dienst-) Leistungen des Gesundheitssystems betrifft, so sei Inklusion für den/die einzelnen/einzelne BürgerIn dann gegeben, wenn die Person als PatientIn auftritt. Beim Vorliegen unzureichender Versorgungsstandards – wie dies z.B. Wansing insbesondere bei Menschen mit geistiger Behinderung in der Bundesrepublik Deutschland feststellte – würden strukturelle Probleme einen großen Anteil ihrer Kritik ausmachen. Der Forderung nach dezentraler gesundheitlicher Versorgung und sozialrechtlichen Standards, die die Sicherung der Leistungen (z.B. Pädiatrie, Frühförderung etc.) in ausreichender Quantität und Qualität garantieren sollen, vermisst sie v.a. für Erwachsene mit geistiger Behinderung. Wansing kritisiert auch zu geringe (geriatrische) Angebote für eine Vielzahl alternder Menschen und alten Menschen mit Behinderung. Neben jenen Problemlagen, die auf strukturelle Gründe zurückzuführen wären, stellt sie „medizinisch Berufstätigen" ein schlechtes Zeugnis aus, da sie ein fehlendes Bewusstsein und eine zu geringe sozial-ökologische Sicht auf Behinderung hätten, was sich in unzureichenden Versorgungsstandards widerspiegle. Eine weitere Verschlechterung des ohnehin schon zu geringen Angebots für Menschen mit (geistiger) Behinderung befürchtet Wansing aufgrund von Kosteneinsparungen im Gesundheitssystem. (vgl. Wansing 2005, 94f)

Mobilität per se sowie der Zugang zum öffentlichen Verkehrsnetz gehören für Menschen mit Behinderung wohl zu den zentralsten Determinanten für Lebensqualität und der Realisierung gesellschaftlicher Inklusion. „Mobilität als Mediator zwischen biologisch begründeten Bedürfnissen wie Arbeit, Bildung, Erholung, Einkauf etc. und interaktionistischen Bedürfnissen wie Mitgliedschaften, Kommunikation und sozialen Aktivitäten erweitert den individuellen Aktionsraum, ermöglicht zeitliche, räumliche und personale Unabhängigkeit und ist nicht zuletzt Ausdruck von Lebensqualität" (Stöppler 2003, 4). Menschen mit Behinderung erfahren architektonische oder physische Zugangsbarrieren (erschwerter Ein- und Ausstieg in Fahrzeuge, Zugänge zu Bahnsteigen, Verfügbarkeit von Rampen und Aufzügen) und/oder Barrieren in Form unzureichender Information im Hinblick auf die Vermittlung von Personen, die bei Problemen im Bedarfsfall kontaktiert werden

könnten. Da Menschen mit Behinderung ihre Mobilität passiv erfahren (als MitfahrerIn bei organisierten Fahr- und Begleitdiensten), werde ihnen eine selbständig erwerbbare Kompetenz, was ihre Mobilität betrifft, a priori verwehrt. Die Konsequenzen daraus wären verminderte Teilhabechancen, geringere Selbstständigkeit und Autonomie, reduzierte Befriedigung von (allgemeinen und spezifischen) Bedürfnissen, weniger Kommunikation und Interaktion und im extremsten Fall soziale Isolation (vgl. Stöppler 2003, 5).

Nicht nur aus Sicht der Systemtheorie ist der Zugang zu Informationen zwecks Teilhabe an Kommunikation in modernen Gesellschaften von eminenter Bedeutung. Die Nutzung von Informations- und Kommunikationstechnologie (besonders ist hierbei das Internet zu erwähnen), garantiere für viele BürgerInnen den Zugang zu den meisten Lebensbereichen. Hierzu zählen Unterhaltung, Kommerz (Online-Einkäufe), Bildung (E-Learning, digitale Bibliotheken), Beschäftigung (Arbeitssuche, Tele-Arbeitsplätze, Interaktion am Arbeitsplatz), bürgerliches Leben (in Form von Gesetzen, Wahlen, Informationen politischen Inhalts, Dienste politischer Institutionen) und soziale Beziehungen (Chat-Rooms, Kontaktanzeigen, E-Mails). Obwohl Angebote der elektronischen Medien die gesellschaftlichen Teilhabechancen grundsätzlich erhöhen können, bergen sie für bestimmte Personengruppen (Menschen mit „visual disabilities“, „hearing disabilities“, physical disabilities“, „cognitive or neurological disabilites“)[74] Zugangsbarrieren bzw. Exklusionsrisiken. Aus diesem Grund würden assistive Technologien[75] (technische Hilfsmittel, die fehlende oder eingeschränkte funktionale Fähigkeiten von Menschen mit Behinderung am selben Niveau halten oder erhöhen) zunehmend an Bedeutung gewinnen. In einer von der Europäischen Kommission durchgeführten Untersuchung über den Zugang von Menschen mit Behinderung zu assistiven Hilfsmitteln wurde festgestellt, dass in Deutschland Verfahren, die mit der Bedarfseinschätzung, Bewilligung und Lieferung zusammenhängen, den Zugang erschweren. Die individuelle Auswahl der Produkte nach Kriterien weise auf eine geringe Kundenorientierung hin. Die Erklärung und Einschulung der BenutzerInnen durch den/die VerkäuferIn werde oft als mangelhaft erlebt. (vgl. Wansing 2005, 96f)

2.1.8 Zusammenfassung

Wansings Auseinandersetzung mit sozialer Exklusion von Menschen mit Behinderung kann aufgrund der gesellschaftlichen Komplexität zwar keine Vollständigkeit beanspruchen, weist aber doch darauf hin, dass Menschen mit Behinderung Gefahr laufen, sozial ausgegrenzt zu werden. Besonders hervorzuheben ist, dass es die Autorin schafft, explizit zu machen, dass nicht nur personengebundene Voraussetzungen im Anbetracht funktionaler Beeinträchtigungen alleine das zentrale Moment für

[74] Siehe hierzu Snetselaar 2003, 238.
[75] Eine genaue Deskription der verfügbaren Assistenztechnologien (hierbei wird zwischen mechanische ‚low-technology’ oder elektromagnetische/computergestützte ‚high-technology’ differenziert) findet sich bei Weiss (1996).

soziale Ausgrenzung sein dürften. AkteurInnen auf gesellschaftlicher Ebene, Institutionen und Organisationen, soziale (Einstellungen und Vorurteile) und ökologische Umweltfaktoren (architektonisch und physikalisch; finanzielle und rechtliche Barrieren; zu wenig verfügbare Information und zu wenig Kommunikation), stellen (kumulativ) Ausgrenzungen und Diskriminierung her. Auch das Unterlassen der Schulung und Weitergabe von Informationen an Menschen mit Behinderung, was einer Anreicherung an Ressourcen und Kompetenzen gleichkommen würde, trägt dazu bei, dass gewisse Zugänge zu gesellschaftlichen Teilbereichen erschwert oder verunmöglicht werden (z.B. die eigenständige Nutzung von Technologien oder Verkehrsmitteln).
Welche Gründe können als die wesentlichsten sozialer Ausgrenzung identifiziert werden? Wansing ortet aufgrund der Ergebnisse einer europaweiten Befragung von Behindertenorganisationen durch CERMI (Comité Espanol De Representantes De Minusvalidos)[76] folgende Gründe für soziale Exklusion:

- ungenügende Zugänge zur Umwelt,
- Arbeitslosigkeit,
- zu geringe finanzielle Unterstützung, um Zusatzkosten zu decken, die aufgrund der Behinderung aufzubringen sind,
- wenig spezialisierte Dienstleistungen, die zusätzlich aufgrund von Barrieren[77] schwer erhältlich sind,
- unzureichendes Bildungssystem,
- Struktur des Wohlfahrtsstaates,
- Mangel an Kompetenzvermittlung,
- Stigmatisierungsprozesse,
- Leben in Einrichtungen.

(vgl. Wansing 2005, 99)

Wansing schreibt von einer „Exklusionskarriere Behinderung“, die sie aufgrund der von ihr festgestellten Zunahme der Ausgrenzung von Menschen mit Behinderung aus gesellschaftlichen Funktionssystemen und ihren Organisationen sowie tendenziellen Diskriminierungen in sozialen Interaktionen, für gegeben hält. Erfahrene Ausgrenzungen der Vergangenheit (wie z.B. Selektionen im Bildungssystem, die von der Organisation Schule, die dem gesellschaftlichen Funktionssystem „Bildung“ untersteht) prägen die Biografie in dem Sinne, dass Entscheidungen von AkteurInnen, die für das Individuum in Zukunft von großem Belang sein könnten, vordeterminiert erscheinen. Biografische und „ökologische Übergänge“ (Bronfenbrenner 1981) treiben Exklusion voran. Konkret

[76] Siehe hierzu Comité Español de Representantes de Personas con Discapacidad (o.J.): CERMI. Onlinedokument. URL:
http://www.cermi.es. Die detaillierten Ergebnisse befanden sich nach meiner Recherche nicht mehr am Server. Wansing geht allerdings von einem Dokument aus, das 2002 publiziert wurde.
[77] Bedarfseinschätzung, Bewilligung und Lieferung stellen sich oft als aufwendige Verfahren heraus.

meint sie dabei aufeinanderfolgende institutionalisierte Funktionssysteme (Schule, Ausbildung, Erwerbstätigkeit, Rente; oder z.B. der Auszug vom Elternhaus in eigene Wohnform). Ob damit einhergehende Veränderungen bewältigt werden, hänge stark mit den gegebenen Kompetenzen und Ressourcen und ihrer Abrufbarkeit zusammen. Wansing hebt außerdem die Bedeutsamkeit eines Schulabschlusses und die Schwierigkeit des Übergangs von Schule in die berufliche Ausbildung Schwerbehinderter hervor. Auch der geringe Anteil von Menschen mit Behinderung (3%), die 1999 eine Hochschule in Deutschland erfolgreich beendeten, thematisiert sie. Sollte kein anerkannter Berufsabschluss vorliegen, so setze sich anstelle des „symbolischen Kapitals", das sie als Grundvoraussetzung für die Teilhabe am Erwerbsleben betrachtet, ein sich fortschreitender Exklusionsmechanismus in Gang, der den „Überflüssigen" keine Teilhabe am Arbeitsmarkt gewähre und die institutionelle Ausgrenzung in Sondermaßnahmen (am Sonderarbeitsmarkt) überführe. Neben den gesellschaftlichen Funktionssystemen und ihren Organisationen sieht Wansing aber v.a. die Systeme der Sonderschule und beruflichen Rehabilitation als jene AkteurInnen an, die Übergangs- und Ausgrenzungsrisiken herstellen und bei Menschen mit geistiger Behinderung für Diskontinuität im Lebenslauf sorgen. An genau dieser Stelle ortet die Autorin den Widerspruch von Teilhabe und Ausgrenzung, da Menschen mit Behinderung zwar in Gesellschaftsbereichen (Schule, Ausbildung, Erwerbssystem) inkludiert werden, parallel dazu aber durch Sondermaßnahmen Ausgrenzung erfahren. Durch die besondernden Maßnahmen würden keine relevanten Ressourcen und Kompetenzen weitergegeben, die für eine „Normalbiografie" notwendig wären. (vgl. Wansing 2005, 99-101)

Wansing fasste ihre zentralen Ergebnisse in Thesenform zusammen. Ihre erste These lautete: „Teilhabe an der Gesellschaft bedeutet personale Inklusion durch die verschiedenen (Wansing 2005 Gesellschaftssysteme sowie Herstellung und Aufrechterhaltung einer individuellen Lebensführung, 191). Wansing gibt in ihrer weiteren Erläuterung zu These eins zu erkennen, dass sie auf systemtheoretischer Ebene das Einbezogensein in eine Gesellschaft daran misst, ob jemand in die Kommunikationsprozesse und angebotenen Leistungen der gesellschaftlichen Funktionssysteme miteinbezogen ist. Diese Art der Teilhabe ist ihrer Meinung nach beides: Chance und Risiko. Zu Beginn verband Wansing im system- und differenztheoretischen Ansatz die Bedingungen personaler Inklusion mit der Sozialstruktur der modernen Gesellschaft. Auf dieser Basis gab sie an, was unter gesellschaftlicher Teilhabe verstanden werden kann. Zentral war hierbei, dass sich das Individuum aus den bestehenden Sozialformen heraus entwickelt und eine Exklusionsindividualität erkennbar wird. Autonomie und Individualisierung scheinen im Kontext von Inklusion Freiheit, als auch Zwang zu sein. Es würden zwar für jeden einzelnen Menschen seine Möglichkeiten der Lebensgestaltung erhöht, gleichzeitig müsse er aber ein Leben lang daran arbeiten, seine Identität und die dazugehörigen Inklusionsrollen, die jeweils von unterschiedlicher Dauer sein können, immer wieder zu überprüfen und am „Leben zu erhalten". (vgl. Wansing 2005, 191)

Die Gesellschaftstheorie Luhmanns spielte in Wansings Vorangehensweise eine bedeutende Rolle, da sie in ihrem Begründungszusammengang nicht normativ geprägt ist und (auch aufgrund dessen) leicht an andere Disziplinen angeknüpft werden kann. (vgl. ebd.)

Die zweite These Wansings betrifft die bereits angesprochenen Chancen von Inklusion, in denen ebenso Risiken der Exklusion stecken. Die gesellschaftlichen Leistungssysteme würden in ihrer selektiven Vorgehensweise soziale Ausgrenzungen (Armut, Arbeitslosigkeit, Behinderung) herstellen und könnten kumulativ zu Exklusionskarrieren führen. Das Abfedern von Risiken sei nur dann möglich, wenn Ressourcen vorhanden und abrufbar sind, die das Einbezogensein in die Gesellschaftssysteme und ihren Organisationen auf lange Sicht garantieren und verbessern. (vgl. Wansing 2005, 192)

Als Schwachpunkt der Systemtheorie ortet Wansing Probleme empirischer Natur, da sich diese in angeführtem Theoriekomplex nicht adäquat berücksichtigen ließen. Auch wenn der sozialwissenschaftliche Ansatz von Exklusion auch noch Schwächen aufgrund geringer Präzision in sich birgt, so erscheint Wansing dieser als angemessener, da er analytisch gewisse Vorteile bringt. Erwähnenswert ist hierbei, dass er viele Aspekte (sozial, politisch, kulturell) sowie Bedürfnisse (ökonomisch-materiell) explizit macht. Ebenso wird die Mehrdimensionalität der gesellschaftlichen Teilhabe und Ausgrenzung offensichtlich. Gegenüber Verteilungsansätzen, die Lebenschancen im Kontext von Distribution erörtern, hat er den Vorteil, dass er Ursache und Wirkung von Armut und Behinderung als sozialen Prozess von Armut, d.h. in Relationsaspekten begreift. Soziale Exklusion ist daher mit (sozialen) Verhaltensweisen (Strategien, Regelungen) von gesellschaftlichen AkteurInnen verbunden und werde durch diese sanktioniert. Gewissermaßen von Vorteil ist dabei, dass die Ausgegrenzten keine Schuldzuschreibung erfahren, sondern Handlungsbedarf seitens gesellschaftlicher AkteurInnen (wie z.B. Politik und Wirtschaft) erkennbar werde. Des Weiteren wird beim sozialwissenschaftlichen Ansatz die Dynamik von Exklusionsprozessen im Lebenslauf explizit. Ressourcen und Entscheidungen, die von Organisationen getroffen wurden, könnten daher im Hinblick auf Inklusion von Vorteil oder Nachteil sein. Dies bringe mit sich, dass Menschen a priori nicht die gleichen Voraussetzungen hätten, um gesellschaftliche Teilhabechancen (auf struktureller Ebene) wahrzunehmen. Als Postulat erscheine es daher sinnvoll, all' jenen Personen Ressourcen und Fähigkeiten zukommen zu lassen, die als bedroht angesehen werden können. Der sozialwissenschaftliche Ansatz erscheint für die Analyse von Exklusionsprozessen, als auch für die Etablierung von Bewältigungsstrategien als brauchbares Instrument. Er eröffnet wegen seiner Mehrdimensionalität, Relationalität und Dynamik Anschlussmöglichkeiten zu einer Konstruktion von Behinderung, die jener der ICF entspricht. (vgl. ebd., 192f)

Das Ausgrenzungsrisiko im Lebenslauf von Menschen mit Behinderung erachtet Wansing in ihrer dritten These als mehrfach gegeben. Dies deshalb, da ihre Voraussetzungen nicht jenen Anforderungen der gesellschaftlichen Leistungssysteme entsprächen. Konkret schreibt Wansing von der Exklusion am Arbeitsmarkt, die sich ökonomisch nachteilig für die Betroffenen auswirkt. Des

Weiteren ortet sie Nachteile im (Aus-) Bildungssystem, soziale Diskriminierungserfahrungen und wenige Sozialkontakte als negative Konsequenzen des reziproken Zusammenwirkens von personalen und sozial-ökologischen Faktoren, zu denen die Exklusion von Mobilität, Kommunikation sowie von sozialen und kulturellen Optionen zählen. Mehrfache Ausschlussrisiken hätten hierbei Menschen mit geistiger Behinderung und jene, die einen erhöhten Unterstützungsbedarf aufweisen. Die Risiken kumulieren speziell bei vorhin genannten Gruppen, insbesondere bei institutionalisierten Übergangen, die sich im Lebenslauf anhäufen könnten. Eine negative Verstärkung erhalte dieser Prozess durch besondernde Maßnahmen im Bildungssystem und durch die berufliche Rehabilitation. Letztere lasse nämlich die sich bietenden Optionen einer normalen Lebensführung außer Acht und verändere den Lebenslauf mittels sozialstaatlicher Maßnahmen. (vgl. ebd., 193)

Kontextfaktoren, die Behinderung im Sinne von Exklusion begünstigen wären mannigfaltig. Hierzu zählen die selektive Vorgehensweise von Organisationen, ökologische (baulich, technisch, informationell) und soziale Barrieren (Einstellungen). (vgl. ebd., 193f)

Wansings vierte These besagt, dass nicht grundsätzlich zu wenig Inklusion das Problem für Menschen mit Behinderung darstelle, sondern der Inklusionsmodus, wie Menschen mit Behinderung in das Rehabilitationssystem des Wohlfahrtsstaates miteinbezogen werden. Der Wohlfahrtstaat agiere nämlich im Versuch, soziale Ausgrenzung zu bearbeiten, zu uneffektiv. Es müssten die differierenden Voraussetzungen und Zugänge sozialer Inklusion Berücksichtigung finden. Neben der Beachtung von Bürgerrechten solle der wohlfahrtsstaatliche Blick auf Folgendes gerichtet sein: einer finanziellen Grundsicherung, ausreichenden infrastrukturellen Bedingungen mit sozialen Einrichtungen und Dienstleistungen, der Weitergabe von Informationen und darauf aufbauend eine Kompetenzbildung, die persönliche Fertigkeiten und Handlungsoptionen von Menschen mit Behinderung explizit macht. Kurz gesagt, schlägt Wansing vor, dass der (deutsche) Wohlfahrtsstaat der kompensatorischen Versorgung von Menschen mit Behinderung eher den „Rücken zukehren“ und stattdessen mehr auf Prävention und Aktivierung (von Ressourcen und Kompetenzen) setzen sollte. Dabei dürfe von Seiten der Sozialpolitik aber nicht auf die Sicherung der Lebensverhältnisse der „Überflüssigen“[78] vergessen werden. (vgl. ebd., 194f)

Wansing konstatiert außerdem, dass sich die „Erfolgschancen“ von Menschen mit Behinderung bereits vor ihrer tatsächlichen Ausgrenzung zeigen würden. Die wohlfahrtsstaatliche Rehabilitationspolitik müsse die besonders von Exklusion gefährdeten Menschen unterstützen, eine barrierefreie Infrastruktur zur Verfügung zu stellen und ihnen jene Ressourcen zukommen lassen, die ihnen eine hohe Chance auf die Wiedereingliederung in die Gesellschaft ermöglicht. Dies sei allerdings nur dann möglich, wenn gesellschaftliche Inklusion als etwas begriffen wird, das über die Rehabilitationspolitik

[78] Damit sind in der sozialwissenschaftlichen Literatur Menschen mit geistiger Behinderung (oft ist auch zu lesen: Menschen mit Lernstörungen) gemeint. Sie haben es nämlich besonders schwer, eine Arbeitsstelle zu finden, werden oft in Werkstätten untergebracht und verfügen nur über wenig ökonomische und soziale Ressourcen. Eine berufsförmige Erwerbsbiografie und ein damit verbundener soziale Status sind bei Menschen mit geistiger Behinderung meist nicht erreichbar (vgl. Wansing 2005, 195).

hinausgehe und alle „Politiken“ der gesellschaftlichen Leistungssysteme miteinbeziehe (Bildungspolitik, Arbeitsmarktpolitik etc.). (vgl. ebd., 195)

Ob sozial- und rehabilitationspolitische Maßnahmen greifen, hänge von den sozialen Einrichtungen und Diensten ab. Wansing meint, dass soziale Dienstleistungen für Menschen mit Behinderung in der Bundesrepublik Deutschland zwar dem stattgefundenen sozialen Wandel Rechnung trugen, allerdings bestünden aus system- und organisationstheoretischem Blick Tendenzen, die auf Machterhalt in der Freien Wohlfahrtspflege abzielen und durch ihren Selbstbezug und konditionaler Programmierung rehabilitationspolitischen Bemühungen im Wege gestanden haben. Konsequenzen der selektiven und pauschalen Entscheidungen der Freien Wohlfahrtspflege wären insofern als Gefährdung für Menschen mit Behinderung zu betrachten als sie Individualisierung, Bedarfsdeckung, Bedürfnisorientierung sowie Teilhabechancen untergraben würden. (vgl. ebd., 195)

Daraus ergibt sich das von Wansing aufgestellte Postulat, dass sich soziale Dienstleistungen verstärkt an ihre AdressatInnen wenden müssten, um Inklusion zu ermöglichen. Die Leitperspektive müsste jene der Lebensweltorientierung sein, deren Handlungspriorität sich auf „Prävention, Kompetenz- und Ressourcenorientierung, Dezentralisierung und Regionalisierung, Flexibilisierung und Kooperation sowie Partizipation und Demokratisierung im Gesamtprozess von der Hilfebedarfsermittlung bis zur Qualitätsbeurteilung die Wirksamkeit der sozialen Dienstleistungen [...]“ bezieht (Wansing 2005, 196). Die Leistungsstruktur solle differenziert, pluralisiert und verlässlich sein und dürfe nicht einer einseitigen stationären und ambulanten Leistung entsprechen. Sie müsse speziell individuell wählbare Unterstützung gewährleisten. Wansing weitet ihr Postulat dahingehend aus, Rehabilitation nicht mehr in Kategorien wie Schule, Beruf und sozialer Rehabilitation, die ihre Ausprägungen in Maßnahmen wie Wohnen, Arbeit und Freizeit haben, zu sehen. Die Autorin hat eine Leistungserbringung vor Augen, die für alle Gesellschaftsbereiche und zeitlich gesehen zu jedem Lebensabschnitt, unabhängig vom Ort, gelten solle. Die Unterstützung sozialer Dienstleistungen müsse demnach flexibel mittels praktischer Assistenz und Unterstützungsangeboten im Hinblick auf Motivation, Bildung und Psychosoziales sein. (vgl. ebd., 196)

Damit soziale Dienstleistungen von Menschen mit Behinderung zwecks ihrer Bedürfnisse gesteuert werden können, womit eine Leistungsausweitung und –differenzierung einhergehen würde, müssten Menschen mit Behinderung über ein persönliches Budget verfügen dürfen. Die positiven Folgen daraus ortet Wansing in der Eröffnung vielfältiger Chancen, dem Einhergehen der Steigerung des individuellen Selbstwertes und der Kompetenzen sowie in letzter Konsequenz die Mit-berücksichtigung von Menschen mit Behinderung in gesellschaftlichen Funktionssystemen. (vgl. ebd.)

Wansings Zukunftsvorstellung liegt in einer „Gesellschaft für alle“, in der jeder Mensch als aktives Mitglied, das über Rechte und Pflichten verfügt, aufgenommen ist. Die exklusiven Kommunikationszusammenhänge des Wohlfahrtsstaates und seiner Rehabilitationspolitik bedingen die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen mit Behinderung und müssten in einen demokratischen Diskurs einer „Bürgergesellschaft“ (Wansing 2005, 197) transformiert werden. Inklusion wäre darin

über die Verflechtung von öffentlicher Infrastruktur, Dienstleistung, privaten Hilfen, Institutionen des Rehabilitationssystems und dem Engagement einzelner Bürger realisierbar. (vgl. Wansing 2005, 197)

2.2 Theorien sozialer Ungleichheit

Mittlerweile existiert eine Vielzahl an Theorien sozialer Ungleichheit, die sich im historischen Verlauf veränderten: weg vom dominierenden Konzept, das vorwiegend an Einkommen und Arbeit orientiert war, hin zu einem multidimensionalen Ansatz, bei dem soziale Exklusionen und Lebenslagen der Individuen im Mittelpunkt stehen. Unter den SozialwissenschaftlerInnen verbreitete sich die Ansicht, dass neben finanziellen Ressourcen auch jene Bereiche wie Kultur, Politik und soziale Beziehungen für die gesellschaftlichen Teilhabechancen von besonderer Relevanz sind. Die Zentrierung auf die Erwerbsarbeit in den ersten theoretischen Modellen sozialer Ungleichheit hätte zwei maßgebende Nachteile: *Erstens* ließen sie bestimmte Personengruppen außer Acht (Hausfrauen, Kinder, PensionistInnen, oder Menschen mit Behinderungen) und zweitens wurde der Auswirkung der beruflichen Lebenslage auf individuelle Lebensstile zu viel Aufmerksamkeit geschenkt. Durch den Miteinbezug neuer Dimensionen[79], die eine neue Statuszuweisung ermöglichen sollen, konnte der Ansatz ausgeweitet werden. Soziale Ungleichheit determinierte sich damit nicht ausschließlich über ökonomische Prozesse, sondern vermehrt durch politisch-administrative Einflussnahme. (vgl. Wansing 2005, 56)

Als erster Einstieg in den Ausgrenzungsdiskurs eignet sich Abb. 2, die die Grundlinien des Ausgrenzungsdiskurses darlegt und seine dreifache Verankerung explizit macht.

	Ressourcenverteilung	Soziale Ungleichheit	Integration
Einkommensarmut	x		
Relative Deprivation	x		
Lebenslage	x		
Underclass		x	
Die Überflüssigen		x	
Marginalisierung		x	
Verwirklichungschancen			x
Lebenschancen			x
Lebensqualität			x
	?	?	?
Ausgrenzungsdiskurs	x	x	x

Abb. 2: Grundlinien des Ausgrenzungsdiskurses (Böhnke 2006, 42)

[79] Konkret sind hier soziodemographische und sozioökonomische Merkmale wie Alter, Religion, Familienverhältnisse, Nationalität etc. gemeint. (vgl. Wansing 2005, 55)

2.2.1 Ressourcenorientierte Ansätze

Zu diesen Ansätzen zählen jene der Armut, relativen Deprivation und Lebenslage.

2.2.1.1 Armut

Wenn von Armut die Rede ist, wird auf eine Definition zurückgegriffen, die einen Maßstab bereithält, der Armut messen soll. Ein derartiges Verständnis von Armut sei zu problematisieren, da es von kulturellen und historischen Werturteilen geprägt ist, die mit Fragen des Wohlstands und des Lebensstandards zusammenhängen. Die Höhe und Angemessenheit von Schwellen, die Armut anzeigen, wären unklar. Wissenschaftliche Debatten gab es darüber angeblich zuhauf. Klassifizierungen und Definitionen helfen hingegen, wie Armut begriffen werden kann und dienen als Leitlinien sozialstaatlicher Transfers zum Zwecke der Armutsbekämpfung. (vgl. Böhnke 2006, 43)
In Armutskonzepten geht es darum, Haushalte und Individuen mit materiellen und finanziellen Mitteln auszustatten, d.h. Verteilungsfragen stehen im Mittelpunkt des Interesses. (vgl. ebd.)
Modelle der absoluten Armut legen dabei normativ einen Schwellenwert für eine Existenzbedrohung und physische Lebensgefährdung (Hungern, Erfrieren etc.) fest. Dieser Bedarf werde über die Zeit hinweg als unveränderlich angesehen und kennzeichne ein Existenzminimum. Diese Armutskonzepte wären weder wertneutral, noch wären sie ohne den jeweiligen gesellschaftlichen Kontext zu verstehen. Wie überhaupt gewisse Schwellenwerte zustande kommen, hänge nämlich von politischen, sozialen, wirtschaftlichen, historischen Rahmenbedingungen sowie von ökologischen Voraussetzungen ab. (vgl. ebd., 44)
Diese Armutskonzepte, die als unzureichend angesehen werden können, kommen nach wie vor in Entwicklungsländern zum Einsatz. In Industrie- und Wohlfahrtsstaaten spielen hingegen relative Armutsansätze eine bedeutsame Rolle. (vgl. ebd.) Armut wird dabei in Verhältnis zum durchschnittlichen Lebensstandard der Bevölkerung gesetzt, d.h., dass sich die Armutsgrenze im Laufe der Zeit verändert, da davon ausgegangen wird, dass sich Mindestvoraussetzungen und Standards für Grundbedürfnisse ändern und sich auf die gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten auswirken (Piachaud 1992; Hübinger 1996). KritikerInnen bemängeln an relativen Ansätzen, dass sie Armut herstellen. Bei einer Armutsdefinition, die die durchschnittlichen gesellschaftlichen Standards in den Blick nimmt und das Wohlstandsniveau der Gesellschaft ausblende, werde es immer Menschen geben, die unter der Armutsgrenze leben (vgl. Krämer 2000).
Die Messung relativer Armut könne über das Einkommen, die Unterversorgung in sämtlichen Lebensbereichen oder den Einbezug subjektiver Wahrnehmungen der eigenen Situation erfolgen. Am öftesten werde die Einkommensarmut als Maßstab für Armut herangezogen, wobei sie an (politisch verankerten) Sozialhilfeschwellen, subjektiven Beurteilungen, die die Höhe des benötigten Einkommens angeben oder an einer Schwelle (meist 40-60%), die am durchschnittlichen

Äquivalenzeinkommen ausgerichtet ist und die Haushaltsgröße durch Gewichtungen berücksichtigt, bemessen wird. (vgl. ebd.) Über das Einkommen sollen notwendige Grundbedürfnisse und soziokulturelle Lebensstandards abgedeckt werden, auch wenn das Einkommen alleine für das Erreichen dieses Vorhabens nicht ausreicht, da andere Determinanten auch eine Rolle spielen könnten (vgl. Hauser 1997, 71). Einigkeit gäbe es in der sozialwissenschaftlichen Diskussion, dass bei der willkürlichen Festlegung von Schwellenwerten normative Sichtweisen als Rechtfertigung dienen. Sinnvoll erscheint daher, nicht ein Messkonzept als Primat zu erheben, sondern mehrere koexistieren zu lassen (vgl. Klocke 2000).

Problematisch ist an der Bestimmung einkommensorientierter Armut, dass

- unregelmäßige Einkünfte (z.B. Erbschaft oder Vermögen) nicht miteinbezogen werden.
- regelmäßiges Einkommen nicht im Verhältnis zu bestehenden Haushaltsbelastungen gesetzt wird.
- „alte“ und „neue“ Schulden die Haushaltsausgaben massiv beeinflussen können.
- über die Ressourcenverteilung innerhalb des Haushalts wenig bekannt wird.

(vgl. Böhnke 2006, 45)

Die Hauptkritik an der Messung von Armut über das Einkommen bezieht sich auf die Unwissenheit über den Ge- bzw. Verbrauch finanzieller Ressourcen sowie über die implizite Unterstellung, dass aufgrund ausreichender ökonomischer Mittel alle gesellschaftlichen (Teilhabe-) Chancen gegeben wären. (vgl. Hübinger 1996, 60)

2.2.1.2 Unterversorgung (Relative Deprivation)

Mit Lebensstandard-Analysen wurde in Großbritannien, den wissenschaftlichen Arbeiten Peter Townsends (1979) folgend, Armut als etwas begriffen, das einen Mangel an Ressourcen kennzeichne: Ressourcen, die für das Bestehen gesellschaftlicher Teilhabe vonnöten sind. Relative Deprivation enge den allgemein gültigen Lebensstandard ein. Bemessen werde sie über das durchschnittliche Versorgungsniveau unterschiedlicher Bevölkerungsschichten, wobei nicht nur materielle, sondern auch soziale Aspekte mitberücksichtigt werden können. Explizit wird dabei, wie weitläufig Dimensionen eines notwendigen Lebensstandards begriffen werden können. Am ehesten würden dabei die Mindeststandards eines Haushaltes (sein soziokulturelles Niveau) mit dem Wohlstandsniveau der Gesellschaft in Verbindung gebracht. Was einen notwendigen Lebensstandard kennzeichnet, hänge mit gesellschaftlichen, kulturellen Kontexten und gängigen, vorherrschenden Praxen zusammen. Nicht nur Meinungen von ExpertInnen, sondern Befragungen innerhalb der jeweiligen Bevölkerung sollten im Forschungsprozess Platz finden, um Mindeststandards ausgewogener definieren und determinieren zu können. Eine Unterversorgung bestehe daher dann, wenn gewisse Güter nicht leistbar sind (z.B. Telefon, Auto, Essen, Urlaub, Pensionsvorsorge, Internet-Zugang etc.). Nichtleistbare Dinge werden in der Armutsmessung als Lebensstandardindikatoren oder direkte Indikatoren bezeichnet. Sie

benennen Ressourcen bzw. Gegenstände, die direkt verfügbar sind und stehen im Gegensatz zu indirekten Indikatoren (Einkommen). (vgl. ebd., 45f) Als besonders bedeutsam erweisen sich daher Ansätze, die beide Indikatoren zusammenführen (Halleröd 1995; Andreß 1999; Andreß und Lipsmeier 2000; Böhnke/Delhey 2001).

Zusammenfassend lässt sich Armut – die nicht nur auf Einkommen reduziert betrachtet wird – als etwas begreifen, das

- nicht an Zeit und Raum gebunden ist, sondern zu einer bestimmten Zeit für eine bestimmte Gesellschaft gilt.
- nicht das körperliche Überleben, sondern menschenwürdiges Leben zum Ziel hat und daher nicht als absolute Armut, sondern als relative, die in Bezug zur Gesamtgesellschaft gesetzt wird, verstehen.
- auch andere Bereiche der Unterversorgung (Bildung, Gesundheit, Erwerbsstatus etc.) thematisiert.
- Fragen nach Verfügbarkeit und Handlungsspielräume aufwirft.

(vgl. Zimmermann 2001, 36)

Der Definition des Europarats folgend sind jene Personen, Familien und Gruppen arm, die aufgrund zu geringer finanzieller, materieller, kultureller und sozialer Mittel vom Minimum des staatlichen Lebensstandards exkludiert sind (vgl. Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung 2001, 7).

2.2.1.3 Lebenslagenansatz

Dem Konzept der Lebenslagen, das von Otto Neurath in 1920er-Jahren entwickelt und vom Nationalökonomen Gerhard Weisser in den 1950er-Jahren weitergeführt wurde, liegt der Lebenslagenbegriff zugrunde, der die Lebensbedingungen multidimensional erfasst, d.h., dass ökonomische, nicht-ökonomische und immaterielle Dimensionen sozialer Ungleichheit in den Ansatz miteinbezogen werden. Zu den wichtigsten Determinanten gehören neben Erwerbsarbeit und Einkommen, Bildung, Wohnen, Gesundheit und Teilhabe am sozialen, kulturellen und politischen Leben. Dieses Konzept, das zu einem Entwurf sozialer Exklusion wurde, nahm in den 1990er-Jahren einen zentralen Stellenwert in der Soziologie ein. In dessen Analysefokus rückten Ursprung, Art und Ausmaß sozialer Teilhabe und Ausgrenzung. (vgl. Wansing 2005, 56f)

Mit Lebenslage waren die äußeren Umstände, die die Interessenbefriedigung der Individuen bedingten, gemeint (vgl. Glatzer/Hübinger 1990, 35). Zu den Determinanten des Lebenslagenansatzes gehörten außerdem das Einbezogensein in gesellschaftlich-historische Prozesse, individuelle Bedürfnisse, Erfahrungen, aber auch Handlungsspielräume, die von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abhängig sind sowie kognitive Interpretations- und Verarbeitungsmuster (vgl. Clemens 1994)

Der Lebenslagenansatz gelangte in der Soziologie in die Sozialstrukturanalyse (Geissler 1994). Außerdem wurden mit seiner Hilfe Klassen- und Schichtanalysen (Hradil 1987) durchgeführt.
Das Besondere am Lebenslagenansatz ist wohl, dass er zwischen Struktur- und Handlungsebene vermittelt. Handlungsspielräumen und Rahmenbedingungen des Wohlfahrtsstaates würden im Zusammenhang mit der Verteilung von Ressourcen entscheidende Rollen spielen. Strukturgebendes Element sei im Hinblick auf individuelle Perspektiven und soziale Ungleichheit die sozialpolitische Einflussnahme. (vgl. Böhnke 2006, 47)
In der Armutsforschung gebraucht man den Lebenslagenansatz als Ergänzung, um Handlungsspielräume (Versorgung, Einkommen, Kontakte, Kooperationsmöglichkeiten, Lern- und Erfahrungsspielraum etc.) (vgl. Clemens 1994, 145) von Personen und Haushalten analysieren zu können. Da der Ansatz sehr breit angelegt ist, gilt er als empirisch schwer umsetzbar bzw. eher als Leitidee und nicht als tatsächlich fundierte Theorie. Durchgeführten Studien lagen vereinfachte Messungen zugrunde, wobei die Grundannahme darin bestand, dass Ressourcen Lebenschancen maßgebend beeinflussen. Konsens über die zu untersuchenden Variablen gäbe es am ehesten in den Bereichen Einkommen, Erwerbstätigkeit, Bildung, Wohnen, Gesundheit, soziale Beziehungen, subjektives Wohlbefinden und Netzwerke. (vgl. Böhnke 2006, 49) Viele Unklarheiten bestünden nach wie vor. Beispielsweise weiß man nicht, inwiefern Benachteiligungen zusammenhängen und wie ihnen begegnet werden könnte. Auch ist nicht klar, ob auf gewisse Bereiche bewusst verzichtet wird oder ob sie strukturell hergestellt wurden. (vgl. Andreß und Lipsmeier 1995, 36)

2.2.1.4 Zusammenfassung

Der Vorteil des Lebenslagenansatzes besteht darin, multidimensional zu sein und den Blick nicht auf das Einkommen alleine zu beschränken. Gleichzeitig scheint sein Nachteil, den in ihn gesetzten Ansprüchen nicht gerecht zu werden. Die Gemeinsamkeit des Ausgrenzungskonzepts und des Modells der Lebenslage liegt im jeweils breiten Analyserahmen zur Aufdeckung von sozialer Ungleichheit und von Versorgungsdefiziten. Allerdings sei die Durchführbarkeit beider Ansätze in der Praxis schwer umzusetzen, da beide Ansätze auf gesellschaftlichen - insbesondere sozialstrukturellen - Wandel stark reagieren. Unterschiede sind darin gegeben, dass die „sozialstrukturelle Verortung“ (Böhnke 2006, 49) eine jeweils andere ist. Während der Lebenslagenansatz davon ausgeht, dass Schichten und Klassen an Bedeutung verlieren, verortet das Ausgrenzungskonzept eine Zunahme sozialer Ungleichheiten, indem Ausgrenzungsrisiken zunehmen und Menschen, die an den Rändern der Gesellschaft leben, vom Wohlstand losgelöst zu sein scheinen. Das Lebenslagenkonzept postuliert, Handlungsspielräume zu gewähren. Damit sollen die gesellschaftlich-kulturell gebundenen Lebenschancen verbessert werden. (vgl. ebd., 49f) „Soziale Ausgrenzung ist auf Integrationsmechanismen ausgerichtet und thematisiert Teilhabechancen und soziale Rechte, deren Einschränkung einem gesellschaftlich-ideologischen Grundkonsens zuwider laufe und die gesamtgesellschaftliche Stabilität gefährde“ (Böhnke 2006, 50).

2.2.2 Sozialstrukturelle Ansätze als Erklärung für die Entstehung neuer Strukturen sozialer Ungleichheit und sozialen Wandels

In den unter 2.2.1 beschriebenen ressourcenorientierten Ansätzen lag die Fokussierung auf unterschiedlichen methodischen Versuchen, Armut zu messen. Nachfolgende Konzepte thematisieren vorwiegend das Entstehen neuer Strukturen sozialer Ungleichheit, sozialstrukturellen Wandels und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Betroffenen.

2.2.2.1 Underclass

Eine erste Unterscheidung zwischen dem Konzept sozialer Ausgrenzung und dem Underclass-Ansatz ist in ihrer jeweiligen Ideologie zu verorten. Die in Amerika geführte Debatte über die individualistische Konzeption der „urban underclass“ ist auf europäischer Ebene weniger bedeutsam, da hier soziale Benachteiligung als Ergebnis fehlgeschlagener sozialer Integration interpretiert wird (vgl. Ludwig-Mayerhofer und Barlösius 2001, 50-51).
Das ursprüngliche Konzept der „urban underclass“ geht auf den Anthropologen Oscar Lewis zurück, der das sich verselbständigende Leben von Menschen in Armut, die von der Mehrheitsgesellschaft abgeschottet sind, und denen weder Werte, Normen oder Chancen an der Wohlstandsentwicklung zuteil wird, untersuchte. Eine Erkenntnis war dabei, dass sich Armut generationenübergreifend verfestige und vererben lasse. (vgl. Böhnke 2006, 50)
In der Öffentlichkeit wurde der Ansatz jedoch vollkommen anders wiedergegeben. Demnach sei jeder Mensch selbst für seine soziale Lage verantwortlich. Diesem Verständnis folgend, kam es zu einer Herabsetzung der Anrechte des Bezugs von Sozialleistungen. Als Ursache von Armut wurden mangelnde Motivation und persönliche Mängel angesehen, was mit einer Stigmatisierung von Menschen in Armut einherging. (vgl. ebd.)
Der Ursprung des Begriffs der „urban underclass“ geht auf Gunnar Myrdal zurück, der ihn in den 1960er-Jahren in die amerikanische Diskussion miteinbrachte. Er bezeichnete damit eine Kategorie von Menschen, die aufgrund von Deindustrialisierungsprozessen arbeitslos, sozial isoliert und vom Wohlfahrtsstaat ausgeschlossen waren. Als die strukturellen Ursachen der sozialen Benachteiligung im Laufe der Zeit abnahm, blieb der Begriff „underclass“, der in der politischen Diskussion diskriminierend – im Sinne einer selbstverschuldeten Armut – erscheint, übrig. (vgl. ebd., 51)
Wilson (1987; 1991) versuchte, eine sozialräumliche und sozialstrukturelle Fundierung des Begriffs zu erreichen. Hauptursache für das Entstehen einer underclass liege dann vor, wenn schlechte Arbeitsmarktanbindungen (zu geringes Einkommen) auf soziale Isolation und räumliche Konzentration von Armut treffen.

Devine und Wright knüpften an Wilsons Ansatz an und meinten, dass Armut beim Zusammentreffen von langanhaltender Armut, der Zurückweisung gesellschaftlich bestehender Normen und Werte, Kriminalität und räumlicher Konzentration gegeben sei (vgl. Koch 1999).
In Deutschland bestehen zwar Versuche, die den amerikanischen Diskurs auf die Verhältnisse in Deutschland anwenden wollten, die Analysen ergaben aber, dass es keine Verbindung von Armut und ethnischer Segregation gab (siehe Andreß 2000; Hauser 2000), auch wenn befürchtet wird, dass es in Großstädten dazu kommen könnte (siehe Alisch/Dangschat 1998).
Zusammenfassend ist festzuhalten, dass der underclass-Ansatz an einer wohlfahrtsstaatlichen Ideologie festhält, der ein individualistisch-funktionalistisches Moment zu eigen ist. Soziale Ausgrenzung interpretiert und hinterfragt hingegen Integrationsleistungen und die Billigung sozialer Rechte. Die Kategorie „underclass“ ist in einer hierarchisch organisierten Gesellschaftsstruktur vorzufinden und markiere eine sozial festgeschriebene Position am unteren gesellschaftlichen Hierarchieende. Dies gelte für das Ausgrenzungskonzept sozialer Ungleichheit nicht. Beim Konzept der sozialen Ungleichheit wird davon ausgegangen, dass sich Klassen und Schichten auflösen, d.h., dass Zugehörigkeit durch die Gewährung von Ressourcen erreicht werden könne, Ressourcen alleine aber nicht ausschlaggebend für das Erreichung von Teilhabe sein müssen. Soziale Ausgrenzung beinhalte nämlich Abwärtsdynamiken und reziproke Benachteiligungen. Die Gemeinsamkeit der beiden Ansätze besteht darin, dass bei einem Teil der Gesellschaft eine Abkopplung von der Wohlstandsentwicklung zustande kam. (vgl. Böhnke 2006, 52)

2.2.2.2 Die Überflüssigen

Die deutsche Diskussion über die „Überflüssigen“ trennte sich von der unmittelbaren Verbindung zur Armutsforschung. Sie spiegle die Entwicklung der Struktur gesellschaftlicher Ungleichheit wider: weg vom Hierarchiedenken, hin zu Polarisierung. Die Grundannahme liegt in der Dynamik der „neuen Qualität“ gesellschaftlicher Inklusion und Exklusion. Nicht das Aufrechterhalten von sozialem Status’, sondern die Vermeidung von Ausschluss steht im Mittelpunkt des Interesses. Die bereits innehabende Position in der gesellschaftlichen Hierarchie spiele im Angesicht des Bestrebens, Exklusion verhindern zu wollen, keine Rolle mehr. (vgl. ebd.) Prägnant ist die These, dass alle Berufs- und Statuspositionen von gesellschaftlichem Abstieg bedroht wären (vgl. Bude 1998, 376). Vergangene Auseinandersetzungen mit den „Überflüssigen“ bezog sich auf die sich verringernden Beschäftigungsangebote für niedrig qualifizierte Arbeitskräfte (siehe Lenski 1973; Dahrendorf 1992) im Zeitalter der „Deindustrialisierung und sektoralen Umstrukturierung des Arbeitsmarktes“ (Böhnke 2006, 53). Die „Überflüssigen“ der Gegenwart hätten das Problem, nicht zu wissen, ob sie gesellschaftlich dazugehören oder nicht. Sie werden als Teilgruppe der Gesellschaft betrachtet, die nicht aktiviert werden könne, da sich die Person im Zuge der von ihm erwarteten Kompetenzen überfordert und den Anforderungen - im Lichte eines Leitbildes des individuellen Unternehmertums - nicht gewachsen

fühlt. Offe beschreibt die „Überflüssigen“ (neben den Gruppen der Verlierer und Gewinner) als nicht kompetent und nicht teilnahmeberechtigt (vgl. Offe 1994, 238).
Den vorangegangenen Gedanken folgend konstituiert sich soziale Ausgrenzung nicht nur über soziale und finanzielle Ressourcen, sondern auch über Sanktionierung, Stigmatisierung und körperlichem Verfall. Offe nennt fünf lebensnotwendige Güter –er spricht von sozialer Teilnahme – die sozialer Ausgrenzung entgegenwirken. Dazu zählen Arbeit (Qualifikationen), Legalität, Gesundheit, soziale und familiäre Sicherheit sowie Ähnlichkeiten in Sprache, Kultur und Ethnie (vgl. Offe 1994).
Böhnke verweist darauf, dass der Begriff der Überflüssigen genauso wenig wie soziale Ausgrenzung als analytische Kategorie, sondern als Konsequenz sozialen Wandels begriffen werden soll. (vgl. Böhnke 2006, 53) Die Diskussion über die Überflüssigen macht auf Veränderungen gesellschaftlicher Rahmenbedingungen aufmerksam und zeigt die Erschwernis, gesellschaftlich teilhaben zu können: dies aber meist ohne empirischen Belege.

2.2.2.3 Marginalisierung

Der Terminus der Marginalisierung wurde bereits in vorangegangenen Konzepten (soziale Ausgrenzung, underclass, „die Überflüssigen“) verwendet. Er kennzeichnet abermals die „problematische Einordnung von Einzelpersonen oder Gruppen in die Gesellschaftsstruktur und eine randständige Anbindung an die übliche Lebensweise der Mehrheitsgesellschaft [...]“ (Böhnke 2006, 54).
Den Anfang einer marginalisierten (Denk-) Figur machen Simmel (1992 [1908]), der den Fremden thematisierte, und Park (1928) mit seinem „marginal man“. Marginalisierung findet beim Fremden aufgrund des Zusammentreffens verschiedener Kulturen statt. Der Fremde befände sich gewissermaßen in zwei Welten gleichzeitig. Es falle ihm schwer, sich von seiner eigenen Kultur vollends zu lösen, gleichzeitig fehle ihm aber der Einbezug in die Migrationsgesellschaft, was sich auf seine Persönlichkeit in Form von Unsicherheit und Anomie auswirke. Auferlegte Normen und Werte der neuen Gesellschaft erscheinen ihm eher als Leitvorstellungen und nicht vollends verbindlich. Mitgliedschaft definiere sich über Zugehörigkeit, Integration und Anerkennung. Das gemeinschaftliche Zusammenleben, die Vertrautheit mit kulturellen Mustern und Grundannahmen fehlen dem Fremden. Als Folge davon gehen ihm Sicherheiten verloren und der „marginal man“ weiß nicht mehr, wo er sich selbst verorten soll. (vgl. Böhnke 2006, 54f)
Teile dieser Sichtweise auf Marginalisierung bestehen noch in jüngeren Diskussionen über Randgruppen. Grundsätzlich wird unter Marginalisierung (gelungene) eingeschränkte, gesellschaftliche Integration verstanden. In den 1960er und 1970er-Jahren war Marginalisierung in der Entwicklungssoziologie sehr präsent. Sie verband mit dem Begriff verarmte Gruppen in Entwicklungsländern, Elendsvierteln und eine verfehlte wirtschaftliche Entwicklung, die in ökonomische Krisen, Arbeitslosigkeit etc. mündete. (vgl. ebd., 55)

Zur Randgruppendiskussion zählen aber auch folgende Merkmale: sozialräumliche Ballungen von Problemlagen, unzureichende Ressourcen und soziale Benachteiligungen, die auf die Gesellschaftsstruktur zurückzuführen wären. Der Begriff der Randgruppe kam bald ins Hintertreffen, da andere „Phänomene" - wie z.B. Homosexualität – gesellschaftlich zunehmend akzeptiert würden und das, was früher als „gesellschaftliche Normalität" angesehen wurde, ins Wanken gerät, da darüber wenig Einigkeit bestehe. (vgl. ebd.)

Marginalisierung betrifft in neueren Diskussionen Individuen und Gruppen, die als gesellschaftlich nicht vollständig integriert gelten. Diese Sichtweise deckt sich mit jener des Ansatzes sozialer Ausgrenzung und ermöglicht, die Dichotomisierung von Zugehörigkeit/Nichtzugehörigkeit aufzulösen. Anstelle dessen kann von eingeschränkter gesellschaftlicher Teilhabe gesprochen werden. Randgruppen würden zwar in der Ausgrenzungsdebatte eine wichtige Rolle spielen, zentralstes Moment wären aber immer noch der soziostrukturelle Wandel und die gesellschaftlichen Verhältnisse, die auch prekäre Lebenslagen der „gesellschaftlichen Mitte" betreffen können. Daraus resultiert die Vorstellung einer hierarchisch gegliederten Ordnung, in der es ein „Oben" und „Unten" gibt. Marginalisierte Gruppen entstünden also, wenn sie ein gesellschaftliches Kriterium, das für Zugehörigkeit steht (z.B. Erwerbstätigkeit, adäquater Lebensstandard) nicht mehr erfüllen. Anomische Einstellungen können die Folge sein. Festgehalten werden muss dennoch, dass dann nicht von Exklusion per se gesprochen werden kann. (vgl. Böhnke 2006, 55f) Vielmehr von Menschen in Armut. Obwohl Fremde der gesellschaftlichen Mitte nicht zugehörig sind, stehen sie mit der Armut in einem reziproken Verhältnis. (vgl. Simmel 1993 [1908])

2.2.3 Integrationsansätze als Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für Verwirklichungs- und Lebenschancen und Lebensqualität

Nachfolgende Ansätze, die als gesellschafts- und wohlfahrtstheoretisch einzuordnen sind, sind jene von Amartya Sen, Ralf Dahrendorf und Wolfgang Zapf. Sie thematisieren nur in geringem Ausmaß Aspekte sozio-strukturellen Wandels. Ihr Fokus richtet sich vorwiegend darauf, Rahmenbedingungen und Voraussetzungen der Verwirklichung von Chancen (Sen; Dahrendorf) und Lebensqualität (Zapf) explizit zu machen. Dabei verweisen sie auf die Wichtigkeit von Demokratie und sozialen Rechten.

2.2.3.1 Verwirklichungschancen

Amartya Sen denkt in seinem Modell Armut und individuelle Handlungsfreiheit, die von sozialen, politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen bedingt werden, zusammen. Armut bedeutet für ihn die Einschränkung von Verwirklichungschancen bzw. Entfaltungsmöglichkeiten. Er spricht in diesem Zusammenhang von „capability deprivation" (Sen 1999). Der Wirtschaftswissenschaftler entwickelte ein eigenes „Human Development"-Konzept, bei dem „capabilities" (Möglichkeiten) und

nicht „commodities“ die höchste Relevanz im Hinblick auf den Lebensstandard eingeräumt werden. In Sens Theorie ist nicht der Besitz für gesellschaftliche Teilhabe und individuelles Wohlbefinden ausschlaggebend, sondern Gelegenheiten und Wahlmöglichkeiten (advantage). Möglichkeiten sollten nicht bloß aufgrund erreichter Resultate von jenen, die Entscheidungsmacht haben, gewährt oder verweigert werden. (vgl. Sen 1999, 3)

Amartya Sen knüpft dabei an die philosophischen Denktraditionen Adam Smiths und John Rawls an. Um Chancen verwirklichen zu können, bedarf es Kompetenzen, Fähigkeiten und Handlungsoptionen, die gesellschaftliche Teilhabe und eine eigenständige Lebensführung ermöglichen sollen. Der eingeschlagene Lebensweg müsse in Würde erfahrbar sein und an die Minimalvorstellungen im jeweiligen Land ausgerichtet werden können. Sens Ansatz der capabilites weist zwar eine starke Ressourcenorientierung auf, bleibt aber nicht auf dieser Ausrichtung stehen. Er postuliert – in Anlehnung an Rawls - eine Ausweitung der Armutsanalyse auf Grundgüter. Seine umfassende Vorstellung enthält neben den bekannten Determinanten Einkommen und Wohlstand auch Rechte, substantielle Freiheiten und Chancen. Sen meint, dass Voraussetzungen gesellschaftlicher Teilhabe mit der Nachfrage und dem Zugang nach alltäglichen Grundgütern im jeweils spezifischen Land zusammenhängen. Vor dem Hintergrund relativer Armut – beispielsweise in Form geringer Grundgüter - lassen sich Ausgrenzungsprozesse näher beleuchten und offen legen. (vgl. Sen 2002, 92-93)

Sens Argumente, die er bereits in den 1980er-Jahren hervorbrachte und die die Vereinten Nationen im Denken stark beeinflussten, zeigen einen Wandel im Blick der Politik auf Armut: Nicht mehr Besitz, sondern Grundrechte sollen einer Unterversorgung entgegenwirken. Das veränderte Armutsverständnis ist als immateriell - in Form von zu geringen Verwirklichungschancen - zu charakterisieren. (vgl. Böhnke 2006, 57)

Zentral sind bei Sen individuelle Verwirklichungschancen. Sozialen Gründen und Kausalzusammenhängen, die verringerte Handlungsmöglichkeiten bieten, folge individuelle Deprivation. Determinanten, die er als „Verfahren“ bezeichnet, wie z.B. Gesundheit, Bildung, Grundversorgung etc., gewähren Handlungs- und Entscheidungsfreiheiten sowie Möglichkeiten, sich selbst verwirklichen zu können. (vgl. Sen 2002, 28)

Die Kritik an den individuellen Verwirklichungschancen bezog sich darauf, dass die Bedeutung des Wohlfahrtsstaates außer Acht gelassen werde (vgl. Gore 1995, 9 zit. n. Böhnke 2006, 57).

Zusammenfassend lässt sich folgendes festhalten: Den gesellschaftlichen Kontext, in dem Armut auftritt, bilden bei Sen strukturelle Möglichkeiten. Dies lässt Affinitäten zum Lebenslagen-Konzept erkennen. Sens Definitionen von Armut sind multidimensional gehalten und entsprechen einem relativen Verständnis von Armut. Eine Überschneidung zum Konzept sozialer Ausgrenzung ist bei Ausweitung der Sichtweise auf Grundgüter zu orten, insbesondere bei immateriellen Grundgütern (Infrastruktur, Bildung, Zugang zum Arbeitsmarkt). Grundgüter sind bei Sens (ressourcenorientiertem)

Ansatz „Dreh- und Angelpunkt“ bzw. Voraussetzungen für prinzipielle Chancengleichheit zum Zwecke der Verwirklichung gesellschaftlicher Teilhabe. (vgl. Böhnke 2006, 57)

2.2.3.2 Lebenschancen und Lebensqualität

Das Konzept der Lebenschancen Ralf Dahrendorfs lässt sein liberales Verständnis von Politik und Freiheit durchscheinen. Er postuliert eine Ausweitung von Lebenschancen für alle Menschen. Unter Lebenschancen versteht er

- sich dem Individuum bietende (funktionale) Möglichkeiten oder Gelegenheiten, die mit der jeweiligen sozialen Position zusammenhängen (vgl. Dahrendorf 1979, 47f),
- als Optionen (damit sind Wahlmöglichkeiten und Alternativen im Handeln gemeint, die offen sind, was die Zukunft betrifft) und Ligaturen (Zugehörigkeiten bzw. Bindungen) (vgl. Dahrendorf 1979, 50-51) sowie
- als Zusammenspiel von Anrechten und Angebot (vgl. Dahrendorf 1992, 40).

Durch Ligaturen, die menschliches Handeln auf struktureller Ebene prädeterminieren und auf individueller Ebene Bezüge und die Basis von Handlungen darstellen, kommt zum Ausdruck, dass Wahlmöglichkeiten kulturellen, politischen und sozialen Restriktionen unterstehen (vgl. Dahrendorf 1979, 51).
Bindungslosigkeit (Anomie) käme dann auf, wenn Ligaturen schwinden: ein Zusammenhang, der ebenso in der Diskussion über soziale Ausgrenzung angesprochen wurde. (vgl. Böhnke 2006, 58f) Gesellschaftlicher Fortschritt sei dann gegeben, wenn das Zusammenwirken von Optionen und Ligaturen verbessert und Lebenschancen ausgeweitet werden. Bewerkstelligt werden sollte dies durch einen Gesellschaftsvertrag und einem festgeschriebenen Existenzminimum (vgl. Dahrendorf 1992, 46-48)
Ähnlichkeiten zu Sens Modell sind dort zu orten, wo Rahmenbedingungen durch die Politik gestaltbar wären, Lebenschancen positiv beeinflusst und Benachteiligungen reduziert werden könnten. Das Konzept Dahrendorfs bewegt sich im Kontext von Demokratie, Bürgerrechten und Klassenkonflikten. (vgl. ebd.)
Dahrendorf hat allerdings keinen Vorschlag, wie Lebenschancen operationalisiert und bewertet werden könnten. Böhnke verweist auf den Begriff „Lebensqualität“, der aus der Wohlfahrtsökonomie der 1920er-Jahre kommt. Seine Weiterentwicklung führte u.a. dazu, dass er mit der Sozialindikatoren- und Wohlfahrtsforschung in Deutschland verbunden wurde und Lebensqualität seither als Postulat für Politik und Forschung gelte. Das Konzept der Lebensqualität will nicht nur der Quantität sozio-ökonomischer Maßstäbe entgegenwirken, sondern diese mit einem mehrdimensionalen Wohlfahrtsbegriff, der individuelle und kollektive Wohlfahrt, materielle und immaterielle

Lebensumstände, subjektives und objektives Wohlbefinden beinhaltet (siehe Glatzer/Zapf 1984; Noll 2000), vertiefen (vgl. Böhnke 2006, 59).
Wohlfahrt umfasst – in der Konzeption Allardts - das Bedürfnis nach Sicherheit (having), sozialen Rückhalt (loving) und Zugehörigkeit (being) (Allardt 1993). Lebensqualität hinge seiner Ansicht nach von subjektiven Wahrnehmungen und Bewertungen ab.
Aus dem Zusammendenken von subjektivem Wohlbefinden und objektiven Lebensbedingungen leitet Zapf (1984) vier Typen von Lebensqualität ab:
1.) Well-being: Objektiv als gut beschriebene Lebensbedingungen werden von Individuen ebenso erlebt. Die Lebensumstände werden daher positiv bewertet.
2.) Dissonanz: Objektiv als gut beschriebene Lebensbedingungen werden von Individuen negativ wahrgenommen und beeinträchtigen das Wohlbefinden in negativer Weise.
3.) Adaption: Die allgemeinen Lebensumstände weisen aus objektiver Sicht Engpässe auf. Dennoch ist positives, subjektives Wohlbefinden gegeben.
4.) Deprivation: Die Lebensumstände werden objektiv als prekär beschrieben und subjektiv ebenso wahrgenommen. Zapf meint, dass dieser Typus am ehesten vom allgemeinen Wohlstand abgetrennt ist. (vgl. Zapf 1984, 25)

Für die empirische Messung sozialer Ausgrenzung waren diese Erkenntnisse dahingehend von eminenter Bedeutung, da objektive und subjektive Wahrnehmungen gleichermaßen in die Analyse eingingen, „denn nur auf diese Weise können entsprechende Alltagserfahrungen und ihre Auswirkungen auf das gesellschaftliche Teilhabeverhalten nachvollzogen werden“ (Böhnke 2006, 60). Das soziale Ausgrenzungskonzept und jenes der Lebenschancen treffen sich in ihren Postulaten, nämlich dem Zusammenwirken individueller Wohlfahrt und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen: „Sozial- und arbeitsmarktpolitische Rahmenbedingungen wirken gestaltend auf die Chancen gesellschaftlicher Teilhabe ein und es bedarf struktureller Grundvoraussetzungen, die allen Gesellschaftsmitgliedern ein Minimum an Existenzsicherung, Lebensqualität und Entfaltung ermöglicht“ (Böhnke 2006, 60). Im europäischen Ungleichheitsdiskurs zeichne sich daher eine Veränderung im Denken ab: Nicht die Gleichheit an Ressourcen, sondern die Gewährung von Chancengleichheit und einer Vielfalt an Optionen wird gefordert. Diese liberale Idee impliziert, dass es Individuen möglich sein muss, Chancen und Optionen nutzen zu können. (vgl. ebd., 61)

2.2.4 Soziale Ausgrenzung in der empirischen Forschung

Nur wenige quantitative Untersuchungen legen ihren Analysefokus dezidiert auf das Thema der sozialen Ausgrenzung. Grundsätzlich können zwei Arten von Studien unterschieden werden. Im erstens Fall handelt es sich um Ungleichheitsstudien, die sich z.B. auf Arbeit, Bildung oder Einkommen beziehen. Ihre Anknüpfung zum Ungleichheitsdiskurs geschieht deswegen, da die

interpretierten Ergebnisse als Ausgrenzung(en) wahrgenommen und nachfolgend als Ausgrenzungsstudien eingeordnet werden. Marginalisierung und tendenzielle Ausgrenzung geraten dabei in den Hintergrund bzw. werden vernachlässigt. Die zweite gängige Form, sich dem Thema Ausgrenzung empirisch zu nähern, bestehe in der Durchführung von Sozialberichterstattungen, die sich vorwiegend auf Anhäufungen von Benachteiligungen konzentrieren und daher starke Ähnlichkeiten zum Lebenslagenansatz hätten. Für bestimmte Lebensbereiche werden Indikatoren, die aus bereits bestehenden Daten abgeleitet werden, zwecks Operationalisierbarkeit beeinträchtigter Lebensbereiche entworfen und schließlich mit Einkommensarmut verbunden. (vgl. ebd., 81f)

Die nachfolgende Abbildung Kronauers (1997), die Dimensionen sozialer Ausgrenzung explizit machte, weist sechs Bereiche auf, wobei der Ausgrenzung am Arbeitsmarkt nicht nur in der Auflistung, sondern auch in internationalen Studien die meiste Aufmerksamkeit geschenkt wird, während familiäre und soziale Netzwerke, die auch integrationsfördernd wirken können, wenig beachtet werden. (vgl. ebd., 82)

Ausgrenzung am Arbeitsmarkt: Die Rückkehr oder der Eintritt in reguläre Erwerbsarbeit ist dauerhaft versperrt; prekäre Anbindung an das Beschäftigungssystem, Statusverlust

Ökonomische Ausgrenzung: Der Lebensunterhalt lässt sich innerhalb des regulären Erwerbssystems nicht mehr bestreiten; finanzielle Abhängigkeit von Leistungen des Sozialstaats; Armut; working poor

Kulturelle Ausgrenzung: Den gesellschaftlich anerkannten Verhaltensmustern, Lebenszielen und Werten nicht mehr entsprechen können; gesellschaftlichen Sanktionen ausgesetzt sein; Stigmatisierung

Ausgrenzung durch gesellschaftliche Isolation: Reduzierung der Sozialkontakte; subkulturelle Identifikation bzw. Milieubildung

Räumliche Ausgrenzung: räumliche Konzentration und Isolation Benachteiligter in ähnlicher sozialer Lage

Politisch-institutionelle Ausgrenzung: der Zugang zu Bildungs- und Ausbildungseinrichtungen, Arbeits- und Sozialämtern sowie zu öffentlichen und privaten Dienstleistungen ist beschränkt oder verwehrt; verminderte Rechte aufgrund Migranten-/Asylbewerbestatus; kein Anspruch auf Sozialversicherungsleistungen

Abb. 3: Dimensionen sozialer Ausgrenzung (Kronauer 1997, 38-40)

In den dargestellten Dimensionen finden auch Marginalisierungs- und Ausgrenzungsprozesse Platz, die kumulierte Benachteiligungen erhöhen sowie Lebens- und Partizipationschancen einschränken können. Böhnke konstatiert, dass sich die Dimensionen Kronauers um weitere ergänzen ließen, wie etwa um den Gesundheitsbereich. (vgl. ebd., 82)

Böhnke verweist bei der Wahl von Indikatoren zur Messung sozialer Ausgrenzung darauf, dass - insbesondere bei Sozialberichterstattungen der Europäischen Kommission – „Deutungsmonopole“ (Böhnke 2006, 83) und der Vergabe von Aufträgen an europäische Institutionen, gemeinsame soziale Indikatoren zu finden, dazu führe, wie sozialer Ausgrenzung begegnet wird. Dennoch würden in der

grundlegenden Diskussion über die Indikatorenfrage sozialer Ausgrenzung politische und wissenschaftliche Positionen eine Rolle spielen. Integrationsdefizite wurden beispielsweise beim Atkinson-Report (Atkinson et al. 2002) auf mehreren Ebenen (Hauptindikatoren, wie Einkommensarmut, Bildung, Gesundheit, Wohnen etc. und Indikatoren, die in ihrer Schärfe in die Tiefe gingen) analysiert. Die entwickelten Indikatoren gelten speziell für das jeweils vorgesehene Land. Eine Standardisierung, die Ländervergleiche ermöglichen soll, ist schwer durchführbar. Daher decken jene 18 Indikatoren, die für eine EU-weite Dokumentation sozialer Ausgrenzungsrisiken stehen und vom Europäischen Rat im Dezember 2001 festgelegt wurden, fast ausschließlich grundlegende Versorgungsdimensionen und Basisressourcen ab, d.h., dass soziale, politische und kulturelle Dimensionen ausgespart und lediglich Bildung und Gesundheit miteinbezogen wurden. (vgl. Böhnke 2006, 83f).

Grundsätzlich ist beim Einsatz von Indikatoren zwischen objektiven und subjektiven Indikatoren zu differenzieren. Zweitgenannte werden in Umfragen selten genutzt, da sie als umstritten gelten. VerfechterInnen subjektiver Indikatoren betrachten sie als relevant, da dadurch Erkenntnisse über Lebensqualität und Lebensumstände aufgrund subjektiver Wahrnehmungen, Einstellungen und Bewertungen gewonnen werden und politischer sowie sozialer Wandel aus subjektiver Sichtweise begriffen werden kann. Des Weiteren kann bestehendes Wissen über objektive Lebensbedingungen erweitert werden oder die Bewertung risikoreicher Lebenslagen nützlich sein, um strukturelle Differenzen explizit zu machen. Außerdem bestehe ein Zusammenhang zwischen subjektiven und objektiven Indikatoren (z.B. Einkommen und subjektives Wohlbefinden). KritikerInnen bemängeln Irrationalität und nicht nachvollziehbare Kriterien subjektiver Indikatoren. Objektive Sachverhalte könnten nämlich nicht genau widergegeben werden, da u.a. auch kulturspezifische Normen oder personenzentrierte Aspekte nicht mitberücksichtigt werden. Außerdem sei der Zusammenhang zwischen objektiven Lebensbedingungen und subjektiver Lebensqualität dann besonders hoch, wenn der allgemeine Lebensstandard in einem Land gering sei. BefürworterInnen subjektiver Indikatoren bemängelten hingegen an den objektiven die Schwierigkeit von Einkommensmessungen. (vgl. Böhnke 2006, 85-90)

2.2.5 Zusammenfassung

Viele Konzepte behandeln die „neue soziale Frage“ parallel zum Ausgrenzungsmodell und beinhalten ähnliche Merkmale. Warum sich die Ausgrenzungsthese als widerstandsfähig erweist, liege im Entwicklungsprozess ihrer Methodik und Theorie und in ihrer Aufgeschlossenheit gegenüber Sozialpolitik und Gesellschaftsstruktur begründet (vgl. Böhnke 2006, 61).

Böhnke entwickelte eine Abbildung, die theoretische Affinitäten der vorgestellten Ansätze (Verteilungs-, Ungleichheits-, Integrationsdiskurs) mit jenem Ansatz der sozialen Ausgrenzung widergibt.

Ersichtlich wird dabei, woher Elemente des Ausgrenzungsdiskurses stammen. Aus der neueren Armutsforschung kommen Relativität und Multidimensionalität von Armut, die These reziproker Abhängigkeit (Interdependenz) und die Anhäufung von Benachteiligung. Die Abkehr des Gedankens einer hierarchisch organisierten Ungleichheitsstruktur und die Hinwendung zu Polarisierung und Spaltungslinien stellen – auch wenn das Konzept der „Überflüssigen" hier durchschimmert - etwas Neues dar. Im Ansatz der „Überflüssigen" spielen strukturelle Ursachen von Ungleichheit aber eine geringere Rolle. Der Fokus liegt hier verstärkt auf der individuellen Ebene. Der Terminus der Marginalisierung stellt hingegen eine Ähnlichkeit zum Ausgrenzungskonzept dar. Randgruppen könnten zwar gesellschaftlich integriert werden, allerdings nur unzureichend (defizitär), da ihnen nicht jene Lebensweise der Mehrheitsgesellschaft zuteil wird. Der amerikanische „underclass-Ansatz" habe hingegen mit dem europäischen Ausgrenzungsdiskurs wenig gemein. Die dort beschriebene Stigmatisierung, die auf der Ideologie selbstverschuldeter Armut fußt, ist in der europaweiten Sichtweise integrierender Bemühungen nicht vorzufinden. Der Intergrationsdiskurs (Dahrendorf, Zapf, Sen) zeigt eine veränderte Sichtweise - in der Abkehr der Überbetonung von Versorgungsgleichheit und der Hinwendung zu sozialen Rechten und Integration sowie Chancengleichheit und

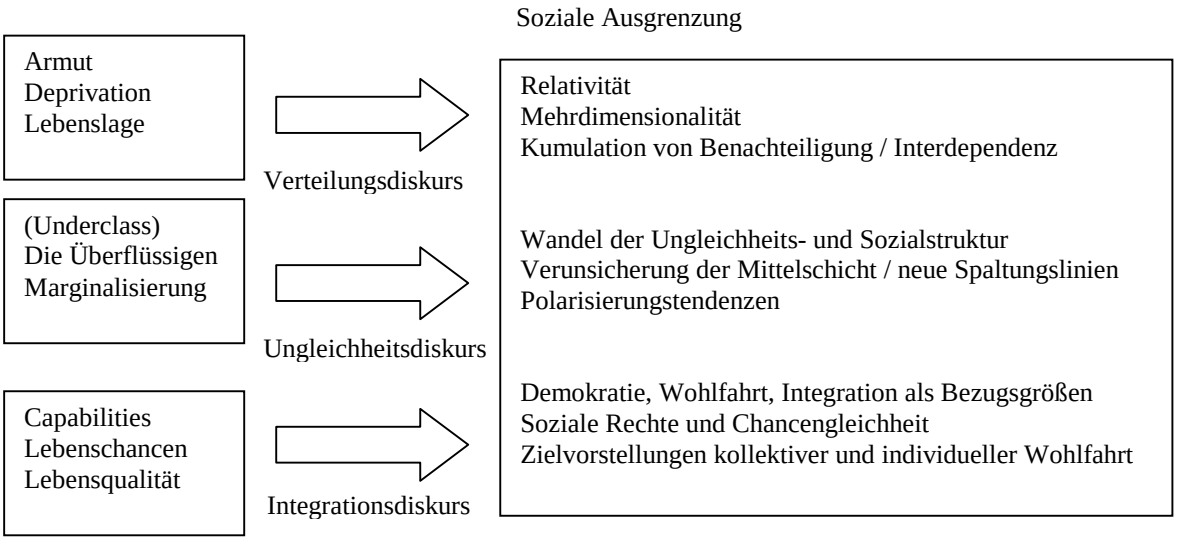

Abb. 4: Soziale Ausgrenzung und die Nähe zu anderen Konzepten (Böhnke 2006, 62)

Optionenvielfalt – auf. Aktuell stehen in der Ausgrenzungsdebatte nach einem Festhalten an Individualisierungs- und Pluralisierungstendenzen abermals Verteilungsfragen im Mittelpunkt des Interesses. Soziale Ausgrenzung werde dabei als schrittweise Verschlechterung und Verlust von Sicherheiten angesehen, die fehlenden arbeitsmarkt- und sozialpolitischen Rahmenbedingungen zugeschrieben werden. Ressourcenmangel stehe dabei mit defizitärer Integration und Fragen von Zugehörigkeit im Zusammenhang. (vgl. Böhnke 2006, 61f)

Böhnkes empirische Analyse (2006) versuchte, ein differenziertes Verständnis durch empirische Erkenntnisse über Formen, Verbreitung und Bestimmungsmerkmale sozialer Ausgrenzungsrisiken zu

erzeugen. Die Wissenschaftlerin zeigte auf, dass soziale Ausgrenzung an lang bestehende prekäre Lebenslagen anknüpft. Ihr methodisches Vorgehen belegt, dass es möglich ist, mehrere Ansätze, die mit dem Ausgrenzungsdiskurs in Bezug stehen, miteinander zu verbinden. Dabei spannt sie den Bogen vom Ressourcenmangel (Armut, Deprivation, Lebenslage) über soziale Ungleichheit (Underclass, Überflüssige, Marginalisierung) bis hin zu Integrationsansätzen (Verwirklichungschancen, Lebenschancen und Lebensqualität). Sie plädiert für die Etablierung eines länderübergreifenden Erkenntnisgewinns von Ausgrenzungsrisiken sowie für eine Ausweitung der Berichterstattung über Armut, die als mehrdimensional verstanden werden soll. Neben dem Einkommen sollten auch Indikatoren wie Lebensstandard, Wohnungsausstattung etc. Berücksichtigung finden. Sie kritisiert die EU-weite Aufzeichnung von Armut, da neben Einkommen lediglich Bildung und Gesundheit mitberücksichtigt wurden, nicht aber der vieldiskutierte Kern der Ausgrenzungsdebatte: der Zusammenhang von Ressourcenverteilung und Aspekten gesellschaftlicher Teilhabe. Konkret meint sie „Kumulative Versorgungsengpässe, Partizipationsdefizite, der dynamische Verlauf von Marginalisierungsprozessen sowie die subjektive Wahrnehmung von Teilhabechancen [...]“ (Böhnke 2006, 85). Weitere Kritik betraf den Einsatz von Indikatoren. Neben objektiven Indikatoren finden nämlich meist keine subjektiven in der Analyse und Dokumentation sozialer Ausgrenzung Platz. Beide Indikatoren besäßen aber gleichermaßen zusätzliche Erklärungskraft und hingen reziprok miteinander zusammen. Zentrale Bedeutung nehmen bei ihr im Hinblick auf Lebenschancen und Partizipationsmöglichkeiten Grundversorgung und Ressourcen ein, die sie mit den Bereichen Erwerbstätigkeit, Bildung, Einkommen, Lebensstandard, Wohnqualität abdeckte. Außerdem überprüfte sie das Bestehen sozialer Isolation, sozialer Netzwerke und gesundheitlicher Mängel. In den Institutionen Sozialstaat und politisches System sieht sie den Ursprung ungleichheits-strukturierender Faktoren. Die Berücksichtigung des allgemeinen Lebensstandards ist hingegen für die Analyse subjektiver Sichtweise auf eingeschränkte Teilhabechancen nicht unrelevant. Böhnke nimmt an, dass eingeschränkte Teilhabechancen auf objektiv betrachtete prekäre Lebenslagen zurückzuführen sind. Die Folge daraus sind Einbußen in der Lebensqualität.

Ihre zentralsten Erkenntnisse sind, dass Verschlechterungen und Verunsicherungen stärker auf der eigenen Wahrnehmungsebene vorhanden wären. Die objektiven Daten belegen hingegen „bessere“ Lebensumstände. Bei Böhnke wird die Ressourcenverteilung um den Aspekt der Integration erweitert, d.h., die soziale Frage wird nicht mehr ausschließlich auf ökonomische Prozesse beschränkt. Während sich Wansings Analyse auf die „Exklusionskarriere Behinderung“ (insbesondere auf Schwerbehinderte) bezieht, richtet Böhnke den Blick auf gesellschaftliche Teilhabechancen von Menschen in prekären Lebenslagen bzw. auf strukturell benachteiligte Bevölkerungsgruppen, die Abstiegsängste aufgrund vorangegangener Veränderungen am Arbeitsmarkt befürchten. Die Diskussion der Ergebnisse findet nicht im Kontext von Behinderung, sondern innerhalb der Armutsforschung statt, die soziale Ungleichheit nicht auf ökonomische Ressourcen reduziert betrachten will. Soziale Ausgrenzung sei daher schichtunabhängiges Lebensrisiko. Böhnkes

Ergebnisse zeigen, dass soziale Ausgrenzung als etwas begriffen werden soll, das mit beidem zu tun hat: mit der Abkopplung vom allgemeinen Wohlstandsniveau und verunsicherten Mittelschichten, die in prekärem Wohlstandsniveau leben. Schließlich konstatiert die Autorin, dass sich Ausgrenzungserfahrungen in Form anomischer Einstellungen[80] auf die politische Stabilität eines Landes auswirken.

Böhnke versuchte, gängige Zeitdiagnosen zum Wandel der Sozialstruktur empirisch zu überprüfen. Zentral war dabei die These, dass prekäre Lebenslagen die gesellschaftlichen Teilhabechancen vieler Menschen minderen würden. Die Wissenschaftlerin bezog sich in ihre Analyse nicht nur auf objektive Indikatoren (Armut, Arbeitslosigkeit, mehrfache materielle Benachteiligung), sondern auch auf subjektive (Selbsteinschätzung von Teilhabechancen sowie Marginalisierungserfahrungen). Ausgangspunkt sozialer Ausgrenzung ist – nach Ansicht Böhnkes – ein vorangegangener sozialstruktureller Wandel. Ursprüngliche Integrationsmechanismen scheinen nun nicht mehr Gültigkeit beanspruchen zu können. Versorgungsdefizite werden als misslungene Integration und mit einem Rückgang sozialer Teilhabechancen interpretiert. Böhnkes Analyse ist als erweiterte Sichtweise von Armut zu begreifen. Soziale Ausgrenzung beeinträchtige gesellschaftliche Teilhabechancen und Integration und sei als „relative und mehrdimensionale Benachteiligung in zentralen – materiellen und immateriellen – Lebensbereichen“ (Böhnke 2006, 209) zu verstehen. Der Unterschied zur alten sozialen Frage, die sich vorwiegend auf die gerechte materielle Verteilung konzentrierte, ist jener, dass sich die neue soziale Frage als etwas versteht, das für Chancengleichheit, soziale Teilhabe und soziale Rechte eintritt. Unter persönlichen Teilhabechancen reiht Böhnke individuelles Ausgrenzungsempfinden und die Zufriedenheit mit persönlichen Teilhabechancen ein. Unter individuellem Ausgrenzungsempfinden sind Marginalisierungserfahrungen im Sinne eingeschränkter Teilhabe an sozialem, wirtschaftlichem und kulturellem Gesellschaftsleben zu verstehen. Gängig wäre jene Sichtweise auf soziale Ausgrenzung, die als dauerhaft und prekär beschrieben wird, wie etwa Obdachlosigkeit (vgl. Böhnke 2006, 110f).
Ausgrenzungserfahrungen wurden von den Befragten Böhnkes nicht als dichotomisierte Optionen im Sinne von Inklusion oder Exklusion wahrgenommen, sondern als relative Benachteiligungen, d.h., dass Teilhabemöglichkeiten nicht als nicht gegeben, sondern als einschränkend erfahren wurden. Ausgrenzungserfahrungen hätten auf Nachfrage Böhnkes kaum mit privaten Ereignissen (Probleme innerhalb der Familie oder im Freundeskreis) zu tun, sondern viel mehr mit der Unzufriedenheit über die eigene finanzielle und berufliche Situation. Auch die prekäre Arbeitsmarktanbindung, die mit Problemen wie Arbeitslosigkeit und Schwierigkeiten im Berufsalltag in Verbindung stehen, ist hierbei von Relevanz. Als Marginalisierungsgrund wurde auch Freizeitmangel von einer sich sehr heterogen

[80] Anomische Einstellungen können z.B. in Form von Kritik am Gesellschaftssystem oder in einer resignierenden Lebenseinstellung als Folge von zu geringer Anerkennung auftauchen. Außerdem belegt Böhnke einen Zusammenhang anomischer Einstellungen mit materiellen Versorgungsdefiziten und Arbeitslosigkeit. (vgl. Böhnke 2006, 168)

zusammensetzenden Gruppe genannt, wobei Selbstständige und AlleinerzieherInnen häufig vertreten waren. Als „Teilhabemanko“ wurden v.a. von älteren Menschen Gesundheitsprobleme angegeben, wobei deren Auftreten mit geringen finanziellen Ressourcen in Zusammenhang stand. (vgl. ebd., 116-118)

Die Ergebnisse der empirischen Analyse Böhnkes belegen, dass

- sich soziales Ausgrenzungsempfinden vorwiegend auf vier Gründe zurückführen lässt, die nicht getrennt voneinander betrachtet werden dürften: die prekäre finanzielle Situation, fehlende Freundschaften, mangelnde Gesundheit und Arbeitslosigkeit. Als zweitrangig wurden Prestige und Kompetenzen angesehen. Basale Lebenschancen und Optionenvielfalt wurden von allen Befragten als zentral beurteilt, um sich sozial integriert zu fühlen.
- die individuellen Teilhabechancen vom Großteil der Interviewten als gegeben betrachtet wurden. Als vollkommen ausgeschlossen sah sich kaum jemand. Etwa jede vierte Person gab an, gesellschaftlich in eingeschränkter Art und Weise teilhaben zu können. Am kritischsten gilt die Situation, wenn mehrere Problemlagen zusammenspielen (z.B. Gesundheitsrisiko und prekäre finanzielle Situation). Böhnke leitete ab, dass die gesellschaftliche Mitte der deutschen Bevölkerung nicht von sozialer Ausgrenzung betroffen sei, da die (objektiven) Daten ein relativ hohes Wohlstandsniveau aufweisen. Allerdings zeigte sich auf individueller Ebene, dass auch in der Mittelschicht soziale Ausgrenzung in Form von Verlustängsten (Arbeitsplatzverlust) und Verunsicherungen wahrgenommen wurde. Böhnke ortet eine schicht- und einkommensabhängige Wahrnehmung. Auch zeigte sich, dass Verschlechterungen auf subjektiver Ebene empfunden werden, die die objektiven Daten weniger deutlich belegen. Böhnke plädierte aufgrund dieser Erkenntnisse dafür, Verunsicherungen der gesellschaftlichen Mitte von Marginalisierungserfahrungen, die in strukturell schwachen sozialen Lagen gemacht werden, zu trennen.
- objektiv bewertbare prekäre Lebenslagen auf individueller Ebene unterschiedlich interpretiert werden und nicht alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen betreffen. Ausgrenzungsrisiken wären v.a. dann hoch, wenn die berufliche Stellung nicht hoch, die Arbeitsmarktanbindung prekär und das Ausbildungsniveau gering sei. Auch die Dauerhaftigkeit der prekären Situation spiele eine Rolle (Langzeitarbeitslosigkeit, Langzeitarmut und Krankheit etc.).
- Marginalisierungserfahrungen in höheren sozialen Schichten kaum stattfinden, falls doch, dann in Form von Freizeitmangel und gesundheitlichen Problemen. Als verfestigte prekäre Lebenslagen – auch bei Vorliegen privater Probleme, die imstande sind, ein Gefühl des Defizits im Bezug auf gesellschaftliche Teilhabe zu erzeugen – könnten jene der oberen sozialen Schicht aber nicht angesehen werden.
- die Folgen sozialer Ausgrenzung Anerkennungs- und Identitätsverluste, geringe Wertschätzung und Resignation sind. Multiple materielle Benachteiligung ist in Deutschland eher selten anzutreffen.

- Ressourcen und Sozialkontakte gleichermaßen Teilhabechancen determinieren. Auch die Zugehörigkeit zu Vereinen und Organisationen stabilisiere gesellschaftliche Zugehörigkeit.
- es geschlechts- und altersspezifische Ausgrenzungsrisiken gibt. Während sich Ausgrenzungsrisiken bei Männern vermehrt auf den Arbeitsmarkt beziehen, zeige sich bei Frauen eine stärkere Abhängigkeit von sozialen und familiären Beziehungen und Kontakten, die als Unterstützung in prekären Versorgungssituationen dienen. Frauen wären v.a. dann von Ausgrenzung bedroht, wenn sie geschieden und Alleinerzieherinnen sind. Gesundheitliche Defizite nehmen im Alter zu und sind noch bedeutsamer als prekäre finanzielle Lagen. Treffen diese beiden Risiken mit dem Verlust von Sozialbeziehungen zusammen, so wirke dies verstärkt marginalisierend.
- mit der Zunahme des Ausgrenzungsempfindens die Stabilität demokratischen und sozialstaatlichen Verständnisses zu bröckeln beginne.
- Langzeitarbeitslose und Personen, die in prekären finanziellen Lagen sind, als Risikogruppen explizit gemacht werden konnten. Hochbetagte, kranke Frauen, die ihren Ehemann verloren haben, über wenige Sozialbeziehungen verfügen und geringe Pensionen beziehen, stellen die größte Risikogruppe dar.
- schichtspezifische Risikofaktoren bestehen, sich prekäre Lebenslagen aber nicht – wie eine bestehende These besagt – massiv ausbreite. Tendenzielle Ausgrenzungsrisiken wären auf Ausbildungsdefizite und zu geringer Qualifikation zurückzuführen.
- soziale Ausgrenzung dann empfunden werde, wenn lang anhaltende prekäre Situationen gegeben sind, die sich verfestigen.
- die Zufriedenheit mit der sozialstaatlichen Absicherung von der eigenen sozialen Lage abhänge.

2.3 Theorien über Diskriminierung

Da in der durchgeführten empirischen Erhebung auch Diskriminierungserfahrungen abgefragt werden, gebe ich an dieser Stelle beispielhaft zwei Theorien über Diskriminierung wieder. Die erste Theorie stammt aus den 1960er-Jahren. Der Soziologie Erving Goffman beschäftigte sich mit Diskriminierung, die Menschen mit Behinderung(en) von Seiten der „normalen“ Gesellschaft aufgrund von „Körper-, Geistes- und Charakterdefekte“ entgegengebracht wird. Die Lebensqualität sowie die gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten stigmatisierter Personen würden dadurch erheblich eingeschränkt. Der zweite, ausführlichere Beitrag stammt von Winker und Degele (2009). Die beiden Autorinnen stellen darin ein Analyseinstrument zur empirischen Erfassung reziproker Diskriminierungskategorien parat. Während ich bei erstgenannter Theorie vorwiegend auf Bewältigungsstrategien und ihre Bedeutung für Stigmatisierte eingehe, gibt der zweite Beitrag Forschenden ein Analysewerkzeug zum Aufdecken von sich gegenseitig bedingenden Diskriminierungsformen „in die Hand“.

2.3.1 Goffmans Stigma Theorie

Goffman befasste sich mit der Frage, was passiert, wenn Stigmatisierte und Nicht-Stigmatisierte in sozialen Situationen aufeinander treffen und welche Strategien Stigmatisierte im Hinblick auf ihre (beschädigte) Identität anwenden können.

Goffman definierte den Begriff „Stigma", der ursprünglich aus dem Griechischen stammt, als „ [...] die Situation des Individuums, das von vollständiger sozialer Akzeptierung ausgeschlossen ist" (Goffman 1994, 7). Der Terminus Stigma kann aber auch auf körperliche Erscheinungsweisen angewandt werden, wobei Goffman meinte, dass er vermehrt auf die Unehre hin gebraucht wird. In der Zeit der Griechen wies man mit dem Wort Stigma auf körperliche Zeichen hin, um etwas Schlechtes oder Ungewöhnliches über die Moral jener Personen auszusagen, die das Stigma tragen. Menschen, die als unrein und ehrlos galten (SklavInnen, VerbrecherInnen oder VerräterInnen) sollten mit diesen Zeichen, die in Körper geschnitten und gebrannt wurden, identifiziert und in weiterer Folge gemieden werden. In Zeiten, in denen das Christentum starken Einfluss auf die Gesellschaft hatte, spielten zusätzlich metaphorische Inhalte eine große Rolle und bedeuteten für die Betroffenen weitere Marginalisierungs- und Diskriminierungserfahrungen. (vgl. ebd., 9). Die Rede war „von körperliche[n] Zeichen göttlicher Gnade" und – im Sinne medizinischer Anspielung auf die religiöse Sichtweise - „körperliche[n] Zeichen physischer Unstimmigkeit" (Goffman 1994, 9). Ein Stigma sei dann gegeben, wenn eine Diskrepanz zwischen zwei Identitäten besteht: zwischen jener, die Goffman „virtuale soziale Identität" (ungeprüfte Zuschreibungen) nannte, und der anderen, die er als „aktuale soziale Identität" betitelte. Zweitgenannte Identität bestehe aus Attributen, die nachweisbar sind. Ein Stigma ist diesem Verständnis nach ein Attribut, ein Fehler, ein Handikap, eine Unzulänglichkeit: Etwas, das diskreditierend wirkt. (vgl. ebd., 10f) „Wenn diese Diskrepanz bekannt oder offensichtlich ist, beschädigt sie seine soziale Identität; sie hat den Effekt, dieses Individuum von der Gesellschaft und von sich selbst zu trennen, so daß es dasteht als eine diskreditierte Person angesichts einer sie nicht akzeptierenden Welt" (Goffman 1994, 30). Goffman unterscheidet folgend zwischen zwei Fällen: Während in erstem Menschen das Stigma teilen und Berufs- und Lamentiertricks an die stigmatisierte Person weitergeben, sind in zweitem Fall Menschen anzutreffen, die die Leidensgeschichten langweilen und das Stigma als Strafe wahrnehmen. (vgl. ebd., 31f)

2.3.1.1 Kategorisierungen und Unterscheidungsmerkmale von Stigmata

Als stigmatisiert galten Menschen, die bestimmte (unerwünschte) Eigenschaften aufwiesen. Goffman unterschied drei Typen: Stigmatisierungen aufgrund

1.) physischer Deformationen[81] (vgl. ebd., 12)

[81] Goffman schreibt von „Abscheulichkeiten des Körpers" (Goffman 1994, 12).

2.) individueller Charakterfehler: Goffman beschreibt diese Kategorie als sehr weitläufig. Neben kognitiven Beeinträchtigungen (Goffman betitelte sie als „Geistesverwirrung"), delinquentem Verhalten (Gefängnisaufenthalt), zählen auch Sucht, Homosexualität, Arbeitslosigkeit, radikales politisches Verhalten etc. dazu. (vgl. ebd.)
3.) phylogenetischer Kategorien: Hierzu zählen Rasse, Nation, Klasse, Religion etc. (vgl. ebd., 13)

Unterscheidungsmerkmale von Stigmatisierungen sind in folgenden Dualismen, die Goffman als „Zeichen, die soziale Informationen übermitteln" (Goffman 1994, 61) bezeichnete, gegeben:

1.) angeboren/nicht angeboren (z.B. Hautfarbe/Verstümmelung)
2.) einmal aufgetaucht/bleibender Teil der Person (z.B. Pocken/Brandmal)
3.) Zuverlässigkeit/Unzuverlässigkeit (z.B. rote Augen aufgrund von übermäßigem Alkoholkonsum/rote Augen aufgrund der eigenen Physiologie)
4.) sichtbar/nicht sichtbar (bzw. aufdringlich/nicht aufdringlich)

(vgl. ebd., 61-67).

Stigmatisierungen, die jedes Gesellschaftsmitglied betreffen können, betitelte Goffman als „Beziehung zwischen Eigenschaft und Stereotyp" (Goffman 1994, 12). Damit meinte er vermutlich Stigmatisierungen aufgrund soziodemographischer Merkmale (Alter, Geschlecht, etc.). Bestehen gewisse Normvorstellungen von Seiten der Gesellschaft, so würden manche Eigenschaften negativ beurteilt. Nicht nur demographischen Merkmalen könnten in manchen Situationen Stigmatisierungen folgen, sondern auch veränderte Lebensumstände (z.B. durch Migration, Unfall, Kündigung vom Arbeitsplatz, Krankheit, Sucht). Diesem Verständnis folgend ist grundsätzlich jedes Gesellschaftsmitglied der Gefahr ausgesetzt ist, stigmatisiert zu werden.
Goffman beobachtete, dass sich stigmatisierte Personen relativ schnell mit den neuen (stigmatisierenden) Situationen arrangierten, da ihnen die Strukturen des Umgangs von „Normalen" mit „Abnormalen" bekannt wären. Anfangs sei es aber ungewohnt zu letztgenannter Gruppe zu gehören. (vgl. ebd., 133f)

2.3.1.2 Wahrnehmung von Stigmata

Goffman differenzierte im Bezug auf Visibilität zwischen drei Sachverhalten. Beim ersten wisse das Gegenüber bereits bei der Kontaktaufnahme über das Stigma bescheid. Im zweiten Fall dränge sich das Stigma auf (z.B. RollstuhlfahrerIn), könne aber von Seiten der Nichtstigmatisierten vollkommen unterschiedlich interpretiert werden. Im dritten Sachverhalt strahle das Stigma etwas aus. Goffman sprach von „Herden". Es komme auf den speziellen Fall und auf die jeweilige nicht-stigmatisierte Person an, ob jemand diskreditiert werde oder nicht. (vgl. ebd., 65-67)

Goffman ging u.a. davon aus, dass Stigmata nicht immer gleich stark bzw. schwach wahrgenommen werden. Zur Illustration gab er ein Beispiel an. Zwei Männer, einer davon hat eine Körperbehinderung und sitzt im Rollstuhl, der andere eine sprachliche Behinderung, nehmen an einer Konferenz teil. In der Konferenz fällt die Person im Rollstuhl sitzend nicht auf, da alle Personen sitzen und vorwiegend den Vorträgen ihre Aufmerksamkeit schenken. Die Person mit dem Sprachfehler würde im Falle des Haltens eines Vortrages oder beim Abgeben einer Stellungnahme auffallen. Im Alltag würde (z.B. bei seinem Fortbewegen im öffentlichen Raum) niemand etwas von seiner Behinderung bemerken, während der Mann mit Körperbehinderung stark als stigmatisiert wahrgenommen werden würde. (vgl. ebd., 65)

2.3.1.3 Identitätsfragen Stigmatisierter und ihre Bewältigungsstrategien

Personen, die zum ersten Mal Stigmatisierung(en) erfahren, würden entweder damit beginnen, bereits bekannte Strategien anzuwenden oder eigene Strategien zu entwickeln, um mit stigmatisierenden Situationen, die in Zukunft auftreten könnten, besser umgehen zu können. Genau genommen fänden Anpassungen an soziale Situationen der Welt der „Normalen“ statt, die Goffman als „[...] diejenigen, die von den jeweils in Frage stehenden Erwartungen nicht negativ abweichen [...]“ (Goffman 1994, 13) bezeichnete. Menschen, die von Geburt an Stigmatisierungen ausgesetzt sind, würden entweder sehr bald Bewältigungsstrategien entwickeln, die sie im Laufe des Lebens ggf. modifizieren, oder entwickeln sie spätestens dann, wenn sie aus dem schützenden Umfeld des Familien-, Freundes- oder Nachbarschaftskreises treten (z.B. bei Eintritt in Schule oder Berufswelt) und erste Stigmatisierungserfahrungen erlebten. (vgl. ebd., 46)

Der Lernprozess der stigmatisierten Person wurde von Goffman als zweistufig beschrieben. Während im ersten die Differenzierung von „normal“ und „abnormal“ erlernt werde, komme es im zweiten dazu, damit umgehen zu lernen, von anderen Menschen als defizitäre Person wahrgenommen zu werden. Darauf folge die Phase, sich Bewältigungsstrategien anzueignen. (vgl. ebd. 103)

Im Bezug zur Identität unterschied Goffman zwischen sozialer und persönlicher Identität. Während die soziale Identität die Sicht auf die eigene Stigmatisierung von außen ermögliche, fungiere persönliche Identität als Informationskontrolle im Stigma-Management. (vgl. ebd., 132f)

Da sich die stigmatisierte Person an gesellschaftlich konstruierten Identitätsstandards orientiere, der sie nicht entsprechen könne, entwickle sich in ihr ein ambivalentes Identitätsverhältnis. Dies äußere sich darin, dass sich stigmatisierte Personen die eigene „In-Group“ weder zueigen machen (diese orientiert sich nämlich an vorgegebenen „normalen Identitätsstandards“), noch von ihr abwenden können, da ihr Zugehörigkeit zur „In-Group“ zugeschrieben werde. Aus dieser Diskrepanz heraus würden sich Verhaltensstandards (Kodizes) ergeben, wie sich stigmatisierte Personen zu verhalten hätten. Bewältigungsstrategien orientieren sich strategisch an den Polen „Normifizierung“ und „Theatralisierung“. Eine zu starke Annäherung an beide Ausrichtungen sei aber für Stigmatisierte

insofern nicht ratsam, da sie ansonsten von beiden Gruppen, ihrer In-Group (z.B. Menschen mit körperlicher Behinderung) und der Out-Group (z.B. Menschen ohne Körperbehinderung), sanktioniert würden. Normifizierung bedeutet gewissermaßen, dass stigmatisierte Personen in ihrem Verhalten so tun, als könnten sie genauso handeln wie „Normale“: ein Verhalten, das von Stigmatisierten und „Normalen“ gleichermaßen als Verleugnung des eigenen Ichs verstanden werde und in weiterer Folge als Abwendung und Abwertung der zugehörigen In-Group aufgefasst werde. Theatralisierung bedeutet hingegen die überzogene Darstellung bzw. Inszenierung der eigenen Stigmatisierung. Dies könnte dazu führen, dass „Normale“ sich einerseits von der unübersehbaren Darstellung gestört fühlen und andererseits ihren Umgang mit Stigmatisierten in Frage stellen. Bei anderen stigmatisierten Personen könnte das Gefühl aufkommen, dass durch die inszenatorische Darstellung die gesamte In-Group lächerlich gemacht werde. Eine Ablösung stigmatisierter Individuen von ihrer In-Group sei außerdem ohnehin nicht möglich, da ihnen von beiden Seiten – durch die In-Group und durch die Out-Group – Zugehörigkeit zugeschrieben werde. Dadurch würden Handlungsoptionen Stigmatisierter in gewisser Weise prädeterminiert bzw. eingeschränkt oder erzwungen, da eine Loslösung von der In-Group negiert werde. Die Out-Group beeinflusse Stigmatisierte in der Entwicklung von Bewältigungs-strategien stark in indirekter Weise, da Stigmatisierte versuchen, im Alltag möglichst wenig Aufsehen zu erregen oder zu „stören“. Das verfolgte (illusorische) Ziel bestehe in einem Miteinander ohne Konflikten, wobei das tolerante Selbstbild der „Normalen“ nur so lange aufrecht erhalten bleibe, solange die Stigmatisierten dieses Bild nicht herausfordern und den „Normalen“ vorgegebene Toleranz und Akzeptanz nicht wirklich abverlangen. (vgl. ebd., 136-153; 173f)

Goffman erwähnte, dass stigmatisierte Personen entweder versuchen ihre „Defekte“ zu akzeptieren, direkt (z.B. schwarze Person nimmt Bleichungsmittel) (vgl. ebd., 18) oder indirekt zu korrigieren (z.B. erlernt ein Mensch mit Körperbehinderung zu schwimmen) (vgl. ebd., 19), ihre Realität anders wahrzunehmen – die „Grenzen der Normalen neu zu sehen“ (Goffman 1994, 21), sich von der Gesellschaft zurückzuziehen (vgl. ebd., 27) oder versuchen, anderen (nichtbehinderten) Menschen aus dem Weg zu gehen (vgl. ebd., 22). Natürlich dürften in sozialen Situationen auch Mischformen „zwischen Sichverkriechen und Bravado“ (Goffman 1994, 28) vorkommen. Da Goffman aber von sozialen Situationen schrieb, in denen Menschen mit Behinderung nicht alleine oder unter sich bleiben, sondern mit Nichtbehinderten in Kontakt kommen, kamen in seinen Ausführungen komplexere Bewältigungsstrategien zum Vorschein. Die erste von ihm beschriebene Möglichkeit der Bewältigung beschädigter Identität bestehe für Stigmatisierte im Aufbrechen ihrer virtualen Identität, die durch verallgemeinerte Vorannahmen und Vorurteile, die einer spezifischen Gruppe - und in konkreten sozialen Situationen Individuen - entgegengebracht werden. Von der virtualen Identität ist – wie bereits beschrieben - die aktuale soziale Identität zu unterscheiden, die jene Eigenschaften umfasse, die einer Person in einer persönlichen Interaktion zugeschrieben werden. Im sozialen Kontakt (persönlichem Gespräch) mit „Normalen“ werde versucht, gesellschaftlich zugeschriebene

Vorstellungen aufzubrechen: auch um stärker als eigenständige Person wahrgenommen zu werden und nicht als bloße Zuschreibung zu einer bestimmen stigmatisierten Gruppe. (vgl. ebd., 10; 30f).
Eine weitere Strategie sei das Negieren ihrer Andersartigkeit von Seiten Stigmatisierter, wodurch den „Normalen" die Negation des bestehenden „Defizits" erleichtert und einer Auseinandersetzung von vornherein aus dem Weg gegangen wird. (vgl. ebd., 136f).
In den beiden vorhin erwähnten Bewältigungsstrategien kommen Stigmatisierte „normalen" Gesellschaftsmitgliedern eher entgegen. Andere – als selten beschriebene Formen der Bewältigung beschädigter Identität - bestehen beispielsweise darin, sich abzugrenzen, wie etwa der von Goffman beschriebene „kalte Blick" (Goffman 1994, 168). Stigmatisierte wollen in diesen Fällen scheinbar nicht auf ihr Defizit angesprochen werden. Viel Platz nehmen bei Goffman die Strategien „Täuschen" und „Kuvrieren" ein.
Täuschen ist v.a. für spezifische Gruppen (z.B. Prostituierte/r, DiebInnen, Homosexuelle, BettlerInnen, Rauschgiftsüchtige) relevant, da sie ihren „Fehler" einerseits verbergen (z.B. vor der Exekutive), andererseits enthüllen müssen (z.B. KundInnen, ArtgenossInnen, Kontaktpersonen etc.). (vgl. ebd., 94f) Täuschen bewirke, dass Situationen entstehen, in denen das abweichende Kriterium nicht auffällt und Stigmatisierte für „normal" gehalten werden (z.B. ein Blinder in einem Taxi oder ein Dunkelhäutiger am Telefon). Goffman ging davon aus, dass Personen täuschen werden, sobald es ihnen möglich ist, da die Belohnung derart groß sei: das Gefühl zu haben, als normal angesehen zu werden. (vgl. ebd., 95f) Täuschen beinhalte tendenziell die Gefahr, die erzeugte virtuale Identität, die Normalität vorspielt, nicht aufrechterhalten zu können und daraufhin diskreditiert zu werden. Dies könne durch Bekanntgabe von zuvor geheim gehaltenen Informationen durch Bekannte passieren, die z.B. unsichtbare Sachverhalte kennen. Persönliche Identifizierung schlägt hier auf soziale Identität zurück und kann zu Erpressung führen. (vgl. ebd., 96) Je mehr Personen über die tatsächliche Identität bescheid wissen, desto risikoreicher lebt der/die Täuschende. (vgl. ebd., 99) Täuschen geht für Stigmatisierte mit viel Angst einher, da ihre (vorgetäuschte) virtuale Identität beinahe augenblicklich aufgedeckt werden könnte. Negative Erfahrungen würden bei der Strategie des Täuschens dann gemacht werden, wenn offensive Bemerkungen gegen die In-Group der Stigmatisierten getätigt werden und denen aufgrund der Geheimhaltung der eigenen Identität nicht entgegnet werden könne. In diesen Situationen würden Gefühle von Illoyalität und Selbstverachtung auftreten. (vgl. ebd., 103-105)
Goffman schrieb auch von der Perspektive eines doppelten Lebens. Damit meinte er die Diskrepanz zwischen zwei Sichtweisen, die sich dadurch ergeben kann, dass beispielsweise zwei Personen, die einen stigmatisierten Menschen in dessen biographischen Verlauf in unterschiedlichen Zeiträumen kennen lernten, in der Annahme leben, die Person vollends zu kennen. Goffman meinte allerdings, dass es zwar biographische Diskontinuitäten gäbe, allerdings keine diskreditierenden. (vgl. ebd., 100)
Andere Möglichkeiten, Informationen zu verbergen, bestünden darin, Stigmasymbole[82] zu tragen,

[82] Darunter sind bleibende und nicht bleibende Symbole zu verstehen, die soziale Information mitteilen, grundsätzlich gegen den Willen der stigmatisierten Person verwendet werden und diskreditierend wirken. (vgl. ebd., 61) Stigmasymbole wären dann gegeben, wenn eine Identitätsdiskrepanz besteht, die das Prestige der/des

Zeichen von Defiziten als anderes Attribut darzustellen (z.B. ein Schwerhöriger, der vorgibt ein „Träumer“ zu sein), Hilfen, die die Visibilität von Defiziten offensichtlich machen, abzulehnen (z.B. Hörgerät) oder „disidentifiers“ (Goffman 1994, 60) wie etwa eine Hornbrille, um Bildung vorzutäuschen, einzusetzen. (vgl. ebd., 117-120)

2.3.1.4 Stigma-Management

Das Ziel von Diskreditierten sei, größtmögliche Akzeptanz der „normalen Gesellschaft“ zu erfahren. Um dies zu erreichen, würden sie ein „Stigma-Management“ (Goffman 1994, 68), d.h. Spezialtechniken entwickeln, um zu einer persönlicheren Ebene der „Normalen“ vorzudringen.[83] Aber auch vertraute Personen, wie z.B. die Eltern, können das Stigma-Management dahingehend übernehmen, indem sie ihrem Kind Schutz vor Diskreditierungen bieten. Schwierigkeiten ergeben sich im Hinblick auf die Entscheidung, ob, an wen und wie viel Informationen von Seiten der Eltern weitergegeben werden sollen. Werden keine Informationen weitergegeben, könne es passieren, dass das Kind entweder in destruktiver Art und Weise über das eigene „Defizit“ informiert wird oder beim Wissen über das „Defizit“ diskreditierend behandelt wird. Geben die Eltern zu viele Informationen preis, könnte es sein, dass das Kind nicht weiß, mit den Konsequenzen umzugehen. (vgl. ebd., 115f)
Zum Stigma-Management gehöre auch, den Wiedereinstieg in die Gesellschaft – z.B. im Fall eines Aufenthalts in einer Nervenheilanstalt – sorgfältig zu planen. Die Institution Nervenheilanstalt behalte nämlich für gewisse Zeit noch diskreditierende Macht, v.a. vor dem (Wieder-) Einstieg ins Berufsleben bzw. wenn es um die Arbeitsplatzvermittlung geht. (vgl. ebd., 119f) Eine andere Strategie des Stigma-Managements, die häufig Anwendung finde, besteht in der Vermeidung von Nähe und Intimität durch die Verlagerung des Wohnortes aus Gründen der Anonymität. (vgl. ebd., 125f)
Neben allen genannten Möglichkeiten, die entweder darauf abzielten, das Stigma zu verbergen oder auf „normale Menschen“ zuzugehen, um die virtuale Identität aufzubrechen, bestehen zwei weitere: die freiwillige Enthüllung des Stigmas durch Stigmasymbole (z.B. Blindenstock, Davidstern als Halsband etc.) oder das Ansprechen bestehender „Fehler“. (vgl. ebd., 126f) Wird das Stigma nicht verheimlicht, bedeute das, dass es nicht aufgezwungen wird, sondern versucht wird, Spannung aus der Situation herauszunehmen. Goffman schreibt in diesem Zusammenhang vom „Kuvrieren“ und nennt als Beispiel einen Blinden, der während des Gesprächs nicht „in die Luft starrt“, sondern dem/der GesprächspartnerIn in die Augen blickt. (vgl. ebd., 128-130) Goffman meinte, dass das Ziel stigmatisierter Personen sein solle, einen Zustand in Würde zu erreichen. Dies geschehe am ehesten dann, wenn die Phase des Täuschens überwunden sei. (vgl. ebd., 126)

TrägerIn mindere oder das Gesamtbild ständig negativ bewertet werde. Das Gegenteil von Stigmasymbolen wären Prestigesymbole. Letztgenannte stellen Zeichen von Ehre oder Prestige dar bzw. begründen etwas Wünschenswertes, das ohne sie nicht erreichbar wäre. (vgl. ebd., 58f)

[83] Kritisierbar ist, dass diese Strategie nach Anpassung klingt und dem sozialen sowie kulturwissenschaftlichen Verständnis von Behinderung (beide wurden allerdings erst viel später entwickelt) zuwiderläuft.

2.3.1.5 Funktionen von Stigmata im sozialen Interaktionsprozess

Aus Sicht der Stigmatisierten bestehe die Option, Versagen auf persönliche Makel zurückzuführen. Des Weiteren ermögliche ein adäquates Verhalten zur zugeschriebenen Rolle (konkret sind dabei die Gefahren, die beim Täuschen mitgebracht werden) sogar mehr Freiheit als eine Rollenablehnung oder -kreierung, die ein ständig neues Ausverhandeln der eigenen Rolle mit sich brächte. „Was für Normale unbedachte Routineangelegenheiten sind, kann für den Diskreditierbaren zu Management-Problemen führen“ (Goffman 1994, 112).

Den Normalen dienen die weiter oben beschriebenen Strategien gewissermaßen als Schutz. Sie verhindern, dass sie ihr Selbstbild, das ihrer eigenen Ansicht nach jenem eines toleranten Menschen entspricht, hinterfragen zu müssen. Der Anschein von Akzeptanz und Toleranz könnte nämlich nur dann gewahrt bleiben, wenn niemand nach ihnen fragt oder sie auf die Probe stellt. (vgl. ebd., 149) Abgrenzungsstrategien von Seiten Stigmatisierter helfen den „Normalen“ vor zu intensiver Beschäftigung mit dem „Defizit“ Stigmatisierter und dem Gedanken, dass jede Person in stigmatisierende Situationen geraten kann.

Beiden Gruppen ist gemein, dass in der Gesellschaft verbindliche Werte und Normen bestehen, die anerkannt sind und bestätigt werden. Durch Stigmatisierung werde unerwünschtes Sozialverhalten formell oder informell kontrolliert. Formell geschehe dies durch Funktionäre oder Gruppen. Begeht eine Person in der Vergangenheit einen „Fehler“, so schadet das ihrem Ansehen und sie steht unter sozialer Kontrolle von Seiten der Bevölkerung. Dem Fehlverhalten folgen Sanktionen. (vgl. ebd., 90) Informelle soziale Kontrolle werde über Massenmedien ausgeübt, wenn Privatpersonen zu jenen der Öffentlichkeit gemacht werden (vgl. ebd., 90-93).

2.3.2 Intersektionalität: Werkzeug zur Analyse sozialer Ungleichheiten

Zu Beginn wird in prägnanter Form die Bedeutung von Intersektionalität und die damit verbundenen Intentionen und Ziele Winkers und Degeles explizit gemacht. Ein historischer Blick auf den Ursprung des Begriffs, seine erstmalige Verwendung und die wissenschaftliche Diskussion der dem Begriff innewohnenden Bedeutungsebenen finden im ersten Unterpunkt (2.3.2.1) Beachtung. In den nachfolgenden Ausführungen wird auf die Auswahlschwierigkeiten von Kategorien (2.3.2.2), die betrachteten Analyseebenen (2.3.2.3) sowie auf alle mit der Methode verbundenen theoretischen und empirischen Implikationen (2.3.2.4 – 2.3.2.9) näher eingegangen.

2.3.2.1 Ursprung, Verortung und Bedeutung von Intersektionalität

In der Einleitung Winkers und Degeles (2009) zum Thema Intersektionalität weisen die beiden Autorinnen darauf hin, dass in Gender- und Queerstudies Ungleichheit und Unterdrückung nicht

(mehr) auf die Geschlechtskategorie reduziert werden könne und eindimensionale Modelle (z.B. das Patriarchat) zur Deskription und Erklärung von Ungleichheit am Verschwinden wären. In Ungleichheits-, Geschlechter- und Migrationsforschung würden vorwiegend die Kategorien Geschlecht, Klasse und „race" als zentrale Unterdrückungskategorien gelten. Seit Beginn der 1990er-Jahre stehen allerdings die zueinander ausgerichteten, reziproken Wirkverhältnisse dieser Kategorien im Zentrum des Interesses, was der Grundintention von Intersektionalität gleichkomme (vgl. Winker und Degele 2009, 10): „Statt die Wirkungen von zwei, drei oder mehr Unterdrückungen lediglich zu addieren (was schon schwer genug ist), betonen die ProtagonistInnen des Konzepts, dass die Kategorien in verwobener Weise auftreten und sich wechselseitig verstärken, abschwächen oder auch verändern können" (Winker und Degele 2009, 10). In das Gesamtkonzept könnten aber auch andere Kategorien wie Sexualität, Alter, (Dis-) Ability, Religion oder Nationalität integriert werden. Das Ziel der Intersektionalitätsforschung bestehe darin, (Diskriminierungs-) Phänomene empirisch und theoretisch zu analysieren und die Bedeutung von (Differenz-) Kategorien zu untersuchen (vgl. ebd., 11).

Winker und Degele wollen mit ihrem Beitrag ein methodologisch begründetes Werkzeug zwecks empirischer Erforschbarkeit von Intersektionalität anbieten, um ineinander verschränkte Ungleichheitsdimensionen theoretisch differenziert und mittels empirischer Analyse begreifbar zu machen (vgl. ebd., 15). Die beiden Autorinnen verstehen Intersektionalität als „kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheits-generierender sozialer Strukturen (d.h. von Herrschaftsverhältnissen), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen" (Winker und Degele 2009, 15).

Die Intersektionalitätsdiskussion fand mit dem Kundtun von Unterdrückungserfahrungen schwarzer Frauen in den USA ihren Anfang. Konkret ging es darum, dass sich schwarze Frauen nicht in der Mittelschichtsgesellschaft weißer Frauen wiederfanden. Diese Problemlage zeige eine vorherrschende Schwierigkeit der Intersektionalitätsdebatte auf: Es sei nämlich schwierig, festzustellen, wer aus welchen Gründen als unterdrückt angesehen werden kann.

Worauf beruhen die Unterdrückungserfahrungen? Ist es die Geschlechtszugehörigkeit (Frau), die Hautfarbe (schwarz) oder die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse (Unterschicht)? Oder sind mehrere Unterdrückungsformen wirksam, die auf bestehende Herrschaftsverhältnisse zurückführbar sind?

In den 1970er-Jahren wurde daher eine erweiterte, mehrdimensionale Analyse gefordert, die als Erkenntnis zur Folge hatte, dass Frauen nicht nur aufgrund ihres Geschlechts unterdrückt würden, sondern auch aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit. In der englischsprachigen Diskussion kam erstmals der Terminus „intersectionality" auf, der auf die amerikanische Juristin Kimberlé Crenshaw (1989) zurückgeht, die eine Straßenkreuzung als Metapher für die Verbundenheiten sozialer Ungleichheitsdimensionen verwendete. (vgl. ebd., 12)

In der Wissenschaftsdebatte über Intersektionalität stellte sich im Blick auf den verwendeten Begriff die Frage, ob er auch das assoziiert, was (in der Debatte) gemeint ist. Befürchtet wurde, dass die versinnbildlichte Kreuzung spezifische Gruppenzusammensetzungen überbetonen, gesellschaftliche Verhältnisse in den Hintergrund geraten (vgl. Soiland 2008) und Ungleichheitsdimensionen als (weitgehend) voneinander getrennt betrachtet würden. Es gab daher Beiträge, die nahe legten, den Begriff Interdependenz, der eine wechselseitige Abhängigkeit von Ungleichheiten kennzeichne, zu verwenden (vgl. Dietze/Hornscheidt/Palm/Walgenbach 2007). Ein theoretischer Versuch bestand darin, Gender als interdependente Kategorie zu denken, d.h., nicht „Beziehungen von Ungleichheiten oder Marginalisierungen in den Vordergrund zu stellen. Der Begriff Gender als interdependente Kategorie [...] solle nicht wechselseitige Interaktionen zwischen Kategorien, sondern soziale Kategorien selbst als interdependent fassen“ (Winker und Degele 2009, 13). Da Winker und Degele dabei allerdings lediglich eine Verschiebung von Wechselwirkungen und Interdependenzen in eine Kategorie sehen, und nicht als Interaktionen zwischen Kategorien, wodurch nicht das benannt werden könne, was das Interdependente ausmache, blieben sie bei der Verwendung des Begriffs Intersektionalität. (vgl. ebd., 13) Der Erfolg des Begriffs wurde auch auf seine Ungenauigkeit zurückgeführt (vgl. Davis 2008), was für viele theoretische Richtungen Anschlussmöglichkeiten und Weiterentwicklungen bot. Zwischen den USA, die stark politisch motiviert (Forderung nach empowerment) an die Theoretisierung von Intersektionalität heranging, ging es in Europa vorwiegend um die „Dekonstruktion von Geschlecht und anderen binären Oppositionen [...] – in den USA komme das eher als esoterisch und unkritisch an“ (Winker und Degele 2009, 14). Eine andere Unterscheidung betrifft die Verwendung von Kategorien. Während in Europa heftig über die Auswahl von Kategorien diskutiert wird, kämen in den USA – gestützt auf politischer Argumentation – „race“, „class“ und „gender“ unhinterfragt zum Einsatz. (vgl. ebd., 14)

Intersektionalität bietet fächerübergreifend – interdisziplinär und auf theoretischem „Boden“ – Möglichkeiten für Weiterentwicklungen und findet daher Einklang in Pädagogik, Soziologie, Politikwissenschaften, Geschichte, Rechtswissenschaften, Philosophie, Wirtschaftswissenschaften und Literaturwissenschaften. Die verwendeten Methoden sind vielfältig und belaufen sich daher nicht nur auf (De-) Konstruktivismus und Strukturalismen. (vgl. ebd.)

2.3.2.2 Über die Auswahlschwierigkeit der zu verbindenden Kategorien

In den 1990er-Jahren traten soziale Ungleichheiten weitgehend in den Hintergrund des wissenschaftlichen Interesses. Diversität und Vielfalt wurden mit der Verwendung weniger Kategorien (Geschlecht, Klasse, „Rasse“) in der Sozialstrukturanalyse thematisiert und analysiert. Die bloße Reduktion auf diese drei Kategorien lag in der Durchführbarkeit begründet, womit allerdings eine theoretisch fundierte Begründung ausblieb. In der Diskussion darüber, wie viele Ungleichheitskategorien in die Analyse miteinfließen sollten, stellte sich heraus, dass

Untersuchungsgegenstand und -ebene ausschlaggebend für die jeweilige Entscheidung waren. (vgl. ebd., 15f)

„Als Status quo ist damit bislang dreierlei festzuhalten: erstens gibt es verschiedene Ungleichheitskategorien, zweitens sind sie kontextspezifisch verschieden wirksam und drittens schlägt sich in diesen Beobachtungen ein Denken nieder, das über reduktionistische Ungleichheits-beschreibungen hinauszukommen versucht“ (Winker und Degele 2009, 18).

2.3.2.3 Die Ebenen (Mikro-Meso-Makro) und symbolische Repräsentationen

Die Art und Weise, wie Überschneidungen von Kategorien zusammengedacht wurden, verlief ebenso willkürlich, wie die Auswahl von Kategorien. Winker und Degele versuchen daher eine Begründung und Systematik dafür zu finden, Untersuchungsebenen voneinander zu unterscheiden und miteinander in Verbindung zu setzen. Um dies zu erreichen, sei es wichtig, den eigenen Ansatz in seiner Bedeutung und Reichweite in Bezug zu anderen zu setzen, um anschließend darüber zu reflektieren: ein Schritt, den kaum jemand aufgrund „disziplinärer Gebundenheiten, Kompetenzen und Identifikationen“ (Winker und Degele 2009, 18) durchführe. Winker und Degele treten für einen Mehrebenenansatz ein. Dabei sollen Makro- und Mesoebene (Sozialstrukturen, Organisationen und Institutionen), Mikroebene (Identitätsbildungsvorgänge) und Repräsentationsebene (kulturelle Symbole) Berücksichtigung finden. (vgl. ebd., 18)

Auf **Makro- und Mesoebene** von Sozialstrukturen fungiert Geschlecht als Strukturkategorie, d.h. als (alleiniger) Grund sozialer Ungleichheit. Geschlecht durchziehe gewissermaßen alle anderen gesellschaftlichen Teilbereiche (Erwerbssystem, Staat, politische Kultur und Öffentlichkeit, Ehe, Familie etc.) und sozialen Verhältnisse (z.B. Staatsbürgerstatus, Erwerbsposition, private Beziehungen zwischen den Geschlechtern). (vgl. Gottschall 2000, 13 zit. n. Winker und Degele 2009, 19)

Auf der **Mikroebene**, bei der es um sozial konstruierte Identitäten gehe, stehen Klassifizierungsprozesse und Interaktionen im Vordergrund. Geschlecht sei neben anderen Kategorien (z.B. Rasse, Religion etc.) als Kategorie zu verstehen, die für Menschen eine identitätsstiftende Funktion übernehme. Auch wenn sie naturgegeben erscheint, ist sie sozial konstruiert (doing gender). Es interessiert weniger, das „Was“ (es gibt zwei Geschlechter) oder das „Warum“ (Wie kam es dazu?), sondern das „Wie“ (Wie wird Zweigeschlechtlichkeit hergestellt?). (vgl. ebd., 19f)

Die zentrale Frage auf Ebene der **symbolischen Repräsentationen** ist, wie Phänomene und Prozesse mit Normen und Ideologien in Verbindung stehen. Am Beispiel „Geschlecht“ lässt sich erörtern, dass es gesellschaftlich erzeugte symbolische Ordnungen, Normen und Wahrnehmungen (Zweigeschlechtlichkeit) gibt. Gesellschaftliche Vorgaben werden (ab einem gewissen Zeitpunkt) geglaubt, das Verhalten an die Vorgabe angepasst und wiederholt, was letztlich vorgegaukelte Natürlichkeit reproduziere. (vgl. ebd., 20f) Kurz – in den Worten Winkers und Degeles ausgedrückt: „Geschlechter sind Ergebnisse symbolischer Repräsentationen“ (Winker und Degele 2009, 21).

Versuche, Theorien und empirische Designs zu konstruieren, die diese Ebenen miteinander verbindet, gab es kaum bzw. meist in isoliert betrachteter Form einer Ebene (z.B. Knapp 2005) oder bestenfalls in der Verknüpfung von zwei Ebenen (z.B. Giddens 1995). Allerdings entspricht zweitgenannter Fall nicht einer intersektionalen (reziproken) Analyse von Ungleichheitskategorien. (vgl. ebd., 22f)

2.3.2.4 Mehrebenenansatz: Struktur, Repräsentationen, Identitäten

Winker und Degele erheben mit ihrem Analyseinstrument, dem Mehrebenenansatz, den Anspruch, Wechselwirkungen und Differenzierungskategorien zwischen allen Ebenen sowie auf einer Ebene feststellen zu können. Die Einschränkung ihres Ansatzes bestehe in der Konzentration ihrer Analyse auf kapitalistisch strukturierte Gesellschaften, die der Akkumulationslogik bzw. der ökonomischen Gewinnmaximierung folgen. Die Wissenschaftlerinnen benennen drei Ebenen ihrer intersektionalen Analyse, die folgend beschrieben werden: (vgl. ebd., 25-28)

1.) **Strukturebene:** Hier geht es um die möglichst günstige Reproduktion der flexiblen, adäquat qualifizierten und schnell abrufbaren Arbeitskraft zu geringem Lohn. Diese Logik sei Voraussetzung für den Bestand kapitalistisch strukturierter Gesellschaften sowie für die Arbeitskräfte selbst. Sie funktioniere aufgrund des flexiblen Arbeitsmarktzugangs, ungleicher Verteilung von Löhnen und kostensparender Reproduktionsarbeit. Der Zugang zum Arbeitsmarkt, Ungleichheiten der Verteilung von Löhnen und Gehältern sowie die Entscheidung über die (Wieder-) Einstellung in den Beruf würden nicht nur aufgrund der Kategorie Geschlecht, sondern auch über Klasse, Körper und „Rasse“ geregelt. Winker und Degele nennen diese vier Kategorien „Strukturkategorien“.
2.) **Ebene der symbolischen Repräsentationen:** Damit sind Reproduktionen der sozio-ökonomischen Verhältnisse gemeint. ArbeitnehmerInnen würden ihre Eigentums- und Verfügungsrechte der Produkte, die sie selbst bearbeiten, verlieren. „Somit erhalten Normen, Ideologien und Repräsentationen den Status hegemonial abgesicherter Begründungen, und diese wiederum beruhen auf naturalisierenden und/oder hierarchisierenden Bewertungen auf der Grundlage vielfältiger Differenzkategorien“ (Winker und Degele 2009, 26). Aufgabe sei nun, Repräsentationen und Rechtfertigungsstrategien ausfindig zu machen, um sie auf der Mikroebene Identitäten zuzuordnen und auf der Makroebene an Strukturen festzumachen. Letztlich soll offengelegt werden, wie Repräsentationen und Rechtfertigungsstrategien beider Ebenen zueinander in Abhängigkeit stehen.
3.) **Identitätsebene**: Die kapitalistische Akkumulation bleibe durch die Reproduktion von Arbeitskräften in gang. Sie sei für den Lebenserhalt der Arbeitskräfte notwendig. Unsicherheiten würden sich für soziale AkteurInnen ergeben wenn sie von der eigenen Erwerbstätigkeit oder von familiären oder sozialstaatlichen Unterstützungen abhängig wären (vgl. Dobner 2007, 33f zit. n. Winker und Degele 2009, 26).

Ein verbindender Rahmen dieser drei Ebenen zueinander sei vordergründig durch „soziale Praxen“[84] (Winker und Degele 2009, 27) der Individuen sowie durch den Kontext der kapitalistischen Akkumulation gegeben. Subjekte würden sich gewissermaßen selbst konstruieren. Sie schaffen sich in sozialen Kontexten eigene Identitäten und verwenden dafür – je nach Individuum - mehr oder weniger stark symbolische Repräsentationen. Dabei würde gesellschaftlichen Strukturen affirmativ oder hinterfragend begegnet. Soziale Praxen und die angegebenen Ebenen stünden zueinander in reziprokem Verhältnis. Erstgenannte verbinden Ebenen und Differenzkategorien. (vgl. ebd., 27)
Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Naturalisierungen und Hierarchisierungen bei den Differenzkategorien als besonders relevant betrachtet werden können, da – wie sich in den nachfolgenden Ausführungen zeigen wird - auf ihrer Basis

- Individuen eigene, unterschiedlichste Identitäten herstellen,
- sich dominierende symbolische Repräsentationen reproduzieren und
- hierarchisch organisierte, materialisierte Strukturen hergestellt werden. (vgl. ebd., 62)

Mit dem Verweis auf einen vermeintlich natürlichen Ursprung würden Strukturen, symbolische Repräsentationen und Identitäten abgesichert und die Reproduktion des Gesamtsystems legitimiert werden. (vgl. ebd.)

2.3.2.5 Die Strukturebene und ihre Strukturkategorien

Winkers und Degeles Analyse lässt im Laufe ihrer Arbeit stets das marxistische Moment durchschimmern: „[...] trotz vielfältigster Transformationen sind Lohnabhängige gezwungen, ihre Arbeitskraft als Ware an diejenigen zu verkaufen, die die Verfügungsmacht über die Produktionsmittel und damit die Kontrolle über Produktionsprozesse besitzen“ (Winker und Degele 2009, 37). Die beiden Autorinnen gehen auf Grundlage der Erkenntnis, dass es nicht weiter führe, Klassenverhältnisse der Produktion und Geschlechterverhältnisse der Reproduktion zuzuweisen, von einem kapitalistischen Gesellschaftssystem aus. Darin möchten sie differenzierte Herrschaftsverhältnisse und ihre reziproken Wirkungen anhand der vier Strukturkategorien Geschlecht, Klasse, „Rasse“ und „Körper“ in Produktion und Reproduktion offenlegen. Winker und Degele ordnen auf der Strukturebene den Strukturkategorien Herrschaftsverhältnisse zu (Klasse: Klassismen; Geschlecht: Heteronormativismen; Rasse: Rassismen; Körper: Bodyismen). (vgl. ebd., 38) Die Autorinnen möchten auf der Strukturebene die soziale Lage von Männern und Frauen aus ihrer Position zum Arbeitsmarkt und ihrer Reproduktion der Arbeitskraft analysieren. (vgl. ebd., 41)
In der intersektionalen Literatur gibt es Ansätze, die Klasse, Geschlecht und Rasse als „Unterdrückungskategorien“ begreifen, da sich historisch belegen lasse, dass Unterdrückung mit Ungleichheiten in Ressourcenverteilungen zu tun haben. Organisationen wären die Orte

[84] Damit meinen sie soziales Handeln und verbale Kommunikation. (vgl. ebd., 27)

sozialstruktureller Produktion von Ungleichheiten. (vgl. ebd., 37-40) Es entstehe ein „legitimierender Fremdheitseffekt, d.h. eine Ausgrenzung (Externalisierung) [...] mit dem Ziel oder mindestens mit dem Resultat, eine Reduzierung des für die geleistete Arbeit zu entrichtenden Preises herbeizuführen“ (Klinger 2003, 26).

Die Argumentation, warum ausgerechnet die nachfolgenden vier Strukturkategorien ausgewählt und jeweilige Herrschaftsverhältnisse verortet wurden, begründe sich durch

- die Logik ihrer sozialen Konstruktion,
- den vermeintlichen „Glauben“ ihrer jeweiligen Naturgegebenheit,
- die Intention der Analyse von Bildung und Beruf und damit im Zusammenhang stehende Ungleichheiten der Ressourcenverteilung (als Folge von Klassismen),
- die Subsumierung von Benachteiligungen unter den drei genannten Herrschaftsverhältnissen, die im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz in Deutschland aufscheinen,
- die Möglichkeit, Diskriminierungen[85] mit den vier Strukturkategorien zu fassen.
  (vgl. Winker und Degele 2009, 37-41)

Konflikte entstünden bei der Strukturkategorie **Klasse** aufgrund sozial strukturierter Ungleichheit durch die „Verfügungsgewalt über knappe und begehrte Ressourcen“ (vgl. Winker und Degele 2009, 42) sowie durch die damit verbundene Einschränkung, zu Gütern und Positionen Zugang zu haben, die Macht in Form von Einfluss bedeuten. Folge davon wären eingeschränkte Lebenschancen, die aber auch entlang der Kriterien Bildung, Herkunft und Beruf die eigene Position maßgeblich prä-determinieren[86]. Winkers und Degeles Kapitalbegriff bleibt somit nicht rein ökonomisch geprägt (über Vermögen, Geld und Besitz), sondern umfasst auch kulturelle (Bildung und Beruf) und soziale Ressourcen (Netzwerke und Beziehungen), die miteinander in Zusammenhang stehen. Der Begriff der Klasse weise darauf hin, dass jene Menschen, die aufgrund ihrer ökonomischen Ressourcen, Vermögen, Einkommen, kulturellen und sozialen Ressourcen dem Klassenbegriff zugeordnet werden, dieselbe Stellung im Produktionsprozess einnehmen. Die Relevanz von Ungleichheiten entlang der Kategorie Klasse veränderte sich im Laufe der Zeit. Wurde in den 1960er-Jahren zwischen Produktionsmittelbesitzenden und Lohnabhängigen unterschieden, so könne heute zwischen Normalbeschäftigten und prekär Beschäftigten (Teilzeitarbeitende; Arbeitende ohne Versicherungsschutz; befristete Dienstverhältnisse) differenziert werden. Gang und gäbe sei im Hinblick auf die Eigenversorgung der Ruf nach Eigenverantwortung und Selbstbestimmung, was oft in Selbstausbeutung münde. (vgl. ebd., 42f) Winker und Degele sprechen von Klassismen, die sich auf alle gesellschaftlichen Bereiche (Familie, Wohnen, Hausarbeit etc.) beziehen, d.h. von „Herrschaftsverhältnissen, die auf der Grundlage von sozialer Herkunft, Bildung und Beruf deutliche

[85] „Diskriminierungen aus Gründen der Rasse, der ethnischen Herkunft, der Religion und der Weltanschauung fallen unter Rassismen, aus Gründen des Geschlechts und der sexuellen Identität unter Heteronormativismen und aus Gründen einer Behinderung und des Alters unter Bodyismen“ (Winker und Degele 2009, 41).

[86] Diese Sichtweise vertrat auch Wansing, die ebenso darauf hinwies, dass die Ressourcenausstattung bereits mit Geburt festgelegt werde. Siehe hierfür 2.1.6.

Einkommens- und Reichtumsunterschiede aufrechterhalten“ (Weinbach 2006, 89-101 zit. n. Winker und Degele 2009, 44). Die beiden Wissenschaftlerinnen sprechen davon, dass in einer Zeit, in der die Kluft zwischen armen und reichen Menschen immer weiter auseinandergehe und Bildungserfolge stark ressourcenabhängig wären, Diskriminierungen, die anhand der Kategorie Klasse feststellbar wären, ignoriert würden. (vgl. ebd., 44)

Bei der Strukturkategorie **Geschlecht** betonen Winker und Degele ihre interaktive Herstellung und das Bestehen der vorherrschenden unhinterfragten - als natürlich gegeben angesehene - Heterosexualisierung. Die Autorinnen unterscheiden zwischen biologischem Geschlecht (sex), sozialem Geschlecht (gender) und sexueller Orientierung (desire), die allesamt in einem reziprok gestützten Machtverhältnis zueinander stünden und nicht getrennt voneinander betrachtet werden könnten. Obwohl nicht mehr von einer vollständig geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung die Rede sein könne, bestünden Arbeitsfelder, die vorwiegend mit Männern oder Frauen besetzt sind. Analysierbar würden dadurch niedrigere Löhne und Zugangsbeschränkungen zu bestimmten Berufen für Frauen. Die Kategorie Geschlecht weise auch darauf hin, dass erwerbstätige Frauen neben ihrem Beruf zumeist unbezahlt die Reproduktionsarbeit übernehmen. Unter dem Begriff „Heteronormativismen“ wird daher die Kategorie Geschlecht subsumiert, die natürliche Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit hinterfrage und auf Herrschaftsverhältnissen fuße, die auf hierarchische Geschlechterbeziehungen zurückzuführen wären. Während bei *Klassismen* Leistung als zentrale Legitimation gelte, sei bei *Heteronormativismen* das scheinbar „Naturgegebene“ Argumentationsgrundlage. (vgl. ebd., 44-46)

Die soziale Konstruktion der Strukturkategorie „**Rasse“** (99,9% aller Menschen besitzt dieselbe DNA) (vgl. Räthzel 2004, 249 zit. n. Winker und Degele 2009, 47), deren Bedeutung gesellschaftlich, historisch und kulturell veränderbar sei, basiere auf physiologisch wahrnehmbaren Unterschieden (Hautfarbe, Ethnie, Physiologie des Körpers), die neben Weltanschauungen oder Religionen Grundlage von Rassifizierungen sind und Unterordnung, Exklusion und Ausbeutung zur Folge hätten. (vgl. Winker und Degele 2009, 47f). Symbolische Klassifikationen würden Menschen erst zu „Rassen“ machen (vgl. Weiß 2001, 29). Konsens rassistischer Grenzziehungen gäbe es bei zwei Merkmalen: *Erstens*, bei der Annahme eines Zentrum-Peripherie-Denkens und *zweitens*, wenn von marginalisierten Gruppen und Regionen die Rede ist (vgl. Schwinn 2007, 92). In der Gegenwart konstatieren Winker und Degele Hierarchien zwischen MigrantInnen, die über eine Arbeitserlaubnis und befristeten Aufenthaltsgenehmigungen verfügen und MigrantInnen, die illegal, aber geduldet (z.B. Reinigungspersonal, Prostituierte) in einem Land und ökonomisch einsetzbar sind (vgl. Hochschild 2001). Personen, die nicht „zu gebrauchen sind“, bleibe der Zugang zum Arbeitsmarkt verschlossen oder sie werden – je nach Gesetzeslage des jeweiligen europäischen Nationalstaats – abgeschoben. Rassismen sind - nach Anschauung von Weiß - Herrschaftsverhältnisse, denen strukturelle Machtasymmetrien inhärent sind und deren Grundlage die Zuschreibung symbolischer Klassifikationen ist, die Menschengruppen zu „Rassen“ mache (vgl. Weiß 2001, 29 zit. n. Winker und

Degele 2009, 48). Erkannte Unterschiede zwischen Gruppen – der eigenen und der „fremden" - würden als natürlich gegeben vermutet und für politische Interessen genutzt und legitimiert. Konsequenz dieses Handelns sei eine strukturelle Benachteiligung von Menschen in einem sozialen Raum, indem der Zugang zum Arbeitsmarkt für manche verschlossen bleibe. (vgl. Winker und Degele 2009, 48)

Die Strukturkategorie **Körper** ist den Sozialwissenschaften ein relativ neues Thema. Feministische Kritik richtete sich auf die heteronormative Praxis, die zwischen den Geschlechtern bestehe, sowie auf die „Selbstbestimmung und Verfügungsmacht über den eigenen Körper" (Krüger-Fürhoff 2005, 68-72 zit. n. Winker und Degele 2009, 49). Als weitere Dimensionen der Strukturkategorie Körper werden Alter(n) und Behinderung angesehen. Ein dritter Aspekt sei der Körper als (konsumierendes) Kulturobjekt und Zeichenträger (Shilling 2005, 2f zit. n. Winker und Degele 2009, 49). Winker und Degele fassen zusammen, dass sie Körper im „Zuge mechanischer, genetischer, psychischer und physiologischer Manipulierbarkeit immer weniger als Naturtatsache, sondern als Kulturprodukte" (Winker und Degele 2009, 49) wahrnehmen. Was die beiden Wissenschaftlerinnen hervorheben, sind Körper, die in der Gesellschaft arbeitsfähig „sein müssten". Daraus lässt sich ableiten, dass der Zugang zum Arbeitsmarkt gewissermaßen über den (gesunden) Körper geregelt werde. Gleiches gelte für den Arbeitserfolg. Es bestehe außerdem der „Glaube", dass Gesundheit nicht von Gott gegeben wurde, sondern ein Gut sei, das individuell verändert werden könne. Gemeinsamkeit im Bezug auf die Strukturkategorie Klasse ist hier das Leistungsprinzip, da Körper dem Zwang unterliegen, bestmöglich funktionieren und aussehen zu müssen. (vgl. ebd., 49). Körper würden sich als Medien und Erfahrungsdimensionen begreifen lassen. Sie könnten als Quelle zwecks Formung des Soziallebens, als Ort der von Gesellschaftsstrukturen beeinflusst werde und als Mittel, das die Positionierung der Menschen und die Bildung von Sozialstrukturen ermögliche, angesehen werden. (vgl. Shilling 2005) Die Sozialwissenschaften interessiert daher die Bedeutung von Körpern und ihre Veränderbarkeit sowie stattfindende Zuschreibungen von sozialen Positionen (Prestige und Status), wodurch soziale Ungleichheiten entstehen und sich verfestigen würden (vgl. Winker und Degele 2009, 50) Als konkretes Beispiel lässt sich die Personalauswahl eines Unternehmens anführen. Bei vorhandener Abweichung einer gesellschaftlich konstruierten Norm – die etwa im Falle der Bewerbung einer Person mit (Körper-) Behinderung gegeben ist – ist eher mit einer Ablehnung aufgrund der Nichterfüllung der „vorgegebenen Norm" zu rechnen. Heutzutage müssten aufgrund vorangegangener demographischer und technologischer Veränderungen ArbeitnehmerInnen „beweglich, belastbar, permanent lernbereit und –willig sein" (Winker und Degele 2009, 50). Während in den 1970er- und 1980er-Jahren ältere LohnarbeiterInnen in der Hierarchie weiter oben anzutreffen waren, wären es nun junge, schöne, gesunde und jugendlich wirkende ArbeitnehmerInnen, deren Einsatz gewinnbringend erscheint (vgl. ebd., 50f). Eine Folge dieser Entwicklung sei der Umbau eines Sozialsystems (vgl. Dobner 2007, 110-133), das vorgebe, dass jede/r selbst für die eigene Gesundheit verantwortlich sei. Gesundheit würde dadurch vorwiegend als Individualaufgabe und –leistung angesehen (vgl. Kreisky

2006, 226). Winker und Degele sprechen im Kontext der Strukturkategorie Körper von „Bodyismen“ (Winker und Degele 2009, 51). Zwischen Menschengruppen bestünden hierarchische Verhältnisse, die auf physischen Merkmalen wie Alter, Generativität, äußeren Erscheinungsbildern und Attraktivität beruhen. Mit dem Begriff „Bodyismen“ wird auf Diskriminierung verwiesen, die aufgrund von Behinderung und Alter gegeben ist. Diskriminierung trete also dann auf, wenn gesellschaftlich hergestellten (körperlichen) Normvorstellungen nicht entsprochen wird. (vgl. ebd., 51)

2.3.2.6 Gemeinsamkeiten der Strukturkategorien

1. Arbeitskraft solle - als erste Gemeinsamkeit der vier Strukturkategorien und der dazugehörigen Herrschaftsverhältnisse - im kapitalistischen Kontext begriffen werden. Sie müsse kostengünstig verwertbar sein.
2. Der Zugang zum Arbeitsmarkt werde über alle vier Strukturkategorien gelenkt und teile somit die gesellschaftlichen Ressourcen über die Höhe des Lohnes auf.
3. Die Strukturkategorien übernehmen die Zuweisung der Reproduktionsarbeit und stellen dabei Ungleichheit her.
4. Damit die Arbeitskraft möglichst billig bleibt, müsse
    - der Arbeitsmarktzugang flexibel und in seinem Zugang erschwert sein,
    - eine Lohndifferenzierung bestehen und
    - die Reproduktionsarbeit kostenlos erfolgen.

(vgl. ebd., 51f)

	Flexibilisierter Zugang und Zugangsbarrieren zum Arbeitsmarkt	**Lohndifferenzierungen**	**Kostenlose bzw. kostengünstige Reproduktionsarbeit**
Klasse	Erwerbslose als Ausgleich für Nachfrage-Schwankungen auf dem Arbeitsmarkt	Normalbeschäftigte versus Prekariat, Erwerbslose als LohndrückerInnen	Inanspruchnahme von Dienstleistungen zur Erziehung, globale Betreuungsketten
Geschlecht	Frauen als stille Reserve	Differenzierte Arbeitsbewertungs-Maßstäbe, Steuern und Sozialabgaben	Zusätzliche und unbezahlte Haus- und Pflegearbeit von Frauen
Rasse	Arbeitserlaubnis als Flexibilisierungspotenzial	*Bad jobs* als Einstieg in den Arbeitsmarkt	Migrantinnen als günstige ‚Dienstmädchen’
Körper	Alter und Krankheit als Ausgrenzungsmöglichkeit	Abwertung der Kompetenz von älteren und nicht vollständig fitten Menschen	Individualisierte Krankheitsprävention, Pflicht zur Gesundheits- und Altersvorsorge

Tab. 5: Strukturebene der vier Differenzkategorien und ihre Bedeutungen (Winker und Degele 2009, 52)

Gesamtgesellschaftliche Folgen wären die Verbilligung der Arbeitskraft und Diskriminierungen in allen vier Strukturkategorien. Des Weiteren wirke sich dies auf soziale Teilhabe, politische Einflussnahme und Startbedingungen für nachkommende Generationen aus. Die Reproduktionsarbeit werde oft von gut verdienenden Männern an teilzeitbeschäftigte Frauen abgetreten, was die soziale Position und ökonomische Lage von Erstgenannten abermals steigere. Auch wenn Herrschaftsverhältnisse in ihrer Stärke nebeneinander bestehen, sich reziprok beeinflussen und historisch wandelbar sind, sei die dennoch bestehende ungleiche Verteilung von Ressourcen als etwas anzusehen, das aufgrund von Inklusion und Exklusion konstant bleibe. Die Ressourcenverteilung werde von sozialen Praxen der AkteurInnen beeinflusst. Die vier Herrschaftsverhältnisse – Klassismen, Heteronormativismus, Rassismus und Bodyismus – würden aufgrund handlungsorientierter und strukturbildender Normen, Ideologien und symbolischer Repräsentationen erhalten bleiben. (vgl. ebd., 53)

2.3.2.7 Die Ebene der symbolischen Repräsentationen

Winker und Degele gehen davon aus, dass individuelle Subjektivierungsprozesse symbolische Repräsentationen mit Hilfe von Wiederholungen verfestigen. (vgl. ebd., 54) Die Intersektionalitätsanalyse soll ermöglichen, „die in einem Kontext vorherrschenden Normen, Werte und Stereotype herauszuarbeiten“ (Winker und Degele 2009, 54). Eine weitere Aufgabe besteht darin, die Wechselwirkungen von Kategorien auf der symbolischen Repräsentationsebene offen zu legen. Symbolische Repräsentationen würden über (Massen-) Medien vermittelt und erlangen ihre Wirkmacht über sich wiederholende sprachliche und zitierende Praxis. Bei symbolischen Repräsentationen wären viele Differenzierungskategorien von Belang, da hier nicht die Strukturebene interessiert. (vgl. ebd., 54f)

Zwecks Veranschaulichung liefern Winker und Degele Beispiele für symbolische Repräsentationen im Bezug auf die vier Strukturkategorien (vgl. ebd., 54-59). Während Leistung anerkannte Norm in der Gesellschaft sei (z.B. wird davon ausgegangen, dass Arbeitslose ihre Integration in den Arbeitsmarkt selbst bewerkstelligen könnten), wären dies Rasse und Geschlecht nicht (vgl. ebd., 55): „Wer wegen mangelnden Leistungswillens keinen Erfolg hat, verdient [...] keine gesellschaftliche Unterstützung“ (Winker und Degele 2009, 55). Rasse und Geschlecht erscheinen wegen ihrer Naturalisierung unhinterfragbar. Rassistische Argumentationen – wie eine naturgegebene Differenz und Ungleichwertigkeit zwischen den Menschen – würden die Ideologie der sozialen Ungleichheit mit anderen Merkmalen verknüpfen, wie etwa mit dem Körper. Die Rechtfertigung erfolge dann auf Basis von Eigenschaften, die auf (körperliche) Merkmale zurückführbar wären. Soziale Unterschiede würden durch sozial konstruierte Zuschreibungen erzeugt und zu Ausgrenzung führen. Der Anspruch auf Herrschaft fuße auf der als naturgegeben formulierten Differenz und jener Sichtweise, dass Kulturen

miteinander unvereinbar wären. Die Legitimation sozialer Praxen scheine dann durch den Verweis auf die Über- oder Unterlegenheit von Rassen gegeben zu sein. (vgl. ebd., 55f)
Letztlich ist festzuhalten, dass symbolische Repräsentationen „als Ideologien und Normen der Rechtfertigung für Ungleichheiten wie auch als Sicherheitsfiktion struktur– wie auch identitätsbildend“ (Winker und Degele 2009, 59) wirken.

2.3.2.8 Die Identitätsebene

Identitäten würden über Stereotype, Normen, Werte konstruiert. (vgl. ebd., 54) Die Herstellung von Identitäten geschehe im wechselseitigen Zusammenspiel von Kategorien. Identitätskategorien sind für Individuen – je nach Lebenssituationen und im Sinne eines Prozesses der Sinnkonstruktion auf Basis kultureller Zuschreibungen – wichtig oder weniger wichtig. Für die Intersektionalitätsanalyse sei es auf Ebene der Identitätskonstruktionen notwendig, die Kategorienanzahl offen zu halten, da es im Zeitalter des Neoliberalismus keine stabilen, fixen Zuschreibungen zu geben scheint. Ob jemand eine Erwerbsarbeit bekommt, hänge nicht notwendigerweise von der (Formal-) Qualifikation, sondern auch von der Präsentation von Sozialkompetenz, Alter, Bildung etc. ab, was sich auf die eigene Selbstwahrnehmung und Identität auswirke. Benachteiligt bleiben scheinbar jene, die sich am schwersten konstruieren bzw. präsentieren könnten (Menschen mit Behinderung, alte Menschen, Arbeitslose etc.). Daher sei es notwendig, sich eine Identität zu verschaffen, die sich in die dichotomisierte, heterosexuelle Geschlechterkonstruktion einer heteronormativ vorgegebenen Norm, einfügt. Bei den Identitätskonstruktionen gehe es darum, Unsicherheiten der sozialen Position durch Abgrenzung und Ausgrenzung anderer Individuen zu reduzieren, die eigene Sicherheit durch Kollektivbildungen und dem Nachgehen eigener, individueller Anliegen zu erhöhen, wobei ein mannigfaltiges Differenzierungssystem bestehen bleibe. (vgl. ebd., 59-61)

2.3.2.9 Die Methodologie des praxeologischen Ansatzes

Winker und Degele verbinden die drei Ebenen ihres Intersektionalitätsansatzes in Anlehnung an Bourdieus Theorie der Praxis, die eine stringente Trennung von Theorie und Praxis vermeidet (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996 zit. n. Winker und Degele 2009, 64). Charakteristika einer Theorie der Praxis sind - nach Ansicht Bourdieus - Selbstreflexivität, die für die Gesamtdauer des Forschungsprozesses gilt (vgl. Bourdieu 1998, 205 zit. n. ebd.), die Dominanz des empirischen Gegenstands (vgl. ebd., 14 zit. n. ebd.) und das Vorhaben des Verbindens von Analyseebenen (vgl. Bourdieu 1976, 139-202 zit. n. ebd.).
Winker und Degele gelangten zur Erkenntnis, dass nicht alles klassifiziert werden könne und es für ihre Analyse bedeutsam erscheint, soziale Praxen als Ausgangspunkt ihrer Analyse zu nehmen. Zuerst erschien es ihnen wichtig, darüber nachzudenken, wie sich Personen selbst darstellen und ihre eigene

Identität herstellen. Anschließend sollen in der Analyse Strukturen und Repräsentationen, die aus den Praxen herauslesbar sind, analysiert werden. Winker und Degele schließen sich der Forderung Bourdieus an, relational vorzugehen, d.h., dass kein soziales Ereignis alleine, sondern nur durch den Bezug zu anderen Elementen einer Analyse unterworfen werden darf. Zu Beginn müssten daher Kontexte, in denen Ereignisse stattfinden, verstanden werden (vgl. ebd.): „Es kommt darauf an, die Klassifizierungen in einem bestimmten Kontext zueinander in Beziehung zu setzen und damit das spezifische Gegensatzpaar *[Anm.: z.B. die Abgrenzung von männlich und weiblich]* erst mit Sinn zu versehen" (Winker und Degele 2009, 65). In Gesprächen von Individuen finde eine soziale Positionierung statt bzw. wird dabei sozialer Status eingefordert. Da dies auf alle Individuen zutreffe, ist von „miteinander verflochtenen Praktiken" (Reckwitz 2003, 289 zit. n. ebd., 65) die Rede.

Zu sozialen Praxen[87] zählen bei Winker und Degele Sprechen, Handeln und Tun im Bezug auf eigenes Wissen und den eigenen Körper (vgl. Bourdieu 1976, 164f zit. n. Winker und Degele 2009, 66), wobei diese Tätigkeiten zwar routiniert, aber dennoch mit einer Handlungsauswahl verknüpft, ablaufen. (vgl. ebd., 66) Soziale Praxen generieren Strukturen, symbolische Repräsentationen und Identitäten, werden aber genauso von ihnen hergestellt. Winker und Degele beziehen sich auf Reckwitz (2008) und betrachten - seiner Sichtweise folgend - Praxis- und Diskurstheorie nicht als zwei konträre Strategien. In Praktiken würden Entitäten erzeugt bzw. würden in Diskursen Praktiken erst evident. Ein Diskurs ist diesem Verständnis folgend *„eine spezifische Beobachterkategorie, welche Zeichen verwendende Praktiken unter dem Aspekt ihrer Produktion von Repräsentationen betrachtet"* (Reckwitz 2003, 203 zit. n. Winker und Degele 2009, 67). Dadurch solle ermöglicht werden, kulturelle Ordnungen offen zu legen. Differenzierungskategorien und ihre Wechselwirkungen könnten über soziale Praxen (Handlungen und verbale Interaktionen) analysiert werden. Ausgangspunkt ist dabei empirisches Handeln und Sprechen. Auf dieser Grundlage interessieren (konstruierten) Identitäten und ihre Bezugnahme auf Strukturen und Normen. Zentrale Fragestellungen zielen darauf ab, danach zu fragen, auf welche Differenzierungskategorien Individuen im Gespräch verweisen, welche Leitvorstellungen, Normen und Deutungen bewusst und unbewusst bestehen und in welchen strukturellen Zusammenhängen ihr Handeln stattfindet. Mit der Analyse von Ungleichheiten und Diskriminierung findet einerseits eine Reduzierung von Komplexität, nämlich auf Strukturebene, und andererseits eine Komplexitätserhöhung (auf Repräsentations- und Identitätsebene) statt. Während bei erstgenannter Ebene die vier Differenzkategorien (Geschlecht, Rasse, Körper und Klasse) zum Einsatz kommen, um Herrschaftsverhältnisse in vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen analysieren zu können, wird bei beiden anderen Ebenen auf eine Kategorienbeschränkung verzichtet. Damit soll gewährleistet werden, Theorie und Empirie miteinander zu verknüpfen. Darüber hinaus wird eine erhöhte Kontrolle aufgrund der Verbindung von Induktion und Deduktion im methodischen Vorgehen angestrebt. (vgl. Winker und Degele 2009, 67f)

[87] Die Autorinnen verwenden die Begriffe soziale Praktiken und soziale Praxen synonym.

Winker und Degele entwerfen auf Grundlage theoretischer Implikationen, die sich auf menschliche Handlungen, über die sich Identitäten erzeugen würden (vgl. Giddens 1995), und auf den Habitus, der die Gestaltung sozialer Praxen lenke (vgl. Bourdieu 1993), ein theoretisches Grundgerüst dafür, wie sich Identitäts-, Struktur-, und Repräsentationsebene miteinander verbinden lassen. „Diese sechs Verbindungslinien können von unterschiedlicher Form sein, sie können etwa abschwächende, verstärkende oder auch neutrale Wirkungen zeitigen. Konkretisieren lässt sich dies in Verknüpfungen, wie sie etwa als Persistenz, Rücknahme, Modifikation, Verstärkung, Abschwächung, fehlende Resonanz, Widerstand, Anpassung oder auch Revolution zum Ausdruck kommen“ (Winker und Degele 2009, 73). Stattfindende Wechselwirkungen der drei Ebenen, die im Feld der sozialen Praxen vorzufinden sind, könnten Widersprüche ergeben. Relevant sei dabei, nicht nur die Ebenen alleine zu betrachten, sondern auch das stattfindende prozesshafte Moment. (vgl. ebd., 73)

Nachfolgend stelle ich tabellarisch die möglichen Wirkrichtungen (Beeinflussungsmöglichkeiten) von einer Ebene auf die andere sowie die damit einhergehende Bedeutung der Einflussnahme einer Ebene auf die andere dar.[88] Tabelle 6 zeigt unterschiedlich denkbare Wirkrichtungen der drei Ebenen im Feld sozialer Praxen. Wirkungen können in der Analyse eines Falls unterschiedlich stark sein und Widersprüche enthalten. Beispielsweise ist es möglich, explizit zu machen, ob Diskriminierungen zwar politisch als nicht mehr korrekt angesehen werden (betrifft Strukturebene), aber im Alltag in Sprache und in Handlungen (d.h. auf Repräsentationsebene) dennoch bestehen. Umgekehrt führe diese „Praxis“ dazu, dass Sanktionierungen bei vorliegenden Diskriminierungen – beispielsweise in Betrieben – durchgeführt werden. „Solche Heteronormativismen sind empirisch als Widerspruch zwischen Struktur- und Repräsentationsebene festzustellen, bei klassistischen Ungleichheitsverhältnissen dagegen existiert ein solcher Widerspruch nicht: Meritokratische Verhältnisse als finanzielle Ungleichheiten aufgrund unterschiedlicher Bildung und Berufe sind sowohl strukturell verankert wie auch hegemonial legitimiert“ (Winker und Degele 2009, 78). Winker und Degele achten in ihrer Intersektionalitätsanalyse, stets darauf, welche Ebene von Ungleichheiten betroffen ist und wo Ungleichheiten legitimiert werden. (vgl. ebd., 78)

Die beiden Wissenschaftlerinnen konkretisieren die methodische Vorgehensweise damit, acht durchzuführende Schritte der Intersektionalitätsanalyse anzugeben, die allerdings nicht streng nacheinander, sondern zyklisch wiederholend, durchgeführt werden sollten und thematisch in zwei Blöcke unterteilt wurden.

[88] Dabei wurden die Ausführungen Winkers und Degeles von Seite 74 bis 77 in tabellarischer Form zusammengefasst.

Ebenen		Bedeutung
beeinflussend	beeinflusst	
Struktur	Identität	Strukturen als (begrenzender) Rahmen für die Herstellung und Ausformung von Identitäten bzw. für habitualisiertes Handeln (z.B. Gesetze)
Identität	Struktur	Konstruierte Identitäten (AkteurInnen) wirken (z.B. stören, ignorieren, untergraben oder reproduzieren) auf vorherrschende Gesellschaftsstrukturen.
Repräsentation	Identität	Repräsentationen als (normativer) begrenzender Rahmen für Sinn und Anerkennung von Handlungen, Praxen und Identitätskonstruktionen, die vorherrschende Diskurse darstellen. Repräsentationen definieren Ausgrenzung/Zugehörigkeit. Identitätskonstruktionen sind subjektiv, d.h. sie passen sich Repräsentationen an (z.B. unterlaufend, abgrenzend etc.); Ambivalenzen sind auf Identitätsebene möglich.
Identität	Repräsentation	Identitäten drücken sich in sozialen Repräsentationen aus und positionieren sich zu ihnen (über Opponieren, Legitimation, Begründung, Wiederholung, Verdoppelung, Verfestigung, Hinterfragung etc.). Neuer sozialer Sinn ist durch kollektive Identitätskonstruktionen im Aneignen oder Unterlaufen von Repräsentationen möglich (z.B. Aneignungen diskriminierender Wörter, die das Selbstbewusstsein von Minderheiten öffentlich erkennbar macht). Repräsentationen schaffen Mehrheits- und Minderheitsidentitäten. Identitäten bringen Repräsentationen hervor und verändern vorherrschende.
Struktur	Repräsentation	Soziale Strukturen werden durch Repräsentationen konstruiert, werden öffentlich und wirksam (z.B. würde ein Gesetz nicht ohne der Verbreitung seiner Existenz wahrgenommen werden). Repräsentationen können soziale Strukturen bestätigen, ihnen normativ bejahend gegenüberstehen, sie kritisieren oder ignorieren.
Repräsentation	Struktur	Repräsentationen spiegeln Struktur wider und offenbaren normative Möglichkeiten ihrer Legitimation. Repräsentationen und Strukturen können normativ aufeinander abgestimmt sein oder sich in Konkurrenz zueinander befinden. Strukturen binden vorherrschende Normen in ihre Logiken ein, blenden sie aus, positionieren sich widersprüchlich zu ihnen oder prolongieren sie.

Tab. 6: Wechselwirkungen von Struktur-, Identitäts- und Repräsentationsebene

Der Umgang des Analyseinstruments sei flexibel handhabbar, d.h., dass einzelne Schritte unterschiedlich lange ausgeführt werden können, nach mehreren absolvierten Schritten wieder von vorne begonnen werden kann oder der/die Ausführende während des Vorgangs einen Schritt retour geht, um alles Davorliegende nochmals durchzuführen. (vgl. ebd., 79)

Im ersten Block der Intersektionalitätsanalyse soll nachgegangen werden, wie sich Individuen oder Gruppen in sozialen Praxen ihre Identitäten konstruieren, welche Repräsentationen und Strukturen für sie von Bedeutung sind und welche Kategorien miteinander reziprok in Beziehung zueinander stehen. (vgl. ebd., 80)

Der zweite Block beginnt damit, alle geführten Identitätskonstruktionen (Interviews) gegenüberzustellen. Einzelauswertungen sollen zusammengeführt und möglicherweise geclustert werden. Die Analysen basieren dann entweder direkt auf dem Interviewmaterial oder ihren

Ableitungen und zielen darauf ab, symbolische Repräsentationen und soziale Strukturen zu rekonstruieren. Allerdings plädieren Winker und Degele dafür, weitere Materialen, die Daten liefern können (z.B. Statistiken, Gesetzestexte etc.) in die Analyse von Herrschaftsverhältnissen miteinfließen zu lassen. Der vorletzte Schritt besteht darin, die Relevanz der in den Kontexten liegenden Normen, Werten und Ideologien auf der Repräsentationsebene herauszuarbeiten. Danach folgt eine zusammenfassende Darstellung der Wechselwirkungen. (vgl. ebd., 80f)

Nachfolgend werden die einzelnen Analyseschritte genauer beschrieben.

Individuen grenzen sich gegenüber anderen Personen mittels Differenzierungskategorien (implizit oder explizit) ab. Diese Identitätskategorien sind beschreibend, normativ und ausschließend. Im **ersten Analyseschritt** sollen sie mit Hilfe von (dualen) Gegensatzpaaren erörtert werden. Wenn implizit von etwas gesprochen wird, ist die Analyse schwieriger. Beispielsweise werden von Personen, die in der gesellschaftlichen Hierarchie (Schicht) weiter oben anzusiedeln sind, Privilegien nicht benannt, da sie als selbstverständlich gelten. Wenn mehrere Differenzierungskategorien festgestellt wurden, zeigt sich meist ein widersprüchliches Bild. Die vier Strukturkategorien sind bei den Identitätskonstruktionen zwar wichtig, stehen aber nicht im Zentrum, da Personen sehr differenzierte Konstruktionen „darstellen“ und je nach Lebenskontext handeln. Methodisch gesehen ist daher Offenheit gegenüber neuen Identitätskonstruktionen bzw. Differenzkategorien äußerst wichtig. Das sich ergebende heuristische Raster ermöglicht Nichtbenanntes explizit zu machen. Aussagen sind meist mehreren Kategorien zurechenbar. Durch mehrmalige Analyse der Aussagen soll erreicht werden, alle Differenzkategorien offen zu legen. Jede Identitätskonstruktion wird dann mit der zugehörigen Aussage verknüpft. (vgl. ebd., 81-83)

Im **zweiten Analyseschritt** geht es darum, Repräsentationen, die von der interviewten Person genannt wurden, zu analysieren. *Wie äußerte sich der/die Interviewte zu sozialen Repräsentationen?* Möglichkeiten zur Einordnung bzw. Charakterisierung von Aussagen wären beispielsweise jene: positiv, negativ, nicht eindeutig, indifferent. Werte, Ideologien und Normen sollen dadurch (über Rechtfertigungen sozialer Ungleichheit, die auf Ideologien oder stereotypen Bildern und Verhaltensweisen anderen Menschen gegenüber basieren) zum Vorschein kommen. Symbolische Repräsentationen können dann mittels Schlagwort markiert und in Bezug zur Textpassage gesetzt werden. Da es vorkomme, dass manche Aussagen eher allgemein formuliert werden, plädieren Winker und Degele dafür, Aussagen – mit Berücksichtigung ihres Kontextes – die ein „man“ beinhalten, mit „ich“ zu übersetzen und das Gesagte der Identitätsebene zuzuordnen. In affirmativen oder ablehnenden Statements lassen sich Subjektivierungsprozesse aufspüren, was allerdings nicht mit einer Identitätskonstruktion gleichgesetzt, sondern als Inszenierung von „Realität“ betrachtet werden könne, wobei dann in Verallgemeinerungen Normen und Werte herauslesbar wären. Zwecks Absicherung sollten Analyseschritte mehrmals wiederholt und aufeinander abgeglichen werden. Auch ein Vergleich mit anderen Interviews sei ratsam, um herauszufinden, ob die gestellte Frage des Interviewers verstanden wurde. (vgl. ebd., 84f)

Individuen (re)produzieren soziale Strukturen, in dem sie in sozialen Praxen ihre Identitäten konstruieren und gleichzeitig auf soziale Strukturen, in denen ihre Handlungen stattfinden, verweisen. Im **dritten Analyseschritt** soll die Art und Weise, wie auf soziale Strukturen verwiesen wird (affirmativ, ablehnend, nicht eindeutig, indifferent), herausgefunden werden. Die Stellungnahme zu Gesetzen und Regelungen (deren AkteurInnen, Organisationen, Institutionen) und damit verbundene Diskriminierungen und Unterdrückungen würden strukturelle Probleme offenlegen. Unabhängig davon, was der/die Interviewende über bestimmte Gesetze weiß, wird über die Aussagen der Befragten erfasst, welchen Einfluss konstruierte gesellschaftliche Strukturen auf Identitäts-konstruktionen haben und welche Sichtweisen im Bezug darauf gegeben sind. Strukturen, die soziale Praxen bedingen, werden dann den vier Strukturkategorien (Klasse, Rasse, Körper und Geschlecht) zugewiesen. Induktiv wird somit geprüft, wie auf die vier strukturellen Herrschaftsverhältnisse (Klassismen, Rassismen, Bodyismen, Heteronormativismen) direkt oder indirekt Bezug genommen wird. Mithilfe dieses Rasters sollten deduktiv implizite Strukturen gefunden werden, die auf die sozialen Praxen der Betroffenen wirken. Teilen von Aussagen werden abermals Schlagwörter zugeordnet. (vgl. ebd., 86)

Zu Beginn des **vierten Analyseschritts** sollen auf der Identitätsebene aus den bereits herausgearbeiteten Differenzkategorien jene herausgefunden werden, die für die befragte Person als am zentralsten gelten. Maßstab hierfür sind mehrmalige Wiederholungen von Kategorien oder Momenten, in denen Emotionen und/oder metaphorische Verdichtungen herauslesbar sind. Im Laufe der Gesamtanalyse ergeben sich außerdem Hinweise auf die Relevanz von Identitätskonstruktionen. Es erscheint beispielsweise evident, wenn Differenzierungskategorien, die zur Inszenierung der eigenen Identität gebraucht werden, auch auf Repräsentations- und Strukturebene vorhanden sind. Hauptanliegen dieses Analyseschritts besteht darin, die bedeutsamsten Identitätskonstruktionen im reziproken Zusammenspiel über Ebenen hinweg erkennbar zu machen. Dabei interessieren Überschneidungen und konkrete Zusammenhänge und machen differenzierte Identitätskonstruktionen erwartbar. Des Weiteren sollen v.a. Differenzkategorien in ihrer negativen Verstärkung gefunden werden, da sie auf Hürden und Belastungen hinweisen. Was die einzelnen Zusammenhänge betrifft, so ist eine „offene Herangehensweise“ vonnöten. Die (korrekte) Einordnung und Bewertung von sozialen Praxen ist am ehesten dann gegeben, wenn auf allen drei Ebenen Wechselwirkungen Berücksichtigung finden, d.h., dass erste Ergebnisse stets mit anderen Ebenen verglichen werden. Bei Beendigung der erstmaligen Analyse eines Interviews ist es notwendig, nachzusehen, welche Differenzkategorien auf allen drei Ebenen von Bedeutung sind, wobei dabei der Untersuchungsgegenstand nicht außer Acht gelassen werden dürfe. Zu diesem Zweck müsse das Erkenntnisinteresse des/der Forschenden ständig offengelegt werden. (vgl. ebd., 86ff)

Im **fünften Analyseschritt** wird eine Zusammenstellung der ausgewerteten Interviews widergegeben. Sinn davon ist, beispielsweise darauf zu achten, auf welcher Ebene eine Kategorie im Interview vorkam oder ob eine Kategorie vollends ausgelassen wurde. *Wie reagierten Individuen auf*

Herausforderungen, die sie alle betreffen? Zur Beantwortung dieser Frage sei es notwendig, mehrere Interviews miteinander zu vergleichen. Sinnvoll ist zu diesem Zweck, den Untersuchungsbereich anhand von Merkmalen in Typen oder Gruppen zu kategorisieren, die intern sehr homogen und extern sehr heterogen charakterisiert werden können. Kategorien, Unterkategorien und Merkmale müssten daher präzise definiert, der einzelne Fall auf Merkmalsausprägungen bezogen werden und der Vergleich von Merkmalen möglich sein. Durch ein derartiges Vorgehen sollen Ähnlichkeiten und Unterschiede besser fassbar gemacht werden. Die Orientierung an Ungleichheitsdimensionen unter der Verwendung von Gegensatzpaaren und dem nachfolgenden Einsatz von Kreuztabellen erscheint hilfreich. Mit Hilfe von Kreuztabellen sollen inhaltliche Zusammenhänge (subjektives Verstehen, Gesellschaftsstrukturen und Regeln) erklärt und in Bezug zueinander gesetzt werden. Die Typenbildung könne aufgrund von Gleichheiten oder Unterschieden erfolgen. Erst danach soll die Analyse anhand der vier Differenzkategorien beginnen. (vgl. ebd., 90f)

Im **sechsten Analyseschritt** werden Strukturen anhand von Praxen, die in Gesetzen, Verordnungen und Institutionen vorzufinden sind, analysiert. Danach kann – die Reihenfolge ist je nach Untersuchungskontext festzulegen – damit begonnen werden, entweder Konstruktionen, die auf Ideologien beruhen, oder die Repräsentationsebene in den Fokus des Interesses zu nehmen. Da Befragte Rahmenbedingungen zwar thematisieren, aber oft nicht konkretisieren, was sie meinen, sei es ratsam, auf Strukturebene Datenmaterial zur Analyse hinzuziehen. (vgl. ebd., 91f)

Im **siebten Analyseschritt** wird versucht, Ideologien, die in einem bestimmten Kontext verhaftet sind, zu verstehen. Um dies zu erreichen, müssten additiv Daten hinzugezogen werden. Symbolische Repräsentationen, Normen und Werte, die auf gesellschaftliche Zusammenhänge verweisen, könnten auf diese Art und Weise verstanden werden. Inwieweit Zusatzmaterial vonnöten ist, hänge von der Forschungsfrage ab. Wichtig sei, additives Datenmaterial auf konkret gemachte Aussagen der Befragten zu beziehen. (vgl. ebd., 92f)

Im **achten Analyseschritt** werden Typen auf Grundlage von Zusatzinformationen und Daten auf der Repräsentations- und Strukturebene abermals untersucht. Dabei sollen Wechselwirkungen und Gewichtungen von Herrschaftsverhältnissen und Ungleichheitsdimensionen sowie ihr Einfluss auf die drei Ebenen betrachtet werden. Außerdem können dadurch Generalisierungen sowie die Relevanz bestimmter Diskriminierungsformen im jeweiligen Kontext herausgearbeitet werden. Zunächst ist den in Tabelle 6 aufgezeigten Wechselwirkungen zu folgen, die nicht als Kausalitäten im Sinne aufeinanderfolgender Ereignisse zu betrachten sind, sondern besagen, dass beim Auftreten von X gleichzeitig Y auftritt. Die im letzten Analyseschritt auftauchenden Fragen sind:

Welche strukturellen Herrschaftsverhältnisse lassen sich erkennen und wie sind sie miteinander verbunden? Wie wirken die herausgearbeiteten Herrschaftsverhältnisse auf die Identitätsebene? Sind Identitätskonstruktionen determinierbar, die die Wirksamkeit struktureller Herrschaftsverhältnisse bestätigen? Wie werden Strukturen geschützt oder relativiert? Lehnen sich Individuen gegen Strukturen auf?

Aufgrund dieser Fragestellungen würden Aussagen über Stellenwert, Reichweite und Stabilität von Herrschaftsstrukturen in den jeweiligen Wechselwirkungen sichtbar. (vgl. ebd., 93f)

Wird nicht von der Strukturebene ausgegangen, sondern von kontextualisierten symbolischen Repräsentationen, stellen sich andere Fragen:

Wie wirken Normen auf Identitätskonstruktionen? Gibt es „typische Selbstbilder", die darauf verweisen, dass gewisse Repräsentationen wirksam sind? Welche Identitätskonstruktionen stabilisieren Normen und Werte oder hinterfragen sie? Akzeptieren die Befragten symbolische Repräsentationen oder stellen sie sich gegen Normen und Werte? Gibt es Herrschaftsverhältnisse oder symbolische Repräsentationen, die zwar erwartet werden, aber nicht gefunden werden können?

Am Ende der Analyse ist auf die Wechselwirkungen zu achten:

Wo wirken sich strukturelle Gegebenheiten auf Normen und Ideologien aus und wie stellen sie sich im Bezug auf die symbolischen Repräsentationen dar? Wirken sich Normen und Werte auf die Strukturebene aus und inwiefern modifizieren sie strukturelle Herrschaftsverhältnisse?

Andere Kontexte und zeitliche Perspektiven gewinnen hierbei an Bedeutung. Ideologien könnten bereits vor erlassenen Gesetzen bestanden haben, Gesetze legitimieren oder keine verändernden Auswirkungen auf die Herrschaftsstruktur haben. *Stützen sich Strukturen und Repräsentationen reziprok oder finden Verschiebungen von einer Ebene zur anderen statt?*

(vgl. ebd., 94f)

2.4 Disability Studies: Neue Sichtweisen auf Behinderung

Bei den Disability Studies geht es „um die besondere Situation von Menschen, bei denen körperliche, kognitive, sprachliche, emotionale oder Verhaltenseigenschaften als negativ andersartig wahrgenommen werden [...]" (Dederich 2007, 9). Diese Sichtweise auf Menschen mit Behinderung scheint zu Beginn nichts Neues zu sein. *Wie kam es aber überhaupt dazu, sich abermals mit dem Phänomen Behinderung auseinanderzusetzen und worin liegt der Ursprung dieser neuen Forschungsrichtung?* Antworten darauf folgen im ersten Teil dieses Kapitels, nämlich in der Beleuchtung der Entstehungsgeschichte der Disability Studies (2.4.1). Danach wird auf seine Relevanz und vorherrschende Zielsetzungen, die innerhalb dieses Ansatzes bestehen, näher eingegangen (2.4.2). Auf seine Institutionalisierung verweise ich in 2.4.3. Unter 2.4.4 erfolgt eine kritische Reflexion des Begriffs Behinderung. In Unterkapitel 2.4.5 werden unterschiedliche Theorien von Behinderung, die u.a. in den Disability Studies verankert sind, diskutiert. Kritik innerhalb der Disability Studies wird unter 2.4.6 explizit gemacht. Eine Zusammenfassung der „neuen Sichtweisen auf Behinderung" findet nachfolgend statt (2.4.7).

2.4.1 Entstehungsgeschichte

Den Ursprung der Disability Studies bilden Behindertenbewegungen, die in den 1960er-Jahren in vielen Ländern, insbesondere in den USA, zum Vorschein kamen. Die Anliegen dieser Bewegungen fanden auch in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ihre Beachtung, wobei v.a. Werke der europäischen Philosophie und der amerikanischen Soziologie zu nennen sind. Zentrale Bezugspunkte stellen hierbei die Studien Erving Goffmans[89] und Michel Foucaults[90] dar. Diese und andere Studien aus Sozialgeschichte, Körperforschung, Frauen- und Geschlechterforschung, Literatur-, Kunst- und Kulturwissenschaften legten den Grundstein für den transdisziplinären Forschungsansatz der Disability Studies, dem als zentrales Moment das soziale Modell von Behinderung, das das medizinische ablöste, inhärent ist. (vgl. Renggli 2004, 15f)

Während das *medizinische Modell* Behinderung als etwas Defizitäres, Abweichendes von einer Norm bei einer Minderheit von Personen betont, geht ein neues Modell davon aus, dass Behinderung ein soziales, konstruiertes Phänomen darstellt, wobei es dazu in Großbritannien und den USA zwei disziplinär verankerte, auseinandergehende Betrachtungsweisen gibt: die sozialwissenschaftliche und die kulturwissenschaftliche. Erste unterliegt vorwiegend soziologischen Theorien, wie etwa materialistischen, insbesondere marxistischen. Ein (wirtschaftlich, politisch und sozial) behinderndes (Sozial-) System führe zu Exklusion und Unterdrückung. Menschen mit Behinderung wurden aufgrund dessen im wissenschaftlichen Sprachgebrauch in Großbritannien mit dem Label *„disabled people"* (Renggli 2004, 17) versehen. In den USA war von *„people with disabilities"* (ebd.) die Rede. Die Schädigung per se wurde aus medizinischer Sichtweise mit *„impairment"* und aus sozialem Blickwinkel mit *„disability"* betitelt. Die differenzierte, entgegenstehende Sicht auf Behinderung, die den Körper bald aus dem Blickfeld geraten ließ, wurde heftig kritisiert, mit der Forderung, den Körper nicht nur als *„ahistorisches, ‚natürliches' Objekt"* (ebd.) – so wie dies von Seiten der Medizin gesehen wurde - sondern als *„Teil von Geschichte und Kultur"* (ebd.) zu betrachten. Daher geriet u.a. die Forderung nach neuen nicht-dualistischen Theorien auf Grundlage von Poststrukturalismus und Phänomenologie in das Zentrum des Interesses. Ein anderes methodisches Konzept, das einer parteiischen, praxisorientierten Forschung gleichkam (betitelt mit *„emancipatory disability research"*), wurde aufgrund der Machtverhältnisse im Forschungsprozess kritisiert. Daraufhin wurde die Forderung nach Methodenpluralismus laut. (vgl. ebd., 16-18)

Das sozialwissenschaftliche Modell von Behinderung betont also Aspekte von Individualität, Repräsentation und Normalität. (vgl. ebd., 18) Behinderung wird beim sozialen Modell als *„sozial hergestellter Prozess konzipiert, in dem Normalität und Behinderung Teile des gleichen Systems darstellen und stets aufeinander angewiesen sind"* (Tervooren 2000a, 317). Der sozialkonstruktivistische Ansatz, der den Begriff des „temporarily able-bodied" verwendet, will

[89] „Asyle" 1961; „Stigma" 1963.
[90] „Psychologie und Geisteskrankheit" 1954; „Wahnsinn und Gesellschaft […]" 1961; „Die Geburt der Klinik [...]" 1963; „Überwachen und Strafen [...]" 1976.

Behinderung als Analysekategorie, wie Garland Thomson (1999, 2002) verdeutlichte, verstanden wissen: als ausschließendes System, als eine Form der Intoleranz aufgrund eines sich verändernden, zusammenhängenden Netzes sprachlicher, medizinischer, politischer, sozialer, wirtschaftlicher u.a. Strukturen.(vgl. Thomson 1999; 2002, 28) Damit wurde explizit, dass mit den Kategorien Geschlecht und Behinderung Widersprüche, Ambivalenzen und Fragmentierungen einhergehen würden. (vgl. Renggli 2004, 18f)

Das britische, kulturwissenschaftliche Modell etablierte sich erst in den 1990er-Jahren und war thematisch vorwiegend in Rehabilitationsprogrammen verankert Bei der *kulturwissenschaftlichen Strömung* der Disability Studies spielt der Umgang der Gesellschaft mit Menschen mit Behinderung aus historischer Perspektive eine entscheidende Rolle. Dabei lassen sich je nach Epoche und betrachteter Kultur interkulturelle Unterschiede im Umgang mit Behinderung feststellen. ForscherInnen würden nicht die Situation von Menschen mit Behinderung untersuchen, sondern die Gesellschaft, die Menschen mit und ohne Behinderung umfasst. Durch diese neue Sichtweise sollen Erkenntnisse durch den Vergleich des Umgangs mit Behinderung in unterschiedlichen Kulturen gewonnen und Unterschiede in der Sichtweise auf den Körper sowie durchgesetzte historische Separationen erfasst werden. (vgl. Waldschmidt 2004, 371f)

2.4.2 Relevanz und Zielsetzungen

Das Anliegen der politisch orientierten Wissenschaft Disability Studies hat zum Ziel – gemäß dem Motto der in Bremen stattgefundenen Sommeruniversität 2003 – „Behinderung neu [zu] denken“ (Süssmuth 2003, 13). Zielvorstellung ist „eine Gesellschaft“, die allen Menschen gerecht werden soll. Zur Verwirklichung dieses Postulats bedürfe es der Realisierung folgender Vorhaben: (vgl. ebd., 13f)

1.) weitgehende Förderung und Unterstützung von Menschen mit Behinderung, ohne Bevormundung.
2.) gesetzliche Regelungen, die die Gleichstellung von Menschen mit Behinderung gewährleisten.
3.) die Herstellung vollständiger Barrierefreiheit.
4.) die Vernetzung und Zusammenarbeit von Geistes-, Kulturwissenschaften, Unternehmen und der Öffentlichkeit.
5.) das Erlernen, mit Einschränkungen umzugehen sowie Menschen mit Behinderung zu akzeptieren.
6.) die Unterstützung von Menschen mit Behinderung, um Gleichberechtigung herzustellen und ihre Würde zu wahren.
7.) Menschen mit Behinderung in die wissenschaftliche Forschung (auch als ForscherIn) miteinbeziehen (emanzipatorischer Forschungsansatz) (vgl. Degener 2003, 25).
8.) Das inner- und außeruniversitäre Beforschen und Lehren von Disability Studies in allen Fachbereichen (Recht, Medizin, Geschichte, Kunst, Literatur, Philosophie). Die zwei bedeutendsten Fragen, die hier gestellt werden sollten und deren Antwort je nach Forschungsfach unterschiedlich ausfallen würden, sind erstens, ob das medizinische Modell von Behinderung noch

tonangebend ist und falls ja, wie es in der jeweiligen wissenschaftlichen Fachrichtung auftritt und zweitens, welche Auswirkungen es für Theorie und Praxis hätte, wenn das medizinische Modell vom sozialen ersetzt würde. (vgl. ebd.)

9.) die Verbindung zur Politik von Seiten der Disability Studies aufrecht erhalten. (vgl. ebd.)
10.) Menschen mit Behinderung helfen, damit sie gesellschaftlich teilhaben können. (Wilmerstadt 2003, 15)

Tervooren erkennt drei Säulen, auf denen die Interdisziplinarität der Disability Studies basieren. Zur ersten zählen soziologische Gesellschaftsanalysen und der Vergleich von Gesellschaften. Dabei interessiert das Verhältnis zu physischen und psychischen Abweichungen. Die zweite Säule fußt auf der historischen Analyse von Behinderung. Die letzte Säule befasst sich mit der Frage nach Anerkennung von Behinderung seitens der Gesellschaft. (vgl. Tervooren 2003, 17)

Waldschmidt nennt drei Ziele der Disability Studies. Das erste besteht im Zulassen der Erkenntnisse aller Wissenschaften, die zum Phänomen Behinderung beitragen können. Zweites Ziel sei die Beforschung von Behinderung aus dem Blickwinkel von Sozial- und Geisteswissenschaften. Drittens solle auf Basis wissenschaftlicher Erkenntnisse erreicht werden, dass Menschen mit Behinderung eine vollständige soziale Teilhabe erfahren. (vgl. Waldschmidt 2006, 67f)

Weisser beschreibt sechs von der „Society for Disability Studies“ verabschiedete Richtlinien. Die relevantesten Ausführungen werden hier in Kurzform wiedergegeben. Eine äußerst wichtige Richtlinie betrifft die Offenheit der Disability Studies gegenüber anderen Wissenschaftsdisziplinen. Die Disability Studies selbst kritisieren und hinterfragen den Behinderungsbegriff: einerseits um bekannte Denktraditionen aufzubrechen und andererseits, um ihn um neue Facetten zu bereichern. Mit der Einnahme der Gegenposition zu ausgrenzenden Institutionen nehmen die Disability Studies eine politische Haltung ein. Die Sichtweise auf Behinderung erfolge innerhalb der Disability Studies in einem sehr ausgeweiteten Kontext (empirische Untersuchungen, Kulturvergleiche, historische Analysen). Aber auch Themen wie Barrierefreiheit und der Einbezug von Menschen mit Behinderung in den Forschungsprozess (emanzipatorische/partizipatorische Forschungsansätze) spielen eine übergeordnete Rolle. Was Behinderung per se ist, bleibt bei den Disability Studies offen bzw. ist stets Untersuchungsgegenstand. (vgl. Weisser 2006, 76f)

Dederich (2007) nannte drei vordergründige Ziele. Disability Studies sollen

1.) die Differenzkategorie Behinderung kritisch reflektieren.
2.) soziale Entdiskriminierung, rechtliche Gleichstellung und „psychisches Empowerment“ (Bruner und Dannenbeck 2002, 71) vorantreiben.
3.) aufzeigen, wie Behinderung sozial, d.h. durch Machtausübung, konstruiert wird.

(vgl. Dederich 2007, 43) Disability Studies haben daher im Fokus, die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse zu erfassen, die dazu führen, dass Menschen ausgegrenzt werden. Fördermethoden oder Rehabilitation von Menschen mit Behinderung interessieren hier nicht. (vgl. Dederich 2007, 31)

2.4.3 Institutionalisierung

Der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Behinderung folgte die Institutionalisierung der Disability Studies in Großbritannien und in den USA. Im deutschsprachigen Raum existieren Disability Studies als Disziplin erst seit dem Jahr 2002 (vgl. Dederich 2007, 9) in Form der „Arbeitsgemeinschaft ‚Disability Studies' – Wir forschen selbst". Daraufhin gab es nachstehende Folgeentwicklungen: wissenschaftliche Beiträge über die wechselseitige Abhängigkeit von Behinderung und Normalität (siehe Tervooren, 2000a, 2000c), die Forderung der Anbindung der Disability Studies an den Diskurs der Cultural Studies sowie eine „Kampfansage" gegen eine Monopolisierung der Disability Studies als Forschung von Behinderung (Bruner und Dannenbeck, 2002). In Österreich setzte sich vorwiegend Sozialhistorikerin Gudrun Hopf (2002) mit den Disability Studies auseinander. Von Seiten der ForscherInnen aus der Schweiz sind bis jetzt ebenfalls nur wenige Beiträge zu verzeichnen. Erwähnenswert sind aber die Artikel über Behinderung und Normalität (Renggli, 2002, 2004) sowie über die Ästhetik von Körpern auf der Bühne (Schmidt & Ziemer, 2004). Dennoch ist weder in Österreich, noch in der Schweiz, eine vergleichbare institutionalisierte Entwicklung der Disability Studies – so wie dies in der Deutschland der Fall ist – zu bemerken. (vgl. Renggli 2004, 20f)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Disability Studies mancherorts transdisziplinärer Forschungsansatz sind, in anderen Ländern, wo keine oder erst kürzlich eine Institutionalisierung stattfand, als (Querschnitts-) Disziplin angesehen werden kann. Die Stärke der Disability Studies besteht im kritischen Hinterfragen des Zusammenhangs von Behinderung und Normalität, was sich in in der Vielfalt theoretischer und methodischer Zugänge manifestiert. Eine zentrale Perspektive liegt im starken Miteinbezug von Menschen mit Behinderung und ihren Organisationen in der Forschung zwecks Erfahrungsgewinns und erweitertem Verständnis gegenüber dem Prozess von Behinderung sowie der einhergehenden Exklusion von Menschen mit Behinderung aus dem Alltagsleben. Disability Studies sollten – nach Ansicht Rengglis - nicht dem Postulat folgen, eine bestehende Disziplin zu verdrängen, sondern Neues zu Tage zu bringen. In Anlehnung dieser Sichtweise könnten Disability Studies nicht nur in der Sonderpädagogik, sondern in vielen unterschiedlichen Disziplinen ihre Relevanz unter Beweis stellen. (vgl. ebd., 21f)

2.4.4 Behinderung kritisch reflektiert: eine Begriffskritik

Der Behinderungsbegriff wird in den kulturwissenschaftlichen Disability Studies „normalistisch" gebraucht, d.h., dass er als „Allgemein-Etikett" nicht imstande sei, Einzelphänomene in ihrer Einzigartigkeit zu erfassen. Mit ihm biete sich die Möglichkeit, eine „unendliche Fülle und Varianz von Einzelerscheinungen kategorial zusammenzufassen und zur Sprache zu bringen. Jedoch ist die sprachlich erzeugte ‚Ordnung der Dinge' kein Abbild der Wirklichkeit, sondern das Ergebnis eines komplexen Zusammenspiels von Beziehungen, Aussagen, Aussagensystemen und einem Netzwerk gesellschaftlicher Praktiken, die den in ihnen zur Verwendung kommenden Wörtern ihren spezifischen Sinn geben" (Dederich 2007, 48).

Eine Sprachanalyse ermögliche, Prozesse der (historisch und gesellschaftlich bedingt hergestellten) Behinderung zu kritisieren und zu rekonstruieren. Konkret könnten zugeschriebene Bedeutungen des Phänomens Behinderung in eine Struktur gebettet und Reaktionen auf Behinderung aufgedeckt werden (vgl. Linton 1998, 8). Das Diskriminierende werde durch den Behinderungsbegriff verstärkt: mit dem Verweis auf die Unterscheidung von „dis/ability" im Bezug auf den (gesunden/geschädigten) Körper. Die (kulturelle) Bewertung von „ability" gerate zur „disability". Das „dis" vom Wort „disability" weist auf das Fehlen einer Fähigkeit hin und differenziert abermals zwischen „behindert" und „nicht behindert". Durch diese sprachliche Strukturierung entstehe der Eindruck einer homogenen sozialen Gruppe, deren Verbindung „die Behinderung" darstelle. Im westlichen Kulturkreis würden daher unterschiedliche Schädigungen individualisiert wahrgenommen. Der Behinderungsbegriff sei gleichermaßen theoretisch als auch politisch verankert. Anhand derlei Konstruktion von Behinderung orientieren sich soziale Praxen. (vgl. Dederich 2007, 48f)

Neue Begriffe weisen Vor- und Nachteile gleichermaßen auf. So war beispielsweise bei der „Sondererziehung" (ebd.) von Kindern der Begriff „special needs" aufwertend gemeint, da dieser Gruppe Bildungsmöglichkeiten eröffnet und Bildungsfähigkeit zugesprochen wurden. Während in der Alltagssprache das Besondere als überdurchschnittlich gilt, ist dies hier nicht der Fall. Kinder mit Behinderung würden aus gesellschaftlicher Betrachtungsweise nicht als etwas Besonderes, Überdurchschnittliches angesehen. Negativzuschreibungen orientieren sich am Heilungskonzept, d.h., das Ziel ist auf das Überbrücken von Einschränkungen und Erschwernissen ausgerichtet. Dieser Sichtweise sei die Nichtakzeptanz von Behinderung als Teil gesellschaftlicher „ Normalität" inhärent. (vgl. ebd., 50)

Innerhalb der Disability Studies wird am Behinderungsbegriff trotz seiner Schwächen zwecks Analysetätigkeit festgehalten. Das Ziel besteht darin, ihm einen neuen Sinn zu verleihen. Einer sozial hergestellten Minderheit soll damit Rechnung getragen werden, ihre Anliegen explizit machen zu können. Der Behinderungsbegriff wird daher erstens scharfer Kritik unterzogen und zweitens politisch eingesetzt: als „identitätsbildende Kategorie" (ebd., 50). Ziel ist also die Aufhebung von Dualismen (wie z.B. normal/abnormal), die „Reduktion und Dekonstruktion historischer und kultureller Denk-

muster, Philosophien, wissenschaftlicher Diskurse, gesellschaftlicher Praktiken und institutioneller Organisation“ (ebd.). Die neue Logik bzw. das neue Verständnis von Behinderung soll daher Unterschiede anerkennen, Exklusion und Hierarchien entgegenwirken. (vgl. ebd., 51)

2.4.5 Theorien von Behinderung

Der Methodenpluralismus spiegelt sich in der differenzierten Auseinandersetzung und den unterschiedlichen Sichtweisen auf konkrete Aspekte von Behinderung wider. Während manche AutorInnen Studien zur Geschichte der Behinderung in Amerika verfassten (siehe Longmore und Umansky, 2001), stellen andere Behinderung in der Literatur, insbesondere Behinderung und Körper, in den Mittelpunkt ihrer Forschungstätigkeit (siehe Mitchell und Snyder 1997; 2000). Zur theoretischen Auseinandersetzung der Disability Studies trug Siebers (2001) bei. Thomson (1997) beschäftigte sich mit der Repräsentation von Behinderung (Freak Shows). Handbücher, Sammelwerke sowie Reader setzten sich auf unterschiedliche Art und Weise mit Teilbereichen der Disability Studies auseinander (z.B. Albrecht, Seelman und Bury, 2000). (vgl. Renggli 2004, 20).
Nachfolgend werde ich die drei im Wissenschaftsdiskurs dominierenden Sichtweisen von Behinderung (medizinisch, sozial- und kulturwissenschaftlich-historisch) beschreiben.

2.4.5.1 Medizinische und individuelle Sichtweisen

In den westlichen Gesellschaften findet eine Beurteilung von Menschen dahingehend statt, ob physische Merkmale und Fähigkeiten gegeben sind und ob ärztliche Diagnosen Arbeitsfähigkeit bescheinigen. Die Konsequenz davon ist, dass Menschen mit Behinderung in Institutionen geleitet werden oder Hilfestellungen erhalten. In beiden Fällen finde soziale Ausgrenzung statt. (vgl. Weisser 2005, 24) Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken wurde in Großbritannien das soziale Modell von Behinderung erarbeitet (vgl. Waldschmidt 2003, 11f). Krankheit oder physische Defizite werden aus medizinischer Sichtweise als Individualmerkmal bzw. als Schicksal angesehen, das es medizinisch zu behandeln gilt. ExpertInnen kümmern sich dann um medizinische Intervention und Rehabilitation. Menschen mit Behinderung sind diesem Verständnis folgend von ExpertInnen und Sozialhilfe abhängig (vgl. Waldschmidt 2006, 70).
Das medizinische Modell von Behinderung lässt sich durch drei Charakteristika kennzeichnen (vgl. Weisser 2006, 79):

1.) Behinderung als Individualproblem
2.) Gleichsetzung von Behinderung mit physischen, psychischen oder geistigen Defiziten
3.) Determination von Handlungsoptionen durch medizinische Praxen

Die „Union of the Physically Impaired Against Segregation“ (UPIAS) aus den 1970er-Jahren, die u.a. anstoßgebend für das soziale Modell von Behinderung war, zielte darauf ab, Menschen mit Behinderung gesellschaftlich mit zu berücksichtigen, d.h. in Alltagsaktivitäten miteinzubeziehen sowie sozialer Ausgrenzung und Barrieren entgegenzuwirken. (vgl. ebd.)
Auch wenn das medizinische Modell von Behinderung in Rehabilitation und Sonderpädagogik nach wie vor präsent ist, so sei ein Rückgang dieser Dominanz durch die Definition von Behinderung durch die WHO erfolgt. Dabei wurden soziale Folgen von Behinderung mitberücksichtigt. (vgl. Schönwiese 2005, 18)

2.4.5.2 Das soziale Modell

Das britische soziale Behinderungsmodell stammt vorwiegend aus der Soziologie und grenzte sich von der Medizinsoziologie auf Basis der Unterscheidung der beiden Termini Behinderung und Krankheit ab (Barnes und Mercer 1996). Die Abgrenzung des sozialen vom medizinischen Modell entstand durch Mike Oliver im Jahre 1983 (vgl. Priestley 2003, 26). Während beim medizinischen Modell Behinderung als individuelles Problem begriffen wird, liegt die Ursache für Behinderung aus sozialwissenschaftlicher Sichtweise in der Gesellschaft, die soziale Teilhabe verhindere und Barrieren errichte. Nicht nur die Ursachen für Behinderung, sondern auch die Lösungsvorschläge variieren zwischen medizinischem und sozialem Modell. Bei Erstgenanntem wird mittels Rehabilitation und Therapien versucht, das „benachteiligte Leben“ erträglich zu machen. Starken Einfluss übte die marxistisch orientierte Soziologie auf das sozialwissenschaftliche Modell aus. Beim sozialen Modell besteht der Versuch, gesellschaftlich errichtete Barrieren (behinderndes Sozialsystem mit wirtschaftlichen, politischen und sozialen Hindernissen, die zu Unterdrückung und Exklusionsformen führen) und Diskriminierungen ausfindig zu machen und zu beheben. (vgl. Renggli 2004, 17) Es wird nach den Ursachen von Behinderung und nach Bewältigungsstrategien gesucht, um gleichwertige Teilhabe und Anerkennung herzustellen. (vgl. Zarb 1995, o.S.)
Waldschmidt bringt diese theoretischen Implikationen nochmals „auf den Punkt“, indem sie nicht die Pathologie als Ursache für Behinderung ortet, sondern das soziale System, das systematisch ausgrenze und Barrieren herstelle. Eine Veränderung müsse nicht beim Individuum, sondern bei der Gesellschaft stattfinden. (Waldschmidt 2006, 70)
Priestley, der ebenso von einer Ausgrenzung durch die Gesellschaft spricht, zeigte auf, dass innerhalb der britischen Disability Studies eine Änderung im Sprachgebrauch im Kontext von Behinderung einsetzte. Ab sofort war von „Menschen, die von der Gesellschaft, in der sie leben, behindert werden“ (Priestley 2003, 25) die Rede.
Zu den wichtigsten Wissenschaftsbeiträgen, die im britischen sozialen Modell verankert sind, verweist Renggli auf jene Paul Hunts, Vic Finkelsteins und Michael Olivers. (vgl. Renggli 2004, 17)

Nachfolgend werden Kritikpunkte, die an das soziale Modell von Behinderung gerichtet waren, explizit gemacht.

Eine Kritik bezog sich darauf, dass ein Begriff wie „impairment“ (Schädigung) ebenfalls Behinderung zuzuordnen wäre, da er Teil des Lebens von Menschen mit Behinderung sei (vgl. Crow 1996, o.S.), oder anders ausgedrückt, dass „impairment“ noch immer als medizinisches und nicht als soziales Phänomen („disability“) verstanden werde (vgl. Renggli 2004, 17). Während also die erste Kritik die getroffene Unterscheidung von „impairment“/“disability“ aufgriff, wurde bald danach kritisiert, dass der Körper aus dem Blickfeld gerate. Der Körper dürfe nicht alleiniges Untersuchungsobjekt der Medizin bleiben, sondern müsse auch als „ahistorisches, ‚natürliches’ Objekt“ (ebd.), das in die Geschichte und Kultur eingebettet ist, begriffen werden. Der Ruf nach einer Überarbeitung des sozialen Modells von Behinderung wurde daher laut. Poststrukturalistische und phänomenologische Ansätze gewannen im Hinblick auf die Ausarbeitung eines neuen, nicht-individualistisch gehaltenen Konzepts an Bedeutung (vgl. Corker und Shakespeare 2002). Zwecks Miteinbezug von Menschen mit Behinderung in den Forschungsprozess wurde das methodisch orientierte Modell „emancipatory disability research“ kritisiert, das als „praxisorientierte, parteiische Forschung [charakterisiert werden kann], in der die traditionelle Hierarchie von Forschenden und Beforschten umgekehrt und das Empowerment von Menschen mit Behinderung erleichtert wird [...]“ (Mercer 2002, 233 zit. n. Renggli 2004, 17f). Diese Kritik richtete sich an die Rollen der ForscherInnen sowie auf Machtverhältnisse innerhalb des Forschungsvorgangs. Nicht eine Vorstellung, wie geforscht werden sollte, wäre vorzuziehen, sondern eine Vielfalt an Fragestellungen. Die Lösung dieses Problems sahen WissenschaftlerInnen in der Anwendung eines Methodenpluralismus. (vgl. Renggli 2004, 18)

Shakespeare und Watson kritisierten am sozialen Modell, dass es zu machtvoll und nicht genug hinterfragt wurde. Es avancierte gewissermaßen zum Ideal für Menschen mit Behinderung. Es kam zu Widerständen innerhalb der Wissenschaftsdisziplin Disability Studies. Shakespeare und Watson betrachten das soziale Modell als mächtig, allerdings als nicht weiter veränder- bzw. reformierbar. Aufgrund der Kritik von außen wäre eine Reformierbarkeit nicht gegeben. Einziger Ausweg sei, das gesamte Konzept neu zu entwickeln. Die beiden Autoren verwiesen dabei auf das amerikanische Modell, das weniger stark sozialwissenschaftlich geprägt sei. (vgl. Shakespeare und Watson 2002, o.S.)

Walschmidt knüpft mit ihrer Kritik an Crow an, da lediglich Behinderung und nicht damit verbundene Begriffe als gesellschaftlich hergestellte Ausgrenzung verstanden wurde. Damit gehe einher, dass – ähnlich wie beim medizinischen Modell – von einer Behinderung ausgegangen werde. (vgl. Waldschmidt 2006, 71) Waldschmidt nannte dieses Vorgehen einen „unkritischen Naturalismus“ (ebd.). Die Ausarbeitung eines Lösungsansatzes impliziere, dass etwas Störendes vorhanden sei: Ziel wäre also, das Störende zu beheben. (vgl. ebd.)

2.4.5.3 Das kulturwissenschaftliche Modell

1997 plädierte der Brite Tom Shakespeare (1997, o.S.) für die Rekonzeptualisierung des sozialen Modells von Behinderung. Menschen mit Behinderung widerfahre nicht nur materielle Diskriminierung, sondern auch Beeinträchtigung über kulturelle Repräsentation, Sprache und Sozialisation. Neben sozialen Ursachen spielen auch kulturelle Entwicklungen eine Rolle. Das kulturwissenschaftliche Modell entwickelte sich aus der Diskussion über die Rekonzeptualisierung des sozialen Modells von Behinderung.
Anne Waldschmidt (2004) betonte beim kulturwissenschaftlichen Modell die Wichtigkeit der historischen Perspektive. Aus ihr lasse sich erkennen, wie mit Menschen mit Behinderung in unterschiedlichen Kulturen und Epochen umgegangen wurde. Der Blick auf die Gesamtgesellschaft und nicht auf Individuen, die eine Behinderung aufweisen, sei von großer Bedeutung. (vgl. Waldschmidt 2004, 371f)

Dederich (2007) vertrat ebenso die Ansicht, dass Behinderung kulturell abhängig und historisch wandelbar sei. Für die Herstellung und Veränderung des Phänomens Behinderung wären „Kommunikation, Kollektivität und Standardisierung verfestigten Wissens, in das Glaubensvorstellungen, Grundüberzeugungen und affektive Gestimmtheiten von Kollektiven […]" (Dederich 2007, 41) von Belang. Bestehende gesellschaftliche, historische und kulturelle Bedingungen, die als wandelbar angesehen werden, würden den Rahmen bestimmter Sichtweisen auf Behinderung ausmachen. Eine Folge davon sei beispielsweise, dass Phänomene des Körpers als störend bzw. negativ empfunden werden. Würden sich Diskurse, Macht und Wissen, die mit dem Phänomen Behinderung verbunden sind, ändern, könnte auch die Bedeutung von Behinderung sowie der Umgang mit dem Phänomen per se verändert werden. (vgl. Dederich 2007, 11) Da der Körper eine Zentralstellung einnehme – Garland Thomson sprach von einer „Geschichte, die wir über Körper erzählen" (Garland-Thomson 2003, 419) – zählt zu den Hauptaufgaben der kulturwissenschaftlich orientierten Disability Studies, zu fragen, wie Körper als „anthropologische Wahrheiten" (Dederich 2007, 12) entstehen, sich in Repräsentationen, Institutionen und Praktiken widerspiegeln, normative Hierarchien und Unterschiede herstellen und eine Zwei-Welten-Theorie (Menschen mit und ohne Behinderung) zur Folge haben (vgl. ebd., 12). Neben den vier Haupteinflüssen auf Kulturwissenschaft[91] steht die bereits angesprochene Prämisse der „Kulturalität und Historizität von Phänomenen" (Dederich 2007, 40) im Zentrum des Interesses. Kulturelle und historische Phänomene könnten daher nicht als unumstößliche Fakten angesehen werden, sondern als kontext– und kulturabhängig. Dabei spiele das kulturelle Kollektivgedächtnis von Gesellschaften dahingehend eine entscheidende Rolle, wie mit Menschen umgegangen wird und welches Verhalten adäquat erscheint.

[91] Hierzu zählen 1.) Biologie und Verhaltensforschung/Kulturanthropologie; 2.) Ethnologie/Volkskunde/Cultural Studies/Literaturwissenschaften/kulturvergleichende Psychologie; 3.) Soziologie/Politologie/Geschichte; 4.) Rechts- und Wirtschaftswissenschaften/Linguistik/Psychologie. (vgl. Dederich 2007, 40)

Auch die Wahrnehmung und normative Sinngebung von Phänomenen würde dadurch stark beeinflusst. (vgl. ebd.) Die individuelle Wahrnehmung sei somit sozial und gesellschaftlich beeinflusst.

Die kulturwissenschaftliche Ausrichtung der Disability Studies ist thematisch breit und trans-disziplinär angelegt und ermöglicht eine differenzierte methodische Herangehens- sowie theoretische Sichtweise[92]. Wissenschaftstheoretisch gesehen bestehen Bezüge zu Wissenssoziologie, Geschichte, Konstruktivismus, Philosophie, Hermeneutik, Medientheorie, Kritische Theorie, etc. Dennoch sind gegenwärtig sozialwissenschaftliche Fragen dominant. Von Nachteil sei dabei, dass bei einer Analyse gesellschaftlicher Rahmenbedingungen ein negatives Bild von Behinderung fortgeführt werde, was eine Teilhabe aller Gesellschaftsmitglieder verhindere. Kulturwissenschaftliche Fragestellungen zielen darauf ab, Repräsentationen und Wahrnehmungen von Behinderung in Wissenschaftsdisziplinen explizit zu machen. (vgl. Dederich 2007, 41f)

Davis (1995) verglich Behinderung im europäischen Kulturraum von der Antike bis zur Neuzeit und gelangte zu dem Schluss, dass Behinderung in der sinnlichen Körperwahrnehmung beginne und Reaktionen hervorrufe: die Wahrnehmung von Behinderung, ihre Bedeutungszuschreibung und das daraufhin ausgerichtete (Sozial-) Verhalten. (vgl. Davis 1995, 13) Macht hätte jene Person, die imstande sei, zu sehen (vgl. Dederich 2007, 43). Behinderung werde als Funktion (und die damit verbundene Unfähigkeit) sowie als Erscheinung begriffen (vgl. ebd., 11). Abnorme Körper und Funktionen würden sich auf die Historie der Wissenschaften, auf die jeweiligen Kulturen sowie auf die Menschen selbst bzw. auf deren Identitätsbildung auswirken. Menschen mit Behinderung würden weniger als Personen per se wahrgenommen. Ihr Sein würde stets mit der Behinderung in Verbindung gebracht. Folgen davon wären, dass sich kulturell geprägte Interpretationen und Beurteilungen dreifach auswirken: auf

- das Selbstverständnis von Individuen,
- die auf Differenz aufgebaute Sichtweise von Behinderung,
- die kulturspezifische Ausrichtung des Verhaltens der Mitmenschen.

(vgl. Dederich 2007, 46f)

Dederich konstatierte, sich auf Davis beziehend, dass die „Standardisierung und Normierung menschlicher Körper- und Sinnesfunktionen maßgeblich durch die Industrialisierung und die mit ihr entstandenen neuen Anforderungen an die Arbeiter beeinflusst wurde“ (Davis 1995 zit. n. Dederich 2007, 43f). Außerdem wären mit dem Sehen Erwartungen verbunden, die im Falle von Behinderung eine emotionale Reaktion bzw. Gefühle von „Unheimlichkeit“ (Davis 1995, 141f) hervorriefen. Davis verweist auf Freud, der die abstoßende Reaktion auf Behinderung dahingehend interpretierte, dass Individuen Objekte, die eine Behinderung aufweisen, „am liebsten“ entfernen würden. Dies

[92] Zum Beispiel erkenntnistheoretisch, medizin-, sozial-, begriffs-, ideen- und institutionsgeschichtliche Untersuchungen (vgl. Dederich 2007, 41).

manifestiere sich in Segregation, Diskriminierung, Marginalisierung etc. Die „natürliche Reaktion“ auf Behinderung könne daher als sozial konditioniert und politisch hergestellt betrachtet werden. (vgl. Davis 1995, 13)
Behinderung sei gesellschaftlich, kulturell und politisch bedingt. Narrationen mythischer, religiöser, politischer, wissenschaftlicher oder technischer „Natur“ wären Bezugssysteme von Kulturen, die individuelle und soziale Wirklichkeit verändern (vgl. Dederich 2007, 45). Während unter dem Begriff Narrationen offene, flexible Erzählungen zu verstehen sind, gelten Narrative als determinierende, unflexible, sich verfestigende Sprech- und Deutungsmuster. Behinderung könne daher als „diskursiv hergestelltes Narrativ“ angesehen werden. Narrative bergen das Potential von Phantasien und Sinnestäuschungen. (vgl. ebd., 45f)

Kritik am sozialen Modell von Behinderung führte zur kulturwissenschaftlichen Perspektive. Eine neue Theorie sei notwendig gewesen, um der gesellschaftlich ausgeübten Unterdrückung von Menschen mit Behinderung ein Korrektiv zu geben.
Sutherland plädierte für die Aufhebung des Dualismus „normal“ und „behindert“. Er meinte dabei aber nicht, lediglich Schädigungen außer Acht zu lassen. Wenn jede Person als behindert gelte, wäre auch jede/r gesellschaftlichem Ausgrenzungsrisiko ausgesetzt. (vgl. Sutherland 1981, o.S.).
Shakespeare und Watson nahmen diesen Lösungsvorschlag Sutherlands, der ein neues Körperverständnis schaffen könnte, in ihr Gedankengut auf Da alte Menschen im Laufe ihres Lebens Beeinträchtigungen oder Krankheit ausgesetzt wären (vgl. Dederich 2007, 20) bzw. das Risiko mit zunehmendem Alter steige, einer Behinderung zu erliegen (vgl. Tervooren 2002, 1 zit. n. Dederich 2007, 20), greife das soziale Modell von Behinderung zu kurz (vgl. Shakespeare und Watson 2002, o.S.).
Finkelstein vertrat die Ansicht, dass eine Anpassung von Menschen mit Behinderung an die „Normalgesellschaft“ scheinbar nie vorgesehen war, viel eher aber die Wegnahme von Barrieren. Behinderung werde von Wissenschaften wie der Medizin unhinterfragt hingenommen. Es werde lediglich versucht, das Defizitäre zu bearbeiten. (vgl. Finkelstein 2001, o.S.)

Tervooren schreibt, dass die kulturwissenschaftliche Analyse fruchtbar sein könnte, um Begriffsbezeichnungen verschiedener historischer Epochen auf den Grund zu gehen. Der gegenwärtige Umgang mit Menschen mit Körperbehinderung basiere auf die historische Verwendung des Behinderungsbegriffs. Des Weiteren schließt Tervooren nicht aus, dass die gegenwärtigen Sichtweisen auf Behinderung nicht die „modernsten“ sein müssen. Es könnte sein, dass vergangene Epochen bereits fortschrittlichere Vorstellungen von Behinderung hatten. (Tervooren 2002, o.S.)

Waldschmidt tritt für eine Weiterentwicklung beider Modelle – des sozial- als auch kulturwissenschaftlichen – ein (vgl. Waldschmidt 2003, 12). Großes Potential sieht sie in

Letztgenanntem aufgrund der „Historisierung der Behinderungskategorie“ (ebd., 18), d.h., dass über Epochen hinweg analysiert werden könne, was in der Gesellschaft unter Behinderung verstanden und wie mit dem Phänomen umgegangen wurde. (vgl. ebd., 18) Als Ergänzung zu den kulturwissenschaftlich orientierten Disability Studies begreift Waldschmidt die „historische Biographieforschung“ (ebd., 19). Des Weiteren meint sie, dass dem Phänomen Behinderung Kultur inhärent sei und eine Determination aufgrund physischer Beeinträchtigungen zu kurz greife (vgl. ebd., 19f).

Im Bezug auf die Auffassung von Behinderung als etwas „gesellschaftlich Normales“ gehen die beiden Hauptrichtungen der Disability Studies auseinander. Die kulturwissenschaftliche Orientierung begreift Behinderung als Teil gesellschaftlicher Normalität, die naturwissenschaftliche hingegen nicht. Behinderung könne im Hinblick auf die Häufigkeit ihres statistischen Auftretens als „normales Phänomen“ (ebd., 21) begriffen werden. Wird Behinderung als unveränderbar betrachtet, erscheint es als „nicht wünschenswert“ und daher als „nicht normal“ (ebd.). Viele Menschen sehen in der Normalität etwas Alltägliches und Durchschnittliches. Der Wunsch nach Einzigartigkeit könne daher dazu führen, Normalität abzulehnen. (vgl. ebd.) Normalität könne dieser Betrachtung folgend (normativ) differenziert angesehen werden. Die Akzeptanz von Menschen mit Behinderung in der Gesellschaft werde erst dann erfolgen, wenn sie von der Gesellschaft als „integraler Bestandteil“ (Waldschmidt 2006, 73) angenommen werden. Das Hauptziel der Disability Studies besteht in einer Gesellschaft für alle, in der jede Person gleich viel wert ist und gleich behandelt wird. Die Behinderungskategorie würde sich dadurch auflösen. (vgl. Waldschmidt 2006, 73)

Raab befasste sich damit, wie Menschen mit Behinderung in die Gesellschaft unter kulturwissenschaftlicher Betrachtung integriert werden. Das Vorhaben, Menschen mit defizitären Körpern, die eine Minderheit darstellen, in die Gesellschaft integrieren zu wollen, zeuge davon, Normen der Mehrheitsgesellschaft als unhinterfragt hinzunehmen bzw. als Maßstab zu verwenden. Macht- und Herrschaftsverhältnisse würden dagegen viel eher reproduziert. Menschen mit Behinderung würden außerdem klassifiziert und homogenisiert, anstatt ihrer Vielfältigkeit affirmativ gegenüberzustehen. Gesellschaftliche Praxen müssten daher verändert werden, um Integration von Menschen mit Behinderung herstellen zu können. (vgl. Raab 2006, o.S.)

2.4.6 Kritik innerhalb der Disability Studies

Die in Amerika entstandene Disability-Bewegung besteht vorwiegend aus „weißen, privilegierten, gebildeten Erwachsenen mit sichtbaren Behinderungen“ (Dederich 2007, 54). Menschen, die eine andere Hautfarbe haben, über wenige (kulturelle, soziale, ökonomische) Ressourcen verfügen und Behinderungen aufweisen, die nicht sichtbar sind, fehlten in dieser Gruppierung. Daraufhin wurde die Forderung nach dem emanzipierten Forschungsansatz laut, der Menschen mit Behinderung in allen

Forschungsbelangen miteinbezieht bzw. genau sie es sind, die als ExpertInnen im Forschungsprozess auftreten. Problematisch erscheint dabei aber, dass

- nicht die Interessen aller Beteiligten berücksichtigt werden, d.h., dass bestimmte Forschungsfragen und –ergebnisse, die mit Zielen, die außerhalb der Wissenschaft liegen, beiseite geschoben werden.
- einseitiges Forschen betrieben wird und die Frage aufkommt, welche „Subgruppen" beforscht werden sollen.
- nicht alle „Behindertengruppen" dem Inklusionspostulat folgen.
- dass innerhalb der Disability Studies aufgrund bestehender inhaltlicher Interessen („nur") selektiv für Werte eingetreten werde (vgl. Dederich 2007, 55).

2.4.7. Zusammenfassung[93]

Als Vorläufer der heutigen Disability Studies sind Sonder- und Heilpädagogik[94], Rehabilitationswissenschaften[95] und jene Disziplinen, die sich aus den beiden vorangegangenen mit Behinderung beschäftigten und sich unter „Disability Research" zusammenfassen lassen, zu nennen. Im historischen Ablauf entwickelten sich drei Sichtweisen auf das Phänomen Behinderung. Die letzten zwei Jahrhunderte waren von Exklusion (Wegsperren von Menschen mit Behinderung), Segregation (Sozialisationseinrichtungen förderten Menschen mit Behinderung), Integration (defizitorientierte, heilpädagogische Förderung) und Inklusion (Ausweitung von Rechten und Zugeständnis von Teilhabe) geprägt. Die langanhaltende medizinische und defizitorientierte Sicht auf Behinderung wurde auf Basis der in den 1970er-Jahren entstandenen Behindertenbewegungen in den USA und Großbritannien zumindest im Wissenschaftsdiskurs unterbrochen und legte durch die Institutionalisierung der neuen Wissenschaftsdisziplin „Disability Studies" zwei neue Möglichkeiten nahe, Behinderung wahrzunehmen: als soziales oder historisch-kulturelles Phänomen.
Bei erstgenanntem Ansatz, der aus Großbritannien kommt, ist die Theorie sozialer Unterdrückung, die Behinderung als Ergebnis von Diskriminierung erachtet, vorrangig. Behinderung wird somit als soziales Problem einer kollektiven Identität wahrgenommen. Die Lösung zur Behebung von Behinderung liege hierbei in sozialer Aktion und Selbsthilfe, die Verantwortung des Handelns bei Individuum und Kollektiv gleichermaßen. Erfahrungen der Betroffenen sind Ausgangspunkt der Analyse sozialwissenschaftlich orientierter Disability Studies. Verwirklicht werden sollen Bürgerrechte, Autonomie, Empowerment und Selbstbestimmung mit Hilfe politischer Interventionen.

[93] Ausführungen und Ausdrücke, die ergänzend zu den Erläuterungen in 2.4 hinzukamen, beziehen sich auf den am 28.3. 2011 gehaltenen Vortrag über Disability Studies von Anne Waldschmidt am Institut für Bildungswissenschaft der Universität Wien.
[94] Mit sonder- und heilpädagogischen Fragestellungen setzten sich Pädagogik, Psychiatrie, Medizin, Theologie, Anthropologie, Philosophie und Ethik auseinander.
[95] Unter diesem Sammelbegriff subsumieren sich Disziplinen wie Medizin, Psychologie, Public Health, Sozialpolitik, Sozialplanung und Sozialrecht.

In den USA wandte man sich den Geisteswissenschaften zu, nicht zuletzt aufgrund der Kritik am sozialen Modell von Behinderung, das als größten Schwachpunkt aufgrund der sprachlichen Verwendung von Behinderung und zugehöriger Termini (z.B. Schädigung) Behinderung impliziere. Etwas Störendes solle hingegen behoben werden. Behinderung werde aber nicht als „Eigenheit“ und Teil gesellschaftlicher Realität angesehen, das akzeptiert und anerkannt wird. Ein duales Denkmuster („behindert“/“nicht behindert“) bleibt dadurch aufrecht.

Die kulturwissenschaftliche Sichtweise auf Behinderung ist historisch-kritisch geprägt. Die Reflexion von Normen, Subjektivität und Identität spielen hier eine bedeutsame Rolle. Behinderung sei nämlich kulturell bedingt und historisch wandelbar. Bereits die verwendete Sprachpolitik implizierte Vorstellungen über Behinderung und gab sie über Generationen hinweg weiter. Der Körper, der eine Zentralstellung einnimmt wird als störend empfunden und wurde in der Vergangenheit lange Zeit aus der Reichweite der „normalen Gesellschaft“ gebracht. Die Geschichte über den Körper spiegle sich in sozialen Praxen, Repräsentationen und Institutionen wider. Historische und kulturelle Phänomene erscheinen aus dieser Perspektive in einem anderen Licht: nicht mehr als Fakten, sondern als kontext- und kulturbedingt hergestellte Informationen. In der kulturwissenschaftlichen Herangehensweise sei es unumgänglich, den Körper als Analysekategorie ins Zentrum der Untersuchungen zu rücken, da (physische, psychische und geistige) Behinderung über den Körper wahrgenommen werde. Die Identifizierung von Behinderung erfolge über Äußerungen, Körperformen, Bewegungen und Laute.

Beiden Ansätzen ist gemein, Behinderung als soziale Konstruktion, als Erfahrung zu begreifen. Der Nachteil, dass in beiden Ansätzen nicht auf den Terminus Behinderung verzichtet werden kann, liegt darin begründet, dass er für die Analyse als Leitkategorie zwecks besseren Verständnisses von Politik und Kultur von Nutzen ist. Ein zentrales Ziel der kulturwissenschaftlichen Disability Studies besteht in der Dekonstruktion von Behinderung.

2.5 Zusammenfassung

Auch wenn die in Tabelle 5 ersichtlichen Ansätze (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) differenzierte theoretische Verortungen und Termini aufweisen, sowie unterschiedliche Methoden zur Beantwortung ihrer jeweiligen Forschungsfragen verwenden, ähneln sie sich in ihren Zielvorstellungen: der Analyse und dem Entgegenwirken gesellschaftlicher Ausgrenzung bzw. der Sichtweise auf eine behindernde Gesellschaft aufgrund vorherrschender Gesetze, Denkmuster und Verhaltensweisen von Seiten gesellschaftlicher AkteurInnen (Gruppen und Individuen) und Organisationen. Die Vielfalt der theoretischen Stränge ermöglicht eine umfassende Analyse der Lebensbedingungen, Erlebnisse und Erfahrungen Studierender mit Behinderung. In einzelnen wissenschaftlichen Publikationen ist meist nicht vom sozialen Modell von Behinderung die Rede. Dennoch ist bei ihrer Durchsicht Behinderung in Form unzureichender gesellschaftlicher Bedingungen (Barrieren) vorzufinden.

Manche empirische Analysen, die dem sozialwissenschaftlichen Ansatz zugeordnet werden können, sich selbst aber nicht in den Disability Studies verorten, begreifen Behinderung einerseits im Kontext von Armut, grenzen sich vom Armutskonzept per definitionem aber insofern ab, als soziale Exklusion mit (sozialen) Verhaltensweisen (Strategien, Regelungen) gesellschaftlicher AkteurInnen in Verbindung gebracht bzw. durch diese hergestellt wird. Dadurch sei Handlungsbedarf seitens gesellschaftlicher AkteurInnen (z.B. in Politik und Wirtschaft) gegeben. Der sozialwissenschaftliche Ansatz eröffnet aufgrund seiner Mehrdimensionalität, Relationalität und Dynamik Anschluss-möglichkeiten zu einer Konstruktion von Behinderung, die jener der ICF entspricht. (vgl. Wansing 2005, 192f)

Wird der Versuch angestellt, Behinderung mit sozialer Ausgrenzung (Exklusion), die von Seiten „der Gesellschaft“ hergestellt wird, gleichzusetzen, so ist Behinderung

- das Ignorieren der Forderung nach **Empowerment und Autonomie**. Teilnahme an allgemeinen Dienstleistungen und Teilhabe am Gesellschaftsleben bleiben unberücksichtigt und Selektion sowie Separation (räumliche und persönliche Segregation) bleiben aufrecht. (vgl. Schwalb und Theunissen 2009).
- aus **system- und differenztheoretischer Sicht** als Ausschluss von Kommunikationsprozessen (Bruch von Solidarität, Verwehren von Mitgliedschaften in Sozialsystemen) (vgl. Stichweh 2009, 29) und Leistungen der gesellschaftlichen Funktionssysteme zu begreifen: ein Ausschluss, der durch die Funktionssysteme der Gesellschaft und der ihr innewohnenden Organisationen und Institutionen hergestellt wird. Konkret sind soziale Einstellungen und Vorurteile, Kontextfaktoren sozialer Ausgrenzung wie ökologische Umweltfaktoren (architektonisch und physikalisch; finanzielle und rechtliche Barrieren), ein unzureichendes Bildungssystem und zu wenig verfügbare Informationen gemeint. Menschen mit Behinderung wird eine Zunahme der Ausgrenzung prophezeit, da biographische und ökologische Übergänge – von einer Institution in die nächste (von Schule in Berufsleben) zu bewältigen sind und die eigene Identität und Inklusionsrollen ständig neu ausverhandelt werden müssten. Eine „Normalbiografie“ sei nur schwer herzustellen. (vgl. Wansing 2005)

Quelle	Theorie/ Philosophie	Charakteristika	Intention/Ziel	Zugang/ Methode(n)	Zentrale Termini
Schwalb/ Theunissen	Partizipatorischer Ansatz	praxisbezogen, veränderungs- und handlungsorientiert, gemeinschaftlich, politische Dimension, ermächtigend	Veränderung der Lebensverhältnisse marginalisierter Gruppen	theoretisch-historisch, qualitativ	Integration, Teilhabe, Exklusion, Inklusion, Segregation
Wansing	Systemtheorie, Differenztheorie, Theorie sozialer Ungleichheit, positivistisch	system- (theoretisch), heuristisch, pragmatisch, vielseitig, problemzentriert, praxisbezogen	Aufzeigen der Inklusionsbedingungen der modernen Gesellschaft und ihrer Exklusionsrisiken für Menschen mit Behinderung	interpretativ-hermeneutisch	Integration (personal, sozial, systemisch), Inklusion (Teilhabe), Exklusion
Böhnke	Theorie sozialer Ungleichheit, positivistisch	reduktionistisch, operationalistisch, Verifikation und Falsifikation	Differenziertes Verständnis sozialer Ausgrenzungsrisiken und Armut (mehrdimensional); Zusammenhang von Ressourcenverteilung und Aspekten gesellschaftlicher Teilhabe	empirisch: quantitativ	Soziale Ausgrenzung, soziale Ungleichheit, Teilhabe, Marginalisier-ung, Integration, Ressourcen
Goffman	Interpretatives Paradigma, konstruktivistisch	Verstehen, soziale, historische Konstruktionen, Theorie generierend	Aufzeigen von Diskriminierung und Strategien für die Bewältigung beschädigter Identitäten	empirisch: qualitativ, hermeneutisch, heuristisch	Stigmata, Identitäten, Diskriminier-ung, In-Group, Out-Group, Täuschen etc.
Intersektio-nalität (Winker/ Degele)	Gender- und Queer-Studies, partizipatorisch, konstruktivistisch, interpretativ-analytisch	queer-feministisch, will politisches Handeln erzeugen, anti-rassistisch, anti-klassistisch, anti-körper-normierend, gegen Individual-isierung von Ungleichheiten	Analyse und Deskription sozialer Ungleichheiten (Diskriminierungs-formen), Dezentrierung und Dekonstruktion von Geschlecht, Verbinden von Forschungsständen und Theorien, Handlungsmöglich-keiten aufzeigen, soziale Bewegungen orten	induktiv und deduktiv: praxeologischer Ansatz, Mehrebenen-analyse, etc.	Ungleichheit, Struktur-kategorien, Intersektio-nalität, symbolische Repräsentat-ionen, Identität
Disability Studies (Renggli/ Dederich)	sozialkonstruktivist-isch, kulturwissenschaft-lich, poststrukturalist-isch, marxistisch etc.	kritisch, emanzipatorisch, meta-wissenschaftlich, Theorie generierend etc.	Pluralistische Sichtweisen und Analysen im Hinblick auf das Phänomen Behinderung	Methoden-Pluralismus, Transdiszi-plinarität	Behinderung, Disability, Identität, Körper, Normalität, Kultur

Tab. 7: Theoretische Implikationen der Diplomarbeit

- aus **sozialwissenschaftlichem Blick** die Dynamik von Exklusionsprozessen in der eigenen Biographie erkennbar. In modernen Gesellschaften hätten auf struktureller Ebene nicht alle

Menschen die gleichen Voraussetzungen auf gesellschaftliche Teilhabe, da nicht alle über die gleichen Ressourcen (ökonomisches, soziales, kulturelles Kapital) und Fähigkeiten verfügen (vgl. Wansing 2005).

- in der **sozialen Ausgrenzungsdebatte** als schrittweise Verschlechterung und Verlust von Sicherheiten anzusehen, basierend auf fehlenden arbeitsmarkt- und sozialpolitischen Rahmenbedingungen. Ein Ressourcenmangel steht dabei mit defizitärer Integration und Fragen von gesellschaftlicher Zugehörigkeit im Zusammenhang. Soziale Ausgrenzung habe mit lang anhaltenden prekären Lebenslagen zu tun. Ausgrenzungsrisiken ergeben sich aufgrund geringer (Aus-) Bildung und Qualifikation und sei schichtunabhängiges Lebensrisiko, wobei es vorwiegend um kumulative Versorgungsengpässe, Partizipationsdefizite, einem dynamischen Verlauf von Marginalisierungsprozessen sowie subjektiv eingeschränkter Wahrnehmung von Teilhabechancen geht und sich in der Unzufriedenheit über die eigene finanzielle und berufliche Situation widerspiegelt. (vgl. Böhnke 2006)
- aus **sozialkonstruktivistischer Sichtweise**, im Speziellen aus der Sichtweise Goffmans, in verbindlichen Werten und Normen zu sehen, die gesellschaftlich vorgegeben werden, wodurch das Sozialverhalten formell oder informell durch FunktionärInnen oder Gruppen kontrolliert werde.[96] Beging eine Person in der Vergangenheit einen „Fehler", so wirkt sich dies negativ auf das Ansehen in der Gegenwart aus. Des Weiteren steht der/die Betroffene unter sozialer Kontrolle von Seiten der Bevölkerung. Dem Fehlverhalten folgen Konsequenzen, die von Individuen und Massenmedien sanktioniert werden. Die zugeschriebene Rolle wird daher vom Individuum stets (neu) ausverhandelt. (vgl. Goffman 1994)
- dem kapitalistischen Gesellschaftssystem geschuldet, das Herrschaftsverhältnisse erzeuge, die sich in den Strukturkategorien im **Intersektionalitätsansatz** Winkers und Degeles (Klasse: Klassismen; Geschlecht: Heteronormativismen; Rasse: Rassismen; Körper: Bodyismen) widerspiegeln. Organisationen stellen die Orte sozialstruktureller Produktion von Ungleichheiten dar. (vgl. Winker und Degele 2009)
- nach Sichtweise des **sozialen Modells** von Behinderung, das in den Disability Studies verortet ist, und gewissermaßen alle vorangegangenen Ausführungen gesellschaftlicher Behinderungen vereint, die sozial hergestellte Konstruktion, d.h., dass sich Behinderung auflösen müsste, wenn der „[...] unzueichende[n] Passung zwischen einer Person und den Umweltfaktoren [...]" (Wansing 2005, 79) entgegengewirkt werde. Dem sozialwissenschaftlichen Ansatz der Disability Studies folgend ist die exkludierende Gesellschaft das Behindernde, das dem Individuum Barrieren in den Weg stellt und

[96] Windolf schrieb in diesem Zusammenhang, dass soziale Solidarität in traditionellen Gesellschaften als kulturelle Integration im Sinne gemeinsamer Normen und Werte zu begreifen ist. In modernen Gesellschaften würde Solidarität hingegen über segmentäre, stratifikatorische und funktionale Differenzierung der Teilsysteme erfolgen. Einfacher ausgedrückt: Inklusionsbedingungen variieren in modernen Gesellschaften je nach Differenzierungsform. Die Art und Weise, wie eine funktional differenzierte Gesellschaft strukturiert ist, beeinflusst die Form von Inklusion und Exklusion. (vgl. Windolf 2009, 11f)

es diskriminiert. Sprache, soziale Praxen, Repräsentationen und institutionelles Handeln würden Behinderung reproduzieren.

- nach **kulturwissenschaftlichem Verständnis** der Disability Studies durch die kulturelle Bedingtheit und historische Veränderbarkeit geprägt. Behinderung wird je nach Kultur anders verstanden. Das Ziel ist die Dekonstruktion von Behinderung, d.h. Behinderung als Bestandteil gesellschaftlicher „Realität" zu akzeptieren bzw. die Sichtweise einer „verkörperten Indifferenz" (Ausgrenzung erfolge von Seiten sozialer AkteurInnen und Organisationen aufgrund der Identifizierung körperlicher Auffälligkeiten, Äußerungen, Bewegungen und Laute) im Sinne eines Dualismus („behindert"/"nicht behindert" bzw. „normal"/"abnormal" etc.) aufzugeben. Das kulturwissenschaftliche Modell von Behinderung betont Aspekte von Individualität, Repräsentation und Normalität. (vgl. Renggli 2004, 18) Behinderung wird als „sozial hergestellter Prozess konzipiert, in dem Normalität und Behinderung Teile des gleichen Systems darstellen und stets aufeinander angewiesen sind" (Tervooren 2000a, 317). Der sozialkonstruktivistische Ansatz, der den Begriff des „temporarily able-bodied" verwendet, will Behinderung als Analysekategorie, wie Garland Thomson (1999, 2002) verdeutlichte, verstanden wissen: als ausschließendes System, als eine Form der Intoleranz aufgrund eines sich verändernden, zusammenhängenden Netzes sprachlicher, medizinischer, politischer, sozialer, wirtschaftlicher u.a. Strukturen.(vgl. Thomson 1999; 2002, 28) Damit wurde explizit, dass mit den Kategorien Geschlecht und Behinderung Widersprüche, Ambivalenzen und Fragmentierungen einhergehen. (vgl. Renggli 2004, 18f)

Wenn nun gesellschaftliche Ausgrenzung als Behinderung gedacht wird, stellt sich die zu problematisierende Frage, inwieweit die Behinderungskategorie dann noch von Relevanz ist. Menschen, die von medizinischer Seite her als nicht behindert eingestuft werden und die über wenige Ressourcen verfügen, denen Mitgliedschaften in gesellschaftlichen Funktionssystemen (durch Ausscheiden aus Kommunikationsprozessen) verwehrt bleiben und die aufgrund ihres Geschlechts, ihrer „Rasse" oder ihrer Klassenzugehörigkeit diskriminiert werden und sich subjektiv ausgegrenzt fühlen, würden dann ebenso unter das soziale Modell von Behinderung fallen, da sie Ausgrenzung bzw. Exklusion erfahren, die gesellschaftlich hergestellt wird. Die kulturwissenschaftlich geprägten Disability Studies verweisen dabei auf die „embodied difference", d.h., dass der Körper als Analysekategorie immer in den Mittelpunkt gerückt werden müsse, da Behinderung über den Körper wahrgenommen wird. Behinderung ist dieser Sichtweise folgend eine Erfahrung. Dabei geht es um die Reflexion von Normen, Subjektivität und Identität. Behinderung kann daher als Leitkategorie für die Analyse verwendet werden, um Politik, Kultur etc. besser zu verstehen. Während in der Gesellschaft Behinderung weitgehend als das „Abnormale" angesehen wird, soll mit der Dekonstruktion von Behinderung erreicht werden, Behinderung nicht als Abweichung von „Normalität", sondern als Teil bzw. andere Form von Normalität zu begreifen.

Nimmt man die Prämisse der Vorstellung einer Gesellschaft, die Behinderung als Teil von Normalität begreift, ernst, so würde sich die Frage stellen, ob Ausgrenzungserfahrungen marginalisierter Gruppen überhaupt variieren. *Hätten dann nicht alle die gleichen Probleme? Machen dann ausgegrenzte Menschen - unabhängig davon, ob sie eine Behinderung haben - ähnliche Ausgrenzungserfahrungen?* Anders ausgedrückt, stellt sich folgende Frage: *Was unterscheidet arme, sozial ausgegrenzte Menschen von jenen Ausgegrenzten, die (medizinisch gesehen) als behindert gelten? Was unterscheidet die von mir befragten StudentInnen mit Behinderung, die keinen Bruch in ihrer Biographie aufweisen und nicht vom Bildungssystem ausgesondert bzw. „besondert" wurden, von jenen, die zu den „normalen StudentInnen" zählen? Haben diese beiden letztgenannten Gruppen unter Berücksichtigung von Behinderung als Normalität dieselben Sorgen? Inwiefern spielt die Analysekategorie Körper dann noch eine Rolle? Wie lässt sich die Analysekategorie Körper in der Befragung mitberücksichtigen, ohne Ausgrenzungserfahrungen zu erhalten, die ausschließlich auf den Körper zurückgeführt werden?* Antworten darauf, wo tatsächlich gesellschaftlich hergestellte, hindernde Barrieren für Menschen mit Behinderung gegeben sind, soll im nachfolgenden empirischen Teil geklärt werden. Dabei kann auch offensichtlich werden, ob Erfahrungen, die mit dem Körper in Zusammenhang stehen, Ausgrenzungen und Diskriminierungen hervorrufen oder ob gesellschaftliche Barrieren gegeben sind, die nicht ausschließlich auf den Körper zurückzuführen sind.

3. EMPIRISCHER TEIL: METHODOLOGIE, METHODE, ERHEBUNG UND ERGEBNISSE

Den Kern dieses Abschnitts bilden die Analyse und der Vergleich gemachter Teilhabe- und Ausgrenzungserfahrungen, die in den Biographien von Studierenden mit Behinderung verankert sind. Vor Durchführung der Analyse und der Beschreibung von Analyseinstrument, Datenerhebung und Datenauswertung soll zunächst der Frage nachgegangen werden, welche Methode zur Erfassung des Vorhabens adäquat erscheint und wie es in den Sozialwissenschaften dazu kam, Phänomene methodisch zu erfassen und welche Differenzen sich dabei aus erkenntnistheoretischer Sicht ergaben.

3.1 Qualitative vs. quantitative Forschung?

In den Sozialwissenschaften existieren zwei große Paradigmen, die im Laufe der Zeit ihre eigenen Methodologien und Methoden fortlaufend ausdifferenzierten. Die Rede ist vom Widerstreit zwischen verstehenden und erklärenden Theorien bzw. von Gegensätzen zwischen interpretativ-interaktionistischen gegenüber analytisch-nomologischen Positionen. Diese beiden Forschungstraditionen, die jeweils die Frage stellen, wie Wissenschaft betrieben und wie die „Welt“ beforscht werden kann, standen lange Zeit in Konkurrenz zueinander, was sich nicht nur in Wissenschaftsdebatten, wie beispielsweise im Positivismusstreit der deutschen Soziologie ausdrückte, sondern sich auch später in der Art und Weise, wie angehende WissenschaftlerInnen an Universitäten im Hinblick auf die Anwendung von Methodik und ihre Abgrenzung zum konkurrierenden Paradigma ausgebildet wurden, widerspiegelte. Bereits „vor einem Jahrhundert begann eine Auseinandersetzung, die 1913 in der Werturteilsdiskussion im Verein für Sozialpolitik gipfelte“ (Keuth 1989, 1). Dabei standen sich Gustav Schmoller und Max Weber gegenüber. Während Schmoller die Ansicht vertrat, dass Wissenschaft die Aufgabe hätte, nicht nur erklärend vorzugehen, sondern auch vom Sein zum Sollen überleiten müsse, d.h., Handlungsempfehlungen abzugeben, was in der Praxis zu tun sei, plädierte Max Weber für Werturteilsfreiheit in der Wissenschaft, da sich Wissenschaftler, die Empfehlungen für die Praxis abgeben, zu Politikern machen würden. (vgl. Rammstedt 1991) Die stattgefundene Debatte über die Werturteilsfreiheit setzte sich im Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (ab 1961) fort. Sir Karl Popper und Hans Albert, die den Kritischen Rationalismus vertraten, postulierten eine objektive, werturteilsfreie Forschung, die normative Aspekte von Tatsachen trennen solle. Jürgen Habermas und Theodor W. Adorno, Vertreter der Frankfurter Schule bzw. der Kritischen Theorie, kritisierten am Kritischen Rationalismus, dass er lediglich bestehende Gesellschaftsverhältnisse analysiere, ohne sie zu hinterfragen. (vgl. Maus und Fürstenberg 1971)
Zu Beginn dieses Abschnitts möchte ich den Ursprung der Wissenschaftstheorie umreißen (3.1.1) und anschließend auf die Entstehung des Positivismus und die ihm entgegengebrachte Kritik (3.1.2) näher eingehen. Unter 3.1.3 wird vorwiegend geübte Kritik am Nachfolger des Positivismus, dem Kritischen Rationalismus explizit gemacht. 3.1.4 stellt die methodischen Wesensmerkmale der beiden

Paradigmen (quantitative und qualitative Methoden) gegenüber. Unter 3.1.5 werden in prägnanter Weise gegenwärtige Trends sozialwissenschaftlicher Methoden vorgestellt.

3.1.1 Der Ursprung der Wissenschaftstheorie

Forschungsmethoden beruhen auf philosophischen Denktraditionen. Ihre zentralen Fragestellungen richten sich auf das Betreiben von Wissenschaft und darauf, wie die „Welt" wahrgenommen wird, d.h., ob es etwas gibt, das als „Wahrheit" oder „Realität" bezeichnet und tatsächlich beforscht werden könne. Um eine Forschungsmethode anwenden zu können, benötigt man ein Regelwerk, genannt Methodologie, das angibt, wie Forschungsmethoden anzuwenden sind. Nachfolgend möchte ich den Beginn der Wissenschaftstheorie nachzeichnen, um an die vorangegangenen Ausführungen anzuknüpfen. Dies soll ermöglichen, einen Überblick über die Thematik zu erhalten.

Kant und Hegel gelten als die ausschlaggebenden Protagonisten, die die Philosophie als akademisches Fach verankerten, wodurch die bürgerliche Erkenntnisphilosophie an Bedeutung verlor. Am Ende des 18. Jhdts. und am Beginn des 19. Jhdts. kam es zu einem tiefgreifenden gesellschaftsstrukturellen Wandel aufgrund des Beginns der Industriellen Revolution. Das Prinzip der „Funktionalen Differenzierung" (Schülein und Reitze 2005, 103) setzte sich durch, das die damals vorherrschende gesellschaftliche Hierarchisierung und Zentralisierung aufbrach und gesellschaftliche Subsysteme hervorbrachte, die eine leistungsfähige Arbeitsteilung ermöglichten. Während vor dem Wandel eine Entscheidungsmacht gegeben war, die stark von Seiten der Kirche und von Landesfürsten beeinflusst wurde und nicht sachbezogen agierte, konnte sie sich nun von äußeren Kontrollinstanzen lösen und eine Eigenlogik entwickeln, die sich aber nur auf einen Teilbereich konzentrierte und die Logik bestenfalls auf einen neuen Teilbereich zu übersetzen vermochte. Die mangelnde Koordinierung wirkte sich auf andere Subsysteme aus und bedachte nicht das gesellschaftliche Ganze. Als überlegen erwies sich die Wissensproduktion. Empirische Erkenntnis konnte nun auf neuer Basis gewonnen werden und ein neuer Typ von Reflexion entstand aufgrund der systematischen Wissensproduktion. (Wissenschafts-) Personal wurde ausgetauscht und Universitäten umstrukturiert. Die Erforschung von Phänomenen fußte auf professionellen wissenschaftlichen Methoden und dem Drang nach objektiver Erkenntnis. Leitfigur war dabei Wilhelm von Humboldt, der die Einheit von Forschung und Lehre sowie von Wissen und Bildung postulierte. (vgl. Schülein und Reitze 2005, 103-106)

Als Religion und Philosophie ihre Wirkmacht einbüßten und die Naturwissenschaft die Führungsrolle übernahm, wurde das damals vorherrschende Weltbild erschüttert. Die Naturwissenschaft, die Wissen theoretisch formulierte und empirisch begründen konnte, war tonangebend und läutete das Ende der bürgerlichen Erkenntnisphilosophie (Hegel, Kant) ein, die letztlich als eigenständiger Wissenschaftsdiskurs verblieb. Die Erkenntnistheorie wurde von der Wissenschaftstheorie abgelöst. (vgl. ebd., 106-108)

3.1.2 Positivismus und Positivismuskritik

August Comte[97] gilt als derjenige, der die Bezeichnung der ersten theoretisch fundierten Wissenschaftsbegründung ihren Namen gab, nämlich „Positivismus". Darunter ist – im Gegensatz zur Metaphysik, die alles nicht empirisch Überprüfbare meint – all' das zu verstehen, was demonstriert, dokumentiert und (positiv) begründet werden kann. Das Selbstverständnis dieser Vorgehensweise blieb allerdings unbeachtet. John Stuart Mill versuchte, den Positivismus zu einem System zu machen, das wissenschaftliche Erkenntnis ermöglichen sollte („System of Logic" [98]) bzw. wollte er die Logik als Methode etablieren. Er beschäftigte sich u.a. damit, Verfahren zu entwickeln, mit deren Hilfe praktische Erkenntnisse gewonnen werden könnten. Ebenso widmete er sich der Frage, wie Induktion herstellbar sei. Mittels Beobachtung und Experiment sollte es möglich werden, Ursachen von Phänomenen zu erforschen. Auf Mill gehen die Methode der Übereinstimmung sowie die Methode des Unterschieds zurück. (vgl. ebd., 108-111) Er begriff Wissenschaft als „ein Verfahren, der aktiven Induktion qua Beobachtung und Experiment. Ihre Ergebnisse sind objektive Erkenntnisse über feststehende Kausalitäten, die die Wirklichkeit enthält. Irgendwelche Erkenntnisse über das ‚wahre Wesen' der Welt sind damit nicht verbunden" (Schülein und Reitze 2005, 111). Mill (1981) meinte, dass manche WissenschaftlerInnen nicht ausschließlich induktiv verfahren könnten und in diesen Fällen darauf angewiesen wären, deduktiv vorzugehen. Da Mill davon ausging, dass die soziale Realität gleichermaßen aufgebaut sei wie die natürliche, würden für die Naturwissenschaften dieselben (wissenschaftlichen) Regeln gelten und es nur *eine* Art objektiver Erkenntnis geben: Regelmäßigkeiten zu beforschen und Kausalzusammenhänge induktiv zu begründen. Die Folge dieser Denkweise war, den eigenen Forschungsfokus stark einzuschränken und alles, was erkenntnisphilosophisch von Relevanz war, aufzugeben: die nach Hegel postulierte Interaktion von Erkenntnis und Welt. Relevant blieb der dominante Blick auf die Methode. (vgl. ebd., 111f)

Auf den Positivismus folgte mannigfaltige Kritik. Aus Wissenschaften, die sich ausgegrenzt fühlten, da sie nicht positivistisch orientiert waren und als nicht wissenschaftlich abgetan wurden, bildeten sich die Geisteswissenschaften heraus, die die Besonderheit des Gegenstandes als Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen hatten. Vico (1725) meinte in seiner Kritik, dass der Positivismus seinen Blick lediglich auf die vom Menschen selbst erzeugte und daher wahrnehmbare Geschichte lenke, nicht aber auf etwas, das nicht von ihm stamme: Gottes Schöpfung. Daraufhin wurden in Debatten oft Natur und die soziale (humane) Realität gegenübergestellt. (vgl. Vico 1725 zit. n. ebd., 114) Dilthey meinte, dass sich Wissenschaften wie Geschichte, Nationalökonomie etc. auf die geistigen Leistungen des Menschen beziehen würden und ein innerer Zusammenhang von Handeln, Denken und Tun bestünde.

[97] Zu finden sind seine Ausführungen in den Bänden betitelt mit „Cours de philosophie positive".
[98] Mill, J. S. (1981): A System of Logic: Ratiocinative and Inductive: Being a Connected View of the Principles of Evidence and the Methods of Scientific Investigation. In: Robson, J. M. und Mc Rae, R. R. (Hg.). University of Toronto Press.

Er bezog sich dabei auf die Bedeutung und die Differenzierung des Erkenntnisinteresses. Der Fokus kann darauf gerichtet sein, zu untersuchen, welche Gesetzmäßigkeiten in der Natur bestünden, womit Natur und Gesetzmäßigkeiten zentral werden. Das (positivistische) Erkenntnisprinzip orientiere sich also dahingehend, etwas erklären zu wollen. Davon unterschied Dilthey jenes Verstehen, bei dem sich der Mensch zu jenen Dingen hinwendet, die ihn umgeben, um ihnen sodann einen Sinn zuzuschreiben. Die Kritik Diltheys am Positivismus lag in der von ihm georteten Selbstentfremdung des Menschen. Der Positivismus würde den psychischen Zusammenhang des Menschen mit der Welt in ein naturwissenschaftliches Denken übersetzen und mit seinen Methoden versuchen, zu operationalisieren. Er fügte außerdem hinzu, dass Geisteswissenschaften mit Geschichte und Selbstreflexion der Menschen verwoben wäre, was zu jenem Konflikt führe, dass wissenschaftliche Ziele nicht mit den Tendenzen des Lebens in Einklang wären. Konkret meinte er damit, dass historische Personen, Massenbewegungen etc. den Urteilen von GeisteswissenschaftlerInnen unterworfen würden, wobei letztgenannte selbst von ihrer Individualität, Nation und Zeitepoche beeinflusst würden. Um diesem Konflikt auszuweichen, plädierte Dilthey dafür, bewusstes und begründetes Handeln an den Tag zu legen. (vgl. Dilthey 1910 zit. n. ebd., 112 - 117) Geisteswissenschaften sind daher – in den Worten Schüleins und Reitzes – „ [...] die reflexive Form eines objektiven geistigen Zusammenhangs“ (Schülein und Reitze 2005, 118). Als Methode einer Systematik der Interpretation von Ergebnissen und Zusammenhängen schlug Dilthey die Hermeneutik, die als Oberbegriff für qualitative und interpretative Verfahren gilt, vor. Konkret handelt es sich dabei um das Verstehen von Texten, das über den Sinngehalt von Texten per se hinausgehen soll. Auf Grundlage dieser Methode entwickelten Anhänger Diltheys (z.B. Bollnow und Spanger) Methodenlehre und Methoden der Interpretation, die viele Debatten auslösten. Einigkeit bestand darin, dass Verstehen als unvermeidlicher Teil des Lebens und als reflexive Betätigung des Menschen angesehen wird. Des Weiteren geht Verstehen immer von Prämissen aus, die einen Zugang zum Gegenstand ermöglichen und determinieren, wie interpretiert wird. Dieser Logik folgt der hermeneutische Zirkel: die Interpretationsstrategie bestätige sich u.a. durch ihre Ergebnisse. (vgl. ebd., 119f) Vor- und Nachteil liegen bei der hermeneutischen Methode nahe beieinander. Die Hermeneutik „kann Zusammenhänge erschließen, die eine rein empirische Argumentation nie erreichen kann, sie kann aber auch in die Irre führen. Hermeneutik wird überall gebraucht, wo es um systematische, strukturelle oder latente Zusammenhänge geht, die sich nicht unmittelbar in empirischen Gegebenheiten zeigen“ (Schülein und Reitze 2005, 120). Interpretationen bleiben aber aufgrund der dahinterliegenden Individualleistung und der innewohnenden Irrtumsmöglichkeit umstritten. WissenschaftlerInnen sind daher bemüht, neue Methoden nach festgelegten Regeln zu generieren, die die Irrtumswahrscheinlichkeit bei Interpretationen verringern soll. Der Nachteil ist dabei aber, dass die Interpretation im Vorhinein eingeschränkt wird und relevante Informationen verloren gehen können. Außerdem ist umstritten, ob es überhaupt möglich sei, eine Methode zu entwerfen, die sich einerseits anmaßt, eine „objektive Rekonstruktion“ der „Wirklichkeit“ zu sein und andererseits das Verstehen als

Methode begreift. Auch wenn Interpretationen in der Wissenschaft als unumgänglich erscheinen, so bestehen dennoch stets das Problem der Relativität sowie jenes der Mannigfaltigkeit, Phänomene zu interpretieren. Als „methodisch-reflektierte Hermeneutik" wurde jener Entwurf, der auf Hans-Georg Gadamer[99] zurückgeht, bezeichnet. Er schlug vor, aufzuzeigen, unter welchen Bedingungen eine Theorie gilt sowie die dabei vorherrschenden Umstände zu reflektieren. Dadurch sollte gewährleistet sein, dass die Interpretation begrenzt werde. Dilthey trat mit seiner „rationalistischen" und „idealistischen" Tradition dafür ein, nicht zählend und messend vorzugehen, sondern die Methoden kontrollierend und interpretierend einzusetzen. (vgl. ebd., 120-123)

Der Positivismus wurde allerdings auch als methodisch und theoretisch inadäquat sowie ideologisch abgetan. Diese Kritik stammte vom vielumstrittenen Wissenschaftler Karl Marx, der seinen Tätigkeiten politisch motiviert nachging, d.h., dass Theorie in politische Praxis übergehen sollte. Neben anderen Verdiensten ist v.a. seine Neufassung der Hegelschen Philosophie, die Widersprüche in der Geschichte ortet, nun materialistisch geprägt. Er lehnte die Vorstellung ab, dass die Geschichte von einem objektiven Geist gelenkt werde und ersetzte diesen Gedanken durch das Schicksal: der „Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen" (Marx 1867/1962). Obwohl menschliche Handlungen einer Logik folgen, könne die soziale Realität nicht auf menschliche Intentionen zurückgeführt werden. Das Denken sei daher immer von externen und internen Gegebenheiten abhängig, was einer Differenz von Logik und Empirie von Erkenntnis gleichkomme. Damit legte Marx den Grundstein zur Wissenssoziologie. Gleichzeitig tat sich aber auch die Frage auf, wie das Denken gelenkt werde. Er kommt letztlich zu dem Schluss, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse das menschliche Denken lenke. (vgl. ebd., 123-130)

Kritik am Positivismus kam auch von Seiten der „Kritischen Theorie", die dem Ziel der Aufklärung folgt, nämlich die Vernunft ins Zentrum des Denkens zu stellen, um einen „vernünftigen Zustand" zu erreichen. Max Horkheimer meinte, dass sich wissenschaftliche Strukturen mit der jeweiligen gesellschaftlichen Situation ändern würden. Die angestrebte Alleinherrschaft des Positivismus für die Sozialwissenschaften gelangte bei ihm unter massive Kritik, dabei v.a. das Übernehmen der naturwissenschaftlich orientierten Ideologie der Wertfreiheit sowie die Haltung, Theorien lediglich sachbezogen anzuwenden. Horkheimer kritisierte außerdem, dass Entscheidungen innerhalb der Forschung nicht ausschließlich von „[...] der Einfachheit und Folgerichtigkeit des Systems [abhänge], sondern unter anderem auch von Richtung und Zielen der Forschung [...], die aus ihr selbst weder zu erklären noch letztlich einsichtig zu machen sind" (Horkheimer 1968, 144 zit. n. Schülein und Reitze 2005, 131). Anders ausgedrückt: Der Positivismus sei sich weder seiner eigenen Bedingtheit bewusst, noch könne er sich von Kontexten und Einflüssen lossprechen. Die von ihm produzierten Ergebnisse wären nicht objektiv, sondern Erzeugnisse, die in Prozessen hergestellt und anschließend der Gesellschaft zur Verfügung gestellt würden, ohne darauf zu achten, welche Konsequenzen darauf folgen könnten. Horkheimer knüpfte an die Ideologiekritik von Marx an und meinte, dass der

[99] Sein dazu verfasstes Werk ist folgendes: Gadamer, H. G. (1960): Wahrheit und Methode: Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen: Mohr.

Wahrheitsgehalt von Feststellungen und Theorien vom Kontext und den Auswirkungen abhängig wären, nicht aber von der zugrunde liegenden Methodologie. Kritische Theorie sei als keine „positive Wissenschaftstheorie" zu begreifen, da sie keine Alternativmethodologie anbiete. Sie verfolge eine holistische Sichtweise, die sich das Mittel der reflexiven Kritik zu eigen mache. Dadurch solle möglich werden, gesellschaftliche Zusammenhänge und Erkenntnisse zu verstehen. (vgl. Schülein und Reitze 2005, 130ff).

3.1.3 Positivismusstreit in der deutschen Soziologie und Kritik am Kritischen Rationalismus

Sir Karl Poppers Kritischer Rationalismus, der als Nachfolger des Positivismus gilt, war derselben Kritik wie der damalige traditionelle Positivismus ausgesetzt. Als Synonym für „das Wissenschaftliche" wurde der „Kritizismus" angesehen: als „Einheit von Fortschritt und Wissenschaft" sowie für „politische Vernunft" (Schülein und Reitze 2005, 158). Jene WissenschaftlerInnen, die anderer Auffassung waren – wie etwa Zugehörige der Geisteswissenschaft – unterschieden sich auch untereinander in ihren Sichtweisen und Vorstellungen und entwickelten bald eigene Methoden und Theorien. (vgl. ebd., 158f)

Als die Ideologie des Positivismus erneut heftiger Kritik unterworfen wurde – nämlich „[...] ein viel zu enges, zu einseitiges und vor allem ein politisch verzerrtes und einseitiges Bild der Wirklichkeit zu vertreten" (Schülein und Reizte 2005, 159) und so zu tun, als sei Wissenschaft neutral und auf quantitative Methoden beschränken, was schließlich dazu führe, dass Selbstkritik und Selbstreflexion ausgeschaltet würden – kam es zum Positivismus-Streit[100] zwischen Vertretern des Kritischen Rationalismus (Popper und Befürworter) und der Kritischen Theorie (Adorno, Habermas und Anhänger ihres Ansatzes). Konkrete Kritik, die von Seiten des Kritischen Rationalismus gegenüber der Kritischen Theorie ausgesprochen wurde, war, dass sie nichts beweise und nur spekuliere. Die umgekehrte Kritik begründete sich damit, jegliches Vorgehen der Methode zu unterwerfen. Die Auseinandersetzung endete, ohne eine Veränderung beim jeweils anderen Ansatz bewirkt zu haben. Innerhalb der Kritischen Theorie gab es zwar Konsens darüber, dass Theorie nicht von Erfahrung abhänge und Theorie ein „internes Leistungsvermögen" (Schülein und Reitze 2005, 160) besitzen

[100] Die Auseinandersetzung, die ich hier aufgreife, ist bereits als dritter „Versuch" der Politisierung von Wissenschaft anzusehen. Der erste Positivismusstreit fand 1927 - 20 Jahre nach der Niederschrift von Lenins Werk „Materialismus und Empiriokritizismus" – innerhalb des deutschen wissenschaftlichen Sprachraumes statt. Lenin war zu diesem Zeitpunkt bereits tot und konnte daher auf die Rezeption seines Werks nicht mehr Stellung nehmen. Seine Absicht war, „einen theoretischen Beitrag im ideologischen Kampf innerhalb der russischen Sozialdemokratie" (Dahms 2007, 20) zu leisten. Dabei standen sich Menschewisten und Bolschewisten gegenüber. Ziel Lenins war „die materialistische Theorie von Marx und Engels zu unterminieren" (ebd.). Mit der 1927 stattgefundenen Übersetzung seines Werks ins Deutsche beschäftigten sich Horkheimer und Neurath, die auch später – im zweiten Positivismusstreit der 1930er-Jahre bei dem die Frankfurter Schule den Logischen Empirismus angriff - aneinander gerieten. (vgl. ebd., 20-24)

müsse, keine Einigkeit bestand aber im Hinblick auf ihre Methodologie[101] und deren Bezeichnung. (vgl. ebd.)

Kritik, die neben dem Positivismus-Streit auftauchte, war jene von Kuhn (1922-1996), der sich mit dem Fortschritt von Wissenschaft – etwas, das der frühere Positivismus und später Popper unterstrich - beschäftigte und zur Conclusio kam, dass es keinen wissenschaftlichen Fortschritt gäbe. Bereits Fleck, auf den sich Kuhn bezieht, meinte, dass der Fortschrittsgedanke stets historisch bedingt sei und mit einer gewissen Dynamik von Denktraditionen verbunden sei. Kuhn zeigte in seinem zentralsten Werk auf, dass Wissenschaft historisch gesehen als Prozess, der in Phasen unterteilt ist, angesehen werden könne. Im Laufe der Zeit werde ein vorherrschendes Paradigma durch ein anderes, neues – das nicht zwangsläufig bessere Lösungen für Probleme anbiete - abgelöst. (vgl. ebd., 160ff) Möglich werde dies durch die Geschichtsschreibung, die die Wissenschaftsgeschichte als Folge von Herrschafts-verhältnissen und Revolutionen begreift, d.h., dass die Linearität der Wissenschaft deswegen gegeben sei, da die Geschichte von den „Helden" geschrieben werde und „Lehrbücher [...] immer eine auf das herrschende Paradigma zentrierte Geschichte" (Schülein und Reitze 2005, 162) enthielten. Der Logik der Etablierung ein neues Paradigmas folge daher nicht sachlichen Kriterien, sondern liege in seiner Durchsetzungskraft: eine Erkenntnis, die Kuhn in späteren Ausführungen etwas abschwächte. Da ein neues Paradigma stets nur dann akzeptiert werde, wenn es in der Lage sei, mindestens jene Probleme zu lösen, die auch das alte Paradigma hätte lösen können, erscheint es für ein neues schwer, sich durchzusetzen. Seine Letzterkenntnis war daher jene, dass es keine Definition dafür gäbe, was tatsächlich wissenschaftlicher Fortschritt sei bzw. was ihn auszeichne. Kuhn wurde daraufhin kritisiert, dass seine Erkenntnis vorwiegend auf Sozial- und Kulturwissenschaften zutreffen möge, nicht aber auf alle Wissenschaften. Lakatos untersuchte das Paradigmenkonzept und kam zu dem Schluss, dass die Praxis des Forschens und ihre Entwicklung stark mit den historisch vorherrschenden Bedingungen zusammenhängen würden und das Forschen per se von vielen Faktoren abhinge. Dabei verwendete Kategorien und Leitprinzipien könnten keineswegs als „naturgegeben" angesehen werden, sondern als Ergebnisse der historischen Umstände. (vgl. ebd., 163ff)

Knorr-Cetina, die Vorgänge in einem bio-chemischen Labor mittels teilnehmender Beobachtung beschrieb, gelangte zu dem Schluss, dass getroffene Entscheidungen Richtung und Art der hergestellten Erkenntnis beeinflussen. Zufälligkeiten im Umfeld würden in der Forschung eine nicht unbedeutende Rolle spielen. In Extremsituationen werde oft improvisiert. (vgl. ebd., 166) Bereits zu Forschungsbeginn würde im Forschungsbereich – in einem von Prestige, Geld, Macht und Hierarchie durchzogenen Milieu – die Realisierbarkeit des Forschungsprojektes abgewogen, d.h. u.a. nach „Verbündeten" gesucht. Die pragmatische Herangehensweise, was Knorr-Cetina als „Labor-Opportunismus" (Knorr-Cetina 1981) bezeichnete, spiegle die von Beginn bis Ende des Forschungsvorhabens gegebene Anpassung an die „Forschungsumstände" (lokale Gegebenheiten und auftretende Dynamiken wie beispielsweise in Interaktionen) wider. (vgl. Schülein und Reitze 2005,

[101] Die Rede war beispielsweise von „Hermeneutik", „Qualitative Methodologie" und „Dialektische Theorie" (Schülein und Reitze 2005, 160).

166f) Die Wissenschaftlerin kritisierte also das wissenschaftliche Experiment als methodischen Ausdruck des späteren Positivismus und konstatierte, dass beim wissenschaftlichen Experiment Prozessbeschreibung und dynamische Struktur fehlen sowie Probleme und Ressourcen nicht thematisiert würden, die zu einer Lösung beitragen (vgl. Knorr-Cetina 1981, 214). Knorr-Cetina schlussfolgerte, dass Artefakte erzeugt sowie Methoden und Ergebnisse trotz Dokumentation nicht auseinandergehalten würden. Hinter dem Gesamtvorhaben vermutete sie soziales Kalkül und eine Vorgehensweise, die a priori so geplant war, dass sie keine Mühe hatte, sich selbst zu begründen (vgl. Schülein und Reitze 2005, 167).

Paul Feyerabend, ehemals Schüler Poppers, meinte, dass es keinen Erkenntnisfortschritt gäbe. Lediglich Opportunisten, die sich keiner Philosophie zugehörig fühlen und die die historisch vorherrschenden Methoden anwenden, würden an wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt glauben. Die Wissenschaft täusche sich nämlich selbst. Die Wissenschaftsgeschichte, die Fehler in ihrer Schreibung enthalte, gaukle Objektivität vor. In der wissenschaftlichen Ausbildung ortete er eine Simplifizierung von Wissenschaft, die zu einem verzerrten Weltbild führe, das grundsätzliche wissenschaftliche Ziel verfehle und noch dazu unproduktiv sei. Wissenschaft sei seiner Ansicht nach viel komplexer. Innerhalb des Erkenntnisprozesses postulierte Feyerabend eine offene Dynamik. Die Versteifung auf festgelegte Methoden und Theorien lehnte er vollends ab. Dass dennoch daran festgehalten wird, liege an den sozial gegebenen Verhältnissen und an der innewohnenden Weltanschauung. Er plädierte daher mit seinem anarchisch anmutenden Slogan „anything goes“ für eine Methodenvielfalt und unterstrich die Relevanz von historischem Material. (vgl. ebd., 168-171)

Auch inner– und außerwissenschaftlich (Wirtschaft, Politik, Wissenschaft) wurde der Positivismus kritisiert. Bei Erstgenanntem fand ein Überdenken der empirischen Logik statt. Dabei geriet man zur Erkenntnis, dass ein zwingender Ursache-Wirkungs-Zusammenhang durch Zufallsprozesse ins Wanken geraten könnte. Auch zeigte sich, dass Messverfahren nicht universell einsetzbar wären und die formale Logik nicht bloß mit den eigenen zur Verfügung stehenden Mitteln formuliert und diskutiert werden könne, sondern auf andere angewiesen sei. Dem Empirismus wären also Grenzen vorgegeben. Außerwissenschaftlich betrachtet zeigte sich, dass der Glaube in den Wissenschafts-fortschritt nicht mehr vollends gegeben sei. Neben Chancen bestünden nämlich auch Risiken. Fortschritt und Erkenntnis müssten gezwungenermaßen auseinandergehalten werden. Viele Erkenntnisse wären (fach-) spezifisch und könnten nicht (vollends) in der Praxis bzw. Realität verwertet werden. Die Anwendung von Wissen berge oft Risiken, die anfangs anders beurteilt wurden. Die Menschen würden die Natur beeinflussen und unnatürliche Produkte erzeugen, die die praktische Reichweite erhöhen und verheerende Auswirkungen haben können (z.B. Kolonialzeit; Erster und Zweiter Weltkrieg). Dass die Verbindung von Wirtschaft, Politik und Wissenschaft immer enger werde, zeige sich beispielsweise darin, dass Kosten der Forschung ansteigen, die Wirtschaft die Investitionen steuere und auf wirtschaftliche Verwertbarkeit setze und politische Parteien auf Basis wissenschaftlicher Erkenntnisse ihr WählerInnenklientel zufriedenstellen möchte. Die Konsequenz

davon sei, dass Forschung oft nicht mehr innerhalb der Wissenschaft stattfinde. Ergebnisse unterlägen dann einem Differenzierungsprozess, bei dem sie auseinandergehalten und anschließend geheim gehalten würden. Der Sinn dabei sei, dass politische Parteien und Unternehmen konkurrenzfähig bleiben. (vgl. ebd., 171-177)

3.1.4 Quantitative und qualitative Forschung im Vergleich

Der lange Zeit vorherrschende Gegensatz „empirisch-analytischer" und „gesellschaftskritisch-dialektischer Sozialforschung" (Atteslander 2000, 9) beruhte auf der „Annahme völlig gegensätzlicher Bestimmungen des Verhältnisses von Theorie und Empirie" (ebd.). Tabelle 8[102] gibt die Charakteristika quantitativer und qualitativer Forschung wieder, die allerdings aufgrund der Versuche, sich gegenseitig anzunähern, nicht mehr in dieser Trennschärfe als gegeben erscheint (vgl. Behnke/ Baur/ Behnke 2006, 35).

Am entscheidendsten - und darin liegt der wesentlichste Unterschied – ist, welche Sichtweise auf die „Welt" gegeben ist bzw. auf welcher erkenntnistheoretischen Grundlage Wissenschaft betrieben wird. *Glaubt der/die ForscherIn, dass es so etwas wie eine „externe Realität" gibt, die entdeckt, begründet, bestimmt und zu theoretischen Modellideen zugeordnet werden kann? Sind die daraus gewonnenen Erkenntnisse generalisierbar und beanspruchen sie Universalität?* Wird unter Zuhilfenahme der Prämissen geforscht, die in letzter Frage impliziert sind, so findet sich der/die ForscherIn im positivistischen „Gedankengebäude" wieder, die die quantitative Methode anwendet. Wird allerdings davon ausgegangen, dass es keine externe Realität gibt, sondern multiple Realitäten, die sozial konstruiert bzw. in einem Prozess hergestellt werden und wird dabei der Versuch angestellt, Realitäten, Muster und Verhältnisse zu verstehen, so ist das interpretative Paradigma (Konstruktivismus) der übergeordnete wissenschaftsphilosophische Bezugsrahmen. (vgl. Kern 2003, 27f)

Als Bewertungsmaßstäbe quantitativer und qualitativer Forschung sind Transparenz und Nachvollziehbarkeit, Validität (Gültigkeit) und Reliabilität (Zuverlässigkeit) zu nennen. Während bei der Validität die Frage gestellt wird, ob das gemessen wird, was gemessen werden soll, ist bei der Reliabilität von Belang, wie genau die wissenschaftliche Messung ist, d.h. bei wiederholter Messung sollte dasselbe Ergebnis erzielt werden. (vgl. Atteslander 2000, 241f).

Allerdings müssen für die qualitative Forschung diese Gütekriterien an die Zielsetzungen und Entdeckungslogik (im speziellen ist dies bei Kategorienbildungen zu beachten) angepasst werden. (vgl. Brüsemeister 2008, 32) „Im Prinzip zielen Gütekriterien qualitativer Forschung dabei auf die besondere Prozesslogik dieser Art des Forschens ab" (Brüsemeister 2008, 32). Damit ist beispielsweise gemeint, dass vieles im Forschungsprozess nicht vorhersehbar oder kanonisierbar ist,

[102] Die Inhalte der Tabelle wurden aus den Erläuterungen Brüsemeisters abgeleitet (vgl. Brüsemeister 2008, 19-34).

da oft Wendungen auftreten, auf die neu reagiert werden muss. Zwischenhypothesen müssen dadurch umformuliert oder bereits durchgeführte Analysen abermals überprüft werden. (vgl. ebd.)

	Quantitativ	**Qualitativ**
Erkenntnisziel	ERKLÄREN unter Zuhilfenahme einfacher Theoriemodelle (Aggregate)	VERSTEHEN sozialer Komplexität (Fallbezogenheit)
Vorgehensweise	deduktiv, operationalisierend, überprüfend	induktiv/zirkulär, sensibilisierend, entdeckend
Erhebungsinstrument	standardisiert	offen/unstandardisiert
Werte und Wissenschaft	vorurteilsfrei/objektiv	normativ/politisch
Vorwissen	viel	wenig
Theoretische Konzepte und Begriffe	bereits vorhanden	Entwicklung während der Datenerhebung
Hypothesen	aus Theorie abgeleitet; Vermutungen werden zu messbaren Indikatoren	Präzisierung von Hypothesen in Abgleichung mit empirischem Material
Stichprobenziehung	„zufällig“, repräsentativ, statistisch	theoretisch(inhaltliche Kriterien), kleine Stichprobe
Datenanalyse	statistisch	inhaltsanalytisch, hermeneutisch
Generalisierbarkeit der Ergebnisse	hoch Rückschluss mittels Stichprobe auf Grundgesamtheit	gering durch Typisierung

Tab. 8: Charakteristika quantitativer und qualitativer Sozialforschung

Relative Vorteile der quantitativen Methoden liegen in der leichten Replizierbarkeit, der Möglichkeit der Generalisierbarkeit der Ergebnisse aufgrund der hohen Stichprobe und in der meist hohen Reliabilität der Ergebnisse. Von Nachteil ist, dass Korrelationen nicht automatisch Kausalität bedeuten, da statistische Verfahren nur als „quasi-experimentelle Designs“ verstanden werden können. Scheinkorrelationen sind daher als Fehlerquellen möglich. Des Weiteren sind Fragestellungen davon abhängig, ob quantifizierbare Daten verfügbar sind. Validität ist aufgrund der fallweise problematischen Datenlage nicht immer gegeben. Oft müssen zusätzliche Daten herangezogen werden. (vgl. Behnke/ Baur/ Behnke 2006)

Relative Vorteile der qualitativen Methoden sind die meist hohe Validität, die leichtere Möglichkeit des Nachweises von Kausalitäten sowie die Möglichkeit, breitere Fragestellungen zu entwerfen.

Nachteilig ist, dass Messfehler schwerer ausgeschaltet werden können, die Begrenzung der Replizierbarkeit sowie die geringe Generalisierbarkeit der Ergebnisse aufgrund geringer Fallzahlen. (vgl. ebd.)

3.1.5 Sozialwissenschaftliche Forschung in der Gegenwart

Heutzutage gibt es zwischen den beiden Forschungsansätzen keine „Gräben" mehr. Die scientific community scheint sich weitgehend darüber einig zu sein, dass quantitative und qualitative Forschung

- gleichermaßen versuchen, mit Zuhilfenahme von kausalen Theorien Erklärungen abzugeben.
- induktive und deduktive Momente in der wissenschaftlichen Arbeit miteinander vermischen.
- zwar von Werturteilen beeinflusst sind, aber dennoch eine Trennung von normativen Aussagen und Sachaussagen möglich und vonnöten ist.
- unterschiedliche Standardisierungen vornehmen, aber ihre Wissenschaftsansprüche im Einhalten wissenschaftlicher Regeln nicht aufgeben. (vgl. ebd.)

Die neuesten Wissenschaftsmethoden versuchen Daten und Methoden zu kombinieren. Die Rede ist hierbei von Triangulation. Vorrangiges Ziel ist, verlässlichere Daten zu erhalten bzw. Stärken und Schwächen von Methoden durch ihre gemeinsame Anwendung auszugleichen. Triangulation kann sich auf Daten (z.B. gleiches Phänomen zu unterschiedlichen Zeitpunkten, an unterschiedlichen Orten und mit unterschiedlichen Personen untersuchen), BeobachterInnen (Verzerrungen sollen durch den Einsatz mehrerer BeobachterInnen entgegengewirkt werden), Theorien (mehrere Theorien werden miteinander in Bezug gesetzt) und Methoden (Verknüpfung quantitativer und qualitativer Methoden) beziehen. (vgl. Flick 2008, 13-17) Als weitere neue „Errungenschaft", die die Gräben zwischen qualitativer und quantitativer Forschung überbrücken soll, gilt in den Sozialwissenschaften der Ansatz der Mixed Methods, der sich allerdings aufgrund der dennoch stark bestehenden Ideologien quantitativer und qualitativer Forschung wenig durchgesetzt hat. (vgl. Fringer 2008, 8f) Konkret ist unter Mixed Methods das Zusammendenken von Methoden- und Theorientriangulation zu verstehen (vgl. ebd., 7).

3.2 Valide qualitative sozialwissenschaftliche Forschung

In diesem Abschnitt wird in prägnanter Form auf die Relevanz der Erstellung eines brauchbaren qualitativen Erhebungsinstruments eingegangen. Dabei steht besonders der Aspekt der Validität im Vordergrund. *Was muss bei der Entwicklung eines qualitativen Fragebogens bedacht werden, um valide Ergebnisse zu erzielen?*

3.2.1 Validität in der qualitativen Befragung

Um die Validität einer Befragung zu gewährleisten, ist es nicht nur notwendig, dass Forschende ihr Forschungsfeld kennen, sondern auch, dass das Erhebungsinstrument präzise und durchdacht erstellt wird: (vgl. Biemer und Lyberg 2003, 121)

- Für die Befragten muss klar sein, auf welchen Zeitraum sich die gestellten Fragen beziehen (gegenwärtig/vergangen/beide Zeitspannen).
- Die Verwendung einheitlicher Begriffe soll gewährleisten, dass verstanden wird, worum es in der Befragung geht.
- Anzustreben ist einfaches Vokabular. Sollten Fachbegriffe vorkommen, müssen diese erklärt werden.

Während in der „quantitativen Forschung" bei der Entwicklung eines verständlichen Erhebungsinstruments eine enge Zusammenarbeit zwischen Survey-MethodologInnen und Survey-ForscherInnen gegeben ist, um Spezifikations- und Messfehler zu vermeiden (vgl. ebd., 122), ist dies in der „qualitativen Forschung" eher unüblich. Der Fragebogen sollte aber so konstruiert sein, dass er den Befragten die notwendigen Informationen „entlockt" und einen fehlerfreien, präzisen Antwortprozess ermöglicht. Bei Gewährleistung der vorhin erwähnten Zielsetzungen steht die Absicht dahinter, systematische und variable Fehlerquellen auszuschalten. Die Konstruktion eines qualitativ hochwertigen Fragebogens erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass Unaufmerksamkeit und Ermüdung sowie in weiterer Folge Antwortfehler vermieden werden können. (vgl. ebd.)

3.2.2 Faustregeln der Frageformulierung

An dieser Stelle werden jene Faustregeln, die Atteslander (2000) in seinem Werk über die empirische Sozialforschung anführt, in verkürzter Ausführung repliziert. Fragen sollen...

- keine ungebräuchlichen oder komplizierte Wörter, keine Fachausdrücke, keine Fremdwörter sowie keine Abkürzungen oder Slangwörter beinhalten.
- kurz gehalten werden.
- konkret und klar verständlich sein. Auf das Verwenden von abstrakten Begriffen sollte verzichtet werden.
- keine suggestive Wirkung haben, d.h. keine bestimmte Antwort provozieren.
- keine mit Werturteilen besetzten Wörter enthalten und somit neutral formuliert sein.
- keine Möglichkeitsform (Konjunktiv) in ihren Formulierungen haben. Im Fachjargon sind hier hypothetische Fragen gemeint.
- nicht mehrere Sachverhalte ansprechen, sondern nur zu einem einzigen einen Bezug haben.

- keine doppelten Verneinungen beinhalten.
- für die Befragten zumutbar sein, d.h. keine Belastung oder Überforderung darstellen.

(vgl. Atteslander 2000, 170f)

3.2.3 Meinungen als Artefakte

„Unter einem Artefakt ist [...] die durch das Instrument eingeschränkte oder provozierte Meinungsäußerung zu verstehen“ (Atteslander 2000, 128). Ein Artefakt ist etwas, was Befragte nicht oder falsch verstehen, d.h., das, was ursprünglich abgefragt werden sollte, wird von der befragten Person anders wahrgenommen und verstanden, als es vom/von der Abfragenden intendiert war. Eine derartige Situation tritt auf, wenn Begriffe in die Formulierung einfließen, die für Befragte fremd sind, oder wenn die Frage oder die Begrifflichkeiten die Interviewten in irgendeiner Art und Weise (z.B. aus Unsicherheit oder Unwissenheit) „bedrohen“. Hypothetische Fragen (Fragen im Konjunktiv) konstruieren ebenfalls Artefakte. (vgl. ebd., 128f)

3.2.4 Soziale Erwünschtheit als Antwortverhalten

Soziale Erwünschtheit tritt dann als Antwortverhalten auf, wenn Fragen falsch verstanden und notwendige Informationen für ein besseres Verständnis missinterpretiert werden. Wichtige kulturübergreifende Unterschiede wurden beim Konzept der sozialen Erwünschtheit als Charaktereigenschaft einer Persönlichkeit festgestellt. Bei Personen aus wohlhabenderen Gruppen einer Gesellschaft oder aus wohlhabenden Ländern tritt das Phänomen weniger oft auf. Sozial sensible Frageinhalte, die die Privatsphäre der Befragten tangieren und kulturell unterschiedliche Sichtweisen über ein Thema abfragen, können ebenfalls zu sozialer Erwünschtheit führen. (vgl. Johnson und Van De Vijver 2003, 200)

3.3 Die Relevanz des korrekten Umgangs mit subjektiven und objektiven Daten im qualitativen Forschungsdesign: Fehlerquellen und Strategien zur Fehlerbewältigung

In „How Do You Know If the Informant is Telling the Truth?” von Dean und Whyte (1958) wurde die Forschungsfrage bereits im Titel ihres Artikels verankert. Die Autoren gehen jener Frage nach, die sich WissenschaftlerInnen, die mit Interviewdaten zu tun haben, stellen müssen. Des Öfteren vermuten ForscherInnen, dass gemachte Angaben von Befragten nicht „der Realität“ entsprechen bzw. äußern sie Zweifel, ob eine getätigte Aussage der tatsächlichen Meinung, Einstellung oder Überzeugung entspricht. *Wie weiß man, ob jemand seine tatsächliche Einstellung preisgibt?* (vgl. Dean und Whyte 1958, 34)

Dean und Whyte meinen, dass WissenschaftlerInnen Unwesentliches von Wesentlichem zu trennen haben, beispielsweise **objektive von subjektiven Daten**. In Interviewsituationen variieren Statements, wobei sich die meisten Aussagen irgendwo zwischen objektiv und subjektiv wiederfinden. Aus diesen Überlegungen schließen Dean und Whyte, dass die Interviewsituation entscheidend dafür sei, die tatsächliche Sicht der befragten Person auf „ihre Welt" zu erhalten. *Was aber enthält die Aussage einer interviewten Person?* Sie beinhaltet Einstellungen, die durch kognitive und emotionale Reaktionen gefiltert und modifiziert sind und in Sprache ausgedrückt werden. (vgl. ebd.)
Dean und Whyte differenzieren zwischen folgenden Ausprägungen subjektiver Daten:

- derzeit emotional motivierte Aussagen (die von Befragten schwer formulierbar sind)
- Meinungen (kognitive Formulierungen von Ideen)
- veränderbare Einstellungen (emotionale Reaktionen auf andere Personen)
- Werte (spiegeln sich in Meinungen, Einstellungen und Verhalten wider)
- hypothetische Reaktionen (Was würde man tun? Wie würde man denken/fühlen etc.?)
- aktuelle Tendenzen des Fühlens und Verhaltens (Stimuli-Situationen)

(vgl. ebd.)

Subjektive Daten können mittels unterschiedlichen Fragestellungen erfasst werden. *Was soll aber getan werden, wenn jemand Positionen angibt, die sich widersprechen oder miteinander in Konkurrenz stehen?* Als ForscherIn mache es laut Dean und Whyte wenig Sinn, während des Gesprächs darauf hinzuweisen. WissenschaftlerInnen könnten sich keine durchdachten Gespräche im Hinblick auf Werte und Verhalten erwarten. Problematisch erweise es sich beispielsweise, wenn Vergangenes abgefragt wird, da Menschen dazu tendieren würden, Vergangenes (ungewollt) so zu verändern, dass es in das eigene (Welt-) Bild passt. Eine weitere Schwierigkeit von subjektiven Daten bestehe darin, dass sie stark situationsabhängig wären. (vgl. ebd., 35) *„The interview situation must be seen as just ONE of many situations in which an informant may reveal subjective data in different ways."* (Dean und Whyte 1958, 35). Aus Deans und Whytes erste tiefgreifende Erkenntnis lässt sich ableiten, dass die Erhebungsphase, im speziellen die Interviewsituation, eine sozial konstruierte Situation darstellt: eine vieler möglichen Situationen, die orts-, zeit- und situationsabhängig scheint und in der der bzw. die Befragte unterschiedliche subjektive Informationen liefert. Die zentrale Frage lautet daher: *„What factors can we expect to influence this informant's reporting of this situation under these interview circumstances?"* (Dean und Whyte 1958, 35)
Als wichtigste erwartbare Einflussfaktoren in Interviewsituationen nennen Dean und Whyte die nachfolgenden, denen sie fallweise mit Impulsfragen versuchen, nachzugehen:

1. *Bestehen Motive, die die befragte Person dahingehend beeinflussen, erlebte Ereignisse anders zu erzählen?* Dean und Whyte sprechen Interviewsituationen an, die InterviewpartnerInnen dahingehend nutzen, einen Vorteil aus dem Gespräch zu ziehen. Ihr Antwortverhalten entspricht dann nicht (vollkommen) ihren tatsächlichen Motiven, Werthaltungen etc.

2. *Gibt es etwas, das die Interviewees daran hindert, frei, spontan und ungehindert über ein Thema oder über sie selbst zu sprechen?* Hierbei zählen zum Beispiel Angaben, die das eigene Ansehen oder Identitätsfragen betreffen.
3. Als drittes Fehlverhalten nennen Dean und Whyte das Problem sozialer Erwünschtheit, d.h., die Befragten erzählen am ehesten das, was die befragende Person vermutlich hören will.
4. *Bestehen idiosynkratische (intervenierende) Faktoren, die die Befragenden dahingehend beeinflussen, nur einen Teil ihrer Ansichten Preis zu geben?* Hierbei sind Determinanten wie die Laune am Befragungstag, die Art der Fragestellung, spezifisch verwendete Wörter während der Befragung oder externe Faktoren (z.B. Lärm, Anwesenheit anderer Personen etc.) gemeint. Derlei Faktoren führen zu Fehlinterpretationen, können aber durch eine ausgefeilte Fragebogenstruktur, gute Vorbereitung und Durchführung des Interviews sowie durch die Reduktion externer Einflussfaktoren (z.B. geeignete Zeit und geeigneten Ort auswählen) minimiert werden. Die Interviewsituation soll also so natürlich wie möglich gestaltet werden. Des Weiteren sei es notwendig, den Befragten zu versichern, dass die erhaltenen Informationen streng vertraulich behandelt werden. Sollten mehrere Interviewtermine geplant sein, besteht die Möglichkeit, Zuversicht, Vertrauen und Verständnis aufzubauen. Wichtig ist auch, dass die interviewende Person auf Antworten niemals ablehnend reagiert bzw. keine Ablehnung zeigt. Grundsätzlich sind idiosynkratische Faktoren schwer abzuwenden. Neben dem Versuch, externe Störfaktoren auszuschließen, sei es wichtig, viele unterschiedliche Fragen zu stellen, um ein differenziertes, umfangreiches Verständnis des Gesagten zu erhalten. (vgl. ebd., 35f)

ForscherInnen stellen während des Interviews ständig Zusammenhänge zwischen Gesagtem und Beobachtetem her und hinterfragen diesen Vergleich. Dean und Whyte führten Beispiele an, die Diskrepanzen zwischen verborgenen Emotionen und beobachteten (oder erwarteten) explizit machen. Für WissenschaftlerInnen liegt es meist nahe, in derlei Situationen Beobachtung und Befragung miteinander zu verbinden. (vgl. ebd., 36)

Für die Forschenden sei es außerdem wichtig zu wissen, ob die Aussagen der InformantInnen – Dean und Whyte sprechen nun von **„objektiven Daten“** - als Reflexion ihrer Persönlichkeit angesehen werden können, oder ob aktuelle Anlässe den Grund ihrer Aussagen bilden. Die Analyse der erhaltenen „objektiven“ Daten sei oft nicht einfach. Es stellen sich Fragen, die darauf abzielen, zu hinterfragen, welche Fehlerquellen und Verzerrungen in den vorhandenen Daten ausfindig gemacht, offengelegt und korrigiert werden könnten: Die befragte Person...

- sah nicht, was passierte oder war nicht in der Lage (kognitiv) aufzunehmen, was sie beobachtete. Sie gibt daher nicht an, was tatsächlich passierte, sondern das, was sie vermutet, das passierte.
- gibt wahrgenommene Details eines Sachverhaltes bestmöglich an. Da kognitive Prozesse aber selektiv ablaufen, wurde nicht die abgefragte Situation gespeichert, sondern eine verzerrt wahrgenommene, fehlerhafte.

- veränderte unbewusst den beobachteten Sachverhalt, um emotional im Gleichgewicht zu bleiben. Erlebtes wird dann so wiedergegeben, dass es sich mühelos in die eigene Vorstellung des Erlebten einfügt. Die „Fakten" preiszugeben wäre für die Person so unangenehm, dass sie sich schützt, indem sie Erfahrenes für sich behält.
- veränderte bewusst Fakten, um einen von ihr erkannten Fehler zu korrigieren.

(vgl. ebd.)

Was sollen WissenschaftlerInnen tun, wenn sie bemerken, dass etwas mit den Daten nicht stimmt? Dean und Whyte schlagen vor, einen „Negativ-Check" durchzuführen. Dabei soll „Nicht-Plausibilität" und die Verlässlichkeit der Daten der Befragten - was allerdings in ersten Interviews schwer festzustellen sei – sowie das Wissen über die mentale Verfassung der Interviewees (d.h. inwieweit ihre Interpretationen von Vorfällen beeinflusst wurden) überprüft werden. Im Hinblick auf die Verlässlichkeit der Daten sollte versucht werden, auch andere Quellen bzw. Berichte etc. heranzuziehen, um feststellen zu können, ob man sich auf Gesagtes verlassen kann. Verlässliche sollen von unverlässlichen Daten getrennt werden. (vgl. ebd., 36f)

Die Hauptstrategie zur Fehleraufdeckung kann im Vergleich von Informationen der Befragten liegen. Dabei sollte(n)...

1. Fehlerquellen in Bezug zueinander gesetzt und Details untersucht werden, um Daten auf ihre Plausibilität zu prüfen.
2. hinterfragt werden, ob einzelne InformantInnen als zuverlässige Quellen angesehen werden können.
3. nach Zusatzinformationen aus „zweiter Hand" gesucht werden, d.h., z.B. andere Personen, die nicht in der Situation beteiligt waren, zu befragen, wobei es wichtig sei, nicht die direkte Absicht des Gesprächs zu verraten. Es sollte zum Problem hingeführt werden. Nachfolgende Interviews könnten mit Informationen, die aus dem ersten Interview stammen, geleitet bzw. durchgeführt werden. Möglicherweise werden dadurch Details erkennbar, die das Erlebte vollends verständlich machen.

(vgl. ebd., 37)

Das Problematische an „Second-Hand-Berichten" sei, dass sie bereits eine zweite Verfälschung der Situation darstellen können. ForscherInnen müssten daher in der Vielfalt erhaltener Informationen vorsichtig sein und abwägen, was als verlässliche Quelle angesehen werden kann. SpezialinformantInnen würden sich oft an Schlüsselpositionen in der Kommunikationsstruktur in Form formeller oder informeller Führungspersonen einer Organisation finden. Sie könnten Beweise abwägen, auf ihre Gültigkeit prüfen und Fehler korrigieren. Relevant sei hierbei, dass diese Personen keinen Grund haben dürfen, WissenschaftlerInnen Fehlinformationen zu geben. (vgl. ebd. 38)

Dean und Whyte beantworten ihre Forschungsfrage „How do I know if the informant is telling the truth?“ folgendermaßen: „Instead, the researcher will ask, ‚What do the informant's statements reveal about his feelings and perceptions and what inferences can be made from them about the actual environment or events he has experienced?'"(Dean und Whyte 1958, 38).
Ich interpretiere das Statement Deans und Whytes dahingehend, dass ForscherInnen nicht nach der „wahren Einstellung“ der Interviewten suchen „dürfen“, da Befragte in sich konkurrierende Antworten tragen und je nach Situation die (un-)passende auswählen. Das Interview selbst ist eine soziale Situation bzw. soziale Konstruktion, die Antworten und die gesamte soziale Interaktion beeinflussen. Der/die Interviewende ist daher angehalten, die Gesamtsituation des Gesprächs (eigene Gefühle, bemerkte Auffälligkeiten während des Gesprächs, Gedanken über den Interviewort, Gesprächsklima etc.) in Form einer Reflexion (mittels Anfertigung eines Postskriptums) explizit zu machen.

3.4 Forschungsdesign

Hauptaugenmerk liegt auf der Erhebung und Analyse individuell gemachter Erfahrungen Studierender mit Behinderung der Universität Wien. Ähnlich wie Böhnke (2006) versuche auch ich soziale Ausgrenzung aufzudecken, wobei sich meine Analyse im Bezug auf die Auswertung von Ausgrenzungserfahrungen an Kronauers Dimensionen sozialer Ausgrenzung (1997) orientiert. Die politische Teilhabemöglichkeit wird in meiner Fragestellung vernachlässigt. Dies deshalb, da meine Analyse nicht (ausschließlich) in eine politische Auseinandersetzung im Hinblick auf verfehlte sozialstaatliche Maßnahmen münden soll, sondern eine breitere Diskussion eröffnen soll.
Abgesehen davon sollen auch gesellschaftliche Teilhabeerfahrungen offengelegt werden. Als sehr relevant erscheint mir beim Vorhaben Vergleich von Teilhabe- und Ausgrenzungserfahrungen die „Strukturkategorie Körper“ (Winker und Degele 2009) nicht aus den Augen zu verlieren. Dem Forschungsdesign untersteht von theoretischer Seite her ein bio-psycho-soziales Modell von Behinderung.

3.4.1 Deskription der Methode: problemzentriertes Interview

Wie bereits in Kapitel I erwähnt, werden beim problemzentrierten Interview mit einem Leitfaden, der in seinen Fragen „Stimuli-Momente“ enthalten soll, Ereignisse oder Probleme thematisiert, die in der individuellen Biographie der jeweils befragten Person liegen. Das Erhebungsinstrument lässt sich durch seine Problemzentrierung, Gegenstands- und Prozessorientierung beschreiben. (vgl. Witzel 1985, 230 zit. n. Flick 2002, 135)
Aus den vier möglichen Vorgehensweisen der Durchführung problemzentrierter Interviews (vgl. ebd., 235-241, zit. n. Flick 2002, 135) erscheint mir das qualitative Interview mit seinen vier methodischen Schritten (Kurzfragebogen, Leitfaden, Tonbandaufzeichnung, Interviewprotokoll) (vgl. ebd., 237, zit.

n. Flick 2002, 135-138) als adäquat, da die von mir gewählte Forschungsfragestellung auf das subjektive Erleben Studierender und ihre jeweiligen Biographien abzielt. Die unter 1.3 thematisierten Hauptkriterien (Problemzentrierung, Gegenstandsorientierung und Prozessorientierung) werden hier nicht mehr näher ausgeführt. Der Leitfaden soll einerseits so aufgebaut sein, dass die befragte Person Erzählanreize erhält und andererseits, um dem Interview bei Erzählpausen eine neue Richtung zu geben. Der Befragende kann somit flexibel handhaben, welche Fragen zusätzlich zu jenen des Leitfadens gestellt werden. (vgl. ebd., 237 zit. n. Flick 2002, 135) Um relevante Informationen aus dem Gespräch zu erhalten, ist es sinnvoll, einen guten Gesprächseinstieg zu finden sowie während des Interviews ggf. Nachfragen anzustellen, um mögliche Missverständnisse oder spätere Miss-interpretationen a priori ausschließen zu können. Durch Nachfragen kann auch erreicht werden, mehr Detailreichtum zu erhalten. Eine Vertiefung des Interviews soll mittels Gegenspiegelung in Form von Rückmeldungen, die bereits Interpretationen oder zusammenfassende Gedanken des Interviewers enthalten, erreicht werden. Ebenso ist es angebracht, Widersprüchliches aufzudecken: einerseits um Interesse zu zeigen und andererseits, um das Gespräch in Gang zu halten. (vgl. Witzel 1985,. 245-249 zit. n. Flick 2002, 135f)

Der Kurzfragebogen, der vor dem tatsächlichen Interview zum Einsatz kommt, enthält soziodemographische Abfragen und Fragestellungen, die den Frageumfang des Leitfadengesprächs reduzieren und das zentrale Thema der Befragung weniger stark betreffen. Ein zusätzlicher Vorteil ist dabei, dass mehr Zeit für besonders relevante Fragen bleibt. Die zweite Möglichkeit, den Fragebogen am Ende des Leitfadengesprächs vorzulegen, hätte den Vorteil, dass sich die Art und Weise der Beantwortung von Fragen des Fragebogens nicht auf das nachfolgende Gespräch überträgt. (vgl. Flick 2002, 137)

Das Postskriptum, das nach dem Interview angefertigt wird, soll die Kontextfaktoren des Gesprächs (subjektives Erleben der Kommunikationssituation, Verhalten des Interviewees und der befragenden Person, der externen Faktoren, des Interviewworts etc.) wiedergeben. Erstens wird dadurch möglich, Interviewsituationen zu vergleichen und zweitens können diese Aufzeichnungen für die Interpretationen des jeweiligen Gesprächs von Nutzen sein. (vgl. ebd., 138)
Jenes problemzentrierte Interview, das von Witzel geprägt wurde, nimmt die subjektive Sicht des Befragten ins Zentrum, um letztlich aus der Interpretation des Gesagten Theorien zu generieren (vgl. ebd.). Die Fragen im Interview zielen dabei auf „Sachverhalte oder Sozialisationsprozesse“ (Flick 2002, 138) ab. Gefordert wird, die Interviewees in einem schritthaften Vorgehen ausfindig zu machen, um ein prozessorientiertes Vorgehen zu gewährleisten. Die Auswertung des problemzentrierten Interviews kann durch verschiedenste Verfahren (z.B. durch die qualitative Inhaltsanalyse) erfolgen. (vgl. ebd.)

Die Entscheidung, wann während des Interviews erzählerisch oder fragend vorgegangen oder wann zwischen den Fragen des Leitfadens hin- und hergewechselt werden soll, obliegt der pragmatischen Herangehensweise des Interviewers. (vgl. ebd., 138f)

Die Fragestellungen des Leitfadens und des Kurzfragebogens der vorliegenden Diplomarbeit fußen auf theoretischen, als auch empirischen Beiträgen jener wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, die bereits in Kapitel 1 und 2 thematisiert wurden.

Meine Vorgehensweise ist als induktiv und deduktiv zu charakterisieren, was sich im Erhebungs- und –auswertungsverfahren widerspiegelt. Das deduktive Moment kommt zweifach zum Vorschein:
Erstens dadurch, dass bestehende Theorien teilweise übernommen wurden und sich inhaltlich im Leitfaden wiederfinden.
Zweitens, da bei der Auswertung von Ausgrenzungserfahrungen keine eigenen Kategorien generiert werden, sondern auf die sozialen Ausgrenzungsdimensionen Kronauers (1997) zurückgegriffen wird.

Nach Darstellung der Ergebnisse sollen Hypothesen generiert werden, die für weiterführende Analysen hilfreich sein sollen.
Als Aufzeichnungsorte der Interviews dienten die Aula des Romanistikinstituts, der Arkadenhof der Universität Wien, der Leseraum der Fachbereichsbibliothek des Instituts für Alte Geschichte der Universität Wien, der Fernsehraum eines Studentenheimes, ein öffentliches Café und das Privatzimmer in einer betreuten Wohneinrichtung. Die Auswahl der Interviewworte oblag den Befragten. Falls ihrerseits kein spezifischer Ort als Vorschlag kam, wurde eine von mir angegebene Option wahrgenommen.

3.4.2 Kurzfragebogen

Vor dem Einsatz des Leitfadens wurden mittels quantitativem Fragebogen Bildungsweg entscheidende sowie soziodemographische und –ökonomische Variablen erhoben.[103] Die erhobenen Daten finden als Deskriptionen der jeweiligen Fälle in Form von vertiefenden Einzelfallanalysen Berücksichtigung (siehe 3.7.2.1).

3.4.3 Leitfadenerstellung und Anwendung im Interview

Die Inhalte des Leitfadens[104] orientieren sich an den von mir in dieser Arbeit verwendeten wissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere an den Beiträgen Wansings (2005), Böhnkes (2006), Goffmans (1994) und Kronauers (1997). Die vorwiegend offenen Fragen sollten das subjektive

[103] Für nähere Informationen, den Kurzfragebogen betreffend, siehe Anhang.
[104] Der Leitfaden befindet sich im Anhang dieser Arbeit.

Erleben der Befragten erheben. Zu Beginn der Befragung erschien es mir sinnvoll, mit der Einstiegsfrage „Was ist für dich persönlich gesellschaftliche Teilhabe?“ zu beginnen, um einerseits der sozialen (Interview-) Situation an Spannung zu nehmen und andererseits die Richtung, in die das Interview verlaufen wird, vorzugeben. Diese Richtung wurde insofern durch die befragte Person bestimmt, da sie selbst es war, die angab, was sie konkret unter der Begrifflichkeit „gesellschaftliche Teilhabe“ versteht. Dadurch wurde ermöglicht, im späteren Analyseschritt festzustellen, ob die/der Befragte über das sprach, was er/sie anfangs als „gesellschaftliche Teilhabe“ definierte. Des Weiteren erlaubt es tendenziell, im Nachhinein zu beurteilen, ob die Einstiegsfrage zu schwer gewählt wurde oder als angemessen angesehen werden kann. Bei der Ausarbeitung des Leitfadens wurde bewusst darauf geachtet, fachspezifische Termini wie Exklusion, Inklusion oder Integration zu vermeiden, um die Fragen möglichst einfach und verständlich zu halten. In manchen Interviewsituationen war ich aufgrund der Offenheit und Unbestimmtheit mancher Fragen dennoch dazu angehalten, Erklärungen, die aus den verwendeten Theorien und empirischen Arbeiten, abgeleitet wurden, anzuführen. Allerdings kamen derlei Zusatzinformationen nur dann zur jeweiligen Frage hinzu, wenn nach längerem Warten keine Antwort getätigt oder nachgefragt wurde, was konkret mit der Frage gemeint sei.

Der Leitfaden beinhaltet drei Frageblöcke, wobei dem zweiten Block sechs Subkategorien unterstehen. Der Aufbau des Erhebungsinstruments und seine inhaltlichen Implikationen finden sich in Tabelle 10 wieder. Die Befragung erstreckte sich über die drei angegebenen Frageblöcke, wobei mit dem ersten begonnen wurde. Wurden dabei bereits Themenbereiche angesprochen, die die Frageblöcke zwei oder drei tangierten, so wurden ggf. weitere Fragen aus diesen Frageblöcken für den Erhalt eines vertieften Verständnisses gestellt. Erst bei scheinbar vollständiger Beantwortung eines spezifischen Themen-bereichs ging ich auf „allgemeine Fragen“ zurück. Das Erhebungsinstrument wurde dahingehend flexibel geführt, je nachdem, wie sich das Gespräch entwickelte und auf welche thematischen Bereiche es durch die Erzählstruktur der Befragten hingelenkt wurde.

Bereits erhaltene Daten durch Ausgabe des Kurzfragebogens vor Beginn des Gesprächs konnten im Leitfadengespräch berücksichtigt werden. Als Kommunikationsstrategie erwies es sich als dienlich, gemachte Angaben (am Kurzfragebogen) explizit anzusprechen. So wurden sie als Erzählanreize von den InterviewteilnehmerInnen genutzt. Da mittels Kurzfragebogen bereits relevante Informationen erhalten wurden, konnte auf ihre Abfrage mittels Leitfaden verzichtet werden. Darüber hinaus machte es keinen Sinn, jemanden nach gemachten Erfahrungen im Berufsleben zu fragen, wenn die Person bis dato keinen Arbeitsplatz ausüben konnte bzw. durfte. Manche Kategorien waren also optional, d.h., sie wurden abgefragt, wenn es sinnvoll erschien oder ausgelassen, wenn sich zeigte, dass sie „ins Leere führen würden“. In der Analyse wird Kategorie F allerdings vollends unberücksichtigt bleiben, d.h. nicht ausgewertet werden. Mein ursprüngliches Vorhaben, Personen mit Migrationshintergrund, jene ohne österreichische Staatsbürgerschaft und ÖsterreicherInnen miteinander zu vergleichen, musste aufgrund der zu geringen Anzahl an Personen, die Migrationshintergrund hatten (eine Person) sowie

jene, die keine österreichische Staatsbürgerschaft besaßen (ebenfalls nur eine Person), aufgegeben werden.

Frageblöcke	**Unterkategorien**	**Beinhaltende Dimensionen**
ALLGEMEINE FRAGEN	keine	Subjektive Sicht auf (gemachten) Gesellschaftserfahrungen (vergangen/gegenwärtig /zukünftig) Positive und negative Folgen von Teilhabe/Ausgrenzung Derzeit bestehende subjektive Hürden Generelle Beurteilung gesellschaftlicher Teilhabemöglichkeiten Bei erlebten Ausgrenzungen: -subjektive Erklärungsansätze -Bewältigungsstrategien Hilfe/Unterstützung im Alltag Gesundheitszustand Subjektive Sicht auf eigenen gesellschaftlichen Stellenwert
SPEZIFISCHE FRAGEN	Gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten A) am Bildungsweg B) in der Freizeit C) in der Arbeit (gegenw./vergangen) D) durch Einkommen E) durch die Wohnsituation F) bei Migrationshintergrund/nicht österr. Staatsbürgerschaft	 ad A) Erfahrungen an Bildungsinstitutionen (Schule) ad B) Mitgliedschaft, Sozialkontakte ad C) Erfahrungen, Sozialkontakte, Beurteilung von Chancen ad D) Lebensstandard; kulturelle Teilhabe ad E) Segregation ad F) Diskriminierungserfahrungen; Migrationsmotive
ABSCHLIESSENDE FRAGEN	keine	Beurteilung gesellschaftlicher Teilhabemöglichkeiten im Biographieverlauf Zufriedenheit mit persönlichen Teilhabechancen

Tab. 9: Leitfaden: Frageblöcke, Subkategorien und Dimensionen

3.4.4 Beschreibung der Stichprobenauswahl

„Gegenstand“ der vorliegenden Untersuchung sind Studierende mit Behinderung der Universität Wien. Als Studierende/r kann jemand angesehen werden, der/die an der Universität Wien inskribiert ist.

Warum fiel die Stichprobenauswahl ausgerechnet auf Studierende mit Behinderung der Universität Wien und nicht bloß auf Menschen mit Behinderung, wodurch auch „bildungsfernere Schichten" angesprochen worden wären?

Die explizite Festlegung der Auswahl von Studierenden mit Behinderung hatte damit zu tun, dass meinerseits die Vermutung zugrunde lag, dass Studierende oder zumindest jene, die schon länger studierten, ein stärker ausgeprägtes Bewusstsein für mein Thema haben könnten als „bildungsfernere Schichten mit Behinderung". Diese Annahme besteht, da reflexive und kritische Auseinandersetzungen mit Inhalten innerhalb der jeweiligen Studien gang und gäbe sind, was die Möglichkeit einer verstärkten problematisierten Sichtweise auf das eigene Leben zur Folge haben kann. Eine Erleichterung ergibt sich vermutlich im Bezug auf die Datenerhebung bei StudentInnen wenn der/die InterviewerIn selbst StudentIn ist, da man sich auf „Augenhöhe" begegnet. Das Herstellen einer angenehmen Gesprächsatmosphäre unter „Gleichgesinnten" erscheint leichter möglich zu sein. Dieser Umstand (StudentIn befragt Studierende) sollte sich positiv auf das Datenmaterial auswirken, da es vermutlich leichter fällt, biographische, sensible Daten preiszugeben.
Des Weiteren ist erwartbar, dass Studierende „allgemeine Kriterien für einen ‚guten Informanten'" (Morse 1998, 73 zit. n. Flick 2002, 110) abgeben, d.h., Studierende sollten „über das notwendige Wissen und die notwendige Erfahrung mit dem jeweiligen Thema oder Gegenstand verfügen, die zur Beantwortung von Fragen im Interview [...] notwendig sind. Ebenso sollten sie die Fähigkeit zur Reflexion und Artikulation besitzen, die Zeit haben, um befragt [...] zu werden, und bereit sein, an der Untersuchung teilzunehmen" (Flick 2002, 110). Die von mir befragten Studierenden können – da sie vermutlich alle genannten Kriterien erfüllen - als „Primärauswahl" (Morse 1998, 73) bezeichnet werden.[105] Ein weiterer Grund, Studierende mit Behinderung in den Fokus des Interesses zu stellen, bestand in der Durchführbarkeit und dem Zugang zu den Probanden. Studierende sind vielleicht eher gewillt, „KollegInnen" in ihrem Vorhaben zu helfen, da sie eventuell selbst bei Studienabschluss auf freiwillige TeilnehmerInnen für ihre Diplomarbeiten angewiesen sind. Der Grund der Eingrenzung der Untersuchung auf Studierende der Universität Wien liegt u.a. in der Durchführbarkeit des Vorhabens begründet. Einerseits stellte es sich als schwierig heraus, Studierende mit Behinderung - zwecks Anfrage auf Teilnahme an meinem Vorhaben - an der Universität Wien anzutreffen, andererseits sind sie mit ihrer Behinderung nicht explizit an der Bildungsinstitution registriert. Lediglich E-Mail-Adressen jener Studierender, die sich bereits einmal mit einem Problem (z.B. wenn Informationen über abweichende Prüfungsmodalitäten angefordert wurden) an die Behindertenbeauftragte, Frau Virtbauer, wandten, wurden in einer Datenbank gespeichert. Außerdem fallen manche Studierende mit Behinderung nicht auf, d.h. ihre Defizite sind für „Nicht-Eingeweihte" nicht sichtbar und daher nicht bemerkbar. Die Behinderung kommt für die betroffene Person erst dann zum Tragen wenn – wie im Sinne des sozialen Modells von Behinderung – die Umwelt nicht ausreichend an die Behinderung

[105] Wenn Befragte genannte Kriterien nicht erfüllen, ist von einer „Sekundärauswahl" (Morse 1998, 73) die Rede.

angepasst ist. Beispielsweise ist dies dann der Fall, wenn der Schriftgrad auf Folien einer Lehrveranstaltung der Universität Wien für Studierende mit Sehbehinderung zu gering ist. Sie können dann dem Inhalt der Lehrveranstaltung nicht vollends folgen.

Der in der vorliegenden Arbeit verwendete Behinderungsbegriff bezieht sich auf das soziale Modell von Behinderung. Hauptaugenmerk liegt im Vergleich gemachter Erfahrungen und dem Aufzeigen, wo die Gesellschaft als (be-) hindernd bzw. als tatsächliche Behinderung (in Form sozialer, ökonomischer Ausgrenzung oder Barrieren etc.) in alltäglichen Aktivitäten wirkt.

Die Stichprobenziehung erfolgte – wie bereits unter 1.3 erwähnt - nicht einem statistischen, sondern einem theoretischen Sampling, da die tatsächliche Grundgesamtheit unbekannt ist, d.h., dass nach InterviewteilnehmerInnen gesucht und aus den gefundenen eine bestimmte Anzahl aufgrund theoretisch begründeter Überlegungen ausgewählt wird.

Auf Basis der theoretisch orientierten Samplinglogik sowie der geringen Stichprobengröße kann bei derartigem Vorgehen kein Anspruch auf Repräsentativität gestellt werden. Die Generalisierbarkeit der Ergebnisse ist nur in äußerst eingeschränktem Ausmaß möglich. Was die Auswahl der Fälle betrifft, so bewegte sie sich dennoch in gewisser Weise im Rahmen sonderpädagogischer Klassifizierungen, d.h., dass all' jene Studierende mit Behinderung in die Stichprobe kamen, die als blind/sehbehindert, gehörlos/schwerhörig, körperbehindert oder sprachbehindert klassifiziert werden können oder die eine chronische Krankheit aufwiesen.

theoretisches Sampling	**statistisches Sampling**
• Umfang der Grundgesamtheit ist vorab unbekannt	• Umfang der Grundgesamtheit ist bekannt
• Merkmale der Grundgesamtheit sind nicht vorab bekannt	• Merkmalsverteilung in der Grundgesamtheit ist abschätzbar
• Mehrmalige Ziehung von Stich-probenelementen nach jeweils neu festzulegenden Kriterien	• einmalige Ziehung einer Stichprobengröße nach einem vorab festgelegten Plan
• Stichprobengröße vorab nicht definiert	• Stichprobengröße vorab definiert
• Sampling beendet, wenn theo-retische Sättigung erreicht ist	• Sampling beendet, wenn die gesamte Stichprobe untersucht ist

Tab. 10: Theoretisches versus statistisches Sampling (Wiedemann 1995, 441 zit. n. Flick 2002, 105)

Insgesamt wurden elf Interviews geführt, darunter befanden sich sieben Frauen (eine davon ohne österreichische Staatsbürgerschaft) und vier Männer (einer davon mit Migrationshintergrund). Tabelle 11 gibt einen Überblick bzw. die Basis wieder, aufgrund derer eine Auswahl zu treffen ist.

Nach welchen Kriterien sollte nun aus den Studierenden ausgewählt werden?

Ursprünglich lag dem Forschungsvorhaben die Zielsetzung zugrunde, Erfahrungen Studierender, die aus dem Ausland stammen, mit jenen von ÖsterreicherInnen (mit und ohne Migrationshintergrund) zu

vergleichen. Da lediglich ein Studierender mit Migrationshintergrund und eine Studierende aus dem Ausland befragt wurden, erscheint ein derartiger Vergleich allerdings nicht zielführend zu sein.

Name[106]	**Geschlecht**	**Behinderungsart (angeboren/ erworben)**[107]	**Studium**	**Hintergrund/ Herkunft**
Maria	**w**	Hirnverletzung **(e)**	Sprachwissen-schaften[108], Pädagogik	keine österr. Staatsbürger-schaft
Martha	**w**	Körperbehinderung (Brustkrebs) (**e)**	Alte Geschichte	Österreich
Karina	**w**	Körperbehinderung (Gesichtslähmung) (**e)**	KSA[109], Slawistik	Österreich
Michaela	**w**	Sehbehinderung (a)	Ernährungs-wissenschaften	Österreich
Franziska	**w**	Chronische Erkrankung (Morbus Chron) **(e)**	Psychologie	Österreich
Paula	**w**	Chronische Erkrankung (fatigue syndrom) **(e)**	Medizin, KSA	Österreich
Lukas	m	Sehbehinderung (a)	Soziologie, Jus	Österreich
Claudia	w	Körperbehinderung (Fußamputation) **(e)**	Soziologie	Österreich
Kurt	m	Körperbehinderung (Querschnittslähmung) (a)	Theologie	Österreich
Sandor	m	Sprachbehinderung (a)	BWL	Österreich; Migrations-hintergrund
Hubert	m	Chronische Erkrankung, Körperbehinderung (Querschnittslähmung) (a)	Geschichte, Jus, Kunstgeschichte, BWL	Österreich

Tab. 11: Ein Überblick zur Auswahlschwierigkeit der Befragten

Ein Vergleich über die Kategorien Staatszugehörigkeit oder Migrationshintergrund mit ÖsterreicherInnen wäre nach den vorliegenden Daten denkbar. Die Auswahl würde sich in diesem Fall an der Herkunft der Befragten orientieren. Grundsätzlich ist auch zu hinterfragen, ob nach dem Geschlecht ausgewählt werden sollte bzw. ob gleich viele Männer wie Frauen in die Auswahl kommen sollten. Eine Orientierung anhand anderer Variablen zur Bestimmung, wer in die Fallauswahl

[106] Die hier angeführten Namen entsprechen nicht der Wirklichkeit. Aufgrund der Zusicherung von Anonymität wurden sie durch andere Namen ersetzt. Ebenso wurde darauf verzichtet, die Herkunft des Österreichers mit Migrationshintergrund zu nennen, da dies ausdrücklich gewünscht wurde. Manche Daten, die „Maria" betreffen, wurden aus ethischen Gründen verändert bzw. durch ähnliche ersetzt.

[107] Die Kategorisierung „erworben" weist darauf hin, dass ein Unfall (gesundheitlich oder infolge eines Verkehrsunfalls) zu einer Schädigung bzw. zu Behinderung führte.

[108] Romanistik, Slawistik.

[109] Kultur- und Sozialanthropologie

gelangt – z.B. Studienwahl, Alter, Einkommen, absolvierter Studiendauer, sonderpädagogischer Kategorisierung, angeborener oder „erworbener“ Behinderung etc. - ist ebenso denkbar.

Welche Kategorien erscheinen für die Beantwortung der Forschungsfragestellung als relevant?

Das Ziel besteht gemäß der gestellten Forschungsfrage darin, Erfahrungen Studierender mit Behinderung im Hinblick auf gesellschaftliche Teilhabe und soziale Ausgrenzung miteinander zu vergleichen. Dass grundsätzlich nicht mehr als elf Personen befragt wurden, lässt sich auf folgende Gründe zurückführen: Erstens, auf die Schwierigkeit des Feldzugangs und der Bereitwilligkeit der Teilnahme an der Befragung seitens Studierender mit Behinderung und zweitens, auf die Knappheit zeitlicher Ressourcen, die bei alleiniger Durchführung des Vorhabens den „Spielraum“ vorgeben. Eine erste Überlegung zur Auswahl der Befragten wurde bereits vor dem ersten Interview getroffen, nämlich möglichst viele unterschiedliche Erfahrungen zu erhalten, die aufgrund unzureichender Passung von Umwelt und Behinderung gemacht werden. Dabei wird sich zeigen, welche Studierenden mit Behinderung eine besser funktionierende Umwelt vorfinden als ihre KollegInnen. Problematisch erweist sich dieser Zugang aus kulturwissenschaftlicher Perspektive, da Behinderung dadurch ins Zentrum des gesamten Forschungsprozesses gelangen und als Leitkategorie fungieren würde.

Da keine weiteren Einschränkungen der Auswahl zu Beginn getroffen wurden, kann nicht von einer „vorab festgelegten Samplestruktur“ (Flick 2002, 98), gesprochen werden. Die Charakteristika dieser Auswahlentscheidung sind folgende (vgl. Flick 2002, 98f):

- Es gibt bereits vor der Datenerhebung eine Annahme darüber, welche Eigenschaften der Untersuchungsgegenstand haben wird und wie sich die Merkmale verteilen werden.
- Vermutete Ergebnisse, die sich aufgrund der getroffenen Auswahl ergeben, sollen die Verhältnisse des Untersuchungsgegenstands widerspiegeln.
- Die Auswahl erfolgt auf Basis von zu Beginn festgelegten Kriterien.

Entscheidungen, die die Daten betreffen, wurden im Forschungsprozess getroffen. Dabei bezieht sich die Auswahl entweder auf zu vergleichende Gruppen oder auf konkrete Personen. Die Auswahl entspricht nicht einem statistischen Sampling, bei dem Theorien überprüft werden. Ziel ist die Entwicklung von Theorien. (vgl. Flick 2002, 102). „Auswahlentscheidungen richten sich dabei auf dasjenige Material, das im Lichte des bereits verwendeten Materials und der daraus gewonnenen Erkenntnisse die größten Aufschlüsse verspricht“ (Flick 2002, 102f). Zentral ist daher, zu entscheiden, welche Daten man als nächstes in den Blick nimmt und warum dies geschieht. Da die Vergleichsmöglichkeiten unbegrenzt erscheinen, ist es notwendig, Kriterien zu bestimmen, die eine Einschränkung möglich machen. Beispielsweise kann die Beurteilung der Höhe der Relevanz des nächstfolgenden Falls im Hinblick auf die Theoriebildung Kriterium sein. (vgl. ebd., 103) Eine weitere Frage, die sich stellt, ist, wann keine weiteren Fälle mehr miteinbezogen werden sollen. Neben dem pragmatischen Argument, dass die Erhebungsphase der empirischen Daten der vorliegenden Arbeit

aufgrund der zeitlich begrenzten Ressourcen beendet wurde, ist hinzuzufügen, dass dann von einer theoretischen Sättigung einer gebildeten (theoretischen) Kategorie gesprochen wird, wenn „keine zusätzlichen Daten mehr gefunden werden können, mit deren Hilfe der Soziologe weitere Eigenschaften der Kategorie entwickeln kann“ (Glaser und Strauss 1967/1998, 69). Die Struktur der Stichprobe ergibt sich bei der schrittweisen Auswahl also während der Datenerhebung und –interpretation und wird um Neues erweitert oder bleibt bei bereits Bestehendem. (vgl. Flick 2002, 106) Mein Vorgehen basiert vorwiegend auf einer schrittweisen Festlegung der Samplestruktur. Als bereits 7 Frauen interviewt waren, wurde nach weiteren Männern gesucht, um letztlich bei der Sample-auswahl etwa gleich viele Personen beider Geschlechter gegenüberstellen zu können. Einem theoretischen Sampling wird aber nicht entsprochen, da die theoretische Sättigung nicht erreicht wird, d.h., dass die Datenerhebung bereits früher abgeschlossen und nicht so lange durchgeführt wurde, bis keine zusätzlichen, neuen Daten mehr gefunden werden konnten.
Aufgrund der sich dennoch ergebenden Unbestimmtheit, woran sich die schrittweise Auswahl konkret orientieren soll, helfen neuere Konzepte weiter. Die von ForscherInnen entwickelten Vorschläge sind folgende: Die Auswahl von

- Extremfällen oder abweichenden Fällen, um das Feld von den Rändern zu beforschen.
- typischen Fällen, wodurch die Beforschung des Feldes von innen her geschieht.
- Fällen, die einer „maximalen Variation im Sample“ (Flick 2002, 109) entspricht, die durch möglichst unterschiedliche Fälle erreicht werden soll.
- Fällen im Hinblick auf ihre Intensität.
- kritischen Fällen, die Zusammenhänge besonders evident erscheinen lassen oder das Funktionieren eines (politischen) Programms belegen.
- sensiblen Fällen, die die Wirksamkeit von Ergebnissen explizit machen oder imstande sind, ein (politisches) Programm zu widerlegen.
- Fällen, die ressourcen- und aufwandminimierend sind und eine Evaluation nicht gefährden.

(vgl. Flick 2002, 109f)

Mit den vorhin genannten Strategien hängt erstens zusammen, ob bei der Auswahl das Ziel verfolgt wird, in die Tiefe oder Breite zu gehen und zweitens, ob die Verallgemeinerbarkeit hoch oder gering sein soll. (vgl. ebd., 110ff)

Mein Leitkriterium der Fallauswahl ist jenes des subjektiven Wahrnehmens sozialer Teilhabe der Befragten an der Gesellschaft. Diese Auswahlstrategie entspricht dem erstgenannten Vorschlag der vorangegangenen Aufzählung, nämlich, das Feld von den Rändern her zu beforschen, d.h., dass Extremfälle im Hinblick auf soziale Teilhabe bzw. Ausgrenzung miteinander kontrastiert werden. Aus den elf aufgelisteten Fällen (siehe Tab. 11) werde ich sechs Fälle heranziehen, wobei jeweils drei Fälle

(hohe) soziale Teilhabe repräsentieren und drei weitere Fälle für geringe soziale Teilhabe bzw. für soziale Ausgrenzung stehen.

3.4.5 Deskription des Auswertungsverfahrens: thematisches Kodieren

Als Auswertungsverfahren wurde das von Flick (2002) an Strauss (1991) angelehnte thematische Kodieren angewandt. Forschungsgegenstand sind nicht die befragten Personen per se, sondern „[...] die soziale Verteilung von Perspektiven auf ein Phänomen oder einen Prozess“ (Flick 2002, 271). Themen im Leitfaden müssen daher bei gleichzeitiger Offenheit gegenüber Gespräch und Inhalt im Hinblick auf ihre Vergleichbarkeit vorgegeben werden. (vgl. ebd., 272)
Die Auswertung erfolgt in mehreren Phasen. Die einbezogenen Fälle werden in einer Reihe von Einzelfallanalysen interpretiert:

1.) Zu Beginn wird eine **Kurzbeschreibung** des jeweiligen Falls verfasst. Sie wird im Laufe der Interpretation überprüft und ggf. modifiziert und enthält eine typische Aussage (Motto), eine knappe Darstellung der Person (Alter, Beruf etc.) und die zentralen Themen. Die Kurzbeschreibung dient zuerst als heuristisches Werkzeug, später - nach Abschluss der Fallanalyse - ist sie eventuell Teil der Ergebnisse. (vgl. ebd.)

2.) Die **vertiefende Analyse** orientiert sich am einzelnen Fall und verfolgt nachstehende Ziele:

- den Erhalt des Sinnzusammenhangs zwischen Person und Thema. Daher werden an allen Fällen Fallanalysen durchgeführt.
- die Entwicklung eines Kategoriensystems für den einzelnen Fall (zuerst offene Kategorien, dann selektiv kodieren).
- Selektives Kodieren: Zunächst erfolgen Kodierungen vorwiegend für thematische Bereiche des einzelnen Falls. Das Herausarbeiten gegenstandsbezogener Kernkategorien für alle Fälle ist hier weniger gemeint. (vgl. ebd., 273)

3.) Entwickelte Kategorien und thematische Bereiche werden nun aufeinander abgestimmt, wodurch eine **thematische Struktur** erkennbar wird, die als neue Grundlage für weitere Fälle dient, um Vergleiche durchführen zu können. Die Struktur wird aus den ersten Fällen entwickelt und an allen weiteren überprüft und ggf. modifiziert. Mit der „letztmodifizierten“ Struktur werden schließlich alle Fälle analysiert. (vgl. ebd., 273f)

4.) Als letzter Schritt folgt eine **Feinanalyse** der thematischen Bereiche: einzelne Textabschnitte werden detaillierter interpretiert (z.B. geschilderte Situationen). Hierbei wird das von Strauss (1991) kreierte Kodierparadigma herangezogen, dem folgende Leitfragen unterstehen:

a) Bedingungen: Warum? Was führte zu der Situation? Hintergrund? Verlauf?

b) Interaktion zwischen den Handelnden: Wer handelte? Was geschah?

c) Strategien und Taktiken: Welche Umgangsweisen? z.B. Vermeiden/Anpassen

d) Konsequenzen: Was veränderte sich? Folgen? Resultate?

(vgl. ebd., 274f)

Als Ergebnis der vorangegangenen Schritte entsteht eine fallbezogene Darstellung der Auseinandersetzung mit dem Gegenstand einschließlich Leitthemen, die durch die Sicht auf verschiedene Bereiche (z.B. Arbeit, Freizeit etc.) als fallspezifisch gedeutet werden. Dies ermöglicht Gruppenvergleiche im Hinblick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Gleichzeitig wird eine Analyse und Überprüfung der sozialen Verteilung der Perspektiven auf den untersuchten Gegenstand durchgeführt. (vgl. ebd., 275-277)
Was die Transkription per se betrifft, so wurden die Daten mit Zeilennummerierungen und mit Sprecher (I=Interviewer) und Interviewten (B=Befragte/r) gekennzeichnet. Bei überlappender Sprache kam eine eckige Klammer zum Einsatz. Ansonsten wurden Auffälligkeiten in kursiver Schrift in Klammer gehalten und darin beschrieben. Differenzierteren Transkritpionsregeln wurde nicht nachgegangen, da keine linguistische Analyse, sondern eine Inhaltsanalyse des Gesagten (mittels thematischem Kodieren) erfolgte.

3.4.5.1 Relevanz der Methodik im Kontext der Methodendebatte

Beim angewandten Verfahren handelt es sich zu Beginn um „fallbezogene Analysen“ (Flick 2002, 277), im nachfolgenden Schritt um „fallübergreifende Vergleiche“ (ebd.). Es entsteht eine thematische Struktur für die Analyse einzelner Fälle sowie für die Fallvergleiche, die sich aus dem vorliegenden empirischen Datenmaterial heraus begründet und die letztlich dazu beitragen soll, die Interpretationen (besser) miteinander vergleichen zu können. Dennoch ist die Methode sensibel und offen im Hinblick auf spezifische Inhalte des Einzelfalls und der Gruppen im Bezug auf den Untersuchungsgegenstand. (vgl. ebd., 277)

3.4.5.2 Theoretischer Hintergrund der Methode

Was den philosophischen und methodologischen Anspruch der Methode betrifft, so ist sie aufgrund des vordergründigen Blicks auf unterschiedliche soziale Welten und auf soziale Repräsentationen dem Konstruktivismus zuzuordnen. Das thematische Kodieren eignet sich, um wissenschaftliche Fragestellungen zu beantworten, die ihren Fokus „auf die Analyse der Vielfalt und Verteilung von Perspektiven in sozialen Gruppen auf Gegenstände und Prozesse“ (Flick 2002, 278) richten. Der Einbezug von Fällen geschieht einerseits gruppenspezifisch, andererseits werden Elemente des theoretischen Samplings bei der Auswahl von Fällen innerhalb der Gruppen verwendet. Die Erhebung der Daten erfolgt mit Methoden, die strukturierende Vorgaben mit inhaltlicher Offenheit verknüpfen. Die Verallgemeinerung basiert auf Fall- und Gruppenvergleichen und zielt auf die Theorieentwicklung ab. (vgl. ebd., 278)

3.4.5.3 Leistbarkeit der Methode

Das Auswertungsverfahren des thematischen Kodierens ist v.a. „für Studien geeignet, bei denen theoretisch begründete Gruppenvergleiche in Bezug auf einen Gegenstand durchgeführt werden sollen“ (Flick 2002, 278). Die dabei entstehende Theorie ist in ihrer Reichweite stark eingeschränkt. Die Textanalyse besteht darin, Aussagen von Erzählungen Kategorien zuzuordnen, die aus dem Material entworfen werden. Danach folgt das Herausarbeiten von Gemeinsamkeiten und Unterschieden von zuvor festgelegten Gruppen, „die sich v.a. an der Verteilung der Kategorien und ihrer Besetzung über die untersuchten Gruppen festmachen“ (ebd.). Die zu Beginn durchgeführten Fallanalysen ermöglichen es, in die Tiefen der Texte zu gehen. (vgl. ebd.)

3.5 Datenerhebung: Über die Durchführung

Bevor die vorliegende Arbeit geschrieben werden konnte, war zu klären, ob sie überhaupt realisierbar sei. Erster zu klärender Sachverhalt war, ob es einen Zugang zu Studierenden mit Behinderung gibt und ob genannte Personen einwilligen, an der Befragung teilzunehmen. Über meinen Diplomarbeitsbetreuer, Herrn Dr. Mikael Luciak, erfuhr ich, dass die Universität Wien über eine Behindertenbeauftragte, Frau Mag.[a] Virtbauer, verfügt, die ich daraufhin kontaktierte. Ich bat ihr einen Informationstext über mein Vorhaben per E-Mail-Verteiler an die von der Universität Wien vergebenen E-Mail-Accounts, die auch Studierende mit Behinderung umfasst, zu versenden[110]. Sie willigte ein und wies des Weiteren darauf hin, dass es ein eigenes Forum im Internet für Studierende mit Behinderung der Universität Wien (über die Plattform der Student-Point-Homepage) gibt, auf dem ich schriftlich um Mithilfe bat. Nur wenige Tage später meldeten sich ein paar InterviewpartnerInnen per E-Mail. In meinen Antwortschreiben wies ich nochmals auf das Thema hin und gab im Zeitraum September bis Oktober 2010 Interviewtermine an. Außerdem bat ich, Interviewworte frei zu wählen und sicherte Anonymität und Vertraulichkeit im Bezug auf die Befragung und Verwendung von erhobenen Daten zu. Der Großteil der gemeinsam festgelegten Interviewtermine wurde eingehalten. Es gab nur wenige Personen, die den Kontakt abbrachen oder Monate später schrieben, als die Erhebungsphase bereits abgeschlossen war. Eine Person erschien nicht am vereinbarten Tag, holte das Interview aber an einem anderen Termin nach. Über die erste befragte Person erhielt ich die E-Mail-Adresse eines weiteren Studenten, der mir ebenfalls zusagte. Nach sieben Interviewzusagen und deren Aufzeichnungen suchte ich nach weiteren TeilnehmerInnen und verfasste Texte mit meinem Vorhaben auf weiteren Internet-Foren von Instituten der Universität Wien, die vorwiegend sozialwissenschaftlich orientiert waren. Eine weitere Vorgehensweise war, dem Vorschlag einer Befragten zu folgen, nämlich, diverse Selbsthilfegruppen per E-Mail anzuschreiben. Lediglich im zuvor erstgenannten Fall (über ein universitätsnahes Forum) bekam ich eine Rückmeldung. Die

[110] Da Frau Virtbauer nicht über alle E-Mail-Adressen von Studierenden mit Behinderung verfügt, tun sich Fragen im Bezug auf die Stichprobenauswahl auf. Diese wurden bereits unter 3.4.4 diskutiert.

Interessierte stellte sich schließlich für ein Interview zur Verfügung. Eine andere Möglichkeit bot sich, indem ich eine mir bekannte Institution, die persönliche Assistenz anbietet, anschrieb. Meine Bitte der Teilnahme an meiner Befragung änderte sich geringfügig, da sich bis zu diesem Zeitpunkt lediglich eine männliche Person in meiner Stichprobe befand und mein Bestreben darin bestand, annähernd gleich viele Männer wie Frauen in der Stichprobe zu haben. Einige Tage später antwortete ein Student, der bei besagter Organisation arbeitet, die persönliche Assistenz anbietet. Er machte mir eine Zusage und bemühte sich, meinen verfassten Text an Studenten mit Behinderung, die über die Organisation (persönliche) Assistenz bezogen, weiterzuleiten. Dadurch gelangte noch ein weiterer Student in meine „Untersuchungsgruppe". Insgesamt konnten über den Schneeballeffekt zwei Personen hinzugewonnen werden. Ein anderer Versuch, Personen über den Schneeballeffekt für mein Vorhaben zu bekommen, scheiterte - genauso wie der Besuch und das Vorstellen meines Diplomarbeitsthemas bei der Info-Veranstaltung der Universität Wien „UniLeben". Über einen Bekannten, der eine männliche Person vermittelte, wurde es mir schließlich doch noch möglich, die Anzahl männlicher Studierender auf vier zu erhöhen. Letztlich erreichte die Stichprobengröße eine Fallzahl von elf Personen (sieben Frauen, vier Männer). Das erste Interview fand am 9. September 2010, das letzte am 4. Oktober 2010, statt.
Zu Beginn der Interviewsituation wurde den Interviewees versichert, ihre Daten streng vertraulich zu behandeln und auch nicht weiterzugeben. Ebenso verpflichtete ich mich, ihre Namen zu anonymisieren. Daraufhin bekamen sie einen quantitativen Kurzfragebogen vorgelegt, bei dem sie sich in Fällen von Schwierigkeiten beim Ausfüllen an mich wenden konnten. Danach folgte das leitfadenorientierte Gespräch, das – je nach TeilnehmerIn – zwischen 37 und 88 Minuten dauerte. Während des Interviews kamen zwei Aufnahmegeräte zum Einsatz. Die Aufzeichnungen wurden später mit Hilfe einer Transkribiersoftware in den Computer eingegeben.
Bei einem Interview, das insgesamt 30 Minuten dauerte, brachen beide Aufnahmegeräte ab. Jene Fragen, die nicht auf Tonband aufgezeichnet wurden, wurden bei einem zweiten Interviewtermin nochmals gestellt. Die Interviewte wusste daher bereits nochmals, welche Fragen sie beim nächsten Mal zu beantworten hatte. Diese Person gelangte letztlich aber nicht in die Stichprobe, da sie nicht als „Extremfall" (im Hinblick auf „gesellschaftlich Teilhabende" oder „gesellschaftlich Ausgegrenzte") eingestuft wurde.

3.6 Reflexion über Durchführung und Methode

Drei Sachverhalten ist besondere Aufmerksamkeit zu schenken, die v.a. im Hinblick auf die erhaltenen Ergebnisse kritisch zu hinterfragen sind: *Erstens* gelangten in meine Stichprobe Studierende, die nicht von Geburt an eine Behinderung aufwiesen, sondern sich infolge von Unfällen Behinderungen zuzogen. *Zweitens* waren viele der befragten Personen bereits älter als dies von StudentInnen erwartet wird, d.h., dass es sich um Personen handelt, die entweder neben ihrer Berufstätigkeit studieren oder bereits in Pension sind (manche von ihnen sind aufgrund der Behinderung in Frühpension). Sie

entsprechen daher Großteils nicht „stereotypen Bildern“ Studierender im Hinblick auf ihr Alter (zwischen 18 und 30 Jahren). Ihre jeweiligen Lebenslagen sind – besonders im Bezug auf ihre (materielle) Situation – differenziert zu beurteilen. Dies deshalb, da manche von ihnen bereits seit langer Zeit eine Erwerbstätigkeit, die über die Geringfügigkeit hinausgeht, ausüben bzw. ausübten. *Drittens* ist wichtig zu betonen, dass sich mein Verständnis von Behinderung zwar grundsätzlich an jenes des sozialen Modells von Behinderung anlehnt, andererseits aber sonderpädagogische Behinderungskategorien bei der Auswahl eine Rolle spielten und auch Menschen mit chronischen Krankheiten in die Stichprobe gelangten.

Diesen drei Sachverhalten folgend war eher zu erwarten, dass sich gemachte Erfahrungen der Befragten in vielerlei Hinsicht unterscheiden. Beispielsweise legt schon alleine der „Umstand“, dass Menschen, die nicht von Geburt an „mit einer Behinderung lebten“, sondern infolge eines Unfalls behindert werden, nahe, Erfahrungen anders zu beurteilen oder wahrzunehmen als erstgenannte Personengruppe. Im Hinblick auf die Gesellschaft und ihrer Institutionen, die hindernd wirken können, mag dies nicht von Belang sein, für die individuellen subjektiven Sichtweisen auf alltägliche Dinge sowie auf eine plötzliche Veränderung der Lebensverhältnisse und Lebensweise aber durchaus.

Die Auswahl der Studierenden an sonderpädagogischen Kategorien auszurichten ist gewiss nicht unproblematisch, da ich mich dadurch „innerhalb der Kritik“, die an das soziale Modell von Behinderung gerichtet wurde, nämlich, dass es eine duale Sichtweise auf Menschen (Behinderte/Nichtbehinderte) gibt, bewege. Die damit implizierte „Zwei-Welten-Theorie“ (Schwalb und Theunissen 2009) lässt das kulturwissenschaftliche Postulat, Behinderung als Teil von Normalität zu begreifen bzw. Behinderung zu dekonstruieren, gewissermaßen außer Acht. Für meine Analyse erscheint es jedoch unumgänglich, diese Sichtweise dennoch mitzuführen, sollen gesellschaftliche Barrieren und soziale Praktiken der Diskriminierung aufgedeckt werden.

Entscheidungen, die mit dem Sampling im Zusammenhang stehen, können den Zugang zum Feld und das Verständnis über das Feld beeinflussen. „Soziale Wirklichkeit“ wird spezifisch konstruiert: „bestimmte Ausschnitte und Aspekte werden hervorgehoben, andere werden ausgeblendet. Auswahlentscheidungen bestimmen wesentlich, was in Textform zum empirischen Material und was aus vorliegenden Texten konkret und mit welchem Gewicht verwendet wird“ (Flick 2002, 114f).

Nachfolgend eine Reflexion über die inhaltlichen Implikationen des Erhebungsinstruments, die u.a. aufgrund des Schreibens der Postskripten begann.

Vor keinem der durchgeführten Interviews wurde angegeben, dass mein theoriegeleiteter Fokus in der Befragung darauf ausgerichtet war, Behinderungen, die gesellschaftlich hergestellt werden und die befragten Studierenden an ihren gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten (be)hindern, offen zu legen. Nach einigen geführten Interviews war es umso interessanter zu sehen, dass seitens mancher Befragten oft sehr defizitorientiert über ihre Situationen nachgedacht wurde, d.h., dass angeborene oder erworbene (physische oder chronische) Behinderungen als der alleinige Grund angesehen wurden, warum gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten beschränkt wären. Derlei Denken impliziert, dass sich

Menschen mit Behinderung dem Zwang ausgesetzt fühlen, sich an die Gesellschaft anpassen zu müssen. Außer Acht gelassen wird dabei, dass es auch eine „Kehrseite der Medaille“ gibt: die gesellschaftliche Umwelt könnte so beschaffen sein, dass der (angeborenen/erworbenen) Behinderung keine Relevanz mehr zukommt.

Was bedeutet das im Hinblick auf meine methodische Vorgehensweise?

Die Nichtberücksichtigung und Ablehnung von medizinischen, defizitorientierten Erlebnissen in meinem Erhebungsinstrument hätte eine eingeschränkte Sichtweise mit sich gebracht und den Körper – auch wenn er im sozialen Modell von Behinderung nicht mitberücksichtigt wird - in der Analyse vollends außer Acht gelassen. Die Eigendefinition, was die Befragten selbst unter gesellschaftlicher Teilhabe verstehen und das Offenhalten, wovon gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten abhängen, ermöglichte, aufzuzeigen, inwiefern der Körper für die Befragten in ihren Teilhabemöglichkeiten von Relevanz ist.

Was kann es überhaupt bedeuten, wenn im Kontext von Teilhabemöglichkeiten von der betroffenen Person im Hinblick auf den Körper defizitorientiert gedacht wird?

Vielleicht ist es ein Indiz dafür, dass großer Leidensdruck besteht, aber keine oder zu geringe Unterstützungsleistungen gegeben sind oder dass die Relevanz physischen Leidens, das alltägliche Aktivitäten zu einem gewissen Ausmaß determinieren kann, eine zu geringe Berücksichtigung in der Theorie des sozialen Modells von Behinderung erfährt?

3.7 Datenauswertung

In diesem Unterpunkt der Diplomarbeit wird offengelegt, wie die theoretisch begründete Fallauswahl zustande kam (3.7.1) und wie das Auswertungsverfahren des „thematischen Kodierens“ (Flick 2002, 271f) an den einzelnen Fällen angewandt wurde (3.7.2). Dabei wurde zuerst eine Deskription und zusammenfassende Interpretation der einzelnen Fälle durchgeführt, die die vorgeschlagene Kurzbeschreibung der Fälle übersteigt. Kurzbeschreibungen wurden zu vertiefenden Analysen ausgeweitet bzw. umgeschrieben, was letztlich einer Zusammenfassung der beiden Schritte in Witzels Vorgehen gleichkommt (3.7.2.1). Anschließend wurde ein Kategorienschema (thematische Struktur)[111] entwickelt, das zuerst einzelfallspezifisch, letztlich aber über alle Fälle hinweg reicht. Die gewonnene thematische Struktur dient als Analyseraster für alle ausgewählten Fälle. Unter 3.7.2.2 werden dann - gemäß der festgelegten Struktur des Kodierschemas - Feinanalysen der einzelnen Fälle durchgeführt. Im darauffolgenden Schritt (3.7.2.3) werden erste Ergebnisse präsentiert, die Grundlage dafür sind, Studierende anhand der gemachten Erfahrungen in zwei Gruppen einzuteilen (3.7.2.4).

[111] Die Endversion der thematischen Struktur befindet sich im Anhang.

3.7.1 Ein Überblick: Deskription der Fallauswahl

Tabelle 12 gibt an, welche Personen in die Fallauswahl gelangten. Leitkriterium war die Angabe der Wahrnehmung gesellschaftlicher Teilhabe der Befragten im Interview. Mit dem Versuch der Kontrastierung von Extremfällen (hohe vs. geringe soziale Teilhabe) blieben drei männliche und drei weibliche Personen übrig. Auf Basis der Wahrnehmung der hohen bis geringen sozialen Teilhabe an der Gesellschaft soll erkennbar werden, woran die ausgewählten Studierenden mit Behinderung ihre (positiven und negativen) Erfahrungen knüpfen.

Im Verlauf des Interviews waren zwei Fragen zu klären, die im Erhebungsinstrument mitberücksichtigt wurden*: Sind es kürzlich gemachte (gegenwärtige) oder waren es vergangene Erfahrungen, die mit ungleichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zusammenhängen und den Befragten das Gefühl geben, sozial nicht dazuzugehören? Gibt es überhaupt gesellschaftlich hergestellte Barrieren?*

Sandors Migrationshintergrund wurde bei der Analyse nicht gesondert berücksichtigt. Auszuschließen ist nicht, dass seine Antworten auf gewisse Fragen von dieser „Variablen" (Herkunft) beeinflusst werden. Zu problematisieren ist auch, dass Maria, die nicht über die österreichische Staatsbürgerschaft verfügt, in die Stichprobe gelangte. Dies v.a. deswegen, da sie – zumindest beim Zeitpunkt der Befragung - über keine Arbeitserlaubnis verfügte und daher eine prekäre Lebenslage prädeterminiert erschien.

Name	**Geschlecht**	**Behinderungsart (angeboren/ erworben)**	**Studium**	**Hintergrund/ Herkunft**	**Ges. Teilhabe**
Maria	w	Hirnverletzung **(**e)	Sprachwissenschaften, Pädagogik	keine österr. Staatsbürger-schaft	gering
Michaela	w	Sehbehinderung (a)	Ernährungs-wissenschaften	Österreich	hoch
Paula	w	Chronische Erkrankung (fatigue syndrom) (e)	Medizin, KSA	Österreich	gering
Kurt	m	Körperbehinderung (Querschnittslähmung) (a)	Theologie	Österreich	hoch
Sandor	m	Sprachbehinderung (a)	BWL	Österreich; Migrations-hintergrund	hoch
Hubert	m	Chronische Erkrankung; Körperbehinderung (Querschnittslähmung) (a)	Geschichte, Jus, Kunstgeschichte, BWL	Österreich	gering

Tab. 12: Überblick über Personen, die in die Stichprobe gelangten

3.7.2 Auswertung der qualitativen Daten

Die Auswertung der Interviews erfolgte schrittweise. Auf eine Kurzform der Einzelfalldarstellungen wurde verzichtet, da die prägnanten Zusammenfassungen am Ende jeder vertieften Analyse einer Kurzfassung gleichkommen. (3.7.2.1) Der Feinanalyse der einzelnen Fälle (3.7.2.2) folgen ein erster Überblick über die Ergebnisse (3.7.2.3) sowie eine Gruppenbildung, die zu einer Ausdifferenzierung der nachfolgenden Ergebnisse beitragen soll (3.7.2.4).

3.7.2.1 Vertiefende Einzelfallanalysen: Fallbeschreibungen und zusammenfassende Interpretationen

Fall 1: **Maria**: *„Ich kann nie so viel Geld verdienen, um zu wohnen. Ich werde von dieser Gesellschaft, von der sichtbaren Gesellschaft, nie akzeptiert. Ich werde es auch, werde selbst auch stehlen.“*[112]

Maria wurde 1974 in Kasachstan geboren. Ihr Vater stammt aus Syrien, ihre Mutter aus Kasachstan. Beide sind ausgebildete Akademiker. Sie ließen sich in Marias Kindheit scheiden. Die Befragte erzählte, sich im Alter von neun Jahren infolge eines Autounfalls eine Hirnverletzung zugezogen zu haben, von der sie erst bei einer ärztlichen Untersuchung im Alter von 29 Jahren erfuhr. Sie gab an, nach der Verletzung bei einem IQ-Test dennoch einen Wert von 130 erzielt zu haben. Ihre Mutter kümmerte sich um sie, indem sie sämtliche Operationen (Knochenoperation am Schädel, Zahnoperation etc.) durchführen ließ. Es scheint, als würde in Marias Leben vieles von ihrer Mutter mit Zwang durchgesetzt. Dazu zählt auch, dass sie gegen ihren eigenen Willen studieren gehen musste. Maria ließ über ihre Mutter kein einziges Mal ein gutes Wort kommen, auch dann nicht, als sie von ihrem Tod sprach. Die Studentin gab an, dass ihre Mutter sie als Konkurrentin ansah und Marias Schwester bevorzugt behandelte. Marias Mutter brachte sie in ihrer Kindheit gegen ihren Willen von Amerika nach Kasachstan. Ihr Vater spielte lange Zeit keine Rolle in ihrem Leben, meldet sich bei ihr nun aber fallweise. Mit ihm will sie nichts mehr zu tun haben und meidet daher den Kontakt.
Maria ist ohne Bekenntnis. Sie ist seit Februar 2006 in Österreich und begann im Wintersemester 2007 Romanistik, Slawistik und Pädagogik an der Universität Wien zu studieren. Ihr Beweggrund, sich an der Universität Wien zu inskribieren, ergab sich aus dem Zwang heraus, in Österreich nur dann bleiben zu dürfen, wenn sie weiterhin studiere. Maria war noch nie über eine länger anhaltende Zeitspanne berufstätig. Hin und wieder verdiente sie in ihrer Vergangenheit durch Gelegenheitsjobs (z.B. Küchengehilfin) Geld. In Österreich wäre es ihr nicht gestattet, eine Arbeitsstelle zu ergreifen, da ihr keine Arbeitserlaubnis zugebilligt werde. Maria ist kinderlos und lebt in der Wohnung eines österreichischen, in der Neurobiologie forschenden Wissenschaftlers im 15. Wiener Gemeindebezirk,

[112] Die Transkriptionen der einzelnen Interviews befinden sich nicht in der vorliegenden Arbeit. Die Feinanalysen der Interviews sind dafür aber sehr präzise und umfangreich ausgefallen (siehe 3.7.2.2).

der sie bei ihm aufnahm als Maria über das Internet verlautbarte, ihr Gehirn in ihrem Todesfall spenden zu wollen. Sie sieht ihn als ihren Freund (Partner) an, der wenig Zeit für sie hat, was sie sehr stört. Mit ihren 36 Jahren hegt sie den Wunsch nach Kindern.

Marias ökonomische Situation ist als äußerst prekär zu bezeichnen. Ihre einzige finanzielle Ressource ist das monatlich gewährte Pflegegeld in Höhe von 284 Euro, das sie seit September 2010 erhält. Da sie bei ihrem Freund lebt, zahlt sie wenig bis gar keine Miete, je nachdem, ob sie Geld dafür aufwenden kann, was bei der geringen Höhe des Pflegegeldes wohl eher nicht vorkommen wird.

Marias Sozialkontakte sind gering und beschränken sich vorwiegend auf Gespräche, die sie mit anderen Studierenden im Zuge einer Lehrveranstaltung (oder danach) tätigt. Ihr Freund hat aufgrund seiner Wissenschaftskarriere wenig Zeit für sie. Zu ihrer Schwester hat sie keinen Kontakt mehr. Eine für sie wichtigste Bezugsperson nannte sie nicht.

Maria verfügt über einen Internetzugang und gab an, Anspruch auf Sozialversicherungsleistungen zu haben. Die Studentin weiß nicht, ob in ihrer nächsten Wohnumgebung andere Personen mit Behinderung wohnen.

Die Studentin wehrt sich in ihren Stellungnahmen gegen eine „Besonderung“ von Menschen mit Behinderung. Ebenso geht sie mit Österreich und den dort Machthabenden in Politik und Wirtschaft „hart ins Gericht“. Maria sieht sich am Arbeitsmarkt nicht integriert und weist auf erlebte Schikanen und Diskriminierungen (Beschimpfungen, Unverständnis) hin. Das Nichterreichen dieses Ziels führt sie zu Beginn auf ihre Behinderung, die Hirnverletzung, zurück. Dennoch lässt sich erkennen, dass durchaus gesellschaftliche Barrieren bestehen. Nicht nur die kapitalistischen Verhältnisse, die Menschen derart viele Arbeitsstunden aufzwingen, wodurch zu anderen Personen, die nicht im Erwerbsleben integriert sind, wenig (ausgeprägte) Sozialkontakte möglich würden, kritisiert sie, sondern auch, dass nach wie vor stereotype Denkweisen im Bezug auf Behinderung von Seiten der Gesellschaft bestünden. Der erste Blick auf ihren Fall lässt vermuten, dass die Umwelt unflexibel und defizitorientiert auf sie reagiert, ihre Behinderung per se aber wenig Einfluss auf ihre alltägliche Aktivitäten hat. Die Studentin versuchte in ihrer Schulzeit, ihre Behinderung durch gute Noten in den Hintergrund geraten zu lassen.

Manche Aussagen lassen Verzweiflung und Kritik am bestehenden Gesellschaftssystem (am österreichischen kritisierte sie v.a. bürokratische Hürden) vermuten, andere weisen darauf hin, dass Maria stets mit Sanktionen von Seiten der Gesellschaft rechnet. Die ständige Angst, jemand würde bemerken, dass bei ihr etwas nicht in Ordnung sei bzw. nicht der „gesellschaftlichen Norm“ entspreche und die bereits gemachten Erfahrungen durch die sie sich fallweise gezwungen sah, sich zu „outen“, stört die Studentin. Fasste sie den Mut, ihre „Geschichte“ zu erzählen, um Unterstützung zu erhalten, dann glaubte man ihr nicht. Maria wies auch darauf hin, dass sie als Obdachlose lebte. Dabei hatte sie vorübergehend Sozialkontakte, die aber nicht als stabil angesehen werden können. Sobald jemand merkte, dass sie „anders“ war, wandten sich Menschen von ihr ab.

Maria klagte über geringe finanzielle Ressourcen. Sie fühlt sich vom österreichischen Staat in finanzieller Hinsicht im Stich gelassen. In ihren Aussagen ist Verzweiflung über ihr sozial isoliertes Dasein erkennbar. Gesellschaftliche Teilhabe bzw. Zugehörigkeit wurde ihr kurzweilig am „Community-College“ in den USA und in manchen ausgeführten Arbeiten (Arbeit mit Gehörlosen, Babysitting) zuteil.

Maria thematisiert immer wieder, dass die Nichtsichtbarkeit ihrer Behinderung ein Problem dahingehend darstelle, dass sie keine Behindertenhilfe bekomme, weil ihr der „Behindertenstatus“ nicht geglaubt werde.

Im Haushalt erhalte sie Hilfe durch ihren Freund, im Alltag nimmt sie Hilfe von ÄrztInnen in Anspruch. Allerdings wünscht sie sich längere ärztliche Gesprächszeiten und erwartet sich, selbst mehr über ihre Gesundheit entscheiden zu dürfen. Es kommt ihr nämlich so vor, als würde ihre Autonomie und Entscheidungsfähigkeit im Hinblick auf ihre Gesundheit von Ärzten untergraben werden.

Hilfe setzt Maria oft mit Sozialkontakten gleich. Das Verarbeiten von Erlebnissen und der Austausch über ihre Sicht auf das Leben erscheinen ihr sehr wichtig. Mitstudierende stellen eine Hilfe dar, ihrem sozial relativ isolierten Dasein zumindest vorübergehend entgegenzuwirken. Die sozialen Rahmenbedingungen, die durch das Studium an der Universität Wien – in Form von Sozialkontakten - gegeben sind, scheinen daher eine wichtige soziale Funktion zu erfüllen. Im Laufe des Studiums lernte sie beispielsweise eine Mitstudentin kennen, die für eine gewisse Zeitspanne eine Freundin für sie war. Ansonsten kritisierte Maria, dass sie für gesellschaftliche Teilhabe bezahlen muss. Dies treffe im Falle des Besuchs von ÄrzteInnen oder NeurochirurgInnen zu.

Maria hat nicht das Gefühl, eine nützliche Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Sie fühlt sich der österreichischen Gesellschaft nicht zugehörig. Ihre Teilhabe hätte sich im Laufe ihres Lebens verschlechtert. Frustration und Selbstaufgabe zeigen sich, wenn Maria davon spricht, in bestimmten Situationen gezwungen zu sein, an der Gesellschaft teilzunehmen (z.B. wenn sie sich etwas zum Essen kauft), obwohl ihr die Teilnahme gar nicht mehr wichtig erscheine. In einer späteren Passage im Interview lässt sie allerdings erkennen, dass sie Hilfe annehmen würde, sollte ihr jemand eine Ausbildung für einen Beruf, den sie erlernen will, anbieten. Marias finanzielle und soziale Lage ist als äußerst prekär zu beschreiben. Ihre gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten haben sich im Laufe ihres Lebens verschlechtert. Maria knüpft bei der Beantwortung der Frage, ob sich über den Lauf der Zeit hinweg in ihren Teilhabemöglichkeiten etwas verändert habe, an das Thema Arbeit an, da dort die Angabe ihrer Behinderung dazu führen würde, keinen Arbeitsplatz zu erhalten. Maria ist - die Arbeitswelt betreffend - zwiespältig eingestellt. Einerseits lehnt sie Arbeit ab, andererseits würde sie Arbeit, bei der auf ihre Bedürfnisse Rücksicht genommen würde, gerne annehmen. Damit verbindet sie gesellschaftliche Akzeptanz bzw. Teilhabe. Menschen mit Behinderung hätten es noch schwerer als „ganz normale Menschen mit ganz normalen Lebensbedingungen“.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Maria (relativ) sozial isoliert und in Armut lebt. Ihre Eltern sind beide als bildungsnah einzustufen und schickten Maria auf Privatschulen. Die angespannten familiären Verhältnisse trugen dazu bei (ihre Eltern ließen sich scheiden), dass Maria den Kontakt zu ihren Eltern abbrach und als Obdachlose lebte. Ökonomischer Ausschluss, erlebte Diskriminierungen im Erwerbsleben, am Bildungsweg und in der Familie sowie bürokratische Barrieren verschlechterten ihre gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten und spiegeln sich in Gesellschaftskritik, Verzweiflung, Einsamkeit und Wut in den getätigten Aussagen und in der latent lethargischen Haltung gegenüber dem Arbeitsmarkt wider. Positive Erlebnisse hatte sie fallweise im Rahmen der Ausübung ihres Studiums, wenn sie mit anderen Studierenden in Kontakt trat. Die schwache soziale Bindung ihres Freundes an sie und das kapitalistische System bei dem jeder Mensch auf sich selbst schaue und keine Zeit für Maria habe, geben ihr das Gefühl, allein gelassen zu werden.
Die Studentin fordert ihr Recht nach gesellschaftlicher Teilhabe mittlerweile nicht mehr ein. Es scheint so, als stellte sich bei ihr im Laufe der Zeit Resignation ein. Den Beginn dieses Gemütszustandes markierten wohl die katastrophalen familiären Verhältnisse, gefolgt von der Erkenntnis, dass sie eine Hirnschädigung als 9-Jährige infolge eines Autounfalls erlitt, worüber sie erst 20 Jahre später bei einer ärztlichen Untersuchung erfuhr.

Fall 2: Michaela: *„Die anderen kommen meistens eh auf mich zu."*

Michaela wurde 1975 in Österreich geboren. Ihre Kindheit verbrachte sie mit ihren Eltern und ihrem Bruder. Michaela ist seit dem Wintersemester 2008 im Fach Ernährungswissenschaft an der Universität Wien inskribiert. Sie kann auf verschiedene, jahrelang andauernde Arbeitsverhältnisse (z.B. medizinische Verwaltungskraft in einem Spital) zurückblicken. Seit sie zu studieren begann nahm sie Gelegenheitsjobs an, um ihr Studium und ihr Leben zu finanzieren. In ihrem letzten Beruf war sie Angestellte ohne in einer Leitungsfunktion zu sein. Derzeit erhält sie ein Selbsterhalterstipendium. Der Grund ihrer Studienwahl ist rein interessensspezifischer Natur. Ihr Vater absolvierte die Pflichtschule mit Lehrabschluss, ihre Mutter hingegen eine berufsbildende mittlere Schule.
Michaela ist seit Geburt an sehbehindert (starke Kurzsichtigkeit). Die Sehstärke, die sich über die Lebensjahre hinweg stetig verschlechterte und die aufgrund von Visusmessungen festgestellt wurde, beträgt auf ihrem linken Auge 70 Prozent, auf dem rechten Auge 30 Prozent der „normalen" Sehleistung. Michaela gab an, dass am linken Auge eine Verschlechterung infolge des „grauen Stars" eintrat. Sie unterzog sich mehrmaligen Operationen. Mittlerweile trägt sie Kontaktlinsen, sodass nach außen hin nichts von ihrem „Defizit" zu bemerken ist. In der Sekundarstufe besuchte sie eine Sehbehindertenschule, danach eine Höhere Technische Lehranstalt (HTL). Sie erhält aufgrund ihrer Behinderung kein Geld vom Staat. Michaela ist kinderlos, Single und gehört keiner

Religionsgemeinschaft an. Nach Abzug der Fixkosten verfügt Michaela über 301 bis 500 Euro pro Monat.

Die Studentin wohnt gemeinsam mit ihrem Vater in dessen Wohnung im 20. Wiener Gemeindebezirk, muss ihm dafür aber keine Miete bezahlen. Das Verhältnis zu ihrem Vater beschreibt sie als gut. Ihre Mutter ist bereits verstorben. Sie begleitete Michaela in ihrer Kindheit lange Zeit zur Schule. Eine wichtigste Vertrauensperson gibt es in Michaelas Leben nicht. Ihre Wohnumgebung beschreibt sie als angenehm und ruhig. Zu einem Nachbarn hat sie fallweise Kontakt. In ihrer unmittelbaren Wohnnähe befinden sich keine FreundInnen, Bekannte oder Verwandte. FreundInnen besuchen sie aufgrund ihrer Wohnlage am Stadtrand selten. Michaela ist nicht bekannt, ob in ihrer nächsten Wohnumgebung andere Personen mit Behinderung leben. Die Studentin verfügt zuhause über einen Internet-Zugang.

Michaela verweist im Hinblick auf Hürden, die sie im Alltag zu bewältigen hat, in ihren ersten Ausführungen auf ihre Sehbehinderung. Hilfe holt sie sich von fremden Personen oder von FreundInnen, wenn sie etwas nicht lesen kann. In ihrer Kindheit wurde sie in der Schulzeit, in der sie die HTL besuchte, von vielen MitschülerInnen aufgrund ihres Aussehens ausgegrenzt und abgelehnt. Michaela zog sich daraufhin zurück und versuchte, möglichst wenig aufzufallen.

Ausgrenzungserfahrungen führt Michaela auf Aussehen und nicht erfüllbare Erwartungen zurück. An der Universität Wien fällt es ihr schwer, geschriebenen Inhalten während Lehrveranstaltungen oder Prüfungen zu folgen. Michaela ist daher oft auf die Hilfe von StudienkollegInnen angewiesen. Eine Strategie, ihrem „Manko“ halbwegs entgegenzuwirken, ist, sich in die erste Reihe des Vorlesungssaals zu setzen. Um Prüfungssituationen bewältigen zu können, ist Michaela dazu angehalten, vor dem Prüfungsdatum mit dem/der LehrveranstaltungsleiterIn in Kontakt zu treten. Sie bittet dann um einen gesonderten Prüfungsbogen, auf dem die Aufgabenstellungen in besonders großem Schriftgrad gedruckt werden sollen. Ihrer Bitte wurde im Laufe ihrer Studienzeit selten nachgekommen, viel öfter wurde darauf vergessen.

Ihre gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten sieht Michaela im Vergleich zur „Normalgesellschaft“ nicht als gleich gegeben an. Es scheint, als würde sie diesen Umstand auf beides zurückführen: auf die Gesellschaft, die sie fallweise (am Bildungsweg) ausgrenzt(e) und auf ihre Behinderung. Sie arrangierte sich aber mit ihrer Situation und geht nun jenen Interessen nach, die sie für wichtig hält. Michaela gab an, ihre Ziele konsequent zu verfolgen und glaubt stets an ihre positiven Ausgänge.

Grundsätzlich betrachtet die Studentin ihre Chancen, mit Menschen in Kontakt treten zu können, als gut. Dies deshalb, da man ihre Sehbehinderung als Nichtwissende/r kaum feststellen könne. In ihrer Freizeit besucht die Studentin regelmäßig Gesangvereine, um ihr Interesse am Gesang nachzugehen und um „in Gesellschaft zu sein“.

Die Universität Wien ist in Michaelas Fall einerseits ein Terrain, in dem Sozialkontakte stattfinden und forciert werden können, andererseits Barriere, solange Lehrende nicht auf ihre Erfordernisse Rücksicht nehmen. Michaelas Sozialkontakte beschränken sich nicht nur auf die Zugehörigkeit zu Universität, Gesangverein oder Organisationen. Aus Kontakten zu Personen, die sie in einer dieser

Institutionen kennen lernte, entwickelte sich manchmal eine tiefere Freundschaft. Michaela gab an, dass sie zwar nicht viele Freunde habe, dafür aber stabile Sozialbeziehungen.

Michaelas Behinderung kam während der Ausübung von Tätigkeiten in einem Arbeitsverhältnis kaum zum Vorschein. Nur selten wussten ArbeitskollegInnen davon. Beispielsweise kam die Studentin in der Ausübung mancher Berufe in „Zeitnot", da sie für manche Tätigkeiten länger benötigte als von Vorgesetzten oder ArbeitskollegInnen erwartet wurde, was hin und wieder Konflikte hervorrief. Manche MitarbeiterInnen fühlten sich dann gegenüber jenen, die langsamer arbeiten würden, benachteiligt. Michaela nehme derlei Kritik nicht allzu ernst, da sie aufgetragene Tätigkeiten verantwortungsvoll ausführe. Angst, jemals einen Arbeitsplatz verlieren zu können, hat sie nicht. Gemischte Gefühle kommen bei ihr auf, wenn sie an zukünftige Bewerbungen denkt. Der ihr ausgestellte Behindertenpass und der damit einhergehende Feststellungsbescheid ist Vorteil und Nachteil zugleich. Zwar darf Michaela keine/n ArbeitgeberIn nach einem halben Jahr Arbeitszeit kündigen (lediglich schwerwiegende Gründe würden eine Kündigung rechtfertigen), allerdings kann dieses Dokument ihren Eintritt in ein Unternehmen erschweren oder verhindern. Auch wenn mit einem Feststellungsbescheid die Intention verfolgt wird, sich für Menschen mit Behinderung sozial zu engagieren, wird damit (unbeabsichtigt) eine strukturelle Barriere geschaffen. Michaelas Angst, wegen ihrer Behinderung nicht in ein Unternehmen aufgenommen zu werden, sei aber nicht groß. Qualifikationen sowie absolvierte Praxis geben ihr Zuversicht. Viel eher befürchtet sie, dass der Feststellungsbescheid ein Problem sein könnte. Sie betrachtet Arbeitsverhältnisse grundsätzlich als etwas Kurzweiliges. Entlassen werden könnte nämlich ohnehin beinahe jede Person, egal ob behindert oder nicht.

Michaela betrachtet sich als nützliches Gesellschaftsmitglied, da sie Ziele verfolge. Eine ihrer Zukunftsvorstellungen ist, sich eines Tages am Arbeitsmarkt selbstständig zu machen, wobei sie selbst noch nicht konkret weiß, wohin sie ihr Weg führt.

Auch wenn Michaela monatlich wenig Geld zur Verfügung steht (sie erhält ein Selbsterhalterstipendium), ist sie mit ihrem Lebensstandard zufrieden. Sie muss aber dennoch auf manche Dinge verzichten (Theaterbesuche) und kann sich nur Kurz- oder Wanderurlaube leisten. Den Großteil ihres monatlich zur Verfügung stehenden Geldes gibt Michaela für ihr tägliches Essen in der Mensa aus. Ein Menü kostet dort fünf Euro. Ihr Vorhaben ist daher, ihre Kosten dahingehend zu reduzieren.

Michaela meinte, dass sich ihre Teilhabemöglichkeiten im Laufe ihres Lebens verbessert hätten und sie sehr zufrieden ist. Sie führt dies darauf zurück, dass sie mittlerweile mehr Selbstbewusstsein habe. Bestätigung holte sie sich von FreundInnen und Studierenden. Universitäre Leistungen und abgeschlossene Berufsausbildungen lassen in ihr zusätzlich ein positives Gefühl aufkommen. Michaela erkannte, dass sie aufgrund der Ausbildungen und den positiven Rückmeldungen von Seiten sozialer AkteurInnen (FreundInnen) als Gesellschaftsmitglied akzeptiert wird. Das universitäre Umfeld (Lehrveranstaltungsinhalte und Sozialkontakte) stärkte ihr Selbstbewusstsein und beeinflusste die Wahrnehmung ihres eigenen Lebens.

Zusammenfassend lässt sich folgendes konstatieren: Michaela ist am Arbeitsmarkt integriert und Teilnehmerin eines intakten, kleinen sozialen Netzwerkes. Ihre Sozialkontakte (Familie, FreundInnen), ihre Mitgliedschaft in Vereinen und die ihr entgegengebrachte Akzeptanz seitens vieler Menschen geben ihr das Gefühl, gesellschaftlich dazuzugehören und lassen sie positiv in die Zukunft blicken. Diskriminierungen erlebte sie am Arbeitsmarkt (überzogene Anforderungen durch KollegInnen) und am Bildungsweg (in Form von Ausgrenzungserfahrungen durch MitschülerInnen). Politisch - institutionelle Barrieren lassen sich bei ihr im Bildungssystem (in Form von unflexibel agierenden ProfessorInnen) sowie am Arbeitsmarkt (Feststellungsbescheid als Grund für Nichteinstellung), orten. Ihre finanzielle Situation ist als prekär zu beschreiben.

Fall 3: Paula: *„Innerhalb einer bestimmten Subkultur hab' ich ein bisschen einen Rahmen. Vom Großen und Ganzen her fühle ich mich ausgeschlossen. Was ist das für ein System, wo man nirgends dazugehört?"*

Paula wurde 1960 geboren und kann ein abgeschlossenes Medizinstudium vorweisen. Seit dem Wintersemester 2008 ist sie im Fach Kultur- und Sozialanthropologie inskribiert. Ihr Entschluss zu studieren, begründete die Studentin damit, mehr Wissen und Fähigkeiten in ihren Fachgebieten erlangen zu wollen, nach sozialen Kontakten zu suchen, eigene Interessen auszuloten, beschäftigt zu sein, zu zeigen, ein Universitätsstudium abzuschließen zu können und die Hoffnung zu haben, an der Universität Wien so akzeptiert zu werden, wie sie ist.

Beide Elternteile Paulas sind Akademiker. Die Studentin war bereits mehrmals geringfügig beschäftigt. Sie ist mittlerweile arbeitslos gemeldet und erhält eine Frühpension. Paula ist Single und kinderlos. Ihr ehemaliger Lebenspartner war Akademiker.

Die Studentin gab an, an einer chronischen Krankheit zu leiden, sowie seh- und körperbehindert zu sein. All' die von ihr genannten Defizite lassen sich unter einer in der Medizin scheinbar umstrittenen Krankheit subsumieren, nämlich jener, die als „Chronisches Erschöpfungssyndrom", kurz „CFS" (Chronical Fatigue Syndrom), bezeichnet wird. Auswirkungen dieser Krankheit dürften u.a. Probleme mit der Muskelfunktion, mit dem Gleichgewicht, mit dem räumlichen Sehen, mit der Orientierung und mit der Koordination sein. Den Ursprung der Krankheit vermutet Paula in einem genetischen Defekt, den sie seit Geburt an habe. Da sie lange Zeit nichts von ihrer Krankheit, die sie als rein organisches Problem betrachtet, wusste, versuchte sie, stets mit ihren Mitmenschen (beim Sport, beim Lernen etc.) mitzuhalten. Im Vergleich der Leistungen mit anderen Personen plagten sie oft Versagensängste. Daher hätte es für sie immer schon Situationen gegeben, in denen sie sich gesellschaftlich ausgeschlossen fühlte. Um ihr Medizinstudium erfolgreich beenden zu können, verzichtete sie - ihren Angaben nach – weitgehend auf ein Privatleben.

Die mangelnde Nachweisbarkeit ihrer Krankheit brachte mit sich, dass ihr gesellschaftliches Umfeld Paula mied. Ihre Krankheit wurde als nicht gegeben angesehen und Paula nicht ernst genommen.

Die Studentin gehört der protestantischen Glaubensgemeinschaft an. Ihre finanzielle Situation ist folgend zu beschreiben: Sie verfügt im Monat - nach Abzug aller Fixkosten - bis zu 300 Euro. Persönliche Assistenz scheint für Paula nicht leistbar zu sein.

Die ausgebildete Ärztin stammt aus dem Burgenland. Sie lebt alleine in einer Wohnung, die ihre Eltern kostenlos zur Verfügung stellen, im 18. Wiener Gemeindebezirk. Die Wohnumgebung und ihre Wohnung gefallen ihr äußerst gut. Paula traf bereits des Öfteren andere Menschen mit Behinderung, die in ihrem Umfeld leben.

Die Studentin hat lediglich zu ihrem Vater Kontakt. Das allerdings äußerst selten. Das Verhältnis zu ihrer Mutter beurteilte sie als äußerst schlecht, zu ihrem Vater als mittelmäßig. Paula gab an, eine Freundin als wichtigste Vertrauensperson zu haben.

Die ausgebildete Medizinerin hat Anspruch auf eine Frühpension sowie auf Sozialversicherungsleistungen. Zuhause verfügt sie über einen Internet-Zugang.

Paula fühlt sich in ihren gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten sehr stark eingeschränkt. Sie führt nicht nur ihr (relativ) isoliertes Dasein, sondern beinahe alle Problemlagen ihres Lebens auf ihre chronische Krankheit zurück. Die Deskription der Krankheit und ihrer Symptome nahm daher den Großteil des Interviews ein. Paula erlebte oft Diskriminierungen und Unverständnis, das ihr vorwiegend aufgrund ihrer Behinderung und ihrem eigenen Umgang mit ihrer Krankheit (z.B. mussten Abmachungen mit FreundInnen aufgrund der Verschlechterung ihres Gesundheitszustandes spontan abgesagt werden) entgegengebracht wurde. In der Schulzeit nahmen Lehrende ihre Krankheit nicht ernst. Im Berufsleben und im familiär-freundschaftlich sozialen Umfeld reagieren die Handelnden entweder unflexibel auf ihren Gesundheitszustand oder sind ihr die vielen freien Stunden, die sie zuhause verbringt, neidig. Manche Menschen unterstellen das Vorliegen von Hypochondrie, wiederum andere betrachten Paula als Pflegefall, was sie sehr störe. Aus Sicht des sozialen Modells von Behinderung lassen sich Barrieren im Zugang zu Dienstleistungen (z.B. fehlende Barrierefreiheit) oder andere politisch-institutionelle Hürden (z.B. mangelnde Unterstützungsleistungen von Dienstleistungseinrichtungen) feststellen. Besonders Organisationen des öffentlichen Sektors (v.a. Pflegebetreuungen im Haushalt) kritisierte sie aufgrund mangelnder Qualifikationen des Personals.

Paulas größte Sorge bestehe stets darin, von Menschen verlassen zu werden. Ihre Angst resultiere daraus, jahrelang alleine gewohnt zu haben. Dies hätte sie sehr belastetet. Internet, Fernsehen und Telefonieren mit bekannten Personen war für sie ein Ausweg, mit dieser Situation umzugehen.

Paulas Interessen sind vielfältig. Gerne würde sie Wochenendseminare verschiedenster Art besuchen. Allerdings befürchtet sie, dass sie der sich stets verändernde Gesundheitszustand davon abhalten könnte. Abgesehen davon hätte sie ohnehin nicht die finanziellen Mittel, sich diese Vorhaben zu leisten. Paula bereitet es Freude, dass sie über einen Kulturpass verfügt, mit dem sie Freikarten für kulturelle Veranstaltungen bekomme.

Teilhabeerfahrungen waren für sie gegeben, wenn sie von Bekannten zum Essen eingeladen wurde, an kulturellen Veranstaltungen teilnahm oder wenn ihr Menschen das Gefühl gaben, nicht behindert zu

sein. Eine weitere positive Erfahrung war, als eine Studentin aus dem Ausland, die ihre Deutschkenntnisse aufbessern wollte, für ein paar Monate bei Paula wohnte. Sie war für sie eine wichtige Ansprechpartnerin und unterstützte sie bei Bedarf im Alltag.

Paula besuchte viele Selbsthilfegruppen, um sich mit ihrem Problem Gehör zu verschaffen. Probleme ergaben sich, wenn Paulas Gesundheitszustand besser einzustufen war als jener ihr bekannter Personen, die ebenfalls die Selbsthilfegruppe besuchten. Manche wandten sich dann von Paula ab, da sie sie nicht mehr als Zugehörige der Gruppe betrachteten. Paulas Teilhabemöglichkeiten waren aber am eingeschränktesten, wenn folgendes zutraf: *„Die, die ganz schlecht beieinander sind, die packen es net und die, die herumrennen, wollen auch nicht mit mir, weil ich net mit ihnen mithalten kann."* Wenn die Studentin das Gefühl bekam, über keine Sozialkontakte mehr zu verfügen, besuchte sie andere Selbsthilfegruppen, ging auf die Straße, um mit jemandem zu plaudern oder rief die Telefonseelsorge an. Paulas Krankheit weise unterschiedliche Phasen auf, die den Gesundheitszustand positiv oder negativ beeinflussen würden. Daher sei es für sie wichtig, einerseits Personen zu kennen, die gesundheitlich größere Probleme hätten und andererseits Bekannte zu haben, deren Gesundheit besser sei als ihre eigene.

Paula pflegt Sozialkontakte u.a. dahingehend, E-Mails zu versenden, die Informationen über kommende kulturelle Veranstaltungen oder Urlaubsempfehlungen enthalten. Sie freut sich, wenn ihr jemand im Nachhinein von besuchten Vorstellungen berichtet oder ihre Empfehlungen genutzt wurden. Ihr Engagement wurde dabei schon mehrmals missverstanden. Manche Personen gingen davon aus, dass Paula selbst alle vorgeschlagenen Destinationen und Events besuchte, was abermals zu Missverständnissen und Konflikten führte.

Die größte Unterstützung erhält Paula von „LeidgenossInnen" mit denen sie über ihre Probleme spricht. Ihre beste Freundin, die in Niederösterreich wohnt, sieht sie nur sehr selten. Aufgrund ihres Alters sei die Anreise nach Wien beschwerlich.

Das Studium an der Universität Wien ist für Paula von großer Relevanz: Selbstvertrauen und –bewusstsein sowie ihre Sinnfrage knüpft sie an die Möglichkeit, Lehrveranstaltungen besuchen zu können. Sie betrachtet das Studium bzw. die Möglichkeit zu studieren als „soziale Existenzgrundlage".

Als sie im Rahmen ihres Medizinstudiums 60-70-Stunden-Dienste in einem Krankenhaus zu leisten hatte, stieß sie an ihre körperlichen Grenzen. Mit Ausnahme einer Kollegin reagierten die mit ihr Studierenden verärgert, als Paulas Dienste übernommen werden mussten. Sie wollten sich daraufhin nicht mehr mit ihr für Dienste einteilen lassen. Ebenso waren sie auf jene Studentin böse, die letztlich Paulas Stunden im Krankenhaus übernahm.

Paula ist „passives Mitglied" bei Vereinen, d.h., ihre Teilnahme an stattfindenden Vorträgen ist nicht verpflichtend. Wenn sie nicht teilnehmen konnte, erhielt sie fallweise Video-Aufzeichnungen. Paula versuchte einmal (administrative) Tätigkeiten zu übernehmen, scheiterte aber einerseits daran, über zu wenig Know-How zu verfügen und andererseits an ihrer mangelnden gesundheitlichen Verfassung.

Sie beschränkte sich daraufhin, eigene Ideen in Projekten einzubringen oder Informationen weiterzuleiten.

Der Umgang der Umwelt mit Paula beeinflusse ihre psychische Verfassung. Sind Personen aufgrund ihres Gesundheitszustandes verschreckt, wirke sich dies negativ auf ihr Wohlbefinden aus. Reagieren Personen intuitiv und ohne Angst, stärke derlei Verhalten ihr Selbstvertrauen.

Paula war sieben Jahre lang arbeitslos, machte ab und zu Telefondienste und bekommt seit dem medizinischen Nachweis ihrer Arbeitsunfähigkeit eine Frühpension. Politisch-institutionell begründete Barrieren ergaben sich als das Arbeitsamt und die Pensionsversicherungsanstalt kein Geld ausbezahlen wollten. Dass Paula überhaupt eine Arbeitsstelle ergreifen konnte, lag darin, dass sie von politischer Seite her von einer Person Unterstützung bekam. Sie machte einmal ein Praktikum bei einem Unternehmen und wurde aufgrund dessen anderen BewerberInnen vorgezogen. Sie erhielt einen 1-Jahres-Vertrag und gab beim Einstellungsgespräch an, dass sie „physische Grenzen besitze“. Sie wurde deswegen aber nicht abgelehnt. Paula betrachtete die dort ausgeführte Arbeit als ausschlaggebenden Grund dafür, später Arbeitslosengeld und Pension erhalten zu haben. Bei ihren zuvor ausgeführten Tätigkeiten arbeitete sie auf freiberuflicher Basis und war nicht sozialversichert.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Paula ist arbeitslos, bekommt eine Frühpension und besucht ab und zu Lehrveranstaltungen an der Universität Wien. Sie fühlt sich sozial (relativ) isoliert und betrachtet ihre gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten als zeitlich beschränkt: *„Weil selbst wenn jemand mir gegenüber sehr positiv und offen ist, kommt bei jedem der Punkt, wo die Leute dann nicht mehr mögen.“* Paula hält viel von ihrem Arzt und hofft stark darauf, dass Gendefekte, die sie als Grund ihrer Krankheit vermutet, mit Hilfe medizinischer Fortschritte beseitigt werden können. Die Studentin knüpft ihre Teilhabemöglichkeiten an ihre körperliche Verfassung, die sich je nach Tagesverfassung ändere. Ihre finanzielle Situation ist trotz der Unterstützung ihrer Eltern (sie muss keine Miete bezahlen) als prekär anzusehen. Sie kann sich keinen Urlaub leisten, geht kaum auf kulturelle Veranstaltungen für die sie bezahlen muss und kauft Kleidung ausschließlich bei einem Diskonter. In Paulas Fall sind Barrieren im Zugang zu Dienstleistungen (z.B. fehlende Barrierefreiheit) und politisch-institutionelle Hürden (z.B. mangelnde Unterstützungsleistungen von Dienstleitungseinrichtungen) zu konstatieren.

Fall 4: Kurt: *„I hob voll des Gefühl, dass i dazuagehör und dass i mi einbring’.“*

Kurt stammt aus Niederösterreich, wurde 1989 geboren und ist römisch-katholischen Glaubens. Er studiert seit dem Wintersemester 2008 katholische Religionspädagogik. Die Entscheidung für sein Studium begründete der Student damit, inhaltlich und fertigkeitsbezogen mehr über sein gewähltes Fachgebiet erfahren zu wollen, und um zu beweisen, dass er befähigt sei, ein Universitätsstudium zu meistern. Außerdem war Kurt mit seinem bis dahin gewählten Bildungsweg nicht zufrieden.

Seine Eltern absolvierten beide eine berufsbildende mittlere Schule. Neben dem Studium arbeitet Kurt in einem geringfügigen Beschäftigungsverhältnis 13 Stunden pro Woche als Angestellter.
Der Student ist kinderlos und Single.
Kurt ist seit Geburt an körperbehindert (spastische Diplegie). Er kam in der 29. Schwangerschaftswoche zur Welt. Sauerstoffmangel bei der Geburt wirkte sich schädigend auf sein Bewegungszentrum aus. Seinen Grundbedürfnissen und Körperpflege kann Kurt selbst nachkommen. Hilfestellungen erhält er in Form von Persönlicher Assistenz beim Kochen, im Haushalt, beim Saubermachen und bei Vorhaben, die mit seiner Freizeit zu tun haben bzw. wenn Kurt auf Urlaub fahren möchte.
Der Student ist mit seinem Gesundheitszustand sehr zufrieden. Manchmal fährt er auf „Rehabilitationsaufenthalt", ansonsten erhält er einmal in der Woche Physiotherapie.
Kurt bekommt vom Staat Pflegegeld. Nach Abzug aller Fixkosten stehen ihm zwischen 501 und 700 Euro pro Monat zur Verfügung. Derzeit wohnt er gemeinsam mit zwei Studentinnen, die bereits zu seinem Freundeskreis zählen, in einer Studentenwohngemeinschaft im 10. Wiener Gemeindebezirk.
Der geborene Niederösterreicher hat zwei Geschwister und pflegt ein sehr gutes Verhältnis zu seinen Eltern. Wichtigste Vertrauensperson ist eine Freundin. Kurt ist sozialversichert und verfügt zuhause über einen Internetzugang.
Die größten Hürden, die Kurt im Alltag Probleme bereiten, stellen bauliche Barrieren dar. Ihm blieb es beim Studium beispielsweise verwehrt, manche Lehrveranstaltungen an der Pädagogik zu besuchen, da keine Barrierefreiheit gegeben war. Eine andere politisch-institutionelle Hürde bestand, als zu wenig oder keine Parallelveranstaltungen angeboten wurden. Dies betraf Kurt, wenn Seminare abgehalten wurden, während er seiner Arbeit als Berater nachging. Als er sich daraufhin Hilfe von der Behindertenbeauftragten der Universität Wien holen wollte, war diese entweder nicht in ihrem Büro oder wusste nicht, was zu tun sei.
Weitere Erschwernisse stellen sich für Kurt im Bezug auf den Erhalt von Heilbehelfen und die dafür notwendigen Genehmigungen durch Krankenkassen. Dem Bedarf werde meist erst sehr spät nachgekommen, wodurch eine sehr lange Wartezeit entsteht. Meist ist ein schreibintensiver Aufwand zur Bewerkstelligung nötig, um sicherzugehen, dass das Anliegen in Bearbeitung ist. Darüber hinaus ist die Erreichbarkeit von zuständigen Personen oft nicht gegeben. Letztlich kosten die angeforderten Behelfe viel Geld, das erst im Nachhinein von den Krankenkassen überwiesen werde. Davor sei es oft schwer, die Höhe der monetären Mittel aufzutreiben.
Kurts Bewältigungsstrategien mit frustrierenden Situationen umzugehen sind, sich Sorgen von „der Seele zu schreiben" oder mit Personen über (negative) Erlebnisse zu sprechen.
Wenn Personen Kurt in seiner Fortbewegung im öffentlichen Raum (scheinbar ungewollt) hindern, spricht er dies fallweise an.
Das Gefühl, sich gesellschaftlich ausgeschlossen zu fühlen, hätte Kurt allerdings nie gehabt. In seiner Kindheit in Niederösterreich absolvierte er mühelos Volks- und Hauptschule, besuchte die Jungschargruppe und war regelmäßig bei Geburtstagsfeiern eingeladen. Sein Vater klärte bereits vor den

Schuleintritten mit den DirektorInnen notwendige Adaptionen ab, um seinem Sohn Barrierefreiheit zu gewährleisten. Problematisch war v.a. in der Unterstufe, „Sonderprivilegien" zu erhalten (Kurt wollte bei Tests mehr Zeit, da er beim Schreiben nicht so schnell sei). In der Oberstufe besuchte Kurt eine Handelsakademie, die auf Menschen mit Behinderung ausgerichtet war. Auch dort musste er darum kämpfen, mehr Zeit bei der Ausführung schriftlicher Arbeiten zu erhalten. Diskriminierungen durch MitschülerInnen war er aber nie ausgesetzt. Bei Klassenfahrten (Landschulwochen, Sportwochen, Wienwochen) teilte er sich das Zimmer stets mit anderen MitschülerInnen und fühlte sich nie „besondert". Positiv vermerkte er nicht nur, dass sich seine MitschülerInnen hilfsbereit zeigten, sondern auch lernten, ihre Scheu im Umgang mit Behinderung abzulegen.

Kurt beschreibt sich selbst als aufgeschlossenen Menschen, der auf Leute zugeht. Für sein Wohlbefinden erachtet er als unumgänglich, sich mit FreundInnen zu treffen. Verläuft ein Treffen nicht so gut, bezieht er das nicht auf seine Behinderung, sondern ortet zwischenmenschliche Differenzen. Wenn Kurt im Alltag bemerkt, dass andere Menschen auf ihn unsicher wirken und nicht wissen, ob sie ihm bei einer Tätigkeit helfen sollen, versucht er, ihnen die Unsicherheit zu nehmen und tritt mit ihnen in Kontakt.

Kurts Freundeskreis besteht aus Menschen mit Behinderung und Menschen, die keine Behinderung haben. Er betrachtet es als einfacher, sich mit einer Person aus erstgenannter Gruppe zu treffen. Diese Treffen wären zwar seltener als mit Nichtbehinderten, sind aber scheinbar einfacher zu organisieren, da kein (zusätzlicher) Erklärungsbedarf bei der Wahl eines (barrierefreien) Fortgehlokals gegeben ist.

Kurt arbeitet als Berater bei einer Organisation, die Persönliche Assistenz anbietet. Es erzählte, dass es außerordentlich leicht war, die Stelle zu erhalten. Unter den anderen BeraterInnen, die ebenfalls eine Behinderung haben (in der Organisation herrscht das Konzept des „peer-counseling"), fühlt er sich sehr wohl. Angst, seinen Arbeitsplatz verlieren zu können, hat Kurt nicht. Sollte dies einmal der Fall sein, würde Kurt das auch nicht allzu schlimm finden. Unverständlich ist für ihn das Verhalten seiner Chefin (die auch eine Behinderung hat) wenn er einen einwöchigen Reha-Aufenthalt plant, der einmal im Jahr stattfindet. Es stört ihn, sich rechtfertigen und hinzufügen zu müssen, dass Rehabilitation nicht mit Urlaub gleichzusetzen wäre.

Grundsätzlich ist Kurt mit seinem Arbeitsplatz zufrieden. Eine Letztentscheidung im Hinblick auf seinen zukünftigen Beruf hat er zwar noch nicht getroffen, er kann sich aber vorstellen, nach Abschluss seines Studiums als Religionspädagoge tätig zu sein. Beim Nachdenken darüber, fällt ihm ein, dass er womöglich mit politisch-institutionellen Hürden (fehlende gesetzliche Grundlagen, um den Beruf als Lehrer ausüben zu dürfen) rechnen müsse. Außerdem könnte es für ihn schwieriger sein, SchülerInnen zu disziplinieren. Kurt hält zwar die Chancen auf Erhalt eines Arbeitsplatzes für Menschen mit Behinderung für gegeben, aber für geringer. Dennoch bleibt er optimistisch und meinte, dass es möglich sein müsste, eine Arbeitsstelle zu finden. Auch wenn Kurt beim letzten Bewerbungsbogen angegeben habe, Rollstuhlfahrer zu sein, würde er dies in Zukunft nicht mehr tun. Zwar könnten sich die ArbeitgeberInnen dann a priori besser auf die Situation einstellen, andererseits hält er

es aber für nebensächlich. Seine Fähigkeiten wären das was zählt und nachgefragt werde und die wären mit oder ohne Rollstuhl gegeben.
Aufgrund der Bestätigungen, die Kurt in Dialogen erhält, betrachtet er sich als sozial integriert. Ihm falle es leicht, mit Menschen in Kontakt zu kommen, da er selbst auf sie zugeht. Mitglied in Vereinen oder Organisationen ist er nicht, da er dafür keine Zeit finde. Er hält sich relativ wenig zuhause auf bzw. ist viel unterwegs. Manche seiner Freundschaften hätten sich über die Zeit hinweg in ihrer Qualität vertieft.
Kurt konnte bis dato alle kulturellen Veranstaltungen besuchen, die ihn interessierten. Nichts hinderte ihn daran.
Der Student ist mit seiner Wohnsituation grundsätzlich zufrieden, die Wohngegend gefällt ihm aber weniger, da Verkehrsanbindungen und Infrastruktur mangelhaft wären. Im Studentenheim findet sozialer Austausch vorwiegend in den jeweiligen Wohnungen statt, was Kurt aber nicht weiter störe. Das Verhältnis zu seinen beiden Mitbewohnerinnen sei sehr gut. Sie sind auch die einzigen des Studentenheimes, die er tatsächlich kennt.
Eine erhebliche Verbesserung der Teilhabemöglichkeiten ortet Kurt darin, selbst Geld zu verdienen und aufgrund seines elektrischen Rollstuhls selbstständig mobil sein zu können.
Zusammenfassend ist zu sagen, dass Kurt seiner Zukunft äußerst optimistisch gegenübersteht. Er hat das Gefühl, eine sehr wesentliche Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Kurt studiert, Religionspädagogik arbeitet als Berater, verfügt über sein eigenes Geld – er kann aufgrund dessen verreisen oder an kulturellen Veranstaltungen teilnehmen - und hat einen intakten Freundeskreis. Er lebt gemeinsam mit zwei nichtbehinderten Studentinnen in einer barrierefreien Wohnung. Vergleicht er seine Teilhabemöglichkeiten mit jenen von „Normalen“, so kann er kaum Unterschiede ausmachen. Die selbstständige Fortbewegung mit seinem elektrischen Rollstuhl und die Möglichkeit, ausreichend Geld zu verdienen, erhöhten seine Teilhabechancen. Politisch-institutionelle Barrieren erfuhr er am Bildungsweg (Schule und Universität). Erschwerten Zugang zu Dienstleistungen verspürt er, wenn er Heilbehelfe benötigt. Am störendsten sind für ihn Barrieren im Zugang zu Dienstleistungen (z.B. an der Universität Wien; keine Barrierefreiheit in Lokalitäten).

Fall 5: Sandor: *„Also, ich hab' immer schon genug Kollegen gehabt, Kumpels gehabt, beste Kumpels gehabt, immer die hübschesten Mädels gehabt, also ich hab' nicht das Gefühl, dass ich abgekapselt werde oder so.“*

Sandor wurde 1986 als Sohn einer Familie mit sieben Kindern in einem „Kriegsland“ in Südasien geboren, kam 1994 nach Österreich und ist mittlerweile österreichischer Staatsbürger. Seine Kindheit beschreibt er – mit Ausnahme des Auftretens eines zentralen traumatischen Erlebnisses - als glücklich. Er studiert seit dem Wintersemester 2008 Betriebswirtschaftslehre an der Universität Wien. Neben seinem Wissensdurst nach neuen Inhalten und Fertigkeiten spornen ihn die Jobaussichten und die von

ihm erwartete gute Bezahlung nach dem Studium an. Sandor kann zur „bildungsnahen Schicht“ gezählt werden: Sein Vater ist Akademiker, seine Mutter absolvierte eine berufsbildende höhere Schule. Neben dem Studium arbeitet Sandor drei Stunden pro Woche als Kellner bei einer Cateringfirma. Manchmal hat er auch Auslieferungen zu erledigen oder macht einen Security-Job. Oft werde er in der Arbeit als Gruppenleiter eingeteilt, da er derjenige sei, der bereits am längsten angestellt ist. Seine Tätigkeit ist als Gelegenheitsjob anzusehen. Zu Beginn jedes neuen Arbeitsverhältnisses würde Sandor immer bekanntgeben, wo seine Stärken und Schwächen liegen. Grundsätzlich schätzt Sandor seine Chancen, einen Arbeitsplatz zu bekommen, als gut ein. Er würde nicht a priori angeben, dass er eine Sprachbehinderung hat, lediglich dann, wenn er nervös wäre und selbst damit rechnet, zu stottern. Sandor lehnt es ab, von Behinderung zu sprechen und möchte sich nicht mit anderen Menschen, die zum Beispiel eine chronische Erkrankung haben, vergleichen. Ihm missfalle es, als Behinderter bezeichnet zu werden, da er sich nicht als behindert fühlt.

Der Student lebt in einer Partnerschaft und ist kinderlos. Seine Freundin absolvierte eine berufsbildende höhere Schule. Sandor bekommt aufgrund seiner Behinderung kein Geld vom Staat. Er gehört der islamischen Religionsgemeinschaft an. Nach Abzug aller Fixkosten stehen ihm bis zu 300 Euro pro Monat zur Verfügung.

Derzeit wohnt Sandor alleine als Hauptmieter in einem Studentenwohnhaus im 6. Wiener Gemeindebezirk, wo er über einen Internetzugang verfügt. In seiner Wohnumgebung dürften scheinbar keine anderen Menschen mit Behinderung wohnen. Sandor pflegt ein sehr gutes Verhältnis zu seinen Eltern. Als wichtigste Vertrauensperson gab er einen guten Freund an.

Sozialversicherungsleistungen dürfe er nicht in Anspruch nehmen.

Sandor erzählte, dass er in seinem fünften Lebensjahr eine traumatische Erfahrung machte. Bei einer Silvesterparty explodierte ein Sprengkörper in seiner Nähe. Sandor erschrak aufgrund des dabei entstandenen Lärms und verspürte derart große Angst, dass er infolge dessen seine „Sprache verlor“. Daraufhin gab er die nächsten beiden Jahre kein Wort mehr von sich. Seine Eltern gingen mit ihm u.a. zu HeilerInnen, PädagogInnen und LogopädInnen. Die Therapien halfen allmählich. Sandor begann wieder zu sprechen. Wenn Sandor sehr nervös ist, habe er aber „Rückfälle“ und beginne zu stottern. Das Vertrauen in sich selbst und die positive Rückmeldung durch die gesellschaftliche Umwelt sei daher äußerst wichtig und bewirke, dass die Sprachbehinderung zunehmend verschwinde. In Seminaren und Selbsthilfegruppen wurde ihm u.a. mitgeteilt, dass die übliche Reaktion der gesellschaftlichen Umwelt darin bestehe, jemanden, der stottert, zu hänseln. Sandor wurde in Seminaren ebenso klar, dass seine Sprachbehinderung psychisch bedingt war. Nach vielen besuchten Therapien unterzog sich Sandor einer weiteren in Amsterdam, die dazu beitrug, letztlich wieder uneingeschränkt sprechen zu können.

Um nicht aufzufallen, bestellte Sandor in Restaurants oft Speisen, die er nicht wollte, oder bat jemand anderen um die Durchführung der Bestellung. Eine andere Strategie Sandors bestand darin, beim

Telefon nicht abzuheben. Der Student stellte sich aber schließlich seiner Angst. Er ließ sich bei einem Marktforschungsunternehmen als Telefonkraft anstellen, um Telefoninterviews durchzuführen.
Hilfe benötigte Sandor mittlerweile keine mehr. In einer Gruppe ist mittlerweile er derjenige, der im Restaurant bestellt. Er hatte vor ca. einem Jahr einen „Rückfall", als er in einer Lehrveranstaltung auf Englisch ein Referat halten musste und dabei kein Wort klar herausbekam. Der Professor suchte das Gespräch nach der Seminareinheit. Bei einem vereinbarten Termin durfte Sandor seine sprachlichen Englisch-Kenntnisse unter Beweis stellen.
Sandor fühlt sich in Wien gesellschaftlich stark eingegliedert. Er macht dies an seinen vielen Sozialkontakten fest. Bei seiner Geburtstagsfeier musste er ab einer gewissen Obergrenze an Personen manchen Personen absagen, da ansonsten zu viele Leute gekommen wären. Auch wird Sandor ständig von anderen Leuten zu Feiern eingeladen. Er hat das Gefühl, eine bedeutsame Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Sobald im Studentenheim etwas organisiert wird, fragt ihn die Heimleiterin, ob er sich darum kümmern möchte. Er fühlt sich dadurch gewissermaßen als dritter Heimleiter.
Diskriminierungserfahrungen erlebte er in seiner Heimat und während seiner Zeit beim Bundesheer in Form rassistischer Äußerungen. Sandors Herkunft war für Präsenzdienstleistende Anlass, sich ausländerfeindlich zu äußern. Seine Sprachbehinderung kam v.a. dann zum Vorschein, wenn er auf Befehl und unter Druck antworten musste. Dies hatte Gelächter und Nachahmungsversuche zur Folge. Die Bundesheerzeit wäre eine der unangenehmsten Zeiten für Sandor gewesen: eine Zeit, in der er sich sozial ausgegrenzt und diskriminiert fühlte. Die Akzeptanz nahm aber aufgrund seiner guten Deutschkenntnisse zu. Wenn er an seine Schulzeit denkt, erinnert er sich an Situationen mit LehrerInnen. Beispielsweise an eine Lehrerin, die ihn nach einer mündlichen Präsentation aufgrund seines Stotterns negativ beurteilte. Im Englischunterricht brachte Sandor beim Vorlesen kein Wort klar heraus. Der Lehrer vermutete daraufhin, dass Sandor kein Wort Englisch sprechen könnte. Von Jahr zu Jahr musste Sandor daher um eine positive Note kämpfen. Ein Alternativangebot, um seine mündliche Englischkompetenz unter Beweis zu stellen, wurde ihm nie angetragen. Eine weitere Hürde stellte sich, als Sandor ins Gymnasium gehen wollte. Die mündliche Deutsch-Aufnahmeprüfung verlief nicht gut. Trotz Intervention Sandors verwehrte der Direktor der Schule Sandor den Zugang, da er keine Möglichkeit sah, wie Sandor Referate zufriedenstellend halten könne. Daraufhin machte Sandor die Aufnahmeprüfung an einer Handelsschule und bekam nach Aushandeln mit dem Direktor und dem dortigen Lehrpersonal mehr Zeit zur Verfügung, was ihm letztlich den Schuleintritt erleichterte. Grundsätzlich hatte Sandor immer das Gefühl, mehr leisten zu müssen, um zu beweisen, dass er trotz seiner Sprachbehinderung alles meistern könne. Von der abweichenden Prüfungsmodalität, die an der Universität Wien angeboten wird, wusste Sandor bis zu unserem Gespräch nichts.
Manche Menschen würden – nach Ansicht Sandors - Stottern mit einer geistigen Behinderung gleichsetzen. In der Schulzeit hätten die MitschülerInnen aber gemerkt, dass das bei ihm nicht der Fall war. In der Volksschule wurde er gehänselt. Eine „Horde" MitschülerInnen ging ihm nach und zwang

ihn, etwas zu sagen, um ihn daraufhin auszulachen. Als Gegenwehr wandte Sandor körperliche Gewalt an. Ab der Hauptschulzeit wurde Sandor von Anfang an akzeptiert. An der Universität fühlt sich Sandor wohl, meidet es aber derzeit noch, Präsentationen zu halten. Er befürchtet aufgrund von Nervosität kein Wort herauszubekommen.

Sandor beurteilt seine Möglichkeiten gesellschaftlich teilhaben zu können, für sehr gut. Dies begründete er damit, dass er bis jetzt jede Arbeitsstelle erhielt, die er anstrebte, über viele Sozialkontakte verfügt und stets neue hinzukommen würden. Die vielen Leute, die er bereits kennt, nehmen nämlich auch oft wieder für ihn unbekannte Personen zu Treffen mit, was die Chance auf neue Freundschaften erhöht. Das war allerdings nicht immer so. Bis zum 13. Lebensjahr fühlte er sich ausgeschlossen und wollte immer alleine sein. Dies begann sich im Alter von 12 Jahren erstmals zu ändern, als er einem Basketballverein beitrat. Derzeit ist Sandor keinem Verein zugehörig. Eine Stärkung seines Selbstbewusstseins gelang, als in seinem Heimatort Mädchen mit ihm ausgingen und seiner Sprachbehinderung keine besondere Bedeutung beimaßen.

Sandor lebt sehr genügsam. Er kann es sich nur selten leisten, zu verreisen, ins Kino oder essen zu gehen. Dennoch ist er mit seiner finanziellen Lage als Student zufrieden.

Die Wohnsituation könnte sich Sandor als Student kaum besser vorstellen, da sie ihm von der Infrastruktur all' das bietet, was er sich wünscht: Geschäfte, gute Verkehrsanbindungen, junge Leute, Grünflächen, einen Basketballplatz und PolizistInnen, die die Gegend für Sandor sicher erscheinen lassen. Lediglich sein Zimmer, das er alleine bewohnt, ist ihm etwas zu klein. In unmittelbarer Nähe (10 Minuten Gehzeit) wohnen Freunde von ihm, am Studentenheim eine gute Bekannte. Sandors Familie lebt in Österreich, seine Verwandten sind auf der ganzen Welt „verstreut".

Zusammenfassend lässt sich erörtern, dass Sandor mit seinen gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten sehr zufrieden ist. Sein starkes Sozialnetz und Bestätigungen, die er von seinen FreundInnen bekommt, scheinen seine Wahrnehmung sehr positiv zu prägen. Vergangene Diskriminierungen und politisch-institutionelle Barrieren liegen in der Vergangenheit (v.a. im Bildungsbereich) und dürften bei Sandor zunehmend in den Hintergrund geraten. Auch wenn seine finanzielle Situation als prekär zu bezeichnen ist, sind viele Teilhabemöglichkeiten aufgrund der Ausübung einer Arbeit, der Bewältigung des Studiums, der für ihn als angenehm empfundenen Wohnumgebung sowie der Vielzahl an Sozialkontakten gegeben. Seine (v.a. gegenwärtigen) Erfahrungen werden von ihm sehr positiv beschrieben und wahrgenommen.

Fall 6: Hubert: *„Naja, ausgeschlossen. Ich schließe mich immer nur selber aus."*

Hubert wurde 1960 geboren. Er widmete sein bisheriges Leben vorwiegend seinen Studien an der Universität Wien. Der Student inskribierte in Geschichte, Philosophie, Jus, Kunstgeschichte und Betriebswirtschaftslehre. Im Fach Jus durchlief er bereits das Doktorrat. Hubert folgte dem Rat von FreundInnen und Bekannten, die ebenfalls studierten. Das Interesse an mehr Wissen und Fähigkeiten

in den von ihm gewählten Studien war ein weiterer Grund, warum es ihn auf die Universität Wien verschlug. Neben der Freude und dem Spaß am Lernen wollte Hubert beweisen, dass er in der Lage ist, ein Universitätsstudium zu meistern. Während der Studienzeit behinderten den Studenten Krankheit und 12 Operationen, die mit seinen Mehrfachbehinderungen zu tun haben. Hierzu zählen eine angeborene Körperbehinderung (Spastik), eine chronische Erkrankung (chronisches Rheuma) sowie die Krankheit Morbus Boeck, die bei ihm in seinem 17. Lebensjahr entdeckt wurde. Veränderte Rahmenbedingungen in seinem Jusstudium (beispielsweise wurden Bescheide für Huberts Abschluss von einem Professor nicht anerkannt), erschwerten sein Fortkommen und er fühlte sich politisch-institutionell ausgegrenzt. Nach Abschluss des Jus-Studiums im Jahre 2008 absolvierte er sein Gerichtsjahr.

Beide Elternteile Huberts sind Akademiker. Bis auf das Gerichtsjahr, das als bezahlte Ausbildung angesehen werden kann, übte Hubert bisher keinen Beruf aus. Er gab an, keine Frühpension zu bekommen, da ihm dies aufgrund seines Studentenstatus', verwehrt bleibe.

Hubert ist Single und kinderlos. Er erhält vom Staat Pflegegeld. Ihm stehen im Monat nach Abzug aller Fixkosten bis zu 300 Euro zur Verfügung. Hubert ist Protestant und wohnt mit anderen Menschen mit Behinderung in einer betreuten Wohngemeinschaft. Dort hat er sein eigenes Zimmer.

Zu beiden Elternteilen unterhält er ein sehr gutes Verhältnis. Seinen Bruder, der am Grundstück der Eltern wohnt, sieht er selten. Hubert hat Anspruch auf Sozialleistungen und verfügt über einen Internetzugang.

Hubert meint, sich von der Gesellschaft selbst auszuschließen. Dies mache er beispielsweise in der Wohngemeinschaft. Dort redet er mit manchen Personen nicht und bleibt in seinem Zimmer, da gewisse MitbewohnerInnen (z.B. sein Zimmernachbar) starke Raucher wären und Hubert sich dem Rauch aufgrund seiner Krankheit (Morbus Boeck) nicht aussetzen möchte. Hubert war es – nicht zuletzt wegen seiner Krankheit – sehr wichtig, dass in der Wohngemeinschaft ein Rauchverbot verhängt wurde, das er gemeinsam mit seinen Eltern, die den Verein führen, durchsetzte.

Hubert beschreibt sich selbst als schüchtern. Er wisse oft nicht, was er mit seinen Mitmenschen reden solle. Er sucht (daher) keine Restaurants oder Kaffeehäuser auf. Es gibt ihm scheinbar wenig, dort hinzugehen. Lieber geht er spazieren. Gerne lauscht er Vorträgen oder sieht sich eine Vorstellung im Kino oder Theater an. Konzerte besuchte er auch hin und wieder. Als seine Großmutter noch lebte, wurde er von ihr einmal im Monat zu einem Essen in ein typisches Wiener Kaffeehaus im 1. Bezirk eingeladen. Manchmal geht Hubert spazieren. Oft ist er alleine mit den öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs und wundert sich immerzu, warum ihn KontrolleurInnen noch nie um seinen Fahrschein baten. Grundsätzlich sieht Hubert genügend Möglichkeiten für gegeben, neue Leute kennenzulernen, allerdings meint er, dass immer alles von ihm abhänge. Er bezeichnet sich selbst als „Eigenbrötler", der viel lese, sehr sportinteressiert sei und ungern am Abend weggehe. Die meiste Zeit verbringe er somit zuhause. Hubert wundert sich, dass sich viele Leute bei ihm nicht (telefonisch) melden, sondern immer darauf warten, dass er anrufe.

Auf die Frage hin, ob Hubert Situationen erlebte, in denen er sich ausgegrenzt fühlte, beginnt er von seiner Behinderung zu sprechen. Er würde für alle Tätigkeiten länger brauchen, kann sich selbst nicht an- oder ausziehen und auch selbst keine Körperpflege durchführen. Auch ist er darauf angewiesen, dass ihm jemand hilft, wenn er auf die Toilette gehen muss.

Wenn Hubert Unterstützung benötigt, fragt er jemanden. Er lernte im Juridicum eine Person kennen, die ihm regelmäßig hilft, auf die Toilette zu gehen. 15 Jahre zuvor war er stets auf Personen angewiesen, die sich zur selben Zeit im Juridicum aufhielten. Er machte dabei Diskriminierungserfahrungen und gelangte einmal in eine brenzlige Situation, als eine Person die „Nerven verlor" und Hubert so lange auf der Klomuschel sitzen ließ, bis dieser durch eine Reinigungskraft entdeckt wurde. Unterstützung bekommt Hubert auch in der Wohngemeinschaft, wo er isst, schläft und sich den Großteil des Tages aufhält. Ansonsten erhält er regelmäßig Physiotherapie und Massagen. Persönliche Assistenz, die für Bildungsmaßnahmen veranschlagt ist, wurde ihm für 13 Wochenstunden gewährt.

Hubert erzählte von seiner Freundin. Jeden Freitag besucht er sie in einer Einrichtung im 16. Wiener Gemeindebezirk, in der sie wohnt. Sie kennen sich bereits seit 10 Jahren. Hubert erzählte, dass seine Freundin „schwerstbehindert" und in ihn verliebt ist. Beide fühlen sich gebraucht. Hubert vermisst aber, dass Wünsche, die mit Liebe und Sexualität zu tun haben, nicht erfüllt würden.

Der Student hat keine Angst, zukünftig sozial ausgeschlossen zu werden. Er bezog die Frage zunächst auf sein Alter und erwartet sich, dass er aufgrund der Langlebigkeit seiner Familie selbst ein hohes Alter erreichen wird. Verzweiflung macht sich in ihm breit, wenn er die Frage im Kontext von Arbeit beantwortet. Als Hubert sein Gerichtsjahr am Ende seines Studiums absolvierte, waren die am Gericht tätigen Personen anfangs erschrocken als sie Hubert sahen. Letztlich wären sie aber mit seiner Arbeit zufrieden gewesen.

Hubert ist Mitglied in der Redaktion der Zeitung eines Vereins. Dabei handelt es sich um den Verein, den seine Eltern gründeten. Des Weiteren ist Hubert beim Verein für Wirtschaftsgeschichte Mitglied. In keinem der genannten Vereine übernimmt er eine Funktion. Auch bei Zusammenkünften nimmt er nicht teil, freut sich aber, dass er von letztgenanntem Verein Bücher per Post zugesandt bekommt.

Als wir über gesellschaftliche Hürden sprachen, gab Hubert an, die verkehrstechnische Infrastruktur Wiens für sehr gut zu halten bzw. sei sie barrierefrei. An der Universität Wien erlebte er allerdings, dass nach Beendigung einer Lehrveranstaltung am Abend die Lifte bereits deaktiviert waren. Der Verantwortliche ging nachhause. Die Mitstudierenden sahen sich aufgrund der Umstände gezwungen, Hubert von einem Obergeschoß bis zum Ausgang der Universität zu tragen. Die verständigte Feuerwehr kam erst, als sich Hubert und die studentischen MithelferInnen wenige Stufen vor dem Ausgang befanden. Hubert konnte die von der Feuerwehr an ihn gestellte Rechnung abwenden.

Nachfolgend ein paar Ausführungen zu Huberts Werdegang.

Hubert besuchte eine achtklassige Volksschule, wobei die letzten 4 Jahre dem Lehrplan einer Hauptschule entsprachen. Danach ging er in eine Waldschule in Niederösterreich, anschließend in eine Maturaschule in Wien, die ihm nach Ansuchen seines Vaters bei der Stadt Wien und nach der Testung

von Huberts Leistungsvermögen bezahlt wurde. Bei Letztgenanntem besuchte Hubert einen Vorbereitungslehrgang, den er als Klassenbester abschloss. Ihm gefielen nicht nur die Lerninhalte, sondern auch der barrierefreie Zugang zu den Klassen. Er lernte in der Maturaschule zwei Freunde kennen, mit denen er fallweise in Kontakt steht. Im Laufe seines Bildungsweges sah sich Huberts Mutter einmal zu Interventionsmaßnahmen gezwungen, da ein Direktor Hubert in eine Klasse mit sonderpädagogischem Förderbedarf zuweisen wollte. Die Universität Wien nimmt in Huberts Leben einen äußerst wichtigen Stellenwert ein, da die Studieninhalte sein Leben prägen würden. Auch das Dabeisein in Lehrveranstaltungen und die Möglichkeit mit Personen zu reden, scheinen Hubert ein Gefühl der Zugehörigkeit zur Institution „Universität“ zu geben. Schriftliche Prüfungen wurden bei Hubert meist in mündliche umgewandelt - es sei denn, es handelte sich um Multiple-Choice-Tests.

Abseits der Universität sucht Hubert durch tägliche Telefonate den Kontakt zu Familie und Freunden. Huberts persönliche AssistentInnen helfen ihm bei Schreibarbeiten, wie z.B. beim Verfassen von Bewerbungsschreiben.

Das Thema Arbeit ist bei Hubert mit Ausgrenzungserfahrungen behaftet. Hubert belastet es, arbeitslos zu sein. Jene, der ca. 60 verfassten Bewerbungsschreiben, die beantwortet wurden, enthielten ausnahmslos eine Absage. Mittlerweile versucht Hubert seit mehr als einem Jahr eine Arbeitsstelle zu bekommen. Obwohl er bei einem Bund Mitglied ist – diese Organisation hilft arbeitslosen AkademikerInnen, Stellenangebote zu erhalten – blieb er trotz besuchter Vorstellungsgespräche arbeitslos. Ihm wurde einmal eine bezahlte Ausbildung zugesagt. Nach Auslaufen der Ausbildungszeit fragte Hubert nach, wie seine Chancen stünden, vom Unternehmen übernommen zu werden. Die Antwort war, dass seine Chancen gegen Null gehen würden. Drei Tage später erfuhr er, dass jemand anderer die Stelle erhielt. Hubert vermutete, dass sein hohes Alter am ausschlaggebendsten für die Absage gewesen sein dürfte und weniger seine Behinderung. An seinen Leistungen habe es seiner Ansicht nach weniger gelegen, da er während der Studienzeit durchwegs gute Noten erhielt.

Huberts Gesundheitszustand ist stabil. Schmerzen geringeren Ausmaßes habe er immer, was er mittlerweile schon gewohnt sei. Da sein Körper zu viel Magensäure produziere, müsse Hubert seit etwa 30 Jahren ein Rheumamedikament einnehmen.

Hubert meint, dass er im Hintergrund eine nützliche Rolle für die Gesellschaft spiele, da seine Eltern durch ihn einen Verein gründeten bzw. einen Beruf ergriffen, dessen Intention darauf abziele, Menschen mit Behinderung in ihren alltäglichen Aktivitäten sowie im Wohnen zu unterstützen. Bei den Vorhaben der Eltern spricht Hubert fallweise mit und bringt sich ein.

Hubert ist ein sehr genügsamer Mensch. Er legt wenig Wert auf Kleidung und Aussehen. Was ihm allerdings fehlt, sind Urlaube. Seit bereits zehn Jahren war er nicht mehr im Ausland. Davor nahmen ihn seine Eltern oft mit auf Reisen nach Deutschland, Frankreich und Ex-Jugoslawien. Kulturelle Veranstaltungen kann sich Hubert nur durch die finanzielle Mithilfe seiner Eltern leisten.

Die Wohnsituation beurteilt Hubert als gut. Ihm fehle soweit nichts. Eine Zeit lang störte es ihn, dass viele AusländerInnen in seiner Nähe wohnen. Seine Eltern leben in Niederösterreich, ein Freund wohnt in seiner unmittelbaren Nähe.

Auf die Frage hin, ob sich Huberts gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten über die Zeit hinweg verändert hätten, kommt er auf seine Behinderung zu sprechen, die sich verändert hätte. Anschließend meinte er, dass dies aber seine Teilhabemöglichkeiten nicht tangiere. Viel eher aber, dass er durch seinen elektronischen Rollstuhl mobil und alleine unterwegs sein kann: etwas, dass er sich nun zutraut. Davor sei er jahrelang nicht mit den öffentlichen Verkehrsmitteln gefahren. Dies hatte auch damit zu tun, dass sie nicht barrierefrei waren, was mittlerweile vermehrt der Fall ist.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Hubert relativ isoliert lebt. Er bleibt vorwiegend in seinem Zimmer und muss selbst die Initiative ergreifen, wenn er mit jemanden in Kontakt treten möchte. Der elektronische Rollstuhl und die verbesserte Barrierefreiheit der öffentlichen Verkehrsmittel ermöglichen ihm mehr Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Die Genügsamkeit Materiellem gegenüber lassen Huberts Angepasstheit an seinen Lebensstandard erkennen. Finanziell ist er äußerst prekär situiert. Sein Wunsch auf ökonomische Teilhabe bleibt ihm verwehrt, da er keinen Zugang zum Arbeitsleben erhält. Ebenso erscheint es, als könnte er nicht autonom über sein eigenes Geld verfügen. Am Bildungsweg erlebte er neben positiven Erlebnissen auch politisch-institutionelle Ausgrenzung, als er in eine „besondernde Schulklasse“ hätte kommen sollen. Die Universität Wien und alle damit verbundenen Rahmenbedingungen – ausgenommen davon sind bauliche Barrieren, die noch immer bestehen – prägen Huberts Leben im Hinblick auf Teilhabeerfahrungen.

3.7.2.2 Feinanalysen: Maria, Michaela, Paula, Kurt, Sandor, Hubert

FALL 1: MARIA

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.1: Beurteilung der eigenen Bedeutsamkeit in der Gesellschaft*

„Also *die* Gesellschaft ist von den Medien erzeugt“ (Maria, Zeile 515). [...] „Ich könnte, aber nein. So wie es jetzt ist, nein. Ich spreche am wenigsten gerne darüber, weil es jetzt passiert und weil ich es für wahrer halte als meine bisherigen Erfahrungen. Aber ich, also, das interessiert mich nicht. Also ich habe eine Beziehung zu, wie ich geschrieben habe, zu *meinem* Gott. Also ist nur, es ist nicht Gott, es ist Natur, es ist Universum, es ist fast alles“. (Zeile 517-521)

Maria weiß, dass sie eine nützliche Rolle in der Gesellschaft spielen könnte, sie nimmt aufgrund ihrer gemachten negativen Erlebnisse, die ihre Biographie zu determinieren scheinen (schlechtes Verhältnis zu Eltern, Diskriminierungserfahrungen am Bildungsweg und am Arbeitsmarkt, sozial relativ isoliertes Dasein, Leben in Armut) keine für sie zufriedenstellende Rolle in der Gesellschaft ein. Ihre Enttäuschung drückt sich in Desinteresse an der Zugehörigkeit zur Gesellschaft aus sowie im Infrage stellen von Gesellschaft per se, die nur ein hergestelltes Konstrukt zu sein scheint. Maria beruft sich auf ihre Beziehung zu etwas Überirdischem, das ihrem Leben mehr Sinn verleihen könnte.

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.2: Zufriedenheit mit eigenem Lebensstandard*

Maria klagt über ihren Lebensstandard. Sie darf zwar bei ihrem Freund wohnen, dem sie nur dann Miete bezahlen muss, wenn sie Geld dafür aufbringen kann (siehe Maria Zeile 285-286), allerdings vermisst sie eine ordentliche und gepflegte Wohnung, die nicht in der Nähe des Gürtels, wo dichter Straßenverkehr herrscht, liegt:

„Ich bin auch nicht bereit zu akzeptieren, wie ich jetzt wohne. Ich wohne zwar bei einem Professor und der hat Geld, aber er macht etwas Anderes mit seinem Geld und die Wohnung sieht wie eine Hölle aus, wie eine Urmenschhöhle. Sie ist außerdem mitten in der Stadt mit viel Luftverschmutzung. Ich bin nicht bereit, so viel länger zu leben". (Maria, Zeile 276-279)

„Also es ist einfach ein viel zu altes Haus und nicht eingerichtet. Also mein Freund richtet es eh immer ein bisschen her und er hat endlich eine Küche machen lassen. Bis jetzt kochen wir auch auf einem Herd, der 26 oder 28 Jahre alt ist." (Maria, Zeile 637-639)

Im Zusammenhang mit dem Lebensstandard vermerkte Maria positiv, dass ihr in Österreich „ein sauberes Trinkwasser gewährt ist" (Maria, Zeile 289). Für sie scheint das deswegen keine Selbstverständlichkeit zu sein, da sie bereits in mehreren Ländern (Kasachstan, USA) für längere Zeit lebte, wo es kein sauberes Trinkwasser gab.
Die prekäre finanzielle Lage Marias spiegelt sich in folgender Aussage wider: „Also ich kann mir derzeit das Leben nicht leisten, gar nicht" (627-628). Dass Maria in Österreich in Armut lebt und es ihr zunehmend schwerer fällt, mit dieser Situation fertig zu werden, darauf weisen folgende Aussagen hin:

„Als es mir in Amerika zum Beispiel nicht gepasst hat, habe ich einfach auf der Straße gelebt, als Obdachlose und ich musste mit den Problemen umgehen und nicht mit dem Wohnen. In Österreich bin im Großen nicht zufrieden, das heißt, ich kann nicht essen, was ich will, sondern, was ich mir leisten kann beziehungsweise was mein Freund zufällig vom Supermarkt bringt." **[I: Lädt dich dein Freund fallweise zum Essen ein?]** „Er kann, er macht es ab und zu, aber es tut mir leid. Also erstens habe ich mich als Obdachlose eine Regel gesetzt, dass ich nie von einem anderen eine Ausgabe verlange, die ich nicht für mich selbst gemacht hätte und ahm, ja, also wenn er mich zum Essen einlädt, also ich esse selbst nie bei Gasthäusern weil, also erstens weil ich nicht weiß, was sie hineingeben und zweitens weil ich es nicht zahlen kann. Und also es verursacht bei mir weniger wie früher, aber doch Schuldgefühle, dass ich sein Geld nehme". (Maria, Zeile 616-625)

Kulturelle Veranstaltungen besucht sie nur dann, wenn sie eine freie Spende geben kann. Ihrem Unmut über ihre prekäre finanzielle Lage macht sie Platz indem sie das kapitalistische System kritisiert und sich von ihm abwendet:

„Also ich besuche sie doch, also wenn es eine freie Spende gibt, dann gebe ich einen Euro. [...] Also dieses Jahr habe ich gar nichts gegeben. Und, ähm, ich, also (*seufzt*) der ganze Kapitalismus und Geldmacherei ist eine ganze große Lüge und will damit nichts zu tun haben. Aber es ist auch eine

Weltanschauung, die irgendwie ein bisschen aus dem Zustand gewachsen ist, aus dem „circumstance". Ein bisschen, ja". (Maria, Zeile 628-633)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.3: Gesamtzufriedenheit mit gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten*

[Wie zufrieden bist du mit deinen Teilhabemöglichkeiten? Du hast ja zu Beginn gemeint, du willst eigentlich gar nicht teilhaben, aber sagst du das jetzt, da du unzufrieden bist oder gibt es einen anderen Grund?] „Es ist immer beides. Also, wäre für mich eine Stelle frei, hätten sie für mich eine Stelle geöffnet." **[I: Also eigentlich würdest du doch gerne teilhaben.]** „Ja, aber wo ich, wo ich sage, wo ich mich auch gut angenommen fühle, wo ich sowohl Hilfe für meine Probleme haben kann, als auch das von mir erleben kann, was ich habe, weil ich sehr viel habe. Ja, das, das würde ich annehmen. Von jeder Gesellschaft. Aber die Gesellschaft, die irgendwie von den Medien erzeugt wird, die geht in eine bestimmte Richtung. Also auch für euch. Also auch für ganz normale Menschen mit ganz normalen Arbeitsbedingungen, was nicht sehr gesund ist. Und, ähm, die Behinderten bekommen es zuerst zu spüren". (Maria, Zeile 706-713)

Maria ist mit ihren gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten nicht zufrieden. Ihre prekäre Lebenslage ist v.a. deswegen gegeben, da sie vom Arbeitsmarkt ausgegrenzt ist. Sie ist Arbeit gegenüber skeptisch eingestellt und würde nicht jede Arbeitsstelle annehmen, was zum Teil daraus resultiere, dass sie mit ArbeitgeberInnen schlechte Erfahrungen machte. Sie vermisst gesellschaftliche Akzeptanz und wünscht sich Unterstützung, wenn sie im Arbeitsleben steht. Demnach dürfte Maria in ihrer Vergangenheit von marginalisierten Arbeitsverhältnissen geprägt worden sein. Menschen mit Behinderung hätten es in einer kapitalistisch geprägten Gesellschaft besonders schwer, einen Arbeitsplatz zu finden. Nichtbehinderte würden auch zu viel arbeiten, was sich negativ auf ihre Gesundheit auswirke, meint sie.

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.4: Deskriptionen und Beurteilungen von Teilhabemöglichkeiten im Biographieverlauf*

[Hast du das Gefühl, dass du gesellschaftlich eher dazugehörst oder eher nicht?] „Gar nicht. Die gesellschaftliche Teilhabe wird von dem ganzen Sozialwesen, Psychologen – von den meisten Psychologen – fast von allen Menschen – nur durch Arbeit und Beruf definiert". (Maria, Zeile 9-12)

Das für die Beurteilung der gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten verbundene Gefühl Marias ist negativ. Sie fühlt sich von der Gesellschaft ausgegrenzt, sozial isoliert. Ihre Aussage lassen Frust und Verzweiflung erkennen, Gefühle, die u.a. darauf beruhen, dass sie nicht im Arbeitsmarkt integriert ist – eine der Grundvoraussetzungen, um sich gesellschaftlich zugehörig zu fühlen, schließlich stehen damit sozialer Status (Prestige) und Anerkennung in einer kapitalistisch orientierten Gesellschaft in Zusammenhang.

[Warum glaubst du, dass du nicht dazugehörst?] „Also Arbeit nicht. Und weil die Menschen so angesteckt, „plugged-in" sind" **[I: Ja.]**, „ist es so. Sie haben selbst keine Freizeit, um meine Freunde zu

sein, um nachzudenken, wie sie helfen könnten, wie ich gebraucht werden könnte oder was ich brauche“. (Maria, Zeile 32-34)

Maria bestätigte auf Nachfrage, dass ihr keine Leistungsrolle (als Erwerbstätige) im gesellschaftlichen Funktionssystem Wirtschaft zukommt und sie sich daher nicht gesellschaftlich zugehörig fühlt. Sie kritisiert, dass diejenigen, die am Arbeitsmarkt integriert sind, so stark vereinnahmt würden, dass sie für Maria keine Zeit mehr aufbringen könnten. Sie fühlt sich daher von ihnen zurückgesetzt und sozial vernachlässigt. Implizit geht daraus hervor, dass sich Maria mehr Sozialkontakte wünscht.

„Ich habe mir irgendwann sehr viele Sorgen gemacht, aber, also, erstens ich weiß, dass ich mich nicht in irgendeine Pflegeheim fangen lasse. Also ich war im Februar in einem Spital und ich habe gesehen wie die Menschen in einem Spital wohnen und ich habe auch ein paar Bekannten von dieser Aufenthaltszeit, die ich besucht habe in diesem Pflegeheim und ich werde mich nicht in eine Pflegeheim fangen lassen“. (Maria, Zeile 272-276)

Was Marias Einschätzung ihrer zukünftigen Teilhabemöglichkeiten betrifft, so denkt sie in erster Linie daran, wie sie im Alter wohnen bzw. wie sie nicht wohnen möchte. Aufgrund ihres schwachen sozialen Netzwerkes geht sie davon aus, dass es sein könnte, in ein Pflegeheim zu kommen. Eine Hospitalisierung lehnt sie stark ab.

„Also insofern als ich an der Gesellschaft teilnehmen muss, sonst verhungere ich, ist mir die Teilhabe gar nicht mehr wichtig“. (Maria, Zeile 524-526)

Was Maria hier anspricht, wurde bereits im theoretischen Teil innerhalb der System- und Differenztheorie diskutiert. Eine vollständige Exklusion aus der Gesellschaft sei nicht möglich, da jeder Mensch in Subsystemen bzw. einzelnen Funktionssystemen eine Rolle einnehme. Will Maria nicht verhungern, muss sie zwangsläufig – mit den geringen finanziellen Ressourcen, die ihr zur Verfügung stehen - im Funktionssystem Wirtschaft teilhaben. Sie tritt dabei in der Publikumsrolle als Konsument auf.

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.5: Hilfe/Unterstützung*

„Also, mein Freund kann zum Beispiel wenn ich nicht stark genug bin, um ein Glas oder eine Thermosflasche aufzumachen, dann tut er das für mich und das ist, also er tut es gerne. Wenn ich nicht da wäre, selbst versucht hätte, hätte er es trotzdem machen müssen. Also das meiste. Teilweise muss er für mich das machen. Und, also, das ist ein Bereich. Daher kann ich nicht mit wem befreundet sein, der nicht weiß, dass ich fast alles kann. Aber es gibt doch ein paar Kleinigkeiten, die ich nicht kann und wie geholfen werden kann. Also von ärztlicher Seite bräuchte ich längere Gesprächszeiten. Ich kann vor allem jetzt, wo es schon 26 ein halb Jahre nach dem Unfall vorbei sind, kann ich nicht in ein paar Worten sagen, was ist, und wie es behandelt werden könnte, also, äh, sowohl mehr Zusammenarbeit mit Ärzten, also nicht, dass es ihr Beruf ist, meine Gesundheit ihr Beruf ist. Gar nicht. Meine Gesundheit ist mein Körper, meine Beziehung zu mir und also ob Ärzte etwas machen oder nicht machen, muss vollkommen aufgeklärt sein. Und wenn ich etwas brauche, womit die Ärzte nicht einverstanden sind, bräuchte ich genug Zeit oder Gelegenheit oder Gehör, um auszudrücken, was ich

brauche und wie es mir, also zum Beispiel in der Schule gibt es jetzt diese Lampen und hier ist es nicht ganz so hell wie im Klassenzimmer. Es wird sehr hell. Ich kann es nicht ertragen. Es ist auch für normale durchschnittliche Augen nicht ideal, so viel Licht zu haben. Aber, also“. (Maria, Zeile 405-420)

Hilfe, die mit Kraftaufwand verbunden ist, erhält Maria von ihrem Freund. Abgesehen davon wünscht sie sich längere Gesprächszeiten bei ÄrztInnen. Sie scheint aber vergangene negative Erfahrungen bei ihnen gemacht zu haben. Ärztliche Interventionen könnten auf sie wie Zwangsmaßnahmen gewirkt haben. Vielleicht spielt dabei aber auch die Beziehung zu ihrer Mutter eine Rolle, die in ihrer Kindheit Entscheidungen im Hinblick auf ihre Gesundheit (v.a. nach dem Autounfall mit 9 Jahren) traf, die sie heute verurteilt.

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.6: Beurteilung des eigenen Gesundheitszustandes*

„Also jetzt habe ich mehr körperliche Probleme. Jetzt habe ich auch Schmerzen dazu. Früher gab es Schmerzen, aber ich konnte sie ertragen und ich wusste woher sie kommen“. (Maria, Zeile 508-510)

Maria klagt über physische Schmerzen, wobei sie nicht weiß, woher sie stammen.

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.7: Blick auf eigene Situation*

„Also meine Behinderung hat Auswirkungen auf fast alle Lebensbereiche. Allerdings gibt es nichts, was ich absolut nicht machen kann. Also ich kann nur einige Beispiele geben und es wird nicht vollkommen zutreffen. Zum Beispiel im Sprechen. Ich kann ziemlich gut sprechen, aber ich denke nicht so schnell. Also in der Hirnbehinderungsvokabel nennt man das Vorsetzungsglied. Das heißt, wenn jemand ein unerwartetes Thema beginnt, vor allem auf der Straße, wenn jemand nur sagen will, du bist mir im Weg oder irgendwas und denke ich nicht so schnell wie ich antworten soll. [...] Oder wenn ich in einer Schlange stehe, wenn Menschen hinter mir sind und ich muss schnell etwas sagen, schnell die Sachen im Supermarkt einpacken, schnell zahlen, schnell wissen, wie viel Rückgeld ich bekommen habe oder also in anderen Situationen, wo es eine Schlange gibt, ah, ich muss schnell etwas sagen und fertig werden und es, es geht nicht so schnell. Also viel öfter, also ‚more often than not’, also, ich lasse es vorbei sein und denke nachher nach, wie ich es anders hätte machen können. Das passiert auch normalen Menschen. Aber bei mir ist es fast immer so“. (Maria, Zeile 83-102)

Maria führt sehr vieles, das in ihrem Leben geschehen ist, alleinig auf ihre Behinderung zurück. Sie geht davon aus, dass beinahe alle Lebensbereiche von ihr beeinflusst werden. Sie könne zwar so gut wie beinahe alle Aktivitäten machen, allerdings nichts perfekt. Eine Auswirkung ihrer Behinderung sei, in ihrer Denkgeschwindigkeit beeinträchtigt zu sein. Alle Abläufe, die schnell ausgeführt werden „müssten“, fielen ihr schwer bzw. schwerer als Nichtbehinderten.

„Ich konnte noch gehen, allerdings Gleichgewichtsprobleme. Ich konnte schreiben, allerdings langsamer und vorsichtiger, aber ich konnte es noch. Ah, also ich konnte noch rechnen. Ich bin nicht dumm geworden“. (Maria, Zeile 147-149)

Maria klagt über Gleichgewichtsprobleme und darüber, alle physischen Abläufe ihres Bewegungsapparates langsamer zu machen als Menschen ohne Behinderung.

„Also ich habe immer genau gemacht, was von mir verlangt wurde und habe mich mit nichts Anderes beschäftigt, während der Arbeitszeit. Und, ja, aber trotzdem waren das kleine, aber schon Auffälligkeiten. Und die man eigentlich erwartet man, dass junge Erwachsene das nicht mehr haben". (Maria, Zeile 229-232)

Maria ist der festen Überzeugung, dass ihre Behinderung nach außen hin – zumindest nach gewisser Zeit – sichtbar wird. Sobald sie auftritt, werde von gesellschaftlicher Seite her abgewogen, ob Marias Art und Weise, Bewegungen auszuführen oder Handlungsaufforderungen nachzukommen, ihrem Alter gerecht wird. Sobald dies nicht der Fall sei, würden die Menschen merken, dass mit Maria etwas „nicht stimme" bzw. etwas „Abnormales" gegeben ist, das so nicht erwartet wird.

„Und ich, wenn ich nicht arbeite und ich studiere, was ich, also 1996 hatte ich eine Operation, eine Kopfoperation und seit der Operation habe ich sehr große Probleme beim Wachbleiben. Ich kann in Vorlesungen nicht wach bleiben und so. Also ich kann nichts unauffällig machen. Ich kann alles machen, aber nichts unauffällig. Und daher kann ich mir keine" **[I: Was meinst du damit genau, dass du nichts unauffällig tun kannst?]** „Mit unauffällig meine ich, ich schlafe in Vorlesungen ein, wenn ich Brötchen mache, dann mache ich das ein bisschen langsamer als normal. Wenn ich, also, wenn ich etwas machen muss, wenn ich meine Hausaufgaben machen muss, brauche ich mehrere Sachen offen, damit ich weiß, wo ich überall war. Also ich kann nicht einfach ein Buch aufschlagen und lesen und wissen, wo ich war. Ich brauche viel mehr Notizen und so. Also ich tue es gar nicht mehr. Ah, und ich kann, also, ich vergesse kleine Dinge, wie halt ein alter Mensch. Und das, das ist, was mir oft als Kind vorgeworfen wurde, dass ich wie ein alter Mensch denke". (Maria, Zeile 246-257)

Maria erzählte, dass es ihr aufgrund ihrer Behinderung schwer falle, in Vorlesungen wachzubleiben. Bei gewissen Handlungen brauche sie nicht nur länger, sie benötigte auch Zusatzmaterial um sie korrekt und mühelos auszuführen. Auch meinte sie, dass ihr Gedächtnis nicht so gut funktioniere.

„Also es liegt immer in einem ganzen Teil. Zum Beispiel als ich auf dem College war gab es auch viele Bereiche. Also meine Mutter wollte unbedingt, dass ich Autofahren lerne. Und ich fühlte mich nicht in der Lage zu fahren, weil Menschen auf der Straße korrupte Sachen machen und ich kann nicht so schnell reagieren. Obwohl, fast so schnell wie andere. Und, sie hat mich monatelang gequält. Schließlich war sie bereit, selbst für den Unterricht zu zahlen und ich hab gesagt: Ok ich mache den Unterricht". (Maria, Zeile 316-321)

Aufgrund ihrer geringeren Reaktionsfähigkeit wollte Maria nicht den Führerschein machen. Ihre Mutter drängte sie oftmalig dazu. Als sie Maria den Fahrunterricht bezahlte, willigte Maria ein.

„Und wo ich in der Arbeit, also es gab eine Arbeit mit Gehörlosen. Da hab ich Gespräche geführt, ähm, und das konnte ich ziemlich gut machen. Das heißt nicht viel langsamer als normale Menschen. Es war keine sehr anstrengende Arbeit, aber in also, in dem Teilbereich fühlte ich mich gut eingegliedert aber ich mache mich, also wenn man mich beim Arbeiten sieht, mache ich nicht alles hundert Prozent unauffällig und das hat die Arbeitgeber immer gestört". (Maria, Zeile 326-331)
„Daher kann ich nicht mit wem befreundet sein, der nicht weiß, dass ich fast alles kann. Aber es gibt doch ein paar Kleinigkeiten, die ich nicht kann" (Maria, Zeile 408-410).

Wie in den vorangegangenen beiden Zitaten ersichtlich wird, kommt Maria immer wieder darauf zurück, dass sie Aktivitäten langsamer oder anders ausführe als dies gewünscht werde, was ArbeitgeberInnen als störend empfinden. Für Maria ist es außerdem wichtig, dass ihr Freund weiß, dass sie eine Behinderung hat.

„Und niemandem ist aufgefallen, dass ich eigentlich einen Nachteil habe, weswegen die Leistungen, die ich verbringe, nicht als Defekt zu sehen sind, sondern als Wunder, weil ich eigentlich nichts können sollte". (Maria, Zeile 473-476)

Maria fühlt sich von der Gesellschaft diskriminiert, missverstanden und nicht anerkannt. Leistungen Marias (z.B. Tanzen) würden nicht als solche gewürdigt werden. Aus defizitorientierter Sicht müsste – der Ansicht Marias nach - nichts möglich sein.

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.8: Zukunftspläne/Zukunftswünsche*

„Also ich will in dieser Gesellschaft, wie sie ist, will ich nicht teilhaben. Das heißt, wenn mir jemand sagt, du musst der oder der bei der Ausbildung helfen, also Massagetherapeutin oder chinesische Medizintherapeutin oder was immer zu werden oder Tierpflegerin oder Bäuerin oder irgendwas und ich werde dir helfen so eine Stelle zu kriegen, um dich entsprechend auszubilden. Das würde ich annehmen. Aber das wird in dieser Gesellschaft nicht passieren". (Maria, Zeile 600-604)

Maria würde gerne eine Arbeitsstelle finden, die ihr gefällt und bei der sie Unterstützung erhält. Um einen Arbeitsplatz zu finden, würde sie aktive Hilfe in Anspruch nehmen bzw. wünscht sie sich, dass sich jemand um sie annimmt, damit dieser Wunsch in Erfüllung geht. Hoffnungen hat sie in dieser Hinsicht aber keine.

2. Teilhabeerfahrungen: *2.1: Definition und subjektive Indikatoren gesellschaftlicher Teilhabe*

„Freunde zu haben, ganz normal in Kontakt mit Menschen zu kommen – mit alten und jungen, Tieren und ja, und es bedeutet wohnen zu dürfen, essen zu dürfen, und auch arbeiten zu dürfen, aber also nicht unbedingt einen Beruf zu haben, sondern jemandem zu helfen, wenn er oder sie was braucht oder etwas, was mir wichtig ist. Ein Gespräch zu führen oder irgendein Projekt zu haben im Leben". (Maria, Zeile 3-6)

Marias Vorstellung gesellschaftlicher Teilhabe umfasst Sozialkontakte zu haben, am Arbeitsmarkt integriert zu sein und eine staatlich gewährte finanzielle Absicherung (Mindestversorgung) als Rahmenbedingung des Lebens, wodurch auch menschliche Grundbedürfnisse abgesichert werden (Essen, Wohnen). Des Weiteren zählt sie Solidarität und Unterstützung sowie Lebensziele zu haben als Determinanten gesellschaftlicher Teilhabe hinzu.

2. Teilhabeerfahrungen: *2.2: Gemachte Teilhabeerfahrungen*

„Also nachher wurde ich sofort zurück in die Schule geschickt. [...] und in Sport habe ich immer sieben oder acht bekommen, nur weil ich ganz, immer teilgenommen habe und nie meine Uniform vergessen hatte und so weiter. [...] Also, meine Teilhabe war zu hundert Prozent normal. Ich wurde auch, also in Kasachstan wird man zu Vorarmee-Kursen eingeladen und ich wurde im Sommer eingeladen und im nächsten Sommer auch und dann nicht mehr". (Maria, Zeile 155-163)

Maria fühlte sich während ihrer Schulzeit oder ihrer verbrachten Zeit in der Armee manchmal gesellschaftlich zugehörig. Beispielsweise war dies dann, der Fall, wenn sie aufgrund ihres Einsatzes im Sportunterricht eine gute Note bekam.

[Gibt es Erlebnisse, bei denen du dich gesellschaftlich eingegliedert, zugehörig gefühlt hast?] „Also ja, auf der ersten Uni, die eigentlich eine Volkshochschule, eine Community-College in Amerika war. Also ich war anders, aber ich war gut eingegliedert, insofern als ich in Mathematik gut war. Die Professoren haben auch meine Briefe angenommen. Ich habe geholfen bei der Notierung von anderen und Anfängern und ich habe auch beim Unterrichten geholfen. Und sie haben mich zu viele Fragen gestellt wenn ich einmal etwas ein bisschen anders gemacht habe. Die Community-College fängt Menschen von allen, von all walks of life ein, und niemand muss sich anders geben". (Maria, Zeile 307-313)
[Gibt es auch andere Bereiche? Hast du auch fallweise in der Arbeit gute Erfahrungen gemacht? Oder gab es das gar nicht?] „Also ich war nicht vollkommen eingegliedert. Es war nur in dem Bereich, in dem College, war ich gut eingegliedert. Und wo ich in der Arbeit, also es gab eine Arbeit mit Gehörlosen. Da hab ich Gespräche geführt, ähm, und das konnte ich ziemlich gut machen. Das heißt nicht viel langsamer als normale Menschen. Es war keine sehr anstrengende Arbeit, aber in also, in dem Teilbereich fühlte ich mich gut eingegliedert [...]". (Maria, Zeile 325-329)
Maria fühlte sich während ihrer Studienzeit in den USA eine Zeit lang akzeptiert. Sie knüpfte ihre Zufriedenheit an die guten Noten in Mathematik sowie daran, dass sie von Lehrenden wahrgenommen und in universitätsnahe Aufgaben (z.B. Stundengestaltung) eingebunden wurde. Ihr Handeln schien nicht kontrolliert und bewertet zu werden. Neben den positiven Erfahrungen am College gab es auch noch jene (positiven), die sie auf ihre Arbeit mit Gehörlosen bezieht.

„Es gibt zwei Mädchen, die ich neuerlich in meinen Rumänisch-Kursen getroffen habe und sie treffen mich ab und zu. Also nicht zum Helfen, sondern nur damit ich nicht vollkommen isoliert bin". (Maria, Zeile 422-423)

An der Universität Wien empfand sich Maria als integriert wenn sie andere Studierende kennenlernte mit denen sie sich auch in ihrer Freizeit traf. Allerdings entstanden dabei scheinbar keine festen sozialen Beziehungen bzw. keine tiefergehenden Freundschaften.

[Also mit denen *(Anmerkung: Studienkolleginnen)* **unterhältst du dich. Die sind so eine Art Anlaufstelle.]** „Ja, aber sonst, entschuldigung, die ganze Teilhabe in der Gesellschaft ist mit Ärzten, die ich zahle, mit Privatärzten, mit Kassenärzten. [...] Also es ist ständig Kontakt. Ich kann so viel Kontakt haben, soviel ich will, mit ganz netten Menschen. Aber ich muss für jede Stunde, für jede Minute zahlen und das kann ich nicht". (Maria, Zeile 425-429)

Maria hatte häufig mit ÄrztInnen und PsychologInnen zu tun. Auch wenn Maria vor ihnen als Kundin auftrat, ist es ihr – im Nachhinein gesehen – zuwider, dass sie für Sozialkontakte dieser Art – abgesehen vom therapeutischen oder gesundheitlichen „Nutzen", der ihr widerfuhr – gesondert bezahlen musste. Ihr wäre es viel lieber, sie hätte andere „AnsprechpartnerInnen" für ihre Probleme, die kein Geld nehmen und ihr lediglich zuhören.

„Am öftesten habe ich Kontakt mit Ärzten, mit Psychologen und mit meinem Freund und sonst im Internet. Und mit den zwei Freundinnen aus der Romanistik. Ahm, ich kann, letztes Jahr war ich im Herbst bei einem Dänischkurs und ich bin zur, zum, also wir haben eines Tages Mensch-Ärgere-Dich-Nicht gespielt ähm, ja und das, also ich kann das, also ich kenne wenige Kontakte, also in Österreich geht es mir schlechter als in anderen Ländern. Ich, ich, ich kann nicht mit Menschen in Kontakt kommen, die wirklich, also ich kann in Österreich nur mit Behinderten in Kontakt kommen, die von Anfang an die beste oder fast die beste oder eine ziemlich gute Versorgung hatte und gar nicht wissen, was meine Probleme sind. Ich kann auch, ich kann, äh, also wenn ich mich als normal angebe, kann ich studieren oder arbeiten oder was immer, aber ich, also wenn dann doch etwas einfallt, auffallt, habe ich Probleme". (Maria, Zeile 576-585)

Die häufigsten Sozialkontakte hat Maria mit ärztlichem und psychologischem Personal, mit ihrem Freund sowie mit den beiden StudentInnen, die sie aus den Romanistik-Lehrveranstaltungen an der Universität Wien kennt. Ansonsten versucht sie sich über das Internet „Gehör zu verschaffen". Hin und wieder lernt sie für kurze Zeit jemanden über Universitätskurse kennen. Grundsätzlich fehlen Maria stabile Sozialkontakte. Sie kennt nur wenige Leute in Österreich. Leicht dürfte es ihr fallen, andere Menschen mit Behinderungen kennenzulernen. Allerdings hätten sie andere Probleme und würden – speziell bei Erhalt ausreichender Unterstützung – weniger Verständnis für Marias Sorgen haben. Vorwiegend geht es dabei um das Outing bzw. Zugehörigkeitsproblem Marias, was ihre Behinderung betrifft. Sie klagt, dass sie zu wenig Unterstützung erhalte und ihr der „Behindertenstatus" nicht geglaubt werde. Von Seiten der Gesellschaft würde von ihr genauso viel verlangt werden wie von einem „normalen Menschen". Sie will deshalb nicht wie jemand behandelt werden, der „normal" ist, sondern will als Person angesehen werden, die eine Behinderung hat und auf die deswegen Rücksicht genommen werden soll.

„Also ich, ich habe mich auch vor dem Unfall tendenziell mit Menschen angefreundet, die nicht, also nicht, die populärsten, die nicht die glänzendsten, was immer, Erscheinungsbilder hatten. Und, und und überhaupt, also nicht die der nur, die Erscheinung wichtig war. Also das war immer, etwas mehr über das Leben gedacht haben oder im Kindergarten war ich mit einem verletzten Kind angefreundet, befreundet, entschuldigung. Und, äh, also weil ich irgendwie, nein, vergiss das. Aber, es gab auch eine Freundin, die war, also sie ist, sehr, sehr normal, also mehr normal ist. Sie ist einfach klug und hat gar keine Behinderung. Und sie hat nicht einmal ein Zahnloch gehabt. Also sie ist ganz gesund. Und sie war zu mir oft sehr nett, also während der Studienzeit und auch später. Jetzt führt sie allerdings ihr eigenes Leben. Sie hat schon ein Kind und es interessiert sie gar nicht mehr. Also das war aber eine meiner guten Erfahrungen, dass ich auch so zu einem, eine gekriegt habe, ich habe das einmal in einem Buch gelesen, „the best of greed", dass sie also, es gibt diese, diese Rasse sozusagen, von Schülern oder Studenten, die immer ganz gut aussehen und ziemlich gute Noten bekommen und alles können und und aber sie war „best of greed" insofern als sie nicht nur in diese Gruppe geschaut hat, um Freunde zu finden. Sie war auch mein Freund". (Maria, Zeile 550-564)

Maria suchte sich in ihrem Leben oft Personen als Freunde aus, die nach außen hin eher unscheinbar wirken würden: Personen, denen ihre äußere Erscheinung weniger wichtig wäre. Maria pflegte eine Freundschaft zu einer Studentin, die ihr das Gefühl gab, „normal" zu sein. Als diese Studentin Mutter wurde, brach sie den Kontakt zu Maria ab.

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.1: politisch-institutionell*

„Also, wenn du in die Armee gehen musst, kannst du nicht zuhause bleiben und deine Arbeit machen, du bist in der Armee. Und daher, also, wenn dir die Armee eine Arbeit gibt, dann erwartet man, dass du dort mindestens fünf, sechs, sieben Jahre bleiben kannst. Und wenn du fünfzehn oder sechzehn bist, ohne zwei Jahren in die Armee gehen musst, dann bekommst du die Arbeit nicht. Also im Vorhinein bekommst du die Arbeit nicht. Also vor der Armee ist es ein Problem, weil du nicht versprechen kannst, also, nicht einmal behaupten kannst, dass du fünf Jahre arbeitest, oder drei Jahre oder sieben Jahre. Du kannst höchstens ein Jahr oder bis drei Jahre arbeiten und dann bist du wieder in der Armee. Und wenn du die Armee abgeschlossen hast und wenn du das Alter erreicht hast, wo du die Armee abgeschlossen hättest sollen, kannst du nicht angestellt werden. Das bedeutet nicht, dass du nicht, also, selbstständig werden kannst. Das kannst du sehr wohl. Aber du kannst keine Arbeit bekommen. Ahm, und es ist ein großes Hindernis, ein großes Irgendwas. Die Menschen trauen sich nicht, nicht zu dienen. Hätte ich in der Armee als Behinderte gedient, wäre ich anders behandelt worden. Ich musste mich aber nach sechs Monaten bei den Psychologen, Psychiater melden und dann kann es nicht mehr, ja. Und dann, entschuldigung. Ich war auch, ich habe dann gearbeitet. In meinen Arbeiten war ich also immer wie ein Soldat. Also ich habe immer genau gemacht, was von mir verlangt wurde und habe mich mit nichts Anderes beschäftigt, während der Arbeitszeit". (Maria, Zeile 215-231)

Maria erzählte von jener Zeit als sie in Kasachstan zur Armee musste. Der Einberufungsbefehl kann als politisch-institutionelle Zwangsmaßnahme angesehen werden. Das Individuum wird aufgrund der Bedeutsamkeit der Armee für den kasachischen Staat in seinen Zukunftsplänen, was seine Position am Arbeitsmarkt betrifft, eingeschränkt. Für Maria kam hinzu, dass zu diesem Zeitpunkt niemand wusste (sie selbst auch nicht), dass sie eine Hirnverletzung hatte. Personen, die eine Arbeitsstelle in der Armee einnehmen, haben zwar den Vorteil regelmäßig Geld zu verdienen, sind aber jahrelang an die Armee gebunden.

„Ähm, es gibt gar keinen, also, es gibt mehr in Österreich als in anderen Ländern, wo ich war die Aussage „Du bist behindert, daher bekommst du eine Beschäftigungstherapie". Und bei der Beschäftigungstherapie verdienst du 20 Euro im Monat. Entschuldigung, aber das ist eine Sklavenarbeit. Ich mache das nicht. Oder du bist nicht behindert, weil du ziemlich Vieles kannst, dann musst du alles machen, ohne Einschränkung, ohne Anpassungen. Äh, ja". (Maria, Zeile 17-22)
„Und, ähm, ich kann nicht eine Beschäftigungstherapie machen. Grundsätzlich nicht, weil es eine Sklavenarbeit ist, ähm, ich brauche auch nicht so, also sie nennen es Therapie, aber man dort gar keine Therapie. Es ist ein Arbeitsverhältnis und also, ich arbeite gar nicht unter diesen Bedingungen". (Maria, Zeile 242-245)

Maria sträubt sich dagegen, hospitalisiert und segregiert zu werden. Sie will einen Arbeitsplatz und keine Beschäftigungstherapie, die sie für menschenunwürdig hält. Eine Beschäftigungstherapie hat für sie einen Zwangscharakter. Darüber hinaus ist die Entlohnung nicht hoch und würde Maria nicht aus ihrer prekären finanziellen Lage helfen. Abgesehen davon, wird eine Arbeits- und

Beschäftigungstherapie psychisch kranken Personen verordnet. Maria fühlt sich gewissermaßen „in eine Ecke gedrängt“. Wenn sie schon arbeiten sollte, dann möchte sie als Mensch mit Behinderung einen Arbeitsplatz vorfinden, der für sie geschaffen ist, d.h., an dem sie jene Unterstützungen erhält, die sie sich wünscht.

„Ich habe also, ich, ah *(seufzt)*, ja, ah, eine Arbeitsstelle schon verloren weil ich, ich musste, Brötchen machen und die Arbeitgeberin wollte, dass ich schneller arbeite und ich war einfach nicht imstande. Ich, ich bin imstande, schneller zu arbeiten, aber im Denken und an Sicherheit denken, ahm, also ich mache es vielleicht achtzig oder neunzig Prozent so schnell wie andere, aber trotzdem nicht hundert Prozent und vor allem man erwartet dann, dass, wenn ich klug bin und verstehen kann, dass ich es auch schneller machen kann. Ich, ich kann es nicht. [...] Also ich habe die Stelle verloren, weil ich länger arbeiten, also“ **[I: Länger gebraucht hast, meinst du?]** „Ja, nicht viel, aber ein bisschen länger, also ganz spezifisch kann ich leider nicht. Es gab einen neuen Mitarbeiter und ich musste ihn antrainieren und Chefin war noch nicht da und mehrere Tage lang war es so, dass wir alles bereit, fertig hatten für die Mittagsstunde und hatten es ganz gut gemacht und nach der Mittagsstunde mussten wir noch einmal Gemüse hinten schneiden damit, damit es vorne noch etwas gibt. Also am Ende der Mittagsstunde gab es nichts mehr. Und sie hat erwartet, dass eine normale Mitarbeiterin so viel vor der Mittagsstunde schneiden kann, dass sie nach der Mittagsstunde gar nichts mehr schneiden muss. Also es hat den Kunden gar nichts ausgemacht. Es hat nur der Chefin etwas ausgemacht und sie hat mich wochenlang beschimpft und was immer. Und am letzten Tag, der war vorbei und ich, also es gibt auch noch etwas, eine Erwartung, also wenn jemand behindert ist, dann gefährdet er sich selbst bei der Arbeit. Und ich konnte das nicht. Also ich war zu vorsichtig. Ich kenne, kannte meine Grenzen auch damals und dass ich, wenn ich noch schneller machen als, also wenn meine Muskeln noch schneller machen als mein Gehirn denken kann und ich sicher arbeite, tat ich es nie und am letzten Tag wollte ich ihr zeigen, dass ich schnell *(spricht ganz „verbissen“ und schnell)* arbeiten kann und dann habe ich mich geschnitten und hier, also am Daumen habe ich kein Gefühl, also an der Daumenspitze. Und dann hatte ich endlich das Stereotyp, dem Stereotyp entsprochen, dass ich mich bei der Arbeit gefährde“. (Maria, Zeile 110-134)

Maria verlor einmal einen Arbeitsplatz, da sie nicht den gestellten Erwartungen ihrer Vorgesetzten entsprach. Sie arbeitete ihr zu langsam. Marias hätte zwar noch schneller arbeiten können, traute sich aber nicht zu, da sie befürchtete, sich sonst zu verletzen. Diskriminierungen in Form verbaler Beleidigungen folgten. Als Maria einmal über ihre Grenzen ging, schnitt sie sich in den Finger. Was sie dabei des Weiteren belastete, spielte sich in ihrem Kopf ab: Sie dachte an jenes Bild, das „Normale“ von Menschen mit Behinderungen haben, nämlich, nicht auf sich selbst aufpassen und Verantwortung übernehmen zu können. Maria meinte, diesem stereotypen Bild entsprochen zu haben.

„Ich bin auch nicht bereit, also es ist nicht, dass ich viel Geld haben will, aber ich bin auch nicht bereit zu akzeptieren, dass ich wegen Behinderung mit zweihundert, dreihundert, fünfhundert, achthundert, ich weiß nicht, wie viele Euro im Monat auskommen muss. Also derzeit, gerade vor ein paar Monaten wurde mir ein Pflegegeld von 284 Euro bewilligt, also zugesprochen.“ (Maria, Zeile 280-284).

Auch wenn es für Maria positiv ist, dass ihrem Ansuchen auf Pflegegeld nachgegeben wurde, ist stark zu hinterfragen, wie jemand, der vom Staat keine Arbeitsbewilligung erhält, von einem derart geringen monatlichen Betrag – der sich auf Grundlage der Pflegestufe bemisst – leben soll.

[Und kannst du umsonst wohnen bei deinem Freund oder musst du ein bisschen was zahlen?]
„Also ich muss zahlen, aber es gibt im Vertrag eine Klausel. Solange ich nicht genug zum Leben habe wird die Miete ausgesetzt. Also ich werde, ich habe große Schulden, aber theoretisch". (Maria, Zeile 285-287)
„Die Universität Wien verlangt, dass ich bei der Einschreibung meinen Behinderten Ausweis schon zeige, um keine Gebühren zu zahlen. Dann wurde mir versprochen, ich bekomme die Ausländer-Gebühren zurück auch wenn ich erst später den Ausweis kriege. Und nachdem ich über 2.000 Euro für Studiengebühren ausgeborgt hatte und endlich den Behindertenpass herzeigte, wurde mir nur das letzte Semester zurückgezahlt -- 1.484 Euro schulde ich noch deswegen. (Außerdem gibt es die Sekretärin und den Vorstand der Romanistik, die böse Menschen sind, aber vor allem gegenüber die, die eine Behinderung haben. Das sage nicht nur ich. Ich habe schon Horrorgeschichten über *[Person wird anonymisiert]* gehört.) Es gibt einen Behindertenrat in der ÖH mit sehr netten Mitarbeiterinnen, die aber keine Ahnung haben, wie ich mit meiner Lebenserfahrung, Wissen und Fähigkeiten, mich hier anpassen kann. Es hilft nicht gerade, dass ich mich nicht mehr anpassen will". (aus Marias E-Mail)

Dass Maria ihrem Freund Miete bezahlt, erscheint so gut wie ausgeschlossen. Probleme politisch-institutioneller Art gab es bei der Inskription an der Universität Wien, um ein weiteres Semester studieren zu dürfen. Maria musste ihren Behindertenausweis vorlegen, um von der Einschreibgebühr befreit zu sein. Da sie ihren Ausweis noch nicht zur Verfügung hatte, musste sie die Gebühr vorübergehend entrichten – mit dem Hinweis, dass sie es zurückerstattet bekäme, sobald der Behindertenausweis bei der Universität Wien einlangt. Maria lieh sich daraufhin die verlangten 2.000 Euro - die Höhe des Betrags ist an die („Nicht-„) Staatsbürgerschaft gekoppelt - von jemandem aus. Abgesehen davon, dass es für sie vermutlich nicht einfach war, jemanden zu finden, der ihr einen derart hohen Geldbetrag leiht, bedeutete es vorerst Verunsicherung, ob die Inskription überhaupt klappen würde. Als Maria schließlich der Universität Wien ihren Behindertenausweis vorlegte, bekam sie die Mitteilung, dass sie vorerst nur die Einschreibgebühr des letzten Semesters zurückerstattet bekommen würde – keine gute Ausgangslage für jemanden, der jemand anderem Geld schuldet. Darüber hinaus kritisierte Maria Personen, die in ihrem Hauptstudium in der studentischen Bürokratie tätig sind. Auch wenn sie Sympathien für die Behindertenbeauftragte der Universität Wien sowie ihre Mitarbeiterinnen hege, kritisiert sie, dass wichtige Gespräche und Unterstützungsangebote mangelhaft gewesen wären. Sie hätte sich erwartet, dass ihr jemand Ratschläge gibt, wie sie sich in ihrer Situation am besten verhalten bzw. assimilieren könnte. Mittlerweile ist dieser Anpassungswunsch in den Hintergrund getreten.

„Bürokratisch geht es fast allen schwieriger in Österreich, schlechter in Österreich als wo anders. Es gibt viel mehr Bürokratie, Formulare. Also auch auf der Uni zum Beispiel. Also ich bekomme zum Beispiel jede Woche von einem Professor, ich weiß nicht einmal wer er ist, irgend wer von der Pädagogik eine Mail und ich muss jetzt das und das wissen, wenn ich das und das studieren will. Und ich, also, in Amerika gibt es ein Buch und in diesem Buch steht alles, was du über alle akademische Bereiche wissen musst und so weiter Ahm, also ist es bürokratisch schwieriger in Österreich [...]". (Maria, Zeile 295-301)

Maria beklagt sich über Angelegenheiten, die die Behörden in Österreich betreffen und damit verbundenem Aufwand mit Formularen.

[Maria erzählt über die Situation in einem Arbeitsverhältnis] „Und als ich gebeten hatte, es gibt dort anfangs für behinderte Mitarbeiter einen speziellen Stuhl und ein Bildschirmfilter, damit es nicht zu hell wird. Und das durfte ich nicht bekommen weil ich keine Bezeichnung als Behinderte hatte". (Maria, Zeile 331-334)

Maria kritisiert, wie mit ihr in einem vergangenen Arbeitsverhältnis umgegangen wurde. Sie erfuhr dabei Inflexibilität und Diskriminierung. Da sie ihren Behindertenausweis nicht dabei hatte, wurde ihr verwehrt, unterstützende Geräte am Arbeitsplatz in Anspruch zu nehmen.

„Auch hatte ich mehrmals um Behindertenhilfen angesucht. Und immer wurden mir dieselben Fragen gestellt: „Hast du Beziehungsprobleme? Hast du Probleme bei der Polizei? Hast du Zahnprobleme, psychische Probleme?" Also immer ganz stereotypische Fragen". (Maria, Zeile 373-376)

Marias Ansuchen um Behindertenhilfen wurden oft abgelehnt. Hingegen wurden ihr des Öfteren Fragen gestellt, die darauf hinweisen, dass man das Vorliegen ihrer Behinderung in Frage stellte.

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.2: Soziale Isolation*

„Also, ja. Ich kann zwei Beispiele geben. Es gibt meinen Freund und es gibt meine Nachbarin. Mein Freund ist Beamter. Er arbeitet, er muss ungefähr von acht bis fünf oder von neun bis fünf arbeiten, äh, aber er macht sich eine Mittagspause, ich glaube er darf das sogar, ah, und daher bleibt er noch später und er hat seinen Computer in der Arbeit und daher bleibt er noch ein paar Stunden und also, im Endeffekt arbeitet er von neun bis neun. Und er liest, also seine Arbeit hat mit lesen zu tun und er liest in der Früh die Zeitung, in der Arbeit wissenschaftliche Arbeiten, am Abend wieder die Zeitung, Nachrichten, Radio und da bleibt höchstens wenn er zuhause ist, kann ich immer wieder zu ihm kommen und eine Umarmung bekommen, aber ich bin kein Teddybär, ich habe auch ein Gehirn. Ich möchte meine Gedanken jemanden mitteilen ohne dass mir gesagt wird, ich spinne oder dass ich eine Verschwörungstheoretikerin bin. Und meine Nachbarin ist dasselbe. Sie geht in die Arbeit, also sie muss schon um sieben weg sein und sie darf nicht einmal mit mir am Telefon reden, äh, wenns' keinen sehr guten Grund gibt". (Maria, Zeile 37-48)

Maria fühlt sich sozial isoliert, da weder ihr Freund, noch ihre Nachbarin aufgrund ihrer langen täglichen Arbeitsstunden in ihren Berufen für sie Zeit haben.

„Und weil die Menschen so angesteckt, „plugged-in" sind, ist es so. Sie haben selbst keine Freizeit, um meine Freunde zu sein, um nachzudenken, wie sie helfen könnten, wie ich gebraucht werden könnte oder was ich brauche". (Maria, Zeile 32-34)

Da die Arbeit bei vielen Menschen einen zentralen Stellenwert im Leben einnimmt – wie z.B. bei Marias Freund – fühlt sich Maria, der die Teilhabe am Erwerbsleben verwehrt bleibt, sozial ausgegrenzt und isoliert.

„Meine Mutter ist tot seit 1996. [...] Der Kontakt zu den Eltern ist nicht vorhanden, weil ich trotz ganz guter Disziplin nicht ganz normale Leistungen hatte, obwohl ich in manchen Bereichen sehr gute hatte. Und das ist was bei einer Behinderung ist, also" **[Das ist von deinen Eltern ausgegangen wenn**

du nicht entsprochen hast?] „Also meine Mutter wollte nichts wahrhaben weil, also, ich, also, sie hatte erstens andere Probleme und zweitens sie wollte es gar nicht wahrhaben“. (Maria, Zeile 478-484)

Maria hat keinen Kontakt mehr zu ihren Eltern. Ihre Mutter verstarb 1996. Es scheint als hätte Maria den hohen Erwartungen ihrer Eltern – beide waren selbst Akademiker – kaum entsprechen können. Im Zuge dessen hätte ihre Mutter oft ignoriert, dass der Autounfall bei dem sich Maria ihre Hirnverletzung zuzog, jemals zustande kam.

„Meine Mutter starb 1,5 Monate nach Schulbeginn.) -- alle wollten, dass ich Trauer zeige. Das konnte ich nicht. Es war für mich gleichzeitig eine Erlösung und (noch unbewusst) eine zukünftige Obdachlosigkeit“. (Maria, aus einem E-Mail)

Maria hatte ein derart schlechtes Verhältnis zu ihrer Mutter, dass sie nicht einmal nach ihrem Tod imstande war, Trauer zu zeigen. Sie fühlte sich erlöst. Gleichzeitig fiel ein stabiler Rückhalt Marias weg. Ihre Mutter, die sich sonst immer um alles (womöglich überfürsorglich) kümmerte, war nicht mehr da und Maria schlitterte, da sie manche Situationen nicht mehr alleine meistern konnte, in die Obdachlosigkeit.

„Aber, es gab auch eine Freundin, die war, also sie ist, sehr, sehr normal, also mehr normal ist. [...] Und sie war zu mir oft sehr nett, also während der Studienzeit und auch später. Jetzt führt sie allerdings ihr eigenes Leben. Sie hat schon ein Kind und es interessiert sie gar nicht mehr“. (Maria, Zeile 555-559)

Eine Freundin Marias, die sie sehr schätzte, bekam ein Kind und „verschwand“ daraufhin aus ihrem Leben.

„Ich, ich, ich kann nicht mit Menschen in Kontakt kommen, die wirklich, also ich kann in Österreich nur mit Behinderten in Kontakt kommen, die von Anfang an die beste oder fast die beste oder eine ziemlich gute Versorgung hatte und gar nicht wissen, was meine Probleme sind“. (Maria, Zeile 580-583)

Maria räumt sich selbst eher weniger Chancen ein, Menschen kennenlernen zu können. Am leichtesten dürfte es ihr fallen, mit anderen Menschen mit Behinderung zusammenzutreffen.

[Auf die Frage nach Verwandten in Österreich] „In Österreich gar keine. Ich, also seit meinem Spitalsaufenthalt im Februar dieses Jahres, im Jahrestags in äh, habe ich zusätzlich ein paar Menschen, das heißt in der Nähe von, weit hinaus, also fast, bei dem Friedhof kenne ich eine Frau und eine Studentin wohnt auf der …straße. Also nicht sehr weit. Und eine andere Behinderte, entschuldigung, eine andere Behinderte, also Manuel (*Name geändert*), mein Freund, hat eine Bekannte, die seit 20 oder 30 Jahren behindert ist. Sie, also ich habe sie vor weniger als einem Jahr kennen gelernt und ich gehe zu ihr manchmal. Sie wohnt auf der Taborstraße“. (Maria, Zeile 646-652)

Maria kennt nur wenige Menschen in Österreich. Verwandte hat sie hier keine.

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.3: Ökonomische Ausgrenzung und Ausgrenzung am Arbeitsmarkt*

„Du bist behindert, daher bekommst du eine Beschäftigungstherapie". Und bei der Beschäftigungstherapie verdienst du 20 Euro im Monat. Entschuldigung, aber das ist eine Sklavenarbeit. Ich mache das nicht". (Maria, Zeile 18-20)

Maria lebt in Armut. Sie hat keine Arbeitsbewilligung und würde mit einer Beschäftigungstherapie nicht genügend Geld verdienen, um sich am Leben zu erhalten, weshalb sie sie ablehnt.

„Also in Amerika zum Beispiel gibt es „minimum wage". Niemand bekommt weniger als „minimum wage". Ich habe eine zurückgebliebene, also Verwandte in Amerika, die arbeitet mit Behinderten, also hat volle Aufsicht, also sie beaufsichtigt die ganze Zeit und bekommt trotzdem „minimum wage", obwohl ihr Vater, also ihr Vater sehr, sehr reich ist und alles schon bezahlt hat. **[Also „minimum wage „ist also eine Grundsicherung, sozusagen.]** Ja, also wenn man arbeitet. Und wenn ich in Österreich arbeite mit den Behinderten bekomme ich 20 Euro im Monat. Dafür wird das Geld, das ich da noch nie bekommen habe aus meinen 284 Euro fast 100 abgezogen, um arbeiten zu dürfen. Das ist, entschuldigung, Sklaven, Sklaverei. Ja und wenn ich das sage dann sagen die Sozialarbeiter: Hu, das ist sehr scharf, ich bin beleidigt". (Maria, Zeile 587-595)

Maria beklagt sich darüber, dass sie keinen Arbeitsplatz bekommen kann. Sie befürchtet bei Annahme einer Beschäftigungstherapie ihr Pflegegeld nicht in voller Höhe zu erhalten. Eine finanzielle, staatlich geregelte Grundsicherung hält sie für sehr sinnvoll und wünschenswert.

„Ich habe in Österreich gar keine Beschäftigungserlaubnis. Wenn ich eine wollte, müsste ich behaupten können oder angeben können, dass ich irgendeine Arbeit besser als jeder Österreicher kann. Das kann ich nicht, um eine Arbeitserlaubnis zu bekommen". (Maria, Zeile 239-241)

Dass Maria in Österreich keine Arbeitserlaubnis hat, beeinflusst nicht nur ihre finanzielle Situation, sondern auch viele andere Bereiche ihres Lebens. Eine Hauptgrundlage gesellschaftlicher Teilhabe ist, eine Arbeit zu haben, um seine eigenen Möglichkeiten zu steigern und um in anderen gesellschaftlichen Teilsystemen teilhaben zu können.

„Und das meiste was wir als Arbeit bezeichnen ist eine Prostitution des eigenen Lebens. Nicht, nicht sexuelle Prostitution, sondern eine ganze, eine ganzheitliche Prostitution des ganzen Lebens. Ich weiß, also ich war schon bei einer Anarchisten, es gab einen Film, dass unsere Generation am wenigsten Lebensfreude hat wie alle bisherigen. Ahm, und das will ich gar nicht mehr". (Maria, Zeile 607-611)

Marias Gesellschaftskritik findet im Kontext ihrer Situation als Person, die vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen ist, statt. Um ihre eigene Lage erträglicher zu machen, setzt sie Arbeit mit geringer Lebensfreude gleich und lehnt sie (fallweise) vollends ab – mit dem Argument, dass sie nichts Natürliches, Vorgegebenes sei:

„Die Arbeit ist nicht unsere biologische, natürliche Bestimmung, eine Arbeit zu haben. Es ist, es wäre natürlich wenn ich, also egal was mein Arbeitsplatz ist, Freunde, Wohnmöglichkeit, Essmöglichkeit und Kinder bekommen könnte. Ich bin schon 35. Ich will schon seit einigen Jahren Kinder. Und ja, du bist behindert. Und du wirst nicht. Entschuldigung, ich bin, also, ich, ich wenn ich nicht so behindert bin, dass die anderen glauben, dass ich nicht arbeiten kann, wieso glauben sie aber, dass ich Kinder nicht kriegen kann? Kinder sind viel natürlicher als eine Arbeit so. Also, ja." (Maria, Zeile 697-702)

„Also es gab eine Zeit, wo (*seufzt*), also als ich begonnen habe mehr auf der Straße zu sein, mit Kontakten zu Menschen auf der Straße und einige von ihnen gehen tatsächlich ins Geschäft um zu stehlen. Die kaufen etwas und stehlen etwas dazu. Ahm, Shoplifters, äh, sie fragten mich: „Hast du das nie gemacht? Bist du normal? " Und ich habe gesagt: „Ich kann nie so viel Geld verdienen, um zu wohnen. Ich werde von dieser Gesellschaft, von der sichtbaren Gesellschaft, nie akzeptiert. Ich werde es auch tun, werde selbst auch stehlen". (Maria, Zeile 368-373)

Maria sah sich aufgrund ihres Lebens in Armut bereits mehrere Male gezwungen, auf der Straße zu leben. Um zu überleben, begann sie zu stehlen.

Eine weitere Aussage, die ihre Situation als sie obdachlos war beschreibt, ist folgende:

„Ich kann in Österreich nicht so gut wie in Amerika, also in Amerika auch kaum mehr, aus dem Müll essen, usw. Also insofern als ich an der Gesellschaft teilnehmen muss, sonst verhungere ich, ist mir die Teilhabe gar nicht mehr wichtig". (Maria, Zeile 523-526)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.4: Kulturelle Ausgrenzung*

„Also, es wird von allen verlangt durchschnittlich zu sein und ich hab' das Problem, dass ich a) ziemlich klug bin. Ich hab einen IQ nach der Verletzung von hundert dreißig, vorher wurde nicht genau gemessen aber ich habe zum Beispiel in meiner Kindergartenklasse die beste Intelligenznote bekommen. Und andererseits fehlen mir andere Fähigkeiten, die ich nicht kompensieren kann". (Maria, Zeile 53-56)

Maria fühlt sich kulturell ausgegrenzt. Es kommt ihr so vor, als hätte sie bereits im Kindergarten gesellschaftlich hergestellten Normen nicht entsprechen können. Gewissermaßen ließe sich dann ihr hoher Intelligenzquotient als Behinderung im Sinne einer Hochbegabung deuten.

„Also die Menschen erwarten, wenn jemand behindert ist, bedeutet das dumm bzw., also sie erwarten ganz bestimmte Auswirkungen der Behinderung. Entweder oder eine Kombination von dumm oder kann nicht sehen, kann nicht hören, kann nicht sehen, kann seine Gliedmaßen nicht gut gebrauchen oder irgendwas. Und das sind Stereotypen, oder". (Maria, Zeile 66-69)

Die vorangegangenen Ausführungen zeigen die Vermutungen Marias auf, wie von Seiten der Gesellschaft über Menschen mit Behinderungen gedacht werde. Es sei ein defizitorientiertes Denken, das eine „Zwei-Welten-Theorie" erkennen lässt: die „Normalen" und die „Abnormalen". Menschen mit Behinderung würde meist zu ihrer jeweiligen Behinderung eine weitere Eigenschaft zugeschrieben. Diese Sichtweisen würden sich dann zu stereotypen Bildern verfestigen. Maria fühlte

sich einmal in dieser Hinsicht bestätigt. Sie meinte, dass sie dem stereotypen Bild eines Menschen mit Behinderung entsprach, als sie sich bei der Arbeit in den Finger schnitt. Menschen mit Behinderung könnten nämlich nicht auf sich selbst aufpassen und hätten ein bestimmtes Unvermögen, wodurch eine größere Verletzungsgefahr gegeben sei:

„Am letzten Tag wollte ich ihr zeigen, dass ich schnell *(spricht ganz „verbissen" und schnell)* arbeiten kann und dann habe ich mich geschnitten und hier, also am Daumen habe ich kein Gefühl, also an der Daumenspitze. Und dann hatte ich endlich das Stereotyp, dem Stereotyp entsprochen, dass ich mich bei der Arbeit gefährde". (Maria, Zeile 131-134)

Ein weiteres Beispiel führte Maria an, als sie über die Entwicklung der kognitiven Fähigkeiten von Kindern sprach:

„Aber mit Kindern erwartet man auch nicht, dass alle gleich, dasselbe sind. Man sagt, ok, er hat erst, entwickelt sich ein bisschen langsamer und er ein bisschen schneller, Hauptsache sie erreichen alle ungefähr dasselbe Niveau wenn sie achtzehn sind". (Maria, Zeile 187-189)

Obwohl Maria bei ihrem Eintritt in die Armee noch nicht wusste, dass sie eine Behinderung hatte, merkte sie, dass sie nicht alles ausführen konnte, wie man es von ihr erwartete, wie nachfolgende Passage erkennen lässt:

„Ja und bei mir war es, du bist nicht behindert, du machst jetzt alles und ich konnte nicht alles ganz" (Maria, Zeile 203-204).

Maria vermutet, dass ein anderes Handeln und Verhalten von Seiten gesellschaftlicher AkteurInnen stattfindet, wenn Behinderung explizit vorliegt:

„Hätte ich in der Armee als Behinderte gedient, wäre ich anders behandelt worden" (Maria, Zeile 226-227).

Ob Menschen mit Behinderung in der Arbeitswelt einen Arbeitsplatz finden, ist fraglich. Maria glaubt, UnternehmerInnen befürchten, dass Menschen mit Behinderung nicht gleich schnell und produktiv arbeiten als Nichtbehinderte:

„Wenn ich eine wollte, müsste ich behaupten können oder angeben können, dass ich irgend eine Arbeit besser als jeder Österreicher kann" (Maria, Zeile 240-241).

Maria machte in ihrer Kindheit Diskriminierungserfahrungen, wenn sie nicht so schnell arbeitete wie andere Kinder:

„Ah, und ich kann, also, ich vergesse kleine Dinge, wie halt ein alter Mensch. Und das, das ist, was mir oft als Kind vorgeworfen wurde, dass ich wie ein alter Mensch denke". (Maria, Zeile 255-257)

Unverständnis und Zwangserfahrungen erlebte Maria im Bezug auf ihre Eltern. Beide studierten an einer Universität und erwarteten selbiges von Maria. Die Studentin schließt aufgrund ihrer gemachten Zwangserfahrung darauf, dass andere StudentInnen ebenso gegen ihren eigenen Willen studieren:

„Und von jedem jungen Menschen wird erwartet, dass er ein Universitätsstudium abschließt, egal ob es ihn interessiert, egal was er kann, egal was seine Zukunftsperspektiven sind, dann wird alles, wird sehr Vieles übersehen. Und wenn er die Schule abschließen kann, dann bedeutet das, dass er von vornherein nicht behindert war. Das ist auch nicht wahr. Niemand will als Behinderter auffallen". (Maria, Zeile 460-464)

Maria geht im vorangegangenen Beispiel von ihr selbst aus. Sie nimmt sich als Mensch mit Behinderung wahr und meint, dass sie die Schule bewältigte, obwohl sie eine Behinderung hatte. Gesellschaftliche, defizitorientierte Zuschreibungen würden beinhalten, dass jemand mit Gehirnverletzung nicht imstande sein sollte, eine „normale Schullaufbahn" zu meisten. Um sicherzugehen, ob Marias Aussage von mir richtig interpretiert wurde, fragte ich nach:

[Meinst du, das war der Grund, warum deine Mutter gesagt hat, erzähl es niemanden, da du sonst Probleme bekommst? Glaubst du dass das ein Grund sein könnte?] „Ja". **[Also wenn du das Label, die Etikettierung Behinderung hättest, dass dich die Leute dann meiden?]** „Ja! Also ich hatte immer eine ganz anderen Anschauung. Ich hatte immer „National Geographic World" bekommen. Fast jeden Monat gibt es ein Kind mit irgendeiner Behinderung, das trotzdem etwas macht. Und ich war wirklich so eine. Ich habe trotzdem gute Noten bekommen. Ich konnte trotzdem auf Pferden reiten, ich konnte trotzdem Tanzen und Gymnastik machen. Und niemandem in all diesen Bereichen, niemandem ist aufgefallen, dass ich mehr arbeite als alle anderen. Also die Anderen sind zum Tanzkurs zum Beispiel zwei Mal die Woche gekommen und haben sonst gar nichts gemacht und waren trotzdem besser. Und niemand hat gesehen wie viele Stunden ich zuhause studiere, wie viele Stunden ich zuhause übe, äh, und versuche ganz gut zu sein. Und niemandem ist aufgefallen, dass ich eigentlich einen Nachteil habe, weswegen die Leistungen, die ich verbringe, nicht als Defekt zu sehen sind, sondern als Wunder, weil ich es eigentlich nichts können sollte". (Maria, Zeile 464-476)

Marias Ausführungen können als Hoffnung für andere Menschen mit Behinderung gedeutet werden. Auch wenn sich Maria in ihren Aktivitäten – sei es in der Freizeit, in der Arbeit oder im Studium – mehr anstrengen müsse als „Normale", so ist es möglich, vieles zu erreichen, das von Seiten gesellschaftlich zugeschriebenem defizitorientiertem Denken nicht möglich sein sollte. Es scheint, als würde sie Anerkennung für ihre erbrachten (universitären) Leistungen vermissen, die ihr weder von ihren Eltern, noch von anderen Gesellschaftsmitgliedern entgegengebracht wird bzw. wurde.

„Also mit einer Behinderung kann man, also, so, die echte Liebe oder die echten Menschen besser von den anderen trennen. Es kann einen ganz guten Professor geben, aber wenn er nicht weiß, wie er umgeht, mit Menschen, die nicht 100 Prozent sind, dann will ich mit ihm eh nichts zu tun haben. Und wenn er mit mir nicht gut umgeht, dann kann ich ihn, also muss ich ihn auch nicht, muss ich nicht mich an ihn wenden. Also ich habe auch sehr gute Professoren gefunden, die auf ihre Weise. Also ich wurde übrigens, also ich habe in Amerika auf Campusverbot, weil ich einer Professorin nicht gefallen hab. Das war an einer Privatuni." **[Ja, aber wie meinst du das, dass du einer Professorin nicht gefallen hast?]** „Sie hat ab dem ersten Gespräch gespürt, dass etwas nicht ganz stimmt. Sie hat mich für verrückt gehalten. Und ich, was immer. Sie hatte Einfluss darüber. Und einmal war ich einfach zu

Besuch nach Abschluss des Studiums. Und eine Professorin hat mich eingeladen, das Französisch-Picknick zu besuchen und ich bin vor der Professorin angekommen und die andere hat mich: „You can't crash this picknick" und irgendwas und dann hatte ich plötzlich Campusverbot." **[I: Aha. Und mit den]** „Und ich kann auch sowohl bei Freunden als auch Professoren als auch bei *(2 Sekunden Stille)* besser wissen, wer echt ist, wer ein echter Freund wäre". (Maria, Zeile 532-545)

An einer Privatuni in den USA machte Maria Diskriminierungserfahrungen. Eine Professorin hielt sie für verrückt und hatte persönlich etwas auszusetzen und erreichte, dass Maria Campusverbot bekam. Maria verlässt sich seitdem auf ihr erstes Gefühl, ob es jemand gut mit ihr meint.

„Also man sagt, in den Nachrichten oder in den Medien steht, dass Behinderte irgend eine zusätzliche Fähigkeiten haben zu kompensieren, zum Beispiel blinde Menschen ein besseres Gehör haben, ah, das ist nicht wahr. Jeder von uns hat diese Fähigkeiten und wenn wir dann zum Beispiel bei der Blindheit bleiben, ahm, wenn man nicht sehen kann, muss man sich mehr auf das Gehör verlassen und dann, also natürlich entdeckt man innerhalb der schon bestehenden Fähigkeit, kleinere, also Subfähigkeiten, an die die meisten Menschen nicht denken müssen, aber sie entwickeln nicht plötzlich ein übermenschliches Gehirn". (Maria, Zeile 56-63)

Zuschreibungen, die über besondere Fähigkeiten von Menschen mit Behinderung in visuellen Medien verbreitet werden, hält Maria für unglaubwürdig. Sie vermutet nicht, dass Menschen mit Behinderung a priori andere Fähigkeiten besäßen, sondern diese Fähigkeiten schon immer hätten und sie nur aufgrund ihrer Behinderung stärker oder anders einsetzen, um Defizite auszugleichen.

4. Stigma-Management: *4.1: Outing thematisiert*

„Niemand will als Behinderter auffallen" (Maria, Zeile 463-464).

Maria spricht in ihren Erzählungen des Öfteren implizit von der Frage nach einem „Outing". *Ist es ratsam, sich als Mensch mit Behinderung mitzuteilen, wenn die Behinderung nach außen hin nicht sichtbar ist? Widerfährt einem dann Ablehnung, Ausgrenzung oder Ausschluss?*

Bei Gelegenheitsjobs außerhalb Österreichs wurden Maria fallweise Tätigkeiten angetragen, bei denen sie sich nicht imstande sah, sie zur Zufriedenheit der Auftrag gebenden Person auszuführen. Die Folge war Unverständnis gegenüber Marias Unvermögen. Allerdings stellt sich hierbei die Frage, ob sich Maria vor Beginn der Arbeit als Behinderte „outete" oder ob sie dies unterließ:

„Äh, und ich, also es ist mir oft gelungen eine Arbeit zu bekommen. Aber dann als ich nicht alles ganz normal konnte, ist es doch aufgefallen, dass etwas nicht stimmt und niemand wollte es wahrhaben, dass ich es wirklich nicht kann. Ich musste irgendeine Schlimme sein". (Maria, Zeile 685-688)

Bei Bewerbungen an Schulen entschied sich Maria, nie anzugeben, dass sie eine Gehirnverletzung hat und deswegen irgendeine gesonderte Behandlung nötig hätte. Sie unterließ diesen Schritt, da sie keine offizielle ärztliche Diagnose dabei hatte und man ihr Anliegen ansonsten nicht ernst genommen hätte:

„Das war nur mit der application, nur mit dem Eintragsformular und das, das war nicht auffällig." **[Ok. Hat alles funktioniert?]** „Und ich habe auch auf dem Eintragsformular nie, nie gesagt, dass ich eine Behinderung oder irgendeine Rücksicht brauche. Und daher, also weil ich nicht, weil ich keine offizielle Diagnose hatte". (Maria, Zeile 568-571)

Maria spricht im folgenden Zitat vom Risiko, das bestehe, wenn kein Outing vorgenommen wird:

„Ich kann auch, ich kann, äh, also wenn ich mich als normal angebe, kann ich studieren oder arbeiten oder was immer, aber ich, also wenn dann doch etwas einfallt, auffallt, habe ich Probleme". (Maria, Zeile 583-585)

4. Stigma-Management: *4.2: Gesellschaftskritik*

„Besser nicht unbedingt, also es geht überall, also überall darum, dass die Machthabenden wollen, dass wir alle nicht für uns leben und denken und erfahren, sondern einer Firma gehören – von früh bis spät – und das beinhaltet, was wir anziehen können, was wir essen können, was wir, also ob wir was anderes können, oder Kinder erziehen oder irgendwas". (Maria, Zeile 24-27)

Marias Gesellschaftskritik, die sich aufgrund der von ihr gemachten gesellschaftlichen Erfahrungen, die in ihrer Biographie fest verankert sind, bezieht sich auf das stark in der westlichen (Arbeits-) Welt vorherrschende Leistungsprinzip, das gesellschaftliche Teilhabe über den Zugang zum Arbeitsmarkt – der ihr ja verwehrt ist – regelt. Ihre marginalisierte und (relativ) sozial isolierte Position veranlasst sie, sich äußerst negativ über das Funktionssystem Wirtschaft zu äußern, das ihrem Empfinden nach alle anderen gesellschaftlichen Teilsysteme dominiert und steuert.

„Und, ähm, ich, also (*seufzt*) der ganze Kapitalismus und Geldmacherei ist eine ganze große Lüge und will damit nichts zu tun haben. Aber es ist auch eine Weltanschauung, die irgendwie ein bisschen aus dem Zustand gewachsen ist, aus dem „circumstance". Ein bisschen, ja." (Maria, Zeile 630-633)

Marias lehnt kapitalistisch orientiertes Denken ab und distanziert sich davon.

„Ahm, also ist es bürokratisch schwieriger in Österreich und es ist wie ein, auf Englisch sagt man gilded cage, ein goldener Käfig. Also den Österreichern geht es einigermaßen besser als Menschen in anderen Ländern und sie sehen nicht einmal wie sehr sie selbst von den Behörden, von den Regierungen, Machthabenden betrogen werden. Ahm, also man kann (*seufzt*). Man kann mit vielen nicht sprechen. Mit ein paar schon". (Maria, Zeile 300-304)

Maria kritisiert in Österreich Personen, die in machthabenden Positionen sind (PolitikerInnen und Beamte). Viele Menschen würden trotz hohen Wohlstands nicht merken, dass sie manipuliert und kontrolliert würden. Möglicherweise hat Maria dies schon ein paar Mal mit ÖsterreicherInnen diskutiert und bemerkt, dass ÖsterreicherInnen die von ihr ausgesprochene Kritik nicht teilen.

„Ich kann vor allem jetzt, wo es schon 26 ein halb Jahre nach dem Unfall vorbei sind, kann ich nicht in ein paar Worten sagen, was ist, und wie es behandelt werden könnte, also, äh, sowohl mehr

Zusammenarbeit mit Ärzten, also nicht, dass es ihr Beruf ist, meine Gesundheit ihr Beruf ist. Gar nicht. Meine Gesundheit ist mein Körper, meine Beziehung zu mir und also ob Ärzte etwas machen oder nicht machen, muss vollkommen aufgeklärt sein". (Maria, Zeile 411-415)

Eine weitere Kritik Marias richtet sich an das Gesundheitssystem, im speziellen an ÄrztInnen, die zusammenarbeiten und mehr Details bei Diagnosen preisgeben sollten. Marias Kritik knüpft an ihre Erlebnisse an, die sie in ihrer Kindheit machte, als ÄrztInnen und ihre Mutter über ihren Kopf hinweg entschieden, wie mit ihrer Behinderung umgegangen werden sollte. Diesen Sachverhalt verdeutlicht nachfolgende Aussage:

„Es ging darum, dass ich schon damals, also nach dem Unfall durfte ich nie sprechen, nie sagen was los ist. Man hat meiner Mutter durchschnittlich ein paar normale Symptome der Hirnverletzung verraten. Also von dieser Liste hat sie mich wählen lassen was stimmt. Und kaum etwas hat gestimmt. Und ich durfte nie zu Wort kommen bei den Ärzten. Sie haben meinen Arm falsch behandelt und ich durfte nichts sagen." **[I: Von wem aus durftest du das nicht?]** „Meine Mutter und die Ärzte haben mir, also niemand hat mit mir gesprochen. Sie haben immer mit der Mutter gesprochen, als wüsste die Mutter alles über mich." **[I: Warum glaubst du haben die das gemacht?]** „Weil ich klein war, weil ich ein Kind war und nicht ausgebildet. Also ja, also um es, äh, also seit dem siebenten Schuljahr war ich ständig auf der Suche nach Hilfe und niemand wollte mir helfen weil ich nicht die typischen Probleme hatte". (Maria, Zeile 449-458)

4. Stigma-Management: *4.3: Aufarbeitung biographischer Erlebnisse*

„Ja, also das Besondere an meinem Fall ist, ich wurde mit neun Jahren verletzt. Das heißt, ich konnte schon Schreiben, Rechnen. Ich war an einer Privatschule, ich konnte auch Gymnastik machen, alles bis auf Musik, da meine Mutter nicht wollte, dass ich Musik lerne, aber ich konnte alles, was ein Neunjähriges überhaupt kann oder was ein Dreizehnjähriges kann und also, meine Mutter hatte mich entführt. Sie hat nicht mir, nicht meinem Vater, nicht meiner Schule gesagt, von Amerika nach Kasachstan. Das war eine vollkommen neue Umgebung und ich wurde sechs oder sieben Woche nachher verletzt und niemand, also, nicht meine Lehrerinnen, irgendwer, wusste, dass ich früher besser funktioniert hatte. Nur meine Mutter hat es gewusst, ah, den Ärzten ist nichts Außergewöhnliches aufgefallen, das heißt, ich konnte noch gehen, allerdings Gleichgewichtsprobleme". (Maria, Zeile 139-147)

Maria belastet ihr Verhältnis zu ihrer Mutter, die sie gegen ihren Willen aus den USA nach Kasachstan brachte und weder ihren Vater, noch die Schuldirektion verständigte. Ein weiteres Trauma sei für Maria, dass sie lange Zeit – bis ins 29. Lebensjahr - nicht wusste, was mit ihr los war, warum sie manche physischen Aktivitäten nicht so gut ausführen konnte wie Gleichaltrige. Auch ihre Umgebung (z.B. LehrerInnen) wusste nichts davon. Maria ist der festen Überzeugung, dass ihre Mutter ahnte, was bei ihr „nicht stimmte". Die ÄrztInnen hatten nach dem Autounfall nichts besonders Außergewöhnliches festgestellt. Somit dürften ihre „Defizite" übersehen worden sein.

„In Österreich ist es, also ich, ich, ich bin schon fünfunddreißig, also ich gehöre nicht wirklich in der Uni weil, also, ich bin schon ausgebildet. Ich brauche nicht wirklich eine Ausbildung, um arbeiten zu können. Auch du brauchst keine Ausbildung, um arbeiten zu können. Du bist ganz perfekt wie du bist.

Aber das verrät dir niemand. Die wollen, dass du deine Jugend vergeudest, hier". (Maria, Zeile 234-238)

Aufgrund des Nachdenkens über ihr bisher verlaufenes Leben schließt sie manchmal von ihrer Situation auf andere Personen, mit denen sie sich vergleicht. Diese weisen allerdings eine andere Biographie auf. Ihre Mutter wollte vermutlich, dass ihr eigenes Kind ebenfalls einen akademischen Abschluss anstrebt. Maria bleibt in ihrer Situation, in der sie keine Arbeitserlaubnis erhält, nicht viel anderes übrig, als zu studieren.
In ihrer relativ isolierten sozialen Lage beginnt Maria, geschehene Ereignisse zu hinterfragen und kommt dabei scheinbar neben Nachrichten aus „anerkannten Medien" auch auf zwiespältige, verschwörungstheoretische Inhalte, denen sie Glauben zu schenken scheint:

„Ja. Ich suche eher Informationen. Und zum Beispiel, was jetzt viele Menschen nicht wissen, also entschuldigung, ich muss ein bisschen ins Politische gehen, aber zum Beispiel, also was wirklich am elften September passiert ist. Das habe ich, also statt zu studieren. Ich konnte nicht lange genug fokussieren, es hat mich nicht interessiert. Ich habe einfach andere Sachen im Computer gesucht, ahm. Ich weiß auch, zwar auch nicht genau was passiert ist, aber ich weiß hundert Prozent, dass die, also mit hundert Prozent Sicherheit, was an der offiziellen Geschichte nicht stimmt. Ahm, und hintergründige politische Sachen, die wir durch Radio, Fernsehen, Handy und alles programmiert werden und etwas zu werden, was wir eigentlich nicht sind, biologisch". (Maria, Zeile 352-359)

Maria hält nicht sehr viel von der Zuhilfenahme psychologisch ausgebildeter Fachleute. Sie fühlt sich scheinbar nicht gehört und bevormundet:

„Also psychologische Hilfe kann ich bekommen wenn ich will. Aber die psychologische Hilfe ist genau um mich zu unterdrücken. Um mich, also ich bin ein fühlendes, denkendes Wesen. Genau wie alle anderen Menschen, genau, übrigens, wie alle anderen Tiere. Ja, ich muss mich immer unterstellen weil ich nicht so viel Arbeitserfahrung oder nicht so ein hohes Bildungsniveau habe. Ich habe ein ganz normales Bildungsniveau". (Maria, Zeile 438-443)

Maria wird womöglich ihr Leben lang das Verhältnis, das sie zu ihrer Mutter hatte, thematisieren. Ungereimtheiten und viele damit zusammenhängende Details, die schwer nachzuvollziehen scheinen und einer psychoanalytischen Überprüfung bedürften, liegen in nachfolgender Erzählung. Was mit relativer Gewissheit gesagt werden kann, ist, dass das Verhältnis zwischen Marias Mutter und ihr – zumindest aus Marias Sicht – von Konflikten und Spannungen geprägt war:

„Und sie hat mich, genau wie es gesetzlich geschrieben ist, als ihr Eigentum gesehen. Also gesetzlich sind die Kinder Eigentum der Eltern. Also jeder ist ein Mensch für sich. Jeder gehört sich selbst. [...] Also meine Mutter wollte nichts wahrhaben weil, also, ich, also, sie hatte erstens andere Probleme und zweitens sie wollte es gar nicht wahrhaben. Sie wollte, also" **[Sie hat es verdrängt, dass du]** „Ja, also, sie. Es ist eine lange Familiengeschichte. Ich war in der Privatschule. Meine Schwester war jünger und war in der Privatschule erst ein halbes Jahr bevor wir in Kasachstan waren. Meine Mutter hat mich schon seit meiner frühen Kindheit beneidet. Deshalb, also sie war auch talentiert in Musik. Sie hat gemeinsam mit Perlman, Itzhak Perlman, als er seine Violine bekommen hat, hat sie von Golemere ein Cello bekommen und mit Stipendium. Und ihre Eltern haben es ihr nicht erlaubt, die Musik" *(3*

Sekunden Stille) **[Auszuüben?]** „Ja. Weil sie Angst hatten, dass der Musiklehrer versucht, sie zu belästigen. Und deswegen hat sie mir nicht erlaubt. Also, alles was an mir schön war oder gut war, hat sie, also sie hat es, wirklich, nicht mit sehr schlimmem Neid, aber mit Neid betrachtet. Als wir in Kasachstan waren und sie gesehen hat, dass ich talentiert bin. Sie wollte, dass mir etwas passiert, sie wollte, dass ich nicht besser bin als sie". (Maria, Zeile 478-494)

Maria hat für sich einen eigenständigen Weg gefunden, über Erlebnisse, die in ihrer Biographie verankert sind, nachzudenken. Erlebtes verknüpft sie miteinander im Kontext ihrer sprachwissenschaftlichen Ausbildung. Sie geht davon aus, dass subjektiv erlebte „Wahrheiten" nie vollends verbal wiedergegeben werden können bzw. nicht so vermittelbar wären, dass sie für ZuhörerInnen in derselben Art und Weise verstanden und nachvollzogen werden können wie sie diese erlebte:

„Also das ist auch, also weiß ich nicht, also seit dem, also Worte sind gar nicht wichtig. Menschen verstehen gar keine Worte. Menschen verstehen oft, was sie verstehen wollen und auch wenn sie verstehen, also auch wenn sie ganz gut verstehen, es ist immer ein bisschen anders als was du vermitteln wolltest. Also, ja, es gibt keinen Weg durch Worte, eine Wahrheit zu vermitteln". (Maria, Zeile 672-676)

4. Stigma-Management: *4.4: Strategien, die auf Diskriminierungserfahrungen folgten*

„Also ich schaue oft gar nicht was die anderen Menschen machen. Also, ich versuche alles so schnell wie möglich zu machen. Es kommt oft vor, dass ich etwas zurücklasse oder dass die Dinge von meinen Händen fallen weil ich es einfach nicht so schnell schaffe. Oder dass ich einfach da bin und schaue wie die anderen warten und ich schaue nicht auf ihre Gesichter. Ich weiß nur, dass sie warten. Und ich muss es halt in meinem Tempo machen". (Maria, Zeile 105-109)

Eine Strategie Marias ist, sich nicht darum zu kümmern, wie andere Menschen auf sie reagieren. Tat sie dies doch, dann bemühte sie sich, Tempo in den ausführenden Aktivitäten zu erhöhen. Dabei passierte, dass ihr etwas aus den Händen entglitt oder dass sie Gegenstände vergaß und an Ort und Stelle liegen ließ. Aufgrund dieser „Missgeschicke" kam sie aber dann doch wieder darauf zurück, ihrem eigenen (Arbeits-) Tempo zu folgen. Die Anpassung des schnelleren Tuns berge außerdem das Risiko, sich zu verletzen (siehe Maria, Zeile 109-135).

„Also in den letzten Jahren bin ich ständig im Internet. Ich versuche das zu ändern, weil ich es hasse. Aber, also zumindest bin ich, ich bin nicht von der Welt, vom Weltnetz, vom Internet ausgeschlossen. Also ich kann irgendeine Nachricht schreiben, wenn mir etwas einfällt. Also ich, ja. Und früher war es so, dass ich auf den Straßen lebte und immer wieder, mit Menschen nur für kurz, also für kurze Zeit in Kontakt war und daher fiel es ihnen nicht so viel auf und wenn schon, dann war es nach ein paar Tagen oder Monaten vorbei. Ahm." **[Also warum meinst du war es vorbei?]** „Weil ich nicht mehr da war. Und ich, ja. Warte noch, ah, na egal, weiter". (Maria, Zeile 341-347)

Maria machte in der Vergangenheit oft die Erfahrung, soziale Beziehungen gehabt zu haben, die nicht beständig waren, v.a. wäre dies zu einer Zeit der Fall gewesen, als Maria als Obdachlose lebte. Nach

Tagen oder Monaten hörte sie dann nichts mehr von gemachten Bekanntschaften. Maria vermutete, dass diese Personen bemerkten, dass sie „anders“ war. Eine Strategie, die sie in jüngster Vergangenheit gegen ihre Einsamkeit anwandte, bestand darin, Kontakte im Internet zu knüpfen oder Informationen abzurufen.

„Als ich jung war, noch bevor mir meine Behinderung verraten wurde, habe ich oft Schuldgefühle gehabt. Es musste so ausgesehen haben, als wollte ich etwas stehlen. Und ich habe mich deshalb im Geschäft immer so verhalten, also ich habe meine Hände nie in der Tasche gehabt, also ich habe es immer irgendwie zusammengehalten oder den Rucksack gehalten damit jeder sehen kann, dass ich meine Hände, dass ich nichts im Geschäft berühre. Damit es nicht um das Stehlen geht“. (Maria, Zeile 363-367)

Maria gab an, in ihrer Jugendzeit Schuldgefühle gehabt zu haben, die damit zusammenhängen würden, sich anderes zu fühlen – fast so, als ob sie sich für ihr gefühltes „Anderssein“ schämen müsste. Möglich, dass es sich dabei um die Pubertätszeit handelte, die ohnehin als eine Zeit der Unsicherheit für viele junge Menschen angesehen werden kann, da viele Veränderungen, die mit dem Körper zu tun haben, vonstattengehen. Maria meinte, dass ihre Unsicherheit nach außen hin ein Signal verbreitet haben könnte, wodurch sie in Kaufhäusern als jemand wahrgenommen wurde, der etwas stehlen möchte. Ihre Strategie war dann, ihre Hände stets außerhalb ihrer Hosen- oder Jackentaschen zu haben sowie ihren Rucksack mit beiden Händen zu umgreifen.

4. Stigma-Management: *4.5 Strategien, die zukünftig vor Diskriminierung/sozialer Ausgrenzung schützen sollen*

„Ja, das mit dem Sprechen. Also ich kann ziemlich normal sprechen, aber es fallen mir nicht, es fällt mir oft nicht genau das richtige Wort ein und also, es gibt auch sehr viele Sachen, die auch mit Sprache nicht ausgedrückt werden können. Das ist übrigens absichtlich. Die Sprache ist, also was du denkst kannst du nie vollkommen mit Worten ausdrücken. Äh, und das ist sowohl absichtlich, als auch zufällig, als auch notwendig, weil, ja. Es ist nur eine Übersetzung, jeder Gedanke. Ah, und daher habe ich, also ich habe schon als Kind Hebräisch, Englisch und ein bisschen Arabisch gekonnt und ich habe dann Spanisch gelernt in Amerika und ah, es ist mir eingefallen, dass ich mich ein bisschen anders ausdrücken kann. Es gibt manche Wörter, die man am besten auf Englisch sagt und manche Wörter, die man am besten auf Spanisch sagt. Und wenn ich alle Sprachen zur Verfügung habe, dann kann ich mich besser ausdrücken und ich habe dann, also Sprachen zu lernen, ich habe anfangs Französisch und Deutsch studiert, habe ich also, nach der Sprache gesucht, wo ich mich vollkommen ausdrücken kann und ah vollkommen unauffällig sprechen kann. Das ist zwar nicht so gekommen aber dadurch kann ich viele Sprachen“. (Maria, Zeile 389-401)

Marias Sprachbegabung und ihr Eifer Sprachen zu erlernen, helfen ihr, sich in vielen Sprachen auszudrücken. Es scheint ihr die Kommunikation mit der gesellschaftlichen Umwelt zu vereinfachen und ihr Selbstbewusstsein zu stärken.

FALL 2: MICHAELA

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.1: Beurteilung der eigenen Bedeutsamkeit in der Gesellschaft*

Michaela wohnt bei ihrem Vater. Ihre Mutter ist bereits verstorben. Stigmatisierende Erfahrungen, die sie in der Vergangenheit machte, geraten bei ihr eher in den Hintergrund, da die positiven überwiegen, die auf folgende Determinanten zurückgeführt werden können: ihre Zugehörigkeit zu Chören, ihre stabilen Sozialbeziehungen zu ihren FreundInnen, ihre vorwiegend positiven Erlebnisse an der Universität Wien, ihre ausgeführten Teilzeitjobs und ihrem Erfahrungsschatz, den sie sich bei Letztgenanntem aneignete. Auf die Frage hin, ob Michaela das Gefühl habe, eine nützliche Rolle in der Gesellschaft zu spielen, antwortete sie ohne zu zögern mit „Ja, hab' ich schon" (Michaela, Zeile 177).

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.2: Zufriedenheit mit eigenem Lebensstandard*

Michaela ist mit ihrem Lebensstandard „sehr zufrieden" (Michaela, Zeile 339). Eine wesentliche ökonomische Hilfeleistung, die ihr Leben erleichtert, erhält sie vom Staat, nämlich ein Selbsterhalterstipendium. Allerdings lässt dies bereits vermuten, dass sie ökonomisch nicht gut situiert ist:

„Ja. Also bist jetzt is' einfach noch immer alles ganz gut gegangen. Ich mein', natürlich immer mit Einschränkungen, klar, weil ich hab' immer ein Stipendium gekriegt". (Michaela, Zeile 342-343)
„[...] ein normales Selbsterhalterstipendium". (Michaela, Zeile 345)

Michaela würde gerne öfter kulturelle Veranstaltungen – wie etwa Theaterbesuche – wahrnehmen. Dies lässt ihre finanzielle Situation aber kaum zu. Noch wichtiger ist ihr, Chorseminare zu besuchen, worauf sie manchmal Geld spart. Michaela lernte mit ihrer Situation umzugehen, nicht ausreichend Geld zu haben:

„Ja, ich bin, ich geh' halt gern' ins Theater und da geh' ich halt dann meistens nicht hin, weil ich mir denk', ich will das Geld lieber, wenn ich mir was ersparen kann, lieber so zusammensparen, dass ich halt dann, weiß ich nicht, vielleicht irgendwo, ein Chorseminar machen kann. Also ich schau' dann schon, dass ich dann halt, ich schau' dann, dass einfach nicht für mich alles drinnen ist, das ist so. Wenn man nicht so viel Geld zur Verfügung hat. Aber das ist jetzt für mich kein großes Problem". (Michaela, Zeile 354-359)

Michaelas finanzielle Situation erscheint prekärer zu sein, als anfangs vermutet. Sie überlegt sogar, beim Essen zu sparen, da sie das tagtägliche Mensa-Essen für zu teuer hält:

„Was ich jetzt schauen möchte, ob ich das realisier' weiß ich noch nicht, was bei mir des größte Problem ist, wenn ich den ganzen Tag auf der Uni bin, das Essen. Wie ich das jetzt noch lösen wird', weiß ich nicht. Weil das ist das, was mich am meisten kostet. Weil selbst wenn ich immer in die Mensa geh', dann sind das auch jedes Mal fünf Euro und wenn man die ganze Woche unterwegs is', das weiß ich noch nicht, wie ich das am besten hinkriege. Das ist eigentlich das, was die meisten Kosten verursacht". (Michaela, Zeile 361-366)

Des Weiteren fällt es Michaela schwer, Urlaube zu machen, da dafür selten genug Geld da ist. Bestenfalls ist es ihr möglich, Wander- oder Kurzurlaube zu unternehmen. Manchmal war sie froh, dass gewisse Urlaube kürzer ausfielen und keine ganze Woche dauerten, da sie befürchtete, ihre finanzielle Situation dadurch zu verschlechtern:

„Ja, Urlaube. Richtige. Also wenn, dann werden das immer nur kurze Sachen oder halt wirklich günstige Sachen. Also wir wollten, wir waren jetzt haben wir geplant gehabt für eine Woche Wandern. Das wäre relativ günstig gewesen, aber das war nicht möglich, weil das Wetter relativ schlecht war. Jetzt haben wir beschlossen, nach Italien zu fahren und da war der Urlaub um ein Vielfaches teurer, wo ich eigentlich froh war, dass er dann doch kürzer ausgefallen is' weil ich mir dann den normalen, einwöchigen Urlaub nicht hätt' leisten können *(schmunzelt)* wahrscheinlich. Also da muss man dann halt schon, da geht dann halt wirklich nicht alles. Aber ich denk', das is' jetzt nicht das Schlimmste. (Michaela, Zeile 368-376)

Mit ihrer Wohnsituation und Wohnumgebung ist Michaela vollends zufrieden. Hilfreich für ist sie, ihrem Vater für das Zusammenwohnen keine Miete bezahlen zu müssen:

„Oiso, ich kann mich gar nicht beschweren. Ich wohn' in einer tollen Gegend. Bin am Stadtrand. Es ist einfach nur super. Und ich hab' den Vorteil, dass ich nix zahlen muss. [...]" **[Weil du bei einem Elternteil wohnst.]** „Ja, bei meinem Vater". (Michaela, Zeile 379-382)

Michaelas positives Gefühl, was ihren Lebensstandard angeht, wird möglicherweise durch ihre als angenehm empfundene Wohnsituation verstärkt. Sie hat zu ihren nächsten NachbarInnen Kontakt und versteht sich gut mit ihnen. Vor allem gefällt ihr die ruhige Wohnlage:

„Ja. Also im Prinzip hab' ich zu den nächsten Nachbarn neben mir Kontakt, wirklichen. Aber das reicht. Es gibt keine größeren Probleme, jetzt irgendwie oder so. Es ist extrem ruhig bei uns. Es ist angenehm". (Michaela, Zeile 385-387)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.3: Gesamtzufriedenheit mit gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten*

Michaela ist mit ihrem Leben, das sich für sie zum Positiven entwickelte, „eigentlich sehr zufrieden" (Michaela, Zeile 428). Sie akzeptiert ihr Leben wie es ist und blickt positiv in ihre Zukunft, da sie scheinbar davon ausgeht, dass sich ihre finanzielle Lage verbessern wird. In den angesprochenen gesellschaftlichen Teilsystemen Bildung, Wirtschaft, Wissenschaft und Sozialbeziehungen fühlt sie sich inkludiert, was eine Erklärung für ihre positive Lebenshaltung sein kann.

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.4: Deskriptionen und Beurteilungen von Teilhabemöglichkeiten im Biographieverlauf*

Michaela fühlt sich zur Gesellschaft „Großteils" (Michaela, Zeile 10) zugehörig. Ihre Antwort impliziert, dass sie sich nicht vollends zugehörig fühlt. Etwas später ließ sie im Interview erkennen, dass sie auf ihrem Bildungsweg Stigmatisierungserfahrungen machte:

„Also am schlimmsten war's in der, in der Schulzeit noch" (Michaela, Zeile 46).

Michaela blickt zwiespältig in die Zukunft, was ihre Teilhabemöglichkeiten angeht. Ihre Erfahrungen während der Schulzeit hätten bei ihr „Narben hinterlassen". Dennoch scheint Michaela Strategien entwickelt zu haben, wie sie in Zukunft mit derlei Situationen umgehen kann[113]:

[Wie sieht's aus wenn du jetzt in die Zukunft blickst? Hast du das Gefühl, dass du ausgeschlossen werden könntest?] „Zum Teil ja. Weil viele mit der Situation nicht umgehen können weil sie sich nicht vorstellen können wie des is. Aber ich kann damit anders umgehen". (Michaela, Zeile 78-79)

Auch wenn Michaela ihre Voraussetzungen für gesellschaftliche Teilhabe – im Vergleich mit „Normalen" - nicht gleich gut beurteilt, ist dennoch erkennbar, dass sie positiv in die Zukunft blickt, was sich in nachfolgendem Zitat widerspiegelt:

„Na, ich bin, also, meine Voraussetzungen sind schon schlechter für viele Dinge. Also ich weiß, dass ich einfach nicht mehr alles machen kann. Das meiste, was ich möchte, kann ich sicher machen. Aber ich muss halt auch irgendwo Abstriche machen. Nur die Abstriche, die machen mir nix aus. Weil ich, wie gesagt, damit umgehen kann, weil ich eigentlich gelernt hab', zu machen, was mir möglich is. Dafür weiß ich auch das, was ich denke, was ich machen kann, werde ich auch schaffen. Das ist nur eine Frage der Zeit". (Michaela, Zeile 101-106)

Vergleicht sich Michaela mit anderen Menschen mit Behinderung, so sieht sie sich gewissermaßen im Vorteil, da ihre Sehbehinderung aufgrund von Operationen und dem Tragen von Kontaktlinsen nach außen hin nicht mehr auffällt:

„Also ich habs' sicher mitunter leichter meistens, weil man mir meine Sehbehinderung nicht ansieht. Also wenn ich jemandem sag', ‚Ahm, ich tu mir halt jetzt a bissl schwer, weil ich seh' schlecht.' ‚Was du siehst schlecht? Das merkt ma gar nicht.' Ja *(lacht).* Man sieht's mir nicht an. Das ist sicher ein Vorteil bei mir". (Michaela, Zeile 225-228)

Etwas Angst hat Michaela, was ihre zukünftige Suche nach einem Vollzeitjob angeht. Sie verfügt über einen Feststellungsbescheid, d.h., dass ArbeitgeberInnen Menschen mit Behinderung nach einem halben Jahr geleisteter Arbeit im Unternehmen nur bei schwerwiegenden, berechtigten Gründen

[113] Die Deskription der tatsächlichen Strategien Michaelas folgt bei ihrem Fall unter 4.4.

kündigen dürfen. Michaela vermutet, dass nur wenige ArbeitgeberInnen darüber Bescheid wissen. Außerdem könnte das Wissen über diese Regelung bewirken, dass Michaela erst gar keinen Arbeitsplatz erhält:

[Mit welchem Gefühl blickst du in die Zukunft, was die Arbeit angeht? Also auch wenn es darum geht, eine Arbeitsstelle zu finden.] „Gemischt, weil grad bei so dauerhafter Jobsuche, muss ich ja angeben, dass i ja einen Feststellungsbescheid hab'. Da haben die meisten Angst davor." **[Was heißt das genau?]** „Ich hab' vom Bundessozialamt einen Behindertenpass und dadurch, dass man nach an halben Jahr eher nimmer mehr so leicht gekündigt werden kann, durch Feststellungsbescheide, haben die meisten eigentlich Angst davor, weil sie sich auch zu wenig auskennen damit." **[Also der praktische Nutzen ist der Kündigungsschutz.]** „Ja. Das heißt, es müssen wirklich triftige Gründe vorliegen, damit man gekündigt werden kann. Ich glaub', das ist eigentlich das Positivste am ganzen Behindertenpass und mitunter auch das Negative." **[Das Negative, weil?]** „Weil die Leute damit nicht umgehen können. Weil sie sich irgendwie auch nicht drüber trauen. Weil sie dann denken, du bist unkündbar, was ja nicht stimmt". (Michaela, Zeile 284-298)

Michaela erzählte, dass sich im Laufe ihres Lebens im Hinblick auf ihre gesellschaftlichen Teilhabechancen viel geändert hätte. Ihre positiven Erlebnisse gaben ihr Selbstvertrauen und Zuversicht, was die gesellschaftliche Umwelt merke und in positiver Art und Weise zurückgebe:

„Na es hat sich schon viel verändert und ich glaub', dass sich vieles dadurch verändert hat oder vielleicht auch zum Besseren verändert hat, dadurch, dass mein Selbstbewusstsein einfach gestiegen ist. Also ich glaub', dass sehr viel auch damit zu tun hat, was ich ausstrahle. Und als Kind hatte ich einfach kein Selbstbewusstsein. Das war leider so." **[Und was bewirkt das aus deiner Sicht bei den anderen Menschen?]** „Ja, man kommt einfach ganz anders bei den anderen Leuten an wenn man selbstbewusster is', wenn man gut drauf is' und das versuch' ich eigentlich schon". (Michaela, Zeile 401-408)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.5: Hilfe/Unterstützung*

Hilfe benötigt Michaela beim Lesen, was sich vorwiegend auf ihre universitären Tätigkeiten bezieht (z.B. beim Ablesen vom Lehrstoff in Lehrveranstaltungseinheiten an der Universität Wien):

[Wo brauchst du zum Beispiel Hilfe?] „An der Uni". *(5 Sekunden Stille)* **[Fällt dir noch etwas ein?]** „Im Prinzip überall dort, wo ich wirklich aufs Lesen drauf angewiesen bin. Und das is' eben hauptsächlich die Uni. Sag' ich mal. Also ich hab' erst Letztends gemerkt, ich kann wandern gehen und wenn ich allein' wandern geh, das macht auch nichts, auch wenn ich nicht gut seh' oder nicht alles genau seh'. Wenn ich einfach die Zeit hab', geht das. Auch alleine. Nur alles, was das Lesen betrifft, das ist halt manchmal wirklich ein großes Problem". (Michaela, Zeile 111-118)

Michaela bekam – mit Ausnahme von Situationen, die in ihrer Schulzeit liegen – oft von gesellschaftlichen AkteurInnen Hilfe, wenn sie darum bat. Ihre FreundInnen nehmen dabei eine wichtige Rolle ein. Ansonsten sind es andere StudienkollegInnen, die sie im Bedarfsfall unterstützen. Sie borgen ihr Mitschriften oder lesen ihr vor, wenn sie gewisse Lehrinhalte aufgrund ihres geringen Schriftgrads nicht sieht. Michaela betonte aber, dass keine einseitigen Beziehungen zu ihren

KollegInnen bestünden, d.h. auch Michaela bietet ihren KollegInnen Unterstützung und Hilfe an, wenn sie diese benötigen:

„Ja, die meisten Menschen helfen. Also die, die ich drum bitt', im Großen und Ganzen schon" (Michaela, Zeile 110).
[Im Großen und Ganzen hast du gemeint, dass du ausreichend Hilfe bekommst, wenn du eine brauchst.] „Ja. Ich komm' eigentlich, ich könnt' jetzt nicht sagen, dass ich in letzter Zeit Probleme gehabt hätte oder so." (Michaela, Zeile 130-131) **[Also die Hilfe konkret sieht dann also so aus, dass dir jemand etwas vorliest? Oder dir jemand die Mitschrift gibt]** „Genau!" **[Und wer hilft dir da?]** „Also eh' die Leute, die wirklich mit mir befreundet sind. Also ich hab' auf der Uni eine gute Freundin, die ich seit, äh, am ersten Tag kennengelernt hab' und die hilft mir extrem viel. Wir machen auch relativ viele Vorlesungen gemeinsam. Und ich hab' auch andere Kollegen noch kennen gelernt, die mir auch helfen. Und die helfen wirklich gern. Ich mein' *(2 Sekunden Stille)* Natürlich kommt von meiner Seite auch was, wenn sie was brauchen bei gewissen Dingen. Und im Prinzip funktioniert das gut". (Michaela, Zeile 134-139)

Am Weg zur Schule begleitete sie lange Zeit ihre Mutter. Später sollte sie damit alleine zurechtkommen:

„Ahm, das is' eigentlich gegangen. Das einzige, was wirklich war, meine Mutter hatte halt relativ viel Zeit dafür investiert, dass ich wirklich, ahm, damit ich mir halt wirklich leicht tu am Schulweg. Das ist gegangen. Da hab' ich eigentlich keine wirklichen Probleme oder so gehabt". (Michaela, Zeile 163-165)

Befindet sich Michaela nicht an der Universität, so hat sie niemanden, der sie im Bedarfsfall unterstützt, was sie aber nach eigener Aussage nicht nötig hätte:

„Meine Mutter lebt ja nicht mehr. Ahm, mein Vater ist eigentlich selten daheim. Ich mach' das eigentlich alles allein". (Michaela, Zeile 168-169)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.6: Beurteilung des eigenen Gesundheitszustandes*

Michaela befindet ihren Gesundheitszustand für „gut" (Michaela, Zeile 175). Demnach gibt es keine Veränderungen oder anstehende Operationen, die ihren Gesundheitszustand beeinträchtigen und ihre gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten verändern könnten.

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.7: Blick auf eigene Situation*

Erschwernisse, die Michaelas Situation betreffen, bezieht die Studentin auf ihre Sehbehinderung, lässt aber durchaus erkennen, dass die gesellschaftliche Umwelt – im nachfolgenden Fall sind es die Prüfungsbedingungen – nicht auf ihr Defizit reagiert:

„Ja, na im Prinzip schon alles, was Lesen betrifft natürlich, weil das beste Beispiel ist jetzt auf der Uni. Ich tu mir halt bei den Prüfungen wesentlich schwerer weil ich's zum Teil nicht gescheit lesen kann, die Prüfungsbögen". (Michaela, Zeile 13-15)

Ihre angeborene Kurzsichtigkeit habe sich über die Zeit hinweg verschlechtert. Dadurch sei Michaela in Situationen an der Universität auf Unterstützung Studierender angewiesen, da sie Geschriebenes, das an der Tafel steht, nicht lesen könne. Sie bittet daher jemanden, ihr vorzulesen was geschrieben wurde oder im Nachhinein um die Mitschrift, um abschreiben zu können:

„Ja, es hat sich schon verschlechtert mit der Zeit, durch diverse Sachen halt, aber ich hab' das von Geburt an, ja". (Michaela, Zeile 17-18)
[Kommen wir noch mal auf die Frage zurück. Im Uni-Betrieb, in der Klasse beim Test ist es für dich schwerer wenn etwas weiter weg steht. Bist du kurzsichtig oder weitsichtig?] „Kurzsichtig und das geht auch mitunter, derzeit, ziemlich schlecht. Also ich bin immer auf andere angewiesen. Ich bin auf Studienkollegen angewiesen weil ich vieles nicht lesen kann. Wenn jemand auf der Tafel schreibt, das, das kann ich gar nicht lesen, meistens. Da muss ich immer andere fragen: „Was steht da?" Oder „Kann ich nachher abschreiben?" Was auch immer. Bei den Präsentationen, die sind meistens recht groß, da geht's meistens relativ gut. Vor allem, wenn ich eher weiter vorne sitz', was ich meistens mach'. Am Prüfungsbogen habe ich extreme Schwierigkeiten, meistens". (Michaela, Zeile 21-27)

Erschwernisse, die im öffentlichen Verkehr gegeben sind, scheint Michaela dadurch ausgleichen „zu müssen", indem sie genauer auf ihre Umwelt achtet:

„Ja, schon. Ich muss halt wesentlich genauer schauen als alle anderen. Also ich, wenn ich jetzt gehe und ich schau herum, dann renn' ich manchmal irgendwo an oder so, ohne Absicht. Einfach weil ich's nicht seh'. Ich brauch' einfach wesentlich mehr Konzentration. Auch, wie gesagt, wenn ich Dinge lesen muss, auch unterwegs. Ich kann oft nicht gescheit, dann muss ich Leute fragen und das ist es einfach. Das Problem, das ich auf der Uni hab', hab' ich eigentlich überall". (Michaela, Zeile 32-36)

Stigmatisierende Erlebnisse in Michaelas Kindheit ließen in ihr das Gefühl aufkommen, dumm zu sein. Aufgrund der mittlerweile vielen positiven Erlebnisse schaffte sie es, dieses Gefühl abzulegen. Michaela ist sich nun ihrer Stärken und Fähigkeiten bewusst. Dennoch verweist sie darauf, dass gewisse Aktivitäten langsamer ausgeführt werden als dies bei Nichtbehinderten der Fall sei. Beim Lesen ist sie dennoch oft auf die Hilfe anderer angewiesen. Das Besinnen auf ihre Stärken gäbe ihr Zuversicht und Halt:

„Dass ich mir einfach, ja, dass ich mir, ja, dass ich mir meinen Stärken bewusst bin. Dass ich genau weiß, was ich kann. Dass ich, was glaub' ich einfach mein Problem immer war, dass ich als Kind immer das Gefühl gehabt hab, ja, ich bin vielleicht dumm oder irgendwas. Und mittlerweile einfach durch den Reifeprozess auch erfahren hab', dass es ja gar nicht so is. Dass ich sehr wohl vieles kann. Nur bin ich halt wesentlich langsamer. Und kann halt vieles, ja, net lesen und muss, bin halt auf die Hilfe von anderen angewiesen. Ja, oder einfach nur, dass ich meinen Stärken bewusst bin, glaub' ich. Dass ich genau weiß, was ich kann". (Michaela, Zeile 88-94)

Michaela verweist mehrmals im Interview auf ihre Sehschwäche. Beispielsweise ist ihr das Inlineskaten zu mühsam, da sie sich dabei stark auf die anderen Menschen im öffentlichen Raum konzentrieren muss, um nicht in einem Unfall verwickelt zu sein:

„Naja, ich bin a Zeit lang Inlineskaten gewesen. Das muss ich sagen, mach' ich sehr selten in letzter Zeit. Eben weil ich so schlecht seh' und mir das einfach zu anstrengend is' auf alle anderen Menschen auch noch aufpassen zu müssen. Nicht nur da wo ich selber fahr' auch, sondern da fahren andere auch noch, da zu schauen und wenn kein anderer schaut. Und, das is' mir einfach zu anstrengend. (Michaela, Zeile 203-207)

Auch auf ihre Tätigkeiten, die sie langsamer als „Normale" ausführe, verweist sie des Öfteren. Dafür sei sie aber eine sehr zuverlässige Person:

„Und ich mein', ich mach' jetzt meine Arbeit verlässlich. Ich bin einfach nur langsamer". (Michaela, Zeile 329)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.8: Zukunftspläne/Zukunftswünsche*

Michaelas Zukunftspläne bestehen darin, Interessen nachzugehen, die ihr Freude bereiten. In der Vergangenheit dürfte sie oft Wünsche anderer zu sehr berücksichtigt haben, ohne dabei auf die eigenen zu achten:

„Naja, meine Ziele sind, dass ich einfach, eh, also, dass ich für mich beschlossen hab', nur mehr das machen zu wollen, was wir wirklich Spaß macht. Also ich will mich nicht mehr von irgendjemand anderen in irgendeine, irgendwo hineinpressen lassen, sondern ich will einfach nur mehr das machen, was ich für richtig halt'. Auch beruflich". (Michaela, Zeile 179-182)

2. Teilhabeerfahrungen: *2.1: Definition und subjektive Indikatoren gesellschaftlicher Teilhabe*

„Gesellschaftliche Teilhabe bedeutet für mich, dass man mit Einschränkungen im Prinzip genau dasselbe macht oder genauso gleich behandelt wird wie die anderen, die die Einschränkung nicht haben" (Michaela, Zeile 5-7).

Michaelas Verständnis gesellschaftlicher Teilhabe entspricht dem kulturwissenschaftlichen Modell von Behinderung: Behinderung als Teil gesellschaftlicher Normalität zu begreifen. Implizit spricht sie von Chancengleichheit, gleichen Rechten, gesellschaftlicher Akzeptanz sowie von Anerkennung.

2. Teilhabeerfahrungen: *2.2: Gemachte Teilhabeerfahrungen*

Eine Teilhabeerfahrung Michaelas lässt sich auf ihre bereits jahrelangen Mitgliedschaften in diversen Chören beziehen:

„Ich sing seit Jahren in diversen Chören. Immer wieder unterschiedlich. Das is' eigentlich das, was ich hauptsächlich mach'. In Sportvereinen war ich eigentlich nie wirklich, oder so". (Michaela, Zeile 201-202)

Aufgrund ihrer regelmäßigen Aktivitäten, die mit ihren Mitgliedschaften in Chören zu tun haben, lernte sie Menschen kennen, die sie heute zu ihrem Freundeskreis zählt:

„Eine ist sogar eine ziemlich gute Freundin von mir geworden, von einem Chor bei dem ich früher war. Und ich hab' auch noch zwei andere. Also ich hab' immer noch sehr gute Kontakte zu den Leuten aus den Chören. Nicht zu allen meistens, aber" **[Ja. Ist es dir also grundsätzlich wichtig, dass du im Chor dabei bist.]** „Ja. Und das funktioniert eigentlich im Großen und Ganzen auch wirklich gut". (Michaela, Zeile 217-221)

Das gesellschaftliche Teilhabegefühl Michaelas scheint stark mit ihren Sozialkontakten und den damit in Verbindung stehenden positiven Gefühlen zusammenzuhängen:

„Na, also i bin jetzt nicht die Person, die sofort auf jeden ohne Probleme zugehen kann, aber ich muss sagen, es funktioniert eigentlich immer relativ gut. Die anderen kommen meistens eh' auf mich zu. Und das is' ein Grund, warum ich eigentlich in Chöre bin. Nicht nur wegen dem Singen, sondern weil die Gemeinschaft einfach auch da is." (Michaela, Zeile 231-234)

Michaelas soziale Ressourcen - im Sinne der Verfügbarkeit eines Netzes von Sozialkontakten - kann als klein, aber stabil beschrieben werden:

„Ich hab' ein paar, aber das sind dafür gute Freunde". (Michaela, Zeile 398)

Andere Möglichkeiten mit Menschen in Kontakt treten zu können, sieht Michaela potentiell gegeben wenn sie Volkshochschulkurse besuchte. Dabei entwickelten sich aber eher selten Freundschaften:

„Naja, meistens ist das so, wenn man irgendwelche VHS-Kurse macht, was ich ja auch immer wieder zwischendurch gemacht hab'. Da ist es meistens so, dass man zwar Leute kennen lernt, aber mit denen kann man selten etwas aufbaun'. Fallweise ist mir das zwar passiert, das is' mir schon bei einer Freundin passiert, aber ganz selten nur. Also da ist es beim Chor leichter". (Michaela, Zeile 239-242)

Nicht nur in der Gemeinschaft der zugehörigen Chöre fühlt sich Michaela gut aufgehoben, sondern ganz besonders bei ihren besten FreundInnen:

[Wie lässt sich dein Verhältnis zu deinen jetzigen Freundinnen und Freunden charakterisieren?] „[...] Nein, gut, sehr gut sogar. Es hat sich auch nichts verändert. Und im Prinzip *(3 Sekunden Stille)*, ja, meine Freunde nehmen mich so, wie ich bin." (Michaela, Zeile 245-247) **[Es hat also in der Vergangenheit nichts gegeben, wo sich irgendjemand mal von dir abgewandt hätte oder Ähnliches?]** „Nein, Freunde nie. Also wirkliche Freunde, ich hab' nicht viele Freunde, aber die, die ich zu meinen Freunden zähle, die haben das eigentlich nie gemacht". (Michaela, Zeile 250-251)

Gelegentlich arbeitet die Studentin im Promotionbereich. Mit ihren KollegInnen kommt sie meist gut aus. Manche wissen nichts von ihrer Behinderung:

„Und die Leute, die seh' ich nur a paar Stunden und das war's dann auch wieder. In der Zeit verträgt man sich und [...] Die wissen auch meistens vom Sehproblem nix". (Michaela, Zeile 258-260)

Michaelas gesellschaftliche Teilhabeerfahrungen sind auch darauf zurückzuführen, eine positive Einstellung zu haben, was den Erhalt einer Arbeitsstelle betrifft. Auch wenn sie den Anforderungen im Hinblick auf die erwartete Arbeitsgeschwindigkeit manchmal nicht erfüllte, bewirkte dies nie, dass sie ihren Arbeitsplatz deswegen verlor:

„Meistens krieg ich eh' an Job. Aufgrund dessen denk' ich nicht, aber rausgeflogen bin ich deswegen noch nie. Also nein, verloren hab' ich deswegen noch keinen Job." (Michaela, Zeile 282-283)

Die Arbeitsplatzsuche dauerte einmal mehr als ein Jahr. In dieser Zeit bekam Michaela vom Arbeitsmarktservice eine Zusatzqualifikation angeboten. Danach fand die Studentin relativ rasch eine Arbeitsstelle in der Verwaltung eines Krankenhauses. Selbst die befürchtete „Hürde des Freistellungsbescheids" stellte sich als nicht (be)hindernd heraus:

„Naja, ich hab' doch, wie ich umgeschult hab', damals vom AMS aus, hab' ich doch über ein Jahr gesucht und hab' dann eine Zusatzqualifikation auch bekommen vom AMS und dann hab' ich aber relativ schnell eine Stelle gefunden. Ich hab' medizinische Verwaltungskraft gemacht und dann hab' ich mich bei den Barmherzigen Brüdern beworben, damals, und die haben mich eigentlich dann relativ schnell genommen. Da war auch der Feststellungsbescheid auch gar nicht so ein Problem. Und, ja." (Michaela, Zeile 308-313)

Michaela geht davon aus, dass sie eine Arbeitsstelle eher nicht wegen ihrer Behinderung verlieren würde, sondern aus anderen Gründen. Grundsätzlich sei die Gefahr, den Arbeitsplatz zu verlieren auch ohne Behinderung groß. Daher betrachte sie die Lage, ohne dabei große Sorgen zu haben:

„Ja, wobei, ich denk' mir, also wirklich jetzt Angst wegen der Behinderung hab' i eigentlich weniger, weil es ja generell so ist, dass man entweder leicht an Job wieder verliert oder eben nicht. Jetzt unabhängig davon, ob man eine Behinderung hat, oder nicht". (Michaela, Zeile 325-327)

Teilhaberfahrungen werden in Michaelas Fall als gegeben erlebt, wenn sie gesteckte Ziele erreicht oder Bestätigungen von anderen erhält. Der Vergleich ihres damaligen mit dem jetzigen Leben, das von der Wahrnehmung einer Optionenvielfalt geprägt scheint, trägt ebenfalls dazu bei, sich gesellschaftlich teilhabend wahrzunehmen:

„Es ist schon, es ist schon aufgrund von Bestätigungen, die ich mir selber irgendwie geholt hab', sei's durch Leistungen, sei es dadurch, dass ich einfach verstanden hab', dass ich wirklich fast alles machen kann, was ich machen möchte. Dass i nicht dumm bin, so wie ich als Kind eigentlich immer gedacht'

hab', ja? Dass ich das auch zurückkrieg' von den anderen, was ich ausstrahle". (Michaela, Zeile 413-417)

Von Seiten des Leistungsbezugs erzählte Michaela von ihren bisher gemachten Ausbildungen:

„Ich hab' extrem viele Ausbildungen schon gemacht. Ich hab' schon zwei Berufe. Jetzt ist es schon mein dritter Beruf, den ich lern'. Ahm, da allein, durch diese ganzen, auch durch die ganzen Weiterbildungen, die ich gemacht hab' und so. Ich hab' einfach extrem viel schon gmacht'. Oder sei es auch durch sportliche Betätigungen. Wo ich einfach auch gemerkt hab', es geht. Es geht oft net guat und ma muss halt, hat halt bestimmte Einschränkungen, aber man kann vieles tun. Und mit der Uni hab' ich mit der Zeit schon geschafft, das Selbstbewusstsein aufzubauen, das ich jetzt hab'". (Michaela, Zeile 419-425)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.1: politisch-institutionell*

„Ja, na im Prinzip schon alles, was Lesen betrifft natürlich, weil das beste Beispiel ist jetzt auf der Uni. Ich tu mir halt bei den Prüfungen wesentlich schwerer weil ich's zum Teil nicht gescheit lesen kann, die Prüfungsbögen". (Michaela,. Zeile 13-15)
„Am Prüfungsbogen habe ich extreme Schwierigkeiten, meistens. Da muss ich immer schauen, dass ich im Vorfeld mich mit den Leuten auseinandersetz'. Kann ich eine größere Schriftgröße haben oder sonst irgendwas, was nicht immer wirklich gut funktioniert. Und solche Sachen." (Michaela, Zeile 26-29)

Michaela erfährt v.a. von Seiten Lehrerender der Universität Wien politisch-institutionell basierende Ausgrenzung. Dies geschieht, wenn ProfessorInnen auf die Bitte Michaelas, andere Prüfungsmodalitäten für sie bereitzuhalten, nicht eingehen, sondern darauf vergessen.

Eine weitere Erfahrung Michaelas, die auf politisch-institutioneller Ausgrenzung fußt, ist jene, die mit dem Ausstellen eines Behindertenausweises zusammenhängt. Das angestrebte Ziel von Seiten des Staates ist, Menschen mit Behinderung eine Erleichterung zu verschaffen, um am Arbeitsmarkt aufgenommen zu werden. Dies soll mittels der Ausstellung eines Behindertenpasses durch das Bundessozialamt geschehen, der an einem Feststellungsbescheid am Arbeitsplatz geknüpft ist. Menschen mit Behinderung sind – sobald sie einen Arbeitsplatz erhalten – nach einem halben Jahr nur dann kündbar, wenn schwerwiegende Gründe dafür aufgebracht werden können. Manche ArbeitgeberInnen nehmen diesen Sachverhalt derart wahr, zu meinen, Menschen mit Behinderung könnten ab dem Zeitpunkt ihrer Einstellung nicht mehr gekündigt werden – egal, was komme. Dadurch geschehe, dass Menschen mit Behinderung eine ausgeschriebene Arbeitsstelle erst gar nicht erhalten. Michaela hat daher Angst, was eine dauerhafte Suche nach einem Arbeitsplatz betrifft, da sie befürchtet, dass ihr Feststellungsbescheid womöglich mehr schade als nutze:

[Mit welchem Gefühl blickst du in die Zukunft, was die Arbeit angeht? Also auch wenn es darum geht, eine Arbeitsstelle zu finden.] „Gemischt, weil grad bei so dauerhafter Jobsuche, muss

ich ja angeben, dass i ja einen Feststellungsbescheid hab'. Da haben die meisten Angst davor." **[Was heißt das genau?]** „Ich hab' vom Bundessozialamt einen Behindertenpass und dadurch, dass man nach an halben Jahr eher nimmer mehr so leicht gekündigt werden kann, durch Feststellungsbescheide, haben die meisten eigentlich Angst davor, weil sie sich auch zu wenig auskennen damit." **[Also der praktische Nutzen ist der Kündigungsschutz.]** „Ja. Das heißt, es müssen wirklich triftige Gründe vorliegen, damit man gekündigt werden kann. Ich glaub', das ist eigentlich das Positivste am ganzen Behindertenpass und mitunter auch das Negative." **[Das Negative, weil?]** „Weil die Leute damit nicht umgehen können. Weil sie sich irgendwie auch nicht drüber trauen. Weil sie dann denken, du bist unkündbar, was ja nicht stimmt." **[Und das ist dann der Grund dafür, dass sie]** „Ich glaub' schon. Also es hat mich noch keiner darauf angesprochen, es hat auch noch keiner so gesagt, aber ich glaub' nicht, dass mich mein Gefühl täuscht. Ich glaub', dass die meisten einfach Angst davor haben, denjenigen, wenn dann irgendwas nicht passt, nicht mehr loswerden zu können. In dem Fall mich." **[Und das äußert sich dann darin, dass sie dich im Vorhinein gar nicht erst anstellen?]** „Ja, genau, dass man den Job gleich gar nicht erst kriegt." **[Du hast gemeint, du blickst mit gemischten Gefühlen in die Zukunft, weil du nicht genau weißt, wie das mit dem Arbeitsplatz sein könnte.]** „Genau!" (Michaela, Zeile 284-306)

Michaela beurteilt ihre Chancen auf den Eintritt ins Erwerbsleben nicht per se als schlecht, da sie viele Ausbildungen vorweisen könne. Allerdings vermutet sie, dass der ihr ausgestellte Freistellungs-bescheid ein Hauptgrund für einen erschwerten Eintritt ins Erwerbsleben sein kann:

[Eine Frage hab' ich noch zur Arbeit: Wie beurteilst du deine Chancen, wenn du einen Arbeitsplatz suchst?] „Schwierig zu sagen. An sich nicht so schlecht, weil ich an sich auch viel schon nebenbei gemacht hab', ja" **[Das heißt, du kannst schon viel vorweisen.]** „Ja, genau, genau. Ich glaub' halt, wie gesagt, dass meistens der Feststellungsbescheid das Problem ist. Das is' einfach nur ein Gefühl, das ich hab'. Und ich glaub' nicht, dass es mich täuscht". (Michaela, Zeile 330-335)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.4: Kulturelle Ausgrenzung*

[Wenn du in die Vergangenheit schaust, hat es da Zeiten gegeben, wo du dich ausgeschlossen gefühlt hast?] *(mit vorsichtigem Ton, 2 Sekunden später)* „Ja, hat's gegeben. Hat's gegeben." **[Wie war das und wo und warum?]** „Also am schlimmsten war's in der, in der Schulzeit noch weil ich, ich war in einer Sehbehindertenschule und das ist so Hauptschule gewesen und dann bin ich in die HTL ein Jahr gegangen und da hab' ich noch, also da hab' ich noch eine ziemlich dicke Brille gehabt. Das hab' ich jetzt ja alles nicht, da ich ja schon mehrmals operiert bin. Und da war's halt so, wenn ich keine Kontaktlinsen tragen konnte, weil ich's damals auch schon relativ schlecht vertragen hab', mit der dicken Brille, da bin ich extrem, also bin ich extrem ausgestoßen worden von den anderen. Die haben mich komplett abgelehnt." **[Nur aufgrund des Aussehens.]** „Ja. Rein durchs Äußere. Wie wenn sich der Mensch komplett verändert, nur weil er jetzt eine dicke Brille trägt. Ziemlich heftig, ja." **[Wie war das dann genau in diesen Situationen? Hast du dir irgendwelche Abwehrmechanismen zugelegt? Was hast du selbst gemacht, um mit der Situation fertig zu werden?]** „Ich, damals, bin extrem schlecht damit fertig geworden. Weil ich's auch eigentlich nicht verstanden hab'". (Michaela, Zeile 39-56)

Michaela machte vorwiegend auf ihrem Bildungsweg Diskriminierungserfahrungen, da sie mit ihrem Aussehen kulturell vermittelten Normen nicht entsprach.

[Wie sind solche Situationen eigentlich zustande gekommen? Wie haben sie angefangen und wie sind sie dann so verlaufen?] „Im Prinzip, interessant. Na, es war ja so. Solange ich nur Kontaktlinsen getragen hab', is' jeder normal mit mir umgegangen. Und dann bin ich das erste Mal mit Brille

gekommen und das merkt man natürlich sofort und dann sind die ersten Angriffe schon gekommen und auch wenn ich dann wieder Kontaktlinsen getragen hab', die Angriffe sind dann immer geblieben. Bei den meisten, also es hat schon ein paar Ausnahmen gegeben, die auch nett zu mir waren, aber das waren ganz wenige nur". (Michaela, Zeile 70-75)

Das Wissen darüber, dass Michaela sehbehindert ist, reichte für MitschülerInnen aus, um sie aufgrund der Abweichung von der Norm (keine Sehbehinderung) weiterhin zu stigmatisieren. Selbst der Austausch der Brille gegen Kontaktlinsen änderte nach erstmaliger Diskriminierung nichts an zukünftigen Situationen, die abermals zu Stigmatisierungen führten.

[Ein paar Fragen haben wir eh' schon vorweggenommen. Was glaubst du, was sind oder waren Gründe, die zu gesellschaftlichem Ausschluss führten? Warum ist es passiert?] „Aussehen. Das hat, da kommt jemand, der schaut einfach anders aus. Das kommt nicht gut an. Das ist meistens der Grund". (Michaela, Zeile 140-143)
Michaelas Aussehen führte also dazu, gesellschaftlich ausgegrenzt zu werden. Die Sehbehinderung wurde als negativ, störend und als etwas Abweichendes von der „Norm" angesehen.

„Und manchmal ist es auch so, grad im Berufsleben is' es manchmal so, dass ich einfach langsamer bin wie alle anderen, was nicht heißt, dass ich meine Arbeit nicht genauso gut mach', aber nur halt langsamer. Damit müssen viele Leute erst umgehen lernen. Das können viele nicht." **[Nochmals zum Punkt der Konsequenzen. Wie haben sich Teilhabe oder Ausschluss im konkreten Fall ausgewirkt?]** *(2 Sekunden Stille)* Naja. **[Oder anders ausgedrückt, welche konkreten Nachteile hattest du dann?]** „Naja, im Prinzip, ich weiß nicht, kann man sagen psychisch? Das vor allem. Erstens hat mich das extrem traurig gemacht." (Michaela, Zeile 143-151)

ArbeitskollegInnen reagierten im Bezug auf Michaelas Arbeitstempo, das nicht vollends ihren Erwartungen entsprach, mit Unverständnis. Die erfahrenden Diskriminierungen schlugen sich auf Michaelas Psyche und Selbstbewusstsein nieder.

[Und wie reagieren die drauf, außer dass sie vielleicht sagen, dass du schneller arbeiten solltest? Wie äußert sich das dann? Was sagen die dann konkret?] „Naja, dann sind halt, gibt schon halt mal die Leute, die dann der Meinung sind, ja und, ja dass es halt net in Ordnung is', dass die Leute, die schneller arbeiten gleich behandelt werden wie die, die nicht schnell arbeiten, also die langsamer arbeiten und so". (Michaela, Zeile 275-277)

Das Michaela entgegengebrachte Unverständnis im Bezug auf ihr Arbeitstempo drückte sich seitens ihrer MitarbeiterInnen beispielsweise so aus, dass sie für sich selbst eine „Sonderbehandlung" vorsehen würden (womöglich mit einer höheren Bezahlung, die sie in einer leistungsorientierten Gesellschaft für legitim erachten würden).

4. Stigma-Management: *4.4: Strategien, die auf Diskriminierungserfahrungen folgten*

Eine Strategie Michaelas mit den für sie erschwerten Prüfungsbedingungen an der Universität Wien umzugehen (der für Michaela zu geringe Schriftgrad auf Prüfungsbögen erschwert ihr die Lesbarkeit

der Aufgabenstellung) ist, ProfessorInnen im Vorhinein zu bitten, für sie einen Prüfungsbogen mit höherem Schriftgrad vorzubereiten: eine Bitte, der - wie bereits unter politisch-institutioneller Ausgrenzung thematisiert wurde – oft nicht nachgekommen wurde:

„Am Prüfungsbogen habe ich extreme Schwierigkeiten, meistens. Da muss ich immer schauen, dass ich im Vorfeld mich mit den Leuten auseinandersetz'. Kann ich eine größere Schriftgröße haben oder sonst irgendwas, was nicht immer wirklich gut funktioniert. Und solche Sachen". (Michaela, Zeile 26-29)

Auf Diskriminierungserfahrungen, die sich in Michaelas Schullaufbahn ereigneten, reagierte sie oft mit Rückzug:

„Ich, damals, bin extrem schlecht damit fertig geworden. Weil ich's auch eigentlich nicht verstanden hab'. Ahm, ich hab' mich einfach zurückgezogen. Das ist mein Abwehrmechanismus immer gewesen. Bei allen Dingen. Mich einfach dann zurückzuziehen". (Michaela, Zeile 55-57)
[Welche konkreten Nachteile hattest du dann?] „Naja, im Prinzip, ich weiß nicht, kann man sagen psychisch? Das vor allem. Erstens hat mich das extrem traurig gemacht. Eben, ich hab' mich zurückgezogen, ich hab' dann eigentlich noch weniger mit den Leuten gesprochen. Des mit der sozialen Seite is halt dann schon ziemlich zum Tragen gekommen. Ich hab' mich dann in der Schule schon eigentlich mehr zurückgezogen, ja". (Michaela, Zeile 150-154)

Eine aktive Rolle in der Reaktion auf Diskriminierungserfahrungen war, den Leuten die eigene Situation zu erklären, auch wenn die darauffolgenden Verhaltensweisen scheinbar nicht immer das erhoffte Verständnis mit sich brachten. Dennoch wandte sich in Michaelas Leben einiges zum Positiven. In späteren Lebensabschnitten – im speziellen an der Universität Wien – spielte ihre Behinderung in den sozialen Interaktionen kaum eine Rolle mehr und sie fühlte sich verstanden. Damit ging eine Stärkung ihres Selbstbewusstseins einher. Auch die Wahrnehmung ihrer eigenen Situation veränderte sich dadurch:

„Erstens versuch ich's den Leuten zu erklären, was sehr schwierig is. Ahm und im Prinzip ist es einfach das Selbstbewusstsein, das bei mir auch gestiegen is', ahm, nehm' ich vieles auch einfach anders wahr, was die Leut' zu mir sagen". (Michaela, Zeile 82-84)

Das Akzeptieren der eigenen Lage und eine positive Sicht auf die eigene Situation hatten nicht nur positives Feedback und Hilfeleistungen von Seiten Michaelas sozialem Umfeld zur Folge, sondern beeinflussten auch das subjektiv-personell verankerte Vertrauen auf eigene Fähigkeiten in positiver Art und Weise. Michaela erkannte dadurch auch ihr eigenes Leistungspotential, ungeachtet der ausgeführten Arbeitsgeschwindigkeit:

„Und mittlerweile einfach durch den Reifeprozess auch erfahren hab', dass es ja gar nicht so is. Dass ich sehr wohl vieles kann. Nur bin ich halt wesentlich langsamer. Und kann halt vieles, ja, net lesen und muss, bin halt auf die Hilfe von anderen angewiesen. Ja, oder einfach nur, dass ich meinen Stärken bewusst bin, glaub' ich. Dass ich genau weiß, was ich kann". (Michaela, Zeile 90-94)

„Das meiste, was ich möchte, kann ich sicher machen. Aber ich muss halt auch irgendwo Abstriche machen. Nur die Abstriche, die machen mir nix aus. Weil ich, wie gesagt, damit umgehen kann, weil ich eigentlich gelernt hab', zu machen, was mir möglich is. Dafür weiß ich auch das, was ich denke, was ich machen kann, werde ich auch schaffen. Das ist nur eine Frage der Zeit". (Michaela, Zeile 102-106)

Aufgrund ihres gestärkten Selbstbewusstseins nimmt Michaela diskriminierende Situationen anders wahr. Sie weiß in diesen Momenten, dass sie selbst nichts falsch gemacht hat, und versucht die Positionen anderer nicht allzu ernst zu nehmen:

„Naja, dann sind halt, gibt schon halt mal die Leute, die dann der Meinung sind, ja und, ja dass es halt net in Ordnung is', dass die Leute, die schneller arbeiten gleich behandelt werden wie die, die nicht schnell arbeiten, also die langsamer arbeiten und so. Und ja, aber das sind Dinge, die ich ehrlich gesagt gar nicht so ernst genommen hab', meistens. Weil ich mir denk': „Es ist so, wie es ist. Man kann's nicht ändern". (Michaela, Zeile 275-279)

4. Stigma-Management: *4.5 Strategien, die zukünftig vor Diskriminierung/sozialer Ausgrenzung schützen sollen*

Michaela fällt es leichter sich in Anwesenheit von Menschen, die über ihre Behinderung bescheid wissen, zu befinden und ggf. um Hilfe zu bitten. Manchmal sei es gar nicht notwendig, um Unterstützung anzufragen, da Michaelas FreundInnen oft ohnehin wüssten, was zu tun sei:

„Das Problem, das ich auf der Uni hab', hab' ich eigentlich überall. Im Privatleben kann ich meistens leichter damit umgehen weil meine Freunde das ja alle wissen und mir natürlich auch helfen, ohne dass ich jetzt groß oder viel bitten muss". (Michaela, Zeile 36-38)

FALL 3: PAULA

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.1: Beurteilung der eigenen Bedeutsamkeit in der Gesellschaft*

Paula betrachtet sich selbst als nicht sehr bedeutsames Gesellschaftsmitglied. Wenn sie Anerkennung oder Komplimente erhielt, hinterfragte sie oft, ob sie auch so gemeint waren. Negative, vergangene Erfahrungen lassen vermuten, dass (inner- als auch außerfamiliäre) Gesellschaftsmitglieder Paula das Gefühl gaben, nicht wichtig zu sein:

[Hast du das Gefühl, dass du eine nützliche Rolle in der Gesellschaft spielst?] „Ich hör' das sehr oft, i hör das sehr oft wundere mich dann immer, denke mir: Die wollen mir doch eh' nur schön tun, damit ich nicht den Mut verliere". (Paula, Zeile 429-430)

Positive Rückmeldungen erhielt Paula von StudentInnen, die sich für Ratschläge und Tipps im Hinblick auf stattfindende Vorträge bedankten:

„Ich krieg' hin und wieder E-Mails von Leuten, also viel von Studenten, die sich überschwänglich bedanken für die vielen Tipps, die ich ihnen gegeben hab' und das freut mich irrsinnig. Also da vor allem denk ich mir, da hab' ich noch ein gutes Werk getan, jetzt bin ich unglaublich wichtig. Ich hab' ein bisschen einen Riecher für Leute, die unglaublich tolle Vorträge halten, also für Menschen, wo es wirklich um weltbewegende Themen geht. Da freue ich mich dann irrsinnig, wenn da 500 Leute drinnen sitzen und viele von denen, die es von mir erfahren haben. Da hab' ich das Gefühl, da hab' ich noch einen Auftrag. Dadurch, dass ich sehr viel fernsehe, krieg ich da viel mit, was so los ist. Ich schau' dann im Internet, wenn die Leute mal live in Wien auftreten und schick' das dann herum. Also so Sachen mach' ich gern. Also da hab' ich dann das Gefühl, ich hab' noch was Wichtiges zu erledigen. Alles andere, wo ich mir einbilde, was andere Menschen tun, so wie Ärzte, die jeden Tag so und so viele Menschenleben retten, ja, das kann ich nicht mithalten". (Paula, Zeile 432-442)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.2: Zufriedenheit mit eigenem Lebensstandard*

Paula beklagt sich über ihre prekäre finanzielle Lage und über ihren sich stetig verändernden Gesundheitszustand, wodurch sie wenig Zugang zu Bildungsmöglichkeiten in Form von Seminaren hätte:

„Oder was mich auch sehr interessieren würde, sind Seminare, Wochenendseminare. Solche Dinge. Da hab' ich sehr wenig Zugang. Einerseits finanziell und zweitens, weil ich länger als zwei, drei Stunden nicht durchhalte". (Paula, Zeile 122-124)

Paula erhält vom Staat eine Frühpension, die ihre Existenzgrundlage darstellt (siehe Paula, Zeile 654-655).

Die Studentin hat sich an ihre prekäre finanzielle Lage gewöhnt, auch wenn sie das Privileg genießt, in einer Wohnung, die ihr ihre Eltern kostenlos zur Verfügung stellen, wohnen zu dürfen. Für diese Unterstützung ist sie sehr dankbar. Ihre Kleidung kauft sie ausschließlich beim Diskonter. Persönliche Assistenz kann sie sich nicht leisten. Urlaube macht sie schon lange nicht mehr, was ihr sehr fehle. Ansonsten nützt sie fallweise Möglichkeiten, um mit ihrem Kulturpass kulturelle Veranstaltungen zu Sonderpreisen zu besuchen:

„Ich habe mich schon so daran gewöhnt. Das eine ist, dass ich ein unheimliches Glück mit meiner Wohnung hab'. Die ist irrsinnig toll. Die gehört nicht mir, die ist so quasi geliehen und die gehört meiner Familie und die haben sie mir zur Verfügung gestellt. Hätte ich mir nie leisten können. Das ist ein Wunder. Kleidung kaufe ich nur bei Kik. Das ist für mich politisch zwar nicht vertretbar, aber ich mach's, weil was anderes kann ich mir nicht leisten. Urlaub ist für mich nicht drinnen. Wo ich mir denke: "Wenn ich viel Geld hätte und ich könnte jemanden bezahlen, dass er mich begleitet und auf mich aufpasst, also persönliche Assistenz, könnte es vielleicht gehen. Aber die Frage stellt sich für mich nicht, weil das einfach nicht drin' ist. Obwohl ich oft sehr Sehnsucht hab' nach dem Meer, da weine ich auch oft und denke mir: „Das wird nie mehr. Es kann vielleicht sein". Und Freizeit, wie gesagt, mit diesem Kulturpass und diesen Ausweisen krieg' ich sehr günstige Karten". (Paula, Zeile 717-726)

Hin und wieder leistet sich Paula ein Konzert, das etwas mehr kostet. Wochenendreisen sind für sie zu teuer. Außerdem weiß sie aufgrund ihres Gesundheitszustandes nie, ob ihre Ausflüge stattfinden werden oder abgebrochen werden müssen:

[Gibt es Veranstaltungen, die du aus bestimmten Gründen nicht besuchst oder dir nicht leisten kannst, du aber gerne besuchen würdest?] „Ein großes Konzert in der Stadthalle." **[Warum kannst du dir das nicht ansehen?]** „Hin und wieder leiste ich mir was, was über zwanzig Euro kostet. Sehr selten. Um zehn Euro ist mir am liebsten. Dass ich wo hingehe, weil wenn ich in der Pause sag': „Gehen' wir", dann tut's mir nicht so weh, als wenn ich 30 Euro zahle. Ein Riesenkonzert, wo ich 50 oder 100 Euro zahle, da überleg' ich gar nicht. Oder Wochenendereise ist nicht drinnen. Also eine Freundin von mir hat einmal gesagt, wir fahren mal für zwei Tage aufs' Land und die ist mit mir losgefahren in den Süden und wir wollten uns in einem Hotel einmieten und nach zwei Tagen sind wir 50 Kilometer gefahren und ich hab' schon solche Muskelkrämpfe gekriegt und mir ist so übel geworden, sodass wir umdreht sind". (Paula, Zeile 727-738)

Ihre Wohnsituation und -umgebung beurteilt Paula als äußerst positiv, da sie am Stadtrand wohnt, wo es ruhig ist. Die naheliegende Infrastruktur und Einkaufsmöglichkeiten, die alle barrierefrei erreichbar sind, geben Paula das Gefühl, in einem Stadtteil zu wohnen, der für sie sehr geeignet sei:

[Kommen wir zur gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeit aufgrund der Wohnsituation. Wie beurteilst du insgesamt deine Wohnsituation, also deine Wohngegend und Wohnsituation?] „Paradies. Absolut." [**Also auch, dass es möglich ist, mit Leuten in Kontakt zu kommen?]** „Ja, ich setzte mich in den Park. Ich habe vor der Haustüre einen Park und da kann ich mich unter den Baum setzen. Da bin ich selig. Da bin ich absolut selig, dass ich das vor der Haustüre hab'. Das habe ich mir auch, das war ein sehr langer Wunsch von mir, die Gegend. Da ist es sehr grün und im Umkreis von ein paar Metern zu erreichen. Da ist eine Apotheke, ein Billa und so weiter. Es ist für mich ein Kriterium gewesen, dass alles barrierefrei unmittelbar in der Nähe ist. Das ist mir ganz wichtig. Ich habe eine Parterre-Wohnung, ähm, also Autofahren ist für mich sowieso kein Thema. Die Gegend ist absolut ein Traum." (Paula, Zeile 739-749)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.3: Gesamtzufriedenheit mit gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten*

Paula macht die Gesamtzufriedenheit ihrer gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten von ihrer physischen Tagesverfassung sowie vom Vergleich ihrer Situation mit jenen anderer Menschen abhängig:

[Wie zufrieden bist du insgesamt mit deinen Teilhabemöglichkeiten am gesellschaftlichen Leben?] „Das ändert sich je nach Tagesverfassung, das ist unglaublich. Auch je nachdem mit wem ich rede. Wenn ich höre, dass Menschen im Beruf so katastrophale Mobbinggeschichten haben und so am Ende mit ihrem Leben sind und nur noch sterben wollen vor lauter Stress in der Arbeit, dann denk' ich mir: Mir geht's aber gut. Und anders, wenn ich sehe, was andere sich erlauben können, dann hadere ich auch manchmal. Da gibt's eine Riesenbandbreite an Gefühlen". (Paula, Zeile 780-784)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.4: Deskriptionen und Beurteilungen von Teilhabemöglichkeiten im Biographieverlauf*

Paula schätzt ihre Teilhabemöglichkeiten nicht für vollends gegeben ein. Es dürfte gesellschaftliche Funktionssysteme geben, in denen sie sich inkludiert fühlt:

„Des hot si vielleicht für mich so herauskristallisiert, dass ich mich zwar irgendwie ausgeschlossen fühle, aber in einer bestimmten Untergruppe. Innerhalb einer bestimmten Subkultur hab' ich ein bisschen einen Rahmen. Vom Großen und Ganzen fühle ich mich ausgeschlossen. Ich hab' mir so eine Nische geschaffen, in der ich existieren kann und des tu, was mich interessiert, in meinem eingeschränkten Rahmen". (Paula, Zeile 20-24)

Ihre partielle Zugehörigkeit begründet sie vorwiegend damit, dass sie nicht den Vorstellungen gesellschaftlich erwarteter physischer Belastbarkeit entspreche. Daraufhin plagen sie Versagensängste und annähernd paranoide Gefühlszustände:

„Ich habe immer Probleme gehabt in der Schule und habe immer geglaubt, ich bin halt nicht belastbar. Dass das ein rein organisches Problem ist, da bin ich erst sehr spät darauf gekommen. Und darum hab' ich versucht, mich zusammenreißen und mitzuhalten und diese Sachen. Auch in der Schule, beim Sport, immer das Mit-sich-ins-Gericht-gehen, wenn man was net kann. Also das hat mich viele Jahre sehr geprägt. Und immer dieses Gefühl, zu versagen, nicht mithalten zu können, da kriegt man irgendwann fast schon Paranoia". (Paula, Zeile 79-84)

Paula beurteilt ihre zukünftigen Teilhabemöglichkeiten negativ. Derzeit findet sie noch Möglichkeiten, ihre Zeit „sinnvoll" zu nutzen. Sie befürchtet aber, dass ihr physischer Zustand mit zunehmendem Alter instabiler werden könnte, was sie in ihren Möglichkeiten massiv einschränken könnte:

„Also ich mach' mir schon große Sorgen, eigentlich, weil im Moment, kann ich mir es noch soweit organisieren, dass ich wenigstens eine gewisse Beschäftigung habe, dass es mir nicht zu fad wird. Ich hab' dann Angst, ich verblöde. Aber ich stell' mir vor, wenn ich älter werde und irgendwie noch mehr eingeschränkt in der Mobilität bin, das es dann schon wieder sehr eng werden könnte". (Paula, Zeile 109-112)

Paula geht davon aus, dass ihre Sichtweise auf ihre gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten stark zu jenen differiert, die ihr Menschen ihres sozialen Umfeldes zuschreiben. Während sich Paula in ihren Teilhabemöglichkeiten stark eingeschränkt fühlt, beurteilen Bekannte Paulas Lage als äußerst positiv. Sie dürften sie als Person wahrnehmen, die ihre Problemlage vortäusche und nicht arbeiten gehen möchte. Die Unzufriedenheit mit ihrem eigenen Leben, das stark mit ihrem Gefühl, zu wenig Freizeit aufgrund des Leistungsdrucks in der Arbeitswelt zu haben, unterminiert Paulas Situation, die genau jene Freizeit zu haben scheint, die sich Arbeitende wünschen. Paula würde hingegen gerne eine Arbeitsstelle annehmen, wenn sie sich darauf verlassen könnte, physisch belastbar zu sein. Das Ausmaß der Freizeit Paulas gehe damit einher, vom Sozialstaat abhängig zu sein:

[Wie beurteilst du deine persönlichen Möglichkeiten und Voraussetzungen am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können?] „Also in einem objektivierbaren Rahmen? Oder wie?“ **[Das kann man von den verschiedensten Richtungen her sehen. Aus finanzieller Sicht, ob du Arbeiten gehst oder irgendwo teilnimmst, ob du zum Beispiel Mitglied in einem Verein oder einer Organisation bist, ob du Familie hast oder wie du dich selbst gegenüber deiner Umwelt verhältst. Was fällt dir dazu ein?]** „Also was für mich da herauskommt, ist eine unglaubliche Diskrepanz. Nämlich das, was die anderen meinen und was ich mein'. Für mich ist es viel zu wenig. Meine Interessen, meine Neugierde ist viel zu groß. Ich komme da nie nach. Ich habe das Gefühl, i bin extrem eingeschränkt. Und von anderen Leuten, von den Normalen, die im Arbeitsleben stehen, die eine 40-Stunden-Woche haben, von denen werde ich oft beschimpft, weil die sagen: Du machst so viel. Und ich schaff' des alles gar net. Und ich muss arbeiten. Ich kann mir des alles gar net leisten. Da ist ein unglaublicher Neid. Also von den Anderen sieht es so aus, die sagen, dass ich in Luxus lebe und mir alles erlauben kann und für mich ist es genau umgekehrt. Ich kann vieles net machen, was ich gern' möchte“. (Paula, Zeile 125-141)

Eine Aufwertung ihrer gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten stellen für Paula die mit ihrem Kulturpass zusammenhängenden Freikarten sowie Einladungen von Bekannten dar:

„Also was der unglaubliche Luxus dabei ist, ist, dass ich mit diesem Kulturpass oft Freikarten bekomme. Dann, dass ich oft eingeladen werde von Bekannten, die Geld haben. Die laden mich zum Essen ein. Also, das ist unglaublich, da fühle ich mich so reich beschenkt. Des haben die Anderen nicht, ja. Also, dass ich oft Ermäßigung krieg' und Freikarten, das ja. Und wenn ich Gelegenheit hab', das zu nutzen, dann freu' ich mich irrsinnig, da bin ich unglaublich dankbar“. (Paula, Zeile 151-155)

Der Nachteil der vielen freien Stunden, die Paula tagtäglich zur Verfügung stehen, besteht darin, dass sie diese Zeit alleine zuhause verbringt und sich dabei sehr einsam fühlt:

„Es ist irgendwie sehr eigenartig. Und für einen Gesunden ist das schwer nachzuvollziehen. Die sehen immer nur, dass ich viel Zeit habe und dass ich drei Tage daheim sitze, aber dass mir in der Zeit die Decke auf den Kopf fällt und ich vor Einsamkeit fast vor die Hunde gehe, das kriegen die net mit.“ (Paula, Zeile 162-165)

Paula begegnete manchmal Menschen, die auf sie intuitiv und empathisch reagierten, was bei ihr ein Gefühl gesellschaftlicher Zugehörigkeit hervorrief. Sie empfand sich dann selbst als nicht behindert. Fallweise wurden diese Personen über FreundInnen vermittelt:

„Ich habe Menschen getroffen, denen ich überhaupt nichts erklären musste, die völlig spontan und empathisch meinen Zustand so gut erfasst haben, dass ich mit denen nie in eine Situation gekommen bin, wo ich überhaupt des Gefühl gehabt hab', behindert zu sein. Also es gibt Menschen, die intuitiv, ich weiß nicht wie, einfühlsam, sofort sich auf meine Lage einstellen und dann passiert auch nichts.“ **[Und welche Menschen sind das? Wo triffst du die?]** „Leute, die mir jemand empfohlen hat, wo jemand gesagt hat: Du, da ist jemand, den solltest du kennen lernen. Und das hat dann auch wirklich funktioniert. Es waren auch oft Zufälle.“ (Paula, Zeile 194-200)

Eine andere Möglichkeit gesellschaftlich teilzuhaben erfuhr Paula als sie sich in die StudentInnenberatung begab, wo ihr mitgeteilt wurde, dass sie jedes Studium meistern könne. Die

positive Rückmeldung, die ihr den Antrieb dafür gab, ihrem Medizinstudium bis zum Abschluss nachzugehen, erleichterte ihr die Entscheidung, in den tertiären Bildungssektor Zeit zu investieren:

„Ich war so naiv zu glauben, also ich hab' schon gemerkt, dass ich irgendwie ein Problem habe und bin dann zu einem dreitägigen Eignungstest gegangen, um zu schauen. Ich wollte unbedingt Medizin studieren und war mir nicht sicher, ob ich das überhaupt schaff' und bin in diese Studentenberatung und hab' diesen Test gemacht, drei Tage lang. Die haben dort gemeint: Sie sind so intelligent. Egal was Sie machen, Sie schaffen das auf jeden Fall. Und dadurch hab' ich so einen Auftrieb bekommen, dass ich ziemlich weit gekommen bin." (Paula, Zeile 466-472)

Eine Veränderung gab es scheinbar in den Teilhabemöglichkeiten Paulas immer wieder. Abhängig macht sie ihre Teilhabemöglichkeiten von ihrem physischen Allgemeinzustand, der mittlerweile derart schlecht sei, dass sie seit 18 Jahren nicht mehr auf Urlaub fahren könnte. Dadurch fühle sie sich in der Frühpension wie eine Gefangene. Vorteilig betrachtet sie, dass sie ihre Gesundheit aufgrund der ihr verbleibenden Freizeit in gewisser Weise kontrollieren könne. Einerseits genießt es Paula nicht arbeiten gehen zu müssen, um keinen zeitlichen Zwängen ausgesetzt zu sein, andererseits fühlt sie sich sehr eingeschränkt, was ihre finanzielle Situation, Sozialkontakte und Aktivitäten im Alltag betrifft:

[Dann kommen wir zu den abschließenden Fragen. Hat sich im Laufe deines Lebens an deinen gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten etwas verändert?] „In den Jahren, oder?" **[In deinem ganzen Leben.]** „Immer wieder, ja." **[Inwiefern? In eine bestimmte Richtung?]** „Also drastisch war für mich, als ich nicht mehr auf Urlaub fahren konnte. Also vorher war's so: zweimal im Jahr Urlaub und Abhängen und da war ich dann wieder so weit hergestellt, dass es wieder okay war. Und das ist seit 18 Jahre nicht mehr möglich. Also, das war für mich drastisch. Weil des Gefühl, nicht mehr auf Urlaub fahren zu können, ist schon hart. Was sich aber verbessert hat, ist, ich kann, wenn' sein muss, den ganzen Tag schlafen. Wenn ich mal was unternommen hab' und ich bin dann komplett erledigt, ahm, das heißt, ich kann mir jetzt öfter mal erlauben, ins Kino zu gehen als früher, weil ich muss am nächsten Tag nirgendwo hin. Das hat sich verbessert. Weil meine Arbeit definiert sich dadurch, dass ich meine Freizeit organisiere. Ein Luxus natürlich, ja. Mit allen Einschränkungen. Aber früher war's halt umgekehrt. Ich konnte einfach nichts riskieren, weil ich gewusst hab', ich muss übermorgen dort und dort sein. Da hab' ich immer alles zurückgestellt. I hab' zwar manchmal des Gefühl: Die Pension, das ist wie ein offener Strafvollzug, aber andererseits habe ich jetzt Möglichkeiten, die ich früher nicht gehabt hab'. Also wenn ich es jetzt positiv sehe, dann hat es auch Vorteile". (Paula, Zeile 759-777)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.5: Hilfe/Unterstützung*

Eine große Hilfe in Paulas Leben sind FreundInnen, die sie unterstützen wenn sie körperlich „am Ende zu sein scheint" und die wissen, was in diesen Momenten zu tun sei:

„Und ich weiß, dass mich der sofort heimbringt, wenn ich zusammenklappe. Und ich brauche dann nicht lang' rumjammern oder erklären oder was, sondern der spürt das sofort und in dem Moment, wo ich körperlich nicht mehr mithalten kann. Auch wenn wir noch nicht weggefahren sind, weil der schon vor dem Wegfahren merkt, wie es mir geht. Das ist dann angenehm". (Paula, Zeile 224-228)

Neben Unterstützungen, die Paula im Laufe ihres Lebens durch HeimhelferInnen erhielt – mit deren Ausführungen sie oft nicht zufrieden war – trug es sich zu, dass einmal eine Studentin aus dem

Ausland, die ihre Deutschkenntnisse verbessern wollte, bei Paula wohnte. Sie dürfte Paula eine äußerst große Hilfe gewesen sein. Paula hatte dadurch jemanden, der sie in brenzligen Lagen bei Aktivitäten des täglichen Lebens unterstützte und als Ansprechpartnerin fungierte:

„Ich hatte eine Zeit, wo ich sehr lange bettlägerig war und da ist eine Studentin zu mir gekommen, die hat dann ein paar Monate bei mir gewohnt. Die hat keine Angst gehabt. Die hat nicht lange fragen müssen. Das war sensationell, wie die sofort gemerkt hat, ich brauch' regelmäßig was zum Essen und eine Ansprache und das genügt. Die hat mich quasi wieder auf die Füße gestellt." **[War das deine Untermieterin?]** „Sie war aus dem Ausland und mit dem Studium fertig und wollte einfach nur Deutsch reden. Darum sind wir zusammen gekommen. Und das war für sie gerade ideal, weil sie hat für ein paar Monate vor ihrem ersten Job frei gehabt und das war quasi eine geniale Symbiose, aber für mich war's eine unglaubliche Erlösung, zu sehen, dass die sich nicht gefürchtet hat. Ich hab' glaub' ich, dreißig Heimhelfer zuvor gehabt und die sind alle in Panik davon und wollten die Rettung rufen und die ganzen Amtshandlungen haben das alles nur noch schlimmer gemacht. Die hatten einfach Angst, wenn ich ihnen wegsterbe, dass sie dann dran sind. Extrem! Das hat sich so aufgeschaukelt. Also das ist für mich dann schon wirklich lebensbedrohlich geworden. Weil ich mir gedacht hab': Gibt's keinen Einzigen, der einfach nur, der braucht nur da sitzen und schauen. Also diese Angst, von der Öffentlichkeit völlig im Stich gelassen zu werden, das war ein schockierendes Erlebnis. Und dass jemand, ein Fremder quasi, der da zufällig zu mir kommt, die Situation sofort im Griff gehabt hat, also dass das quasi ein Zufall war, hat mich sehr verwundert. Ich war natürlich erleichtert, dass ich jemanden gefunden hab'". (Paula, Zeile 230-247)

Als bisher größte Unterstützung betrachtet Paula ihre Erfahrungen mit Menschen, die selbst in einer Problemlage sind, aber zum Zeitpunkt ihres Treffens eine „gute Phase" hätten. Mit ihnen fällt es Paula leicht, sich über Sorgen und die vorherrschende Lebenslage auszutauschen. Sie würden nicht durch Zuhören helfen, sondern auch wenn Paula sie bat, Einkäufe zu erledigen oder ihr bei der Essenseinnahme zu helfen. Ansonsten ruft Paula fallweise die Telefonseelsorge an, um ihrer Psyche „etwas Gutes zu tun":

„Also die meiste Unterstützung kommt ganz sicher von Leidgenossen, Menschen, die selber irgendwie betroffen sind von einem Problem und die gerade eine gute Phase haben. Die sind am besten. Weil die haben das Verständnis und oft brauch' ich dann einfach jemanden, der mir was einkauft oder sich nur dazusetzt und so quasi „ein Löffelchen für die Oma", mich soweit wieder aufpäppelt. Also das ist noch am allerbesten. Wenn gar nichts mehr geht, dann die Telefonseelsorge, dass ich sage, mir ist im Moment so schwindelig, ich muss jetzt die drei Meter bis zur Küche mir was zum Essen holen und dass die quasi mir online am Telefon mich dahin dirigieren. Also manchmal geht das eben alleine nicht mehr. Das ist eine Strategie, sensationell gut." (Paula, Zeile 336-343)

Zum Zeitpunkt des Interviews gab Paula an, nicht viel Hilfe in Anspruch zu nehmen, da es ihr physisch „gut genug" gehe. Allerdings achtet sie darauf, sich selbst nicht zu viel zuzumuten, um nicht an ihre körperlichen Grenzen zu stoßen. (siehe Paula, Zeile 400-401)

Es passierte manchmal, dass FreundInnen darauf vergaßen, dass Paula nicht an einem ihrer „guten Tage", sondern eventuell am darauffolgenden Hilfe benötigen würde. Paula war in jenen Fällen, wenn Hilfe ausblieb, gekränkt und enttäuscht und fühlte sich missverstanden. Teilte Paula mit, dass es ihr am Tag nach einer gemeinsam ausgeführten Aktivität schlecht erging, wussten die Betroffenen oft

nicht mit der Situation umzugehen. Sie fühlten sich dann schuldig und mieden zukünftige Treffen. Paula überlegte sich daraufhin, ob es überhaupt eine gute Idee wäre, ihnen von ihren „physischen Nachwirkungen“ zu erzählen:

„Es ist oft so, auch wenn ich mit Leuten was unternehme und ich hab’ einen guten Tag und wir haben es alle so lustig und ich gehe dann nachhause und mich dreht es zusammen und ich liege dann eine Woche, dann stellt sich die Frage: Sag’ ich’s denen oder sag’ ich’s denen nicht? Die sind dann oft furchtbar enttäuscht: Jetzt haben wir es so schön gehabt. Was ist los mit dir? Die trauen sich dann nicht mehr mit mir weggehen, weil die fühlen sich dann etwas mitverantwortlich, dass sie mich da über meine Kräfte überfordert haben. Andererseits, die realisieren das gar nicht, dass ich vielleicht Hilfe brauche, am nächsten Tag“. (Paula, Zeile 421-427)

Ein damaliger Lebensgefährte Paulas unterstützte sie in jener Zeit als sie ihren Turnus nach Beendigung ihres Medizinstudiums antrat. Er brachte Paula regelmäßig per Auto zum Krankenhaus und holte sie nach Dienstschluss wieder ab.
Hilfe bekam sie von einer anderen Studentin, die Paulas Dienste übernahm, wenn es ihr schlecht erging. Andere Studierende waren über diese Situation dann sehr aufgebracht:

„Das war eine 60-70 Stunden-Woche. Und ich hab’ mit Müh’ und Not 10 Stunden zusammengebracht. Und den Rest hab’ ich in einem Zustand, also ich hab’ einen Freund gehabt, der hat mich quasi dorthin geführt, vor der Türe abgesetzt und nach der Arbeit wieder abgeholt und wenn ich dann einen 24-Stunden-Dienst gehabt hab’, dann bin ich nach ein paar Stunden schon zusammengebrochen und meine Kollegin, die musste dann quasi sehr viel für mich mit übernehmen und da waren die anderen dann irrsinnig böse“. (Paula, Zeile 662-667)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.6: Beurteilung des eigenen Gesundheitszustandes*

Paula beurteilt ihren Gesundheitszustand tagesabhängig. Geht es ihr gut, müsse sie sich ihre Kräfte dennoch einteilen, um an Tagen, an denen sie in einer schlechten „Verfassung“ sei, noch Kräfte übrig zu haben:

[Wie beurteilst du derzeit deinen Gesundheitszustand?] „Als sehr schwankend. Ich hab’ Tage, wo’s mir sehr gut geht. Das kann sich innerhalb von einem Tag ändern. Wenn ich dann zu übermütig werde, dann ist es wieder aus. Das erfordert nämlich auch, dass ich auch wenn ich eine gute Phase hab’, mich doch zurückhalten muss. Damit ich nicht über die Strenge hau’.“ (Paula, Zeile 418-421)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.7: Blick auf eigene Situation*

Paulas Leben ist von Ungewissheit bestimmt. Sie resultiert aus der Unwissenheit über die zukünftige physische Verfassung, die sich von Tag zu Tag verändern kann. Paula ist daher auf Menschen angewiesen, die mit diesem Umstand umgehen können und es ertragen, wenn Abmachungen (auch kurzfristig) nicht eingehalten werden. Meist wird am gleichen Tag nochmals Rücksprache gehalten, ob eine geplante Verabredung auch tatsächlich stattfinden wird. Am ehesten funktioniere ein derartiger

Umgang mit Personen, die ähnliche Probleme hätten wie Paula. Ob Zusammenkünfte tatsächlich stattfinden, ist immer fraglich:

„Naja, schon. Also das, was von mir ausgeht, also rein die Vorgabe, die ich hab', dass i einfach nix planen kann. Wenn irgendwelche Veranstaltungen, wo man früher reservieren muss, sind, fallen bei mir sowieso aus." **[Weil?]** „Weil i nix planen kann. Also ich weiß von einem Tag zum anderen net, wie's mir geht und deswegen, treff' ich mich mit Leuten, die des verstehen, des heißt, wir sagen, wir treffen uns dann und dann, wenn's geht. Wir tun am selben Tag noch mal updaten, quasi wie es is. Und des geht eben nur mit Leuten, die ein ähnliches Problem haben und des a verstehen. Das ist aber dann schwierig, bis man zusammen kommt. Manchmal geht's beim Einen net, manchmal beim Anderen." (Paula, Zeile 30-36)
„Also ich hätte viel mehr Zeit für viel mehr Dinge, nur ich schaff's net, weil ich's net durchstehe. Jetzt hab' ich eine Freikarte für eine Veranstaltung in drei Wochen und ich überleg': „Hoffentlich bin ich fit genug an dem Tag, dass ich das auch schaffe." (Paula, Zeile 157-159)

Hürden, die Paula an Treffen oder direkt Vorort hindern, wären dann gegeben, wenn sie beispielsweise lange stehen, Stiegen steigen oder weit gehen muss. Paula erklärte, dass sie ein Problem mit der Muskelfunktion, mit der Koordination, dem Gleichgewicht, der Orientierung und dem 3D-Sehen habe. Zu viele Menschen, die sich in einem Raum bewegen, wären „ihren Augen nicht zuträglich". Treffe nur eine der genannten Dinge beim Besuch einer kulturellen Veranstaltung zu, würde sie dies vollkommen überfordern und bei ihr Übelkeit hervorrufen. Dunkelheit und Zweidimensionalität – beides ist meist im Kino vorhanden - sei für ihren Gesundheitszustand akzeptabel. Paula muss daher stets im Vorhinein überlegen, ob sie kulturelle Veranstaltungen besucht bzw. muss abwägen, ob ihr Gesundheitszustand gut und die am Veranstaltungsort gegebenen Bedingungen annehmbar sind, um nicht daran zu „scheitern":

„I hab' ein Problem mit der Muskelfunktion, mit der Koordination, mit dem Gleichgewicht, mit der Orientierung, mit dem 3D-Sehen. Also wenn ich in einem Raum bin und viele Leute durcheinander rennen, wird mir so schlecht, dass ich umfalle. Also dort, wo viel Action ist. Also ich kann mit den Augen net so folgen. Das is' so, wie wenn man seekrank ist. Und wenn des zum Beispiel vorher sehr turbulent ist und die Veranstaltung beginnt dann erst, dann ist man zu dem Zeitpunkt, wo des anfangt schon so schlecht, dann hab' ich davon nichts mehr. Darum geh' ich lieber wo hin, wo es etwas dunkler ist, damit es nicht so blendet. Also das Kinogehen is' sehr angenehm für mich. Außerdem – Kino is' nur zweidimensional. Das kann ich verarbeiten. Eine große Bühne, wo viele Leute herum hüpfen, ist sehr mühsam für mich. Also Tanzveranstaltung zum Beispiel. Das kann ich nicht besuchen. Also alles, was körperlich anstrengend ist. Also große Theater war i schon sehr lange nicht mehr, weil die langen Gänge und die Logen und wenn man da herumrennen muss, der Weg zum WC und zurück. Das is' einfach zu anstrengend. Also das sind einfach so Auslöseverfahren bei mir, sodass ich prinzipiell eher nur in kleine Theater gehe. Und auch solche, wo nicht viele Stiegen sind. Jetzt, wo ich darüber nachdenk', ist für mich das so selbstverständlich, dass ich gar nicht mehr überleg'. Also wenn ich das jetzt gefragt werde, muss ich mich konzentrieren. Da frage ich mich dann gleich selbst, warum gehe ich da net hin. Des is' für mich schon so selbstverständlich geworden." (Paula, Zeile 50-66)

Paula bezeichnet ihre Krankheit als eine Form mealgischer encepholongitis, ein genetischer Defekt, der angeboren sei und mit dem Hormonsystem zusammenhänge. Dass diese Behinderung organischen Ursprungs wäre, darauf sei Paula erst sehr spät gekommen:

„Das is' so eine Art MS, also mealgische encepholongitis. Und ich hab' gerade eine Untersuchung laufen auf irgendeinen genetischen Defekt, also das hängt mit dem Hormonsystem zusammen." **[Hast du das seit Geburt an?]** „Wahrscheinlich schon, ja." **[Und das ist erst später zum Ausbruch gekommen?]** „Ich habe immer Probleme gehabt in der Schule und habe immer geglaubt, ich bin halt nicht belastbar. Dass das ein rein organisches Problem ist, da bin ich erst sehr spät darauf gekommen." (Paula, Zeile 74-80)

Paula vermutete, dass ihre Müdigkeit und ihr geringes Belastungspotential etwas mit ihr als Person zu tun hätte und kam erst später dahinter, dass ihre Voraussetzungen körperliche Betätigungen zu machen, nicht jenen anderer Personen entsprechen. Auch in ihrer Familie kam nie jemand auf die Idee, dass sie ein „Problem" hätte, das auf eine organische Ursache zurückzuführen sei. (siehe Paula, Zeile 86-89)

Fallweise ergab sich für Paula die Möglichkeit, Menschen, die sie in ihrer Kindheit und Jugendzeit kennen lernte, wieder zu treffen. Der Vorteil lag für sie darin, eine/n GesprächspartnerIn zu haben, der/dem sie sich mitteilen konnte. Der dabei entstandene Nachteil war, was ihre Identität und ihre Biographie betraf: *Sollte sie sich offenbaren und von ihrem bisherigen Leben erzählen oder würde dies nur Nachteile mit sich bringen?* Die Identität als Studentin betrachtete Paula dabei als positiv:

„Oder Menschen, die ich vor dreißig Jahren gekannt hab' und dann mit Internet wiedergefunden hab' und dann mit denen kommuniziert habe und mich wieder getroffen hab'. Das hat mit manchen spontan funktioniert. Und oft ist auch eine gewisse Hürde da, weil ich mir denk': Es ist schwierig", sag' ich denen, dass „ich in der Zwischenzeit nicht viel geleistet habe?" (Paula, Zeile 200-204)

Paula kam in unserem Gespräch immer wieder darauf zurück, wie schlecht es ihr des Öfteren im Hinblick auf ihren Gesundheitszustand ergangen wäre und wie sie dabei gegenüber Helfenden empfand. Zuspruch Anwesender verbesserte dabei ihre Situation und ihre eigene Zuversicht:

„Ich war einfach in einem irrsinnig schlechten Allgemeinzustand." **[Und wie hat sich das geäußert?]** „Das ist schwierig zu beschreiben. Puh! Das ist so ein Gefühl wie wenn man eine Grippe hat mit 40 Grad Fieber und schon bewusstseinsgetrübt ist und kaum mehr die Augen aufhalten kann. Man ist also so schwach, nicht mal einen Suppenlöffel halten zu können. Da kriegen manche Leute extreme Angst. Und die Eine hat keine Angst gehabt. Und die hat gesagt: „Das wäre kein Problem für sie". Und dadurch, dass sie keine Angst gehabt hat, hat das auch mein Selbstvertrauen gestärkt, dass ich das schaffe. Und wenn ich zum Beispiel aufstehen und ins Bad gehen muss und ich weiß, die ist eh da, dann hab' ich nicht so einen Stress, ob ich den Weg zurück auch noch schaffe. Das hat irrsinnig stark die Lage entschärft. Und dadurch ist es mir einfach dann schnell sehr viel besser gegangen. Damit waren viele Leute einfach komplett überfordert. Da hab' ich auch gemerkt, wo die anderen Leute ihre Grenzen haben. Das macht mir schon einen irrsinnigen Druck, wenn ich Angst hab', dass sich meine Umgebung überfordert fühlt. Wenn ich mir vorstelle, wenn ich in einem Theater sitze und mir wird schlecht und irgendjemand muss dann zur Tat schreiten und mir beistehen. Das würde mir so unangenehm sein." (Paula, Zeile 265-279)

Neben entzündeten Augen, Kopfschmerzen und Schwindelgefühlen gab Paula an, Probleme mit ihrer Schilddrüse zu haben (siehe Paula, Zeile 299; Zeile 483-484).

Paula ging manchmal in ihren ausgeführten Tätigkeiten an ihre Grenzen, was sich körperlich bemerkbar machte. Als sie die langen Turnusdienste überforderten, kam in ihr der Gedanke auf, dass sie zwar mit Mühe das Medizinstudium beenden könnte, allerdings den Beruf als Ärztin niemals wahrnehmen könnte:

„Meine Grenzen hab' ich gespürt bei allem, was mit Mikroskopieren und solchen Sachen war. Ich hab' mich immer gewundert, warum ich mir so schwer tu'. Ich hab' immer geglaubt, das wird mir schon jemand sagen, wenn ich nicht geeignet wäre. Das war aber nie. Ich bin halt über diese Grenzen irgendwie noch rüber gekommen. Dann hab' ich mir auch gedacht: Man kann dieses Studium fertig machen und ist halb blind. Man schafft das sogar, aber da hat niemand den Auftrag, einem zu sagen, dass das nicht geht. Da muss man dann selber draufkommen. Das war für mich schon ziemlich ein Schock, dass ich gemerkt hab', da gibt's Hürden, die schaffe ich irgendwie net und dann bei der Ausbildung sowieso. Bei 24-Stunden-Diensten bin ich dann regelmäßig gescheitert. Da hab' ich dann schon gemerkt, ich kann das Studium zwar irgendwie fertig machen, aber ich kann den Beruf nicht ausüben." (Paula, Zeile 457-466)

Als Paula versuchte bei einem Verein aktiv als Funktionärin mitzuhelfen, merkte sie, dass sie dies aufgrund ihres schwankenden Gesundheitszustandes nur in geringem Ausmaß könne:

„Ich hab's bei einem versucht, aber das war dann sofort limitiert, weil regelmäßige Treffen, wo man dann irgendwelche Aktionen liefern muss, geht nicht. Ich mach's halt so, dass ich unverbindliche Informationen herumschicke, wenn ich was weiß oder ich erledige irgendwelche Anrufe. Aber i hätt' mir gewünscht, dass ich da Vorlesungen organisieren oder so was machen kann, aber das kann ich net." (Paula, Zeile 559-563)

Paulas Situation mit ihren empfindlichen Augen habe sich die letzten Jahre ohne erdenklichen Grund bzw. gesonderter medizinischer Intervention auf unerklärliche Weise gebessert. Das Vertrauen in ihren Arzt und darauf, dass positive Erlebnisse eintreten könnten sowie wissenschaftliche Arbeiten über Gendefekte, lassen Paula fallweise optimistisch werden. Wichtig wäre aber auch, dass das soziale Umfeld so gestaltet sei, dass positive Erlebnisse erfahrbar werden:

„Ich hab' einen sehr guten Arzt, der mich immer wieder auf die Beine stellt und ich hab' auch einen sogenannten epigenetics, also dass Genschäden reparabel sind und daran arbeiten sie. Ich sag' für mich jetzt im Hinterköpfchen: „Alles ist möglich". Also im Moment ist es nicht absehbar, aber ich lass' das offen. Wer weiß, was in zehn Jahren ist? Vielleicht geht's. Und das Problem, was ich mit den Augen habe, das ist in den letzten Jahren eine Besserung eingetreten und das ist medizinisch nicht erklärbar. Aber das gibt mir schon des Vertrauen, das Dinge möglich sind, die man nicht vorhersehen kann, also im positiven Sinn. Und deswegen ist mir klar, da gibt's jetzt so wissenschaftliche Arbeiten darüber, wie genetische Defekte wieder repariert werden können und zwar, das soziale Umfeld muss stimmen, man muss ständig positive Erlebnisse haben, man muss, ähm, also das soziale Umfeld muss einfach unter bestimmten Bedingungen ablaufen und darum ist es mir auch sehr wichtig, nur in einer Atmosphäre von Geborgenheit, Wohlwollen und so weiter zu sein. Nur dort können solche Dinge stattfinden. Und das ist also das, woran ich arbeite. Dass ich die Rahmenbedingungen schaffe, dass das, was mein Arzt mit mir macht, einen dementsprechenden Hintergrund, eine Grundlage dafür hat und darum sag' ich: Im Moment ist es zwar nicht absehbar, aber für mich ist es das Motiv, weiterzumachen". (Paula, Zeile 680-894)

2. Teilhabeerfahrungen: *2.1: Definition und subjektive Indikatoren gesellschaftlicher Teilhabe*

„Da denke ich in erster Linie an Kultur. Also wo man am Abend hingeht. Theater oder Kino oder auch Vernissagen. Also dort, wo Menschen zusammenkommen, um zu sprechen, um sich zu treffen." **[Das heißt, du denkst dabei daran, ob du an diesen Veranstaltungen teilhaben kannst?]** „Ja, um die Fragen: Geht's oder geht's nicht. Inwieweit ist man da eingeschränkt oder auch wollen einen die anderen nicht dabeihaben. Also alles, wo Menschen zusammenkommen außerhalb der Arbeitszeit, um etwas zu unternehmen. Eigentlich alles, ja. I denk in erster Linie an kulturelle Sachen, aber eigentlich könnte auch dazugehören Wandern oder Ausflüge am Wochenende." **[Das heißt, gesellschaftliche Teilhabe ist für dich mehr eine Sache, die sich in der Freizeit abspielt.]** „Ja, also, dass man einen Freundeskreis hat, wo man Sachen unternimmt." (Paula, Zeile 5-17)

Paulas Verständnis nach hat gesellschaftliche Teilhabe mit kulturellen Ressourcen und Aktivitäten, sozialen Ressourcen (Sozialkontakte, familiäres und freundschaftliches Netzwerk) und einer Gesellschaft ohne stigmatisierenden oder diskriminierenden Praxen - was einen barrierefreien Zugang zu Dienstleistungen miteinschließt - zu tun.

2. Teilhabeerfahrungen: *2.2: Gemachte Teilhabeerfahrungen*

Eine Teilhabeerfahrung Paulas war als sie von Menschen unterstützt wurde, die sich auf ihre Situation einstellten und ihr das Gefühl vermittelten, nicht behindert zu sein:

„Ich habe Menschen getroffen, denen ich überhaupt nichts erklären musste, die völlig spontan und empathisch meinen Zustand so gut erfasst haben, dass ich mit denen nie in eine Situation gekommen bin, wo ich überhaupt des Gefühl gehabt hab', behindert zu sein. Also es gibt Menschen, die intuitiv, ich weiß nicht wie, einfühlsam, sofort sich auf meine Lage einstellen und dann passiert auch nichts." (Paula, Zeile 194-198)

Paula erlebte Teilhabe als sie an der Universität Wien Medizin studierte. Ihr gefiel es, eine Identität als Studentin zu haben. Sie begann nach Abschluss ihres Medizinstudiums aus Interesse und um sich selbst zu beweisen, dass sie noch ein weiteres Studium schaffen könne, Kultur- und Sozialanthropologie zu studieren. Paulas Arbeit setzt sich aus der Einteilung ihrer Freizeit und aus jener Zeit, in der sie etwas für ihr Studium leistet, zusammen. Ob sie ihr neu angefangenes Studium tatsächlich beenden wird, ist für sie selbst nicht absehbar:

„Ich bin Studentin, dann ist das, sag' ich mal, schon eine unglaubliche Erleichterung. So eine Art Identität einfach." **[Ist das ein Mitgrund, warum du gerne studierst oder studiert hattest?]** „Ja. Und es ist für mich eine Herausforderung, noch ein Studium zu schaffen, einfach weil das die Chance ist, mit einer flexiblen Arbeitszeit etwas zu erreichen. Weil ich kann mich auf nichts fix einlassen. Und wenn ich mir das selbst flexibel einteilen kann, dann kann ich sagen: Ich hab' jetzt eine Stufe erreicht. Obwohl ich es nicht weiß, ob ich es derzeit noch schaffen würde." (Paula, Zeile 209-215)

Die Bedeutsamkeit an der Universität Wien inskribiert zu sein, liegt in der Stärkung von Paulas Selbstbewusstsein und beeinflusse ihre Auseinandersetzung mit der Sinnfrage ihres Lebens. Als Paula wahrnahm, dass Veränderungen an der Universität Wien geplant waren, die für sie nicht zuträglich erschienen, bangte sie um ihr „Studentinnen-Dasein" und hatte das Gefühl, ihr werde etwas Wichtiges genommen. Paula betrachtet die inhaltlichen Auseinandersetzungen sowie die Möglichkeiten an der Universität soziale Kontakte knüpfen zu können, als Existenzgrundlage:

„Wie gesagt, für mich bedeutet das unglaublich viel, dass ich inskribieren kann. Ich nimm' ja auch niemanden einen Platz weg, weil ich ja, wie soll ich sagen, aber wenn das irgendwo aufscheint, wer weiß, was da passiert. Also für mich ist das eine Grundlage für Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein und Sinnfrage und alles." **[Also dir gibt das viel, auf die Uni zu gehen?]** „Also wann war das? 1995? Als der eine Politiker das abgedreht hat, da hab' ich mich sofort exmatrikuliert und ich hab' gemerkt, wie ich komplett abstürze. Das war die Katastrophe für mich." **[Also ist die Uni für dich auch ein wichtiger Anker, was die gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten angeht.]** „Für mich ist das eigentlich eine soziale Existenzgrundlage." (Paula, Zeile 813-823)

Gesellschaftliches Zugehörigkeitsgefühl verspürte Paula, als FreundInnen sie abholten, um mit ihr Zeit zu verbringen. Dabei konnte sie sich darauf verlassen, dass sie – sobald es ihr physisch schlecht(er) ergehen sollte – nachhause gebracht wird:

„Ja, genau. Zum Beispiel wenn einer sagt: „Du, heute is' ein schönes Wetter. Ich komme mit dem Auto, ich hole dich ab, fahren wir auf den Wilhelminenberg. Gehen wir spazieren". Und ich weiß, dass mich der sofort heimbringt, wenn ich zusammenklappe." (Paula, Zeile 223-225)

Tiefe Freundschaften, die mit Menschen eingegangen wurden, die über Einschränkungen hinwegsehen und auch sich selbst nicht als „fehlerfrei" betrachten würden, zählen zu den positivsten Teilhabeerfahrungen Paulas:

„Ja, also einfach eine tiefe Freundschaft. Und zwar unter Bedingungen, dass ich nicht einfach das Gefühl habe: Ich bin jetzt der Krüppel quasi und die Anderen müssen mir helfen, sondern, dass das so eine Art Ebenbürtigkeit ist. Dass manche Leute einfach wissen, jeder hat seine Einschränkungen." (Paula, Zeile 255-258)

Teilhabeerfahrungen machte Paula auch mit Personen, die in ähnlichen Lebenslagen sind bzw. waren. Manche von ihnen traf sie in Selbsthilfegruppen:

„Und da hab' ich eine Bekannte aus einer anderen Selbsthilfegruppe, ein Unfallopfer, die hat selbst Pflegestufe drei, aber wenn's mir schlecht geht, die versorgt mich, also, weil die besser beieinander ist. Und mit der kann ich auch recht viel unternehmen, weil die wohnt im Nebenhaus und ist auch sehr flexibel und irrsinnig lustig unterwegs, weil die hot auch sehr viel Zeit." (Paula, Zeile 304-308)

Paula betrachtet ihre Teilhabemöglichkeiten immer mit dem Vorbehalt, dass sich Menschen im Laufe der Zeit von ihr abwenden würden, d.h. ihre gesellschaftliche Teilhabe scheint meist ein „Verfallsdatum" zu haben:

„Ich versuche das jetzt so zu sehen, dass alles immer nur ein bisschen auf Zeit is'. Weil selbst wenn jemand mir gegenüber sehr positiv und sehr offen ist, kommt bei jedem der Punkt, wo die Leute dann nicht mehr mögen." (Paula, Zeile 514-516)

Gesellschaftliche Zugehörigkeit verspürt Paula auch dann, wenn sie Mitglied bei Vereinen ist und Seminaren beiwohnen kann:

[Bist du derzeit Mitglied von Vereinen oder von einer Organisation oder gehst du noch in Selbsthilfegruppen?] „Ja, bei Vereinen bin ich bei einigen dabei und zwar solche, die quasi passive Teilnahme ermöglichen." **[Zum Beispiel?]** „Zum Beispiel ein Verein, der homöopathische Vorträge veranstaltet und so Austausch, weil da gibt es immer so interessante Vorträge und da kann ich hingehen oder auch nicht. Also da is' wenig Druck da. Dann gibt's einen Verein für alternative Medizinstudenten." (Paula, Zeile 546-551)

Manchmal versuchte Paula Sozialkontakte selbst herzustellen, wenn sie sich sehr einsam fühlte. Mittlerweile falle es ihr nicht mehr schwer auf Leute zuzugehen. Dabei machte sie positive als auch negative Erfahrungen. Paulas Möglichkeiten mit Menschen in Kontakt zu treten sind durchaus gegeben, was nicht zuletzt an ihrem Verhalten liegt. Was sich aus Kontaktaufnahmen schlussendlich entwickelt, ist dabei offen:

[Wie beurteilst du grundsätzlich deine Möglichkeiten, mit Menschen in Kontakt kommen zu können, mit denen du im besten Fall Freundschaften schließen könntest?] „Ich glaub', dass das bei mir sehr, fast schon übertrieben ausgeprägt ist. Es gibt Tage, an denen ich jeden anrede auf der Straße, so ungefähr, ja, einfach aus Einsamkeit heraus und dass ich da irrsinnig hemmungslos bin. Weil ich weiß, von zehn Leuten, einer bleibt mir vielleicht. Weil ich habe mich damit abgefunden. In dem Moment, wo de Leute merken, was mit mir los ist, sind sie sowieso dann über alle Berge. Deswegen, diejenigen, die dann übrig bleiben, die meinen's dann ernst. Bis zu einem gewissen Punkt, wo's denen dann auch zu viel wird. Aber ich weiß, dass ich das erbringen muss. Also ich muss auf die Leute zugehen." (Paula, Zeile 573-581)

Paulas gesellschaftliche Teilhabe steht stark mit ihren Sozialkontakten in Verbindung. Der von ihr zu Beginn des Gesprächs angeführte kulturelle Aspekt bzw. der Besuch kultureller Veranstaltungen sei ihr zwar wichtig, nimmt aber im Vergleich zur Möglichkeit, sich jemanden mitteilen zu können, eine scheinbar eher untergeordnete Position ein. Paulas Bedürfnisse verteilen sich auf mehrere Personen:

„Also i hab' ein paar ältere Freundinnen mit denen ich mich sehr gut versteh', die aber zum Teil am Land draußen wohnen, also wir sehen uns äußerst selten und telefonieren halt sehr viel. Das sind wieder andere, als die, zu denen ich persönlich Kontakt hab'. Also zum Beispiel zur Nachbarin. Meine verschiedenen Bedürfnisse sind auf verschiedene Leute aufgeteilt und die überschneiden sich nicht." (Paula, Zeile 591-595)

Paula erhält eine Frühpension, die ihr v.a. deswegen zugesprochen wurde, da ihr für eine gewisse Zeitspanne eine Arbeitsstelle bei einer Firma, bei der sie Jahre davor ein Praktikum absolvierte, vermittelt wurde. Ihren Erzählungen zufolge wurde sie bevorzugt behandelt, was die Einstellung in

diesem Beruf betraf. In diesem einen Fall verfügte sie über mehr soziale Ressourcen („Vitamin B“) als die restlichen BewerberInnen:

„Das war eine geschobene Partie, dass ich den Arbeitsplatz gekriegt hab’. Das war ganz eigenartig. Also es wundert mich heute noch. Also ich hab’ die Stelle gekriegt, obwohl 50 Personen vor mir waren. Und das ist irgendwie, naja, das möchte’ ich nicht ausbreiten, das ist irgendwie von politischer Seite her gelaufen. Ich hab’ dort einmal ein Praktikum gemacht und die waren so begeistert von mir und das war denen nicht klar, was ich für Grenzen hab’. Ich habe das zwar angegeben beim Einstellungsgespräch und die haben gesagt: Macht nix.“ (Paula, Zeile 698-703)
„Ich habe mich gewundert. Die waren so nett, dass ich für ein Jahr einen Vertrag bekommen hab’ und dadurch hab’ ich auch die Arbeitslose bekommen. Das war meine einzige Chance überhaupt, im Bezug auf Pension und Arbeitslose und alles.“ (Paula, Zeile 708-710)

In Paulas unmittelbarer Umgebung gibt es eine Nachbarin, die sie als Freundin betrachtet. Früher hatte sie quantitativ mehr Personen, die sie zu ihrem Freundeskreis zählte:

„Wie gesagt, eine Freundin, die ich über’s Fernsehen kennen gelernt hab’ oder einfach weil ich sie über den Balkon anrede. Früher gab’s mehr, die mir bestanden. Also jetzt hab’ ich nur noch eine. Die möchte ich natürlich auch nicht überstrapazieren. Es sind a paar weniger geworden.“ (Paula, Zeile 751-753)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.1: politisch-institutionell*

Die Unflexibilität eines Wiener Fahrtendienst-Unternehmens, dem Paulas Situation vermutlich schwer vermittelbar ist, kann als Barriere zum Zugang zu Dienstleistungen betrachtet werden:

„Es hat lange Zeit von der Stadt Wien so einen Fahrtendienst gegeben. Die haben mich hingebracht und abgeholt. Das muss man ein paar Tage vorher anmelden, auf die Uhrzeit genau.“ **[Das kannst du dann fallweise nicht.]** „Eben! Ich weiß oft gar nicht, ob dann und dann. Aber eine Zeit lang hab’ ich das ganz gut hingekriegt. Die letzten Monate ist das so drastisch reduziert worden, dass das fast nimmer geht.“ (Paula, Zeile 281-285)

Negative Erfahrungen machte Paula mit Personen, die bei ihr als PflegebetreuerInnen tätig waren und deren Aufgabe u.a. darin bestand, Tätigkeiten im Haushalt zu erledigen. Paulas Aussagen zufolge mangelte es diesen Personen an Ausbildung, was sich negativ auf die Gesamtsituation auswirkte:

„Wo es wirklich am meisten Probleme gibt, sind die ganzen öffentlichen Organisationen.“ **[Warum?]** „Weil die wirklich überhaupt kein Verständnis haben. Also, ich will da jetzt nicht zu politisch werden, aber das hat mich so erschüttert, ich hab gedacht, ich muss ein Buch d’rüber schreiben. Die kommen bei der Tür herein und sind völlig überfordert, wie ein Haushalt funktioniert. Oder die haben keine Ahnung, wo im Supermarkt die Milch steht. Also so ganz einfache Dinge. Die können eine Geschirrspülmaschine nicht von einem Herd unterscheiden. Ich meine, das ist jetzt krass was ich sage, aber ich hab’ da Sachen erlebt, das ist unbeschreiblich.“ (Paula, Zeile 343-351)

Vor allem beklagte sich Paula über die mangelnde Motivation bzw. darüber, dass in ihrem Fall scheinbar nur das „Allernotwendigste“ gemacht wurde. Sobald keine Familienangehörigen vollzogene

Arbeitsschritte nachprüfen, würden die ausgeführten Tätigkeiten auch in Zukunft nicht zur Zufriedenheit Paulas erledigt werden:

„Diese Personen werden von einem Computer eingeteilt. Das ist eine Pflegebetreuung im Haushalt. Das wird von der Stadt Wien angeboten. Das Problem ist: Wenn es hart auf hart kommt, dann lässt das aus und zwar komplett. Wenn man also keine Familie und keine Angehörigen hat, dann geht nix mehr. Das ist genau wie im Krankenhaus, wenn man im Spital ist." (Paula, Zeile 357-360)
Also dass das einmal eine Basisversorgung ist und das habe ich nie erlebt, dass das funktioniert hat. „Und das hat eben noch funktioniert, wie ich noch Freunde gehabt hab', die dazu motiviert waren. Aber mit der Zeit wollen die nicht mehr. Und im Krankenhaus ist es dasselbe. Wenn zum Beispiel die Krankenschwestern sehen, das ist eine Patientin, die kriegt regelmäßig Besuch von der Familie, dann reißen die sich zusammen und man wird ordentlich versorgt. Und wenn dann nie jemand kommt – die knallen einem das Tablett hin und wenn man nichts gegessen hat, dann räumen's das wieder weg und fragen nicht, ob man vielleicht essen kann oder nicht. Die helfen einem dann nicht mehr. Oder beim Duschen. Da kann man beim Duschen zusammenklappen und es interessiert keinen. In dem Moment, wo man Angehörige hat, funktioniert das alles. Weil die wissen, da ist jemand und der hot ein Aug' d'rauf." (Paula, Zeile 382-391)

Politisch-institutionelle Hürden scheinen bei Paula auch im Hinblick auf ihr Verhältnis zur Universität Wien zu bestehen. Veränderte Studienbedingungen würden Paulas studentisches Vorankommen beschwerlich machen:

„Also das war in den 1980er-Jahren noch viel einfacher, weil da hab' ich mich zur nächsten Prüfung angemeldet, habe einfach daraufhin gelernt und bin dann je nachdem angetreten oder hab's verschoben. Das heißt, ich hab' mir das individuell alles einteilen können und hab' dafür 10 Jahre gebraucht und hab' daneben aber fast nichts gemacht, weil's mir einfach das Wichtigste war, das fertig zu machen." (Paula, Zeile 453-457)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.2: Soziale Isolation*

Probleme mit ihren Augen, die mit der Krankheit im Zusammenhang stünden, plagten Paula so sehr, dass sie fallweise auf einen abendlichen Ausgang verzichtete, während ihre FreundInnen gemeinsam unterwegs waren. Da Paula bei vielen Aktivitäten nicht mitmachen konnte, stellte sie Bekannte und FreundInnen untereinander vor. Diese trafen sich dann ohne Paula, die sich sodann einsam fühlte:

„Also mit den Augen hab' ich immer schon große Probleme gehabt. Und wenn die anderen nach der Schule noch fortgegangen sind, dann hab' ich nach Hause müssen, weil ich einfach nicht mehr können hab'. Und ich hab' eben Kontaktlinsen gehabt', die ich sehr schlecht vertragen hab'. Und dadurch ist das immer nur ein paar Stunden gegangen und dann war ich fertig. Das war mal der Anfang. Und wenn die Anderen gesagt haben: „Gemma noch fort", dann hab' ich nein gesagt. Oder wenn mich Leute angerufen haben und gefragt haben: „Du, magst noch mitgehen? Wir machen noch des und des", dann hab' ich gesagt: „Nein, ich kann nicht, aber vielleicht meine Freundin". Ich hab' dann immer die Leute zusammengespannt und die sind dann miteinander fortgegangen und ich bin dann immer über geblieben. Das hab' ich sehr oft erlebt. Das is' irgendwie extrem frustrierend." (Paula, Zeile 97-106)

Paulas Leben ist von temporärer gesellschaftlicher Teilhabe geprägt. Viel öfter gab es aber Zeiten in denen sie sich sozial isoliert fühlte:

„Die Leute verschwinden dann einfach. Ich war viele Jahre allein daheim. Und das war eine Zeit, wo ich geglaubt hab', ich verblöde endgültig." (Paula, Zeile 415-416)
„Es ist irgendwie sehr eigenartig. Und für einen Gesunden ist das schwer nachzuvollziehen. Die sehen immer nur, dass ich viel Zeit habe und dass ich drei Tage daheim sitze, aber dass mir in der Zeit die Decke auf den Kopf fällt und ich vor Einsamkeit fast vor die Hunde gehe, das kriegen die net mit." (Paula, Zeile 162-165)

Paula resigniert manchmal aufgrund ihres sozial isolierten Daseins. Verzweiflung macht sich dann bei ihr breit:

„Also dieses Bedürfnis nach Selbstwirksamkeit, dass ich nicht überbleib', dass ich noch irgendwas veranlassen kann. Wenigstens indirekt. Wenn das auch nicht mehr geht, da hab' ich dann das Gefühl: Jetzt hat's keinen Sinn mehr. Da frag' ich mich dann: Wozu noch? Ich bring nichts mehr selbst zusammen und ich kann auch die anderen nicht mehr mobilisieren. Also es ist eh völlig sinnlos, was ich mach'." (Paula, Zeile 319-323)

Konflikte, die sich mit ihren NachbarInnen ergaben, führten dazu, dass entweder der Kontakt zu Paula gemieden wurde oder ein mit Spannung aufgeladenes soziales Verhältnis bestehen blieb. Manche NachbarInnen betrachten Paula als jemanden, der etwas vorspiele und sich dafür vom Staat bezahlen lasse. Das Ausmaß der Konflikte reichte soweit, dass Paula nun davon ausgeht, im Notfall von diesen Personen keine Unterstützung zu erhalten:

[Wie sieht's mit den Nachbarn aus?] „Haben sich sehr reduziert. Da sind furchtbare Eifersüchteleien gelaufen. Also wüste Dinge. Also Leute, die regelmäßig in die Arbeit müssen und die sehen, dass ich den ganzen Tag zuhause sitz'. Da werde ich oft angefeindet. Da ich eh' nichts leiste und dass ich eh' den ganzen Tag Zeit habe zum Faulenzen. Ist schwierig, ist schwierig." **[Wissen die eigentlich bescheid?]** „Zum Teil ja, zum Teil ist überhaupt kein Verständnis da. Manche wollen's auch gar nicht wissen. Es ist halt immer so: Der letzte, der die Türklinke in die Hand nimmt, hat dann Angst, dass er picken bleibt, also dass einer dann verantwortlich ist. Die versuchen, sich dann auch fern zu halten. Das ist einfach auch die Angst vor der Verantwortung, wenn's mir sehr schlecht geht." (Paula, Zeile 402-411)

Da Paula für ihr Medizinstudium länger benötigte als ihre FreundInnen, war sie stets angehalten, sich neue FreundInnen zu suchen:

„Es hat mich dann immer wieder an denselben Hürden zurückgeworfen. Und meine Kollegen sind dann immer viel schneller fertig geworden und ich bin halt immer übrig blieben. Ich hab' mir dann wieder neue Freunde suchen müssen, wieder neue Kollegen zum Lernen und hab' immer wieder zugeschaut, wie mir die anderen davongezogen sind." (Paula, Zeile 472-475)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.3: Ökonomische Ausgrenzung und Ausgrenzung am Arbeitsmarkt*

Paulas finanzielle Lage war vermutlich ihr ganzes Leben lang problematisch. Getätigte Telefondienste ermöglichten ihr den Anspruch auf Arbeitslosengeld. Die arbeitsmedizinische Untersuchung, die schließlich Paulas Arbeitsunfähigkeit belegte, trug ebenso dazu bei. Die Situation stellte sich für sie als schwierig heraus, als noch keine Bestätigung über ihre Arbeitsunfähigkeit vorlag und das Arbeitsamt Paula deshalb nicht als arbeitsunfähig einstufte:

„Ich war sieben Jahre arbeitslos und habe aber in der Zeit stundenweise Telefondienste gemacht und damit hab' ich mir quasi die Arbeitslose verdient, weil ich musste ja beweisen, dass ich arbeitsfähig bin. Also da hab' ich dann jeden Monat beim Arbeitsamt die Differenz abgerechnet, weil wenn ich nichts gemacht hätte, hätten die gesagt: I bin krank und äh, also das ist schwierig, weil ich hab' das auch bei den anderen gesehen. Also die meisten haben keine Pension und irgendwann sagt das Arbeitsamt: Sie kriegen kein Geld. Also da gibt's so eine Kluft dazwischen, wo die Pensionsversicherung sagt: Du kriegst von mir nichts, weil wir können dich nirgendwo einstufen. Und das Arbeitsamt sagt: Du bist krank und deswegen bekommst du auch nichts." **[Und von wem bekommst du dann Geld?]** „Viele Leute fallen dann raus und das ist das Drama. Ja, das is' ein Wahnsinn. Und jetzt mit der Mindestsicherung frage ich mich auch. Ich meine, es heißt 6 Monate, dann Arbeitslager, so ungefähr. Die arbeiten nichts, weil sie krank sind. Und bei mir war's halt so, dass ich halt jeden Monat meine Arbeitsfähigkeit bewiesen habe im Stundenbereich und irgendwann hat meine zuständige Betreuerin gesagt: Es geht nicht mehr länger und hat mich zu einer arbeitsmedizinischen Begutachtung geschickt und die hat reingeschrieben, also, dass ich nichts machen darf, wo ich Stress hab', wo ich was mit dem Computer mache. Das war dann so eine Palette, sodass die gesagt hat: Ok, jetzt ist es eindeutig. Dann hat's gesagt: Ok, schicken wir Sie zur Pensionsversicherung, zu einer Umschulung. Und dann hat die Pensionsversicherung ein Gutachten erstellt, dass sie mich nicht umschulen, da ich ja gar nicht arbeitsfähig bin. Damit haben sie sich selber quasi ihr Urteil geschrieben, dass sie mich in die Pension entlassen. Ansonsten nämlich, ich kenne das von den anderen, die haben Jahre lang prozessiert und sind dann irgendwann zusammengekracht und haben dann nichts bekommen. Das hätte ich mir nicht leisten können. Weil ich habe die Kraft für sowas gar nicht. Und es war ein viele Jahre dauernder mühsamer Prozess, und es hat Jahre gedauert, bis ich das dann alles verkraftet hab'. Das ist, wie gesagt, wirklich eine Existenzgrundlage und das ist das Existenzminimum." (Paula, Zeile 631-655)

Paula hatte oft das Gefühl, vom Sozialstaat nicht aufgefangen zu werden. Mittlerweile begnügt sie sich mit dem Arbeitslosengeld und ihrer Frühpension. Paula räumt sich bei dem Gedanken - sollte sie jemals wieder versuchen, einen Arbeitsplatz zu bekommen - selbst keine Chancen ein, tatsächlich einen zu erhalten:

„I bin dann immer wieder in Krankenstand gegangen und die Krankenkassa hat mich beinhart abgeschrieben. Die haben gesagt: „Das interessiert uns nicht". Also ich bin ständig durch den Rost gefallen und, äh, da hab' ich mir auch gedacht: Was ist das für ein System, wo man nirgends dazugehört? Also immer bleibt man irgendwo über. Also das hat mich sehr schockiert. Irgendwann hab' ich dann so derart Stress gehabt, ich hab' dann irgendwann nicht mehr das Vertrauen, dass ich noch irgendwo eine Existenzgrundlage kriegen kann und dann kommen noch so Leute." **[Das heißt, wenn du in Zukunft nach einer Arbeitsstelle Ausschau hältst, siehst du deine Chancen]** „Im Moment bei null, würd' ich sagen." (Paula, Zeile 672-679)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.4: Kulturelle Ausgrenzung*

Paulas Familie ignorierte Großteils ihr Gesundheitsproblem und war auf sie nicht gut zu sprechen, wenn sie um Hilfe bat:

[Das heißt, es hat für dich Zeiten gegeben, wo du dich ausgeschlossen gefühlt hast.] „Eigentlich immer schon. Nur, ich hab' das sehr persönlich genommen. Ich hab' immer geglaubt, das hat mir als Person was zu tun, aber net, dass ich einfach begrenzte Voraussetzungen hab'. Das habe ich sehr lange net verstanden, weil des auch in meiner Familie auch nie jemand wirklich beachtet hat. Oder wenn's mich abholen mussten von der Schule, dann waren sie halt böse auf mich. Aber da war nie ein Verständnis da. Darum hab' ich das Studium, das erste, auch mit viel Druck durchgestanden." (Paula, Zeile 85-91)
„Also ich hab' einen Bruder in Wien, aber naja, der hat wenig Verständnis, eigentlich. Hin und wieder, alle paar Monate, ein bis zwei Mal im Jahr, lädt er mich zum Essen ein." (Paula, Zeile 755-756)

Unverständnis wurde Paula angeblich auch von Menschen entgegengebracht, die im Erwerbsleben stehen und die über zu geringe Freizeit klagen:

„Ich habe das Gefühl, i bin extrem eingeschränkt. Und von anderen Leuten, von den Normalen, die im Arbeitsleben stehen, die eine 40-Stunden-Woche haben, von denen werde ich oft beschimpft, weil die sagen: „Du machst so viel. Und ich schaff' des alles gar net". Und „Ich muss arbeiten. Ich kann mir des alles gar net leisten". Da ist ein unglaublicher Neid. Also von den Anderen sieht es so aus, die sagen, dass ich in Luxus lebe und mir alles erlauben kann und für mich ist es genau umgekehrt. Ich kann vieles net machen, was ich gern' möchte." (Paula, Zeile 135-141)

Paula fühlte sich oft in ihrem gesellschaftlichen Umfeld (Familie, Bekannte, FreundInnen) nicht wohl, da sie mit ihrer Krankheit nicht ernst genommen wurde. Hin und wieder passierte es, dass FreundInnen darauf vergaßen, dass Paula eine barrierefreie Umwelt benötigt, um kulturelle Veranstaltungen besuchen zu können. Paula reagierte darauf verärgert und fühlte sich dann vollkommen missverstanden:

[Was sind oder waren für dich Gründe, die deiner Meinung nach zu gesellschaftlichem Ausschluss geführt haben? Fallen dir dazu konkrete Beispiele ein?] „Fehlende Möglichkeiten, unter die Leute zu kommen. Sehr großes, fehlendes Verständnis." **[Fehlendes Verständnis von Seiten deiner Freunde?]** „Die ganze Umgebung, vor allem von der Familie. Also Familie ist ganz schlimm. Also ständig dieser Zynismus. Zum Beispiel: Warum fährst du nicht nach Griechenland? Sag' ich: Ich kann nicht. Na brauchst eh nur in einen Flieger steigen. Also solche Bemerkungen." **[Das heißt also, dass deine Familie deine Krankheit** [B: „ignorieren"] **nicht registriert oder akzeptiert haben.]** „Sie akzeptieren sie net. Oder sie sind so esoterisch und sagen: Du hast dir das ausgesucht. Das ist dein Spaß. Also was für mich auch schwierig ist, wenn zum Beispiel eine Freundin, die mich sehr lange schon kennt, sagt: Dort und dort findet das und das statt. Magst du auch hinkommen? Das ist eh ganz einfach und eh ganz leicht. Und die sagt mir aber net, dass es im dritten Stock und ohne Lift ist. Und ich komm' dann dort hin und dann bin ich so enttäuscht, weil ich mir denk: Die weiß des, dass ich das net schaff'. Also so Sachen irritieren mich total, dass ich denk': Hab' i mich nu net deutlich genug ausgedrückt, dass das net geht? Also so was wundert mich dann, wie wenig Aufmerksamkeit bei den anderen da ist. Weil ich denk ma, das sind ein paar Vorgaben, die zu

beachten sind und die denken überhaupt nicht dran.“ **[I: Hast du dann das Gefühl, dass dich die Leute nicht ganz ernst nehmen?]** „Genau. Genau das ist es.“ (Paula, Zeile 167-186)

Manche Menschen reagierten auf Paulas Ausgehverhalten, das sich nach ihrem Gesundheitszustand richtet, gereizt oder brachen den Kontakt zu ihr ab als Paula ihnen eine Absage aufgrund ihres schlechten Gesundheitszustandes machte:

„Die Leute sind einfach von der Bildfläche verschwunden, haben einfach nicht mehr angerufen oder haben sich irgendwie genervt geäußert: „Mit dir kann man ja nichts unternehmen. Du klappst immer gleich zusammen“. Böse Äußerungen, zum Teil. Wo ich gemerkt hab’, um noch eine Kränkung einzuhandeln, dafür hab’ ich die Kraft net. Ich muss das von mir aus abbrechen.“ (Paula, Zeile 250-253)

Paula kränkt es und fühlt sich verletzt wenn sie von Menschen ignoriert oder beschimpft wird. Sie bekommt dann scheinbar das Gefühl, einem stereotypen Bild von Behinderung zu entsprechen:

„Die Leute, die mich so als Pflegefall hinstellen und sagen, dass man mit mir nichts unternehmen kann, das ist ganz schlimm für mich. Oder die Leute, die es einfach komplett ignorieren, das ist auch schlimm.“ (Paula, Zeile 259-261)

Eine andere Situation, die für Paula schwer zu ertragen war, hatte mit Personen zu tun, die sie aus Selbsthilfegruppen kannte. Das Dilemma, das sich dabei entwickelte, betraf in gewisser Weise die Problematik der Nichtzuordenbarkeit Paulas zu einer Gruppe: Sie zählte aufgrund ihres gebesserten Gesundheitszustandes weder zu den vollkommen „Gesunden“, noch zu den „Schwerkranken“. Das Problem, weder der „In-Group“ (den Kranken), noch der „Out-Group“ (den „Normalen“, die Paula ohnehin oft verstoßen) zugehörig zu sein, brachte es mit sich, dass sie manchmal von erstgenannter Gruppierung (auch) nicht akzeptiert wurde:

„Und es ist so, dass einige von denen in letzter Zeit ganz böse worden sind auf mich und zu mir den Kontakt abgebrochen haben, weil sie gesagt haben, dass es mir eh schon viel zu gut geht.“ **[Das heißt, du fällst aus dieser Gruppe heraus, weil du gar nicht mehr dazu gehörst?]** „Da gibt’s so eine kritische Phase. Wenn’s dir dann besser geht, dann geht’s dir für die, denen es schlechter geht, zu gut. Also die wollen dann nicht mehr. Die waren dann aggressiv: Ja, du! Du hast ja eh’ kein Problem! Also das ist ganz schlimm.“ (Paula, Zeile 290-295)

Versuche Paulas, anderen Menschen damit eine Freude zu machen, Informationen über stattfindende kulturelle Veranstaltungen zukommen zu lassen, stießen oft auf Unverständnis:

„Also so ein Tick von mir ist es, zu schauen, was es für Veranstaltungen gibt und dann E-Mails herumzuschicken, in der Hoffnung, wenn ich schon nicht hingehen kann, geht vielleicht jemand anderer und erzählt mir, wie es war. Ich mein’, manche Leute wundern sich da und denken, ich gehe da überall hin. Eben net. Ich find’s so schad. Ich mache da so einen wilden Aktionismus, dass ich da Informationen durch die Gegend schick’ und ich mach’ mich wichtig und ich hab’ irgendwie das Bedürfnis, mich wichtig zu machen.“ (Paula, Zeile 313-318)

„Wenn ich zum Beispiel Leuten irgendein Urlaubsziel empfehle und die sagen dann zu mir: Willst du mich verarschen? Fahr' selber hin und ich dann sage: Ich kann nicht, aber ich freu' mi, wenn du doch hinfährst. Das verstehen viele Leute nicht. Das hat sich bei mir irgendwie so entwickelt, als Ersatzprogramm. Bei manchen Leuten ist es halt so, die glauben dann irgendwann, dass ich dort überall war und sind böse zu mir und aggressiv und komisch und sagen: Ja dir fehlt eh nichts und: Du bist so viel unterwegs. Also da muss ich dann wieder erklären, dass es genau umgekehrt ist. Und das wundert mich dann, dass die Leute das nicht verstehen. Aber naja." (Paula, Zeile 326-333)

In der Schule wurde Paula des Öfteren vom Lehrpersonal vor versammelter Klasse diskriminiert. Eine Lehrerin merkte bereits damals, dass mit ihr irgendetwas nicht in Ordnung schien. Es gelang ihr aber nicht, diese Vermutung in freundliche Worte zu fassen:

„Das auch und wie gesagt, beim Sehen, dass ich da mit den Kontaktlinsen in der Schule saß, ständig entzündete Augen, dauernd Kopfschmerzen, die Lehrerin hat mich ständig gehänselt, dass ich mehr Paprika essen sollte." (Paula, Zeile 482-484)
„Also eine Lehrerin hat zu meiner Mutter gesagt: Aus der wird nie was. Die hat irgendwas. Jetzt denk' ich mir, die hat das irgendwie mitgekriegt, aber sehr nett war des auch nicht von ihr. Mir macht das nur klar, dass, wenn man näher hingeschaut hätte, das schon gemerkt hätte. Die anderen haben halt immer gesagt: Naja, die ist halt irgendwie anders." (Paula, Zeile 491-494)

LehrerInnen diskriminierten Paula auch aufgrund privater Differenzen, die sie mit ihren Eltern hatten. Beim Lehrpersonal machte sich auch Unverständnis im Hinblick auf Paulas Krankheit breit:

„Das waren auch persönliche Gründe, Eifersüchteleien mit meinen Eltern. Erstens war ich die Einzige in der Klasse, wo beide Elternteile Akademiker waren. Da bin ich deswegen schon ständig gehänselt worden. Und die Leute haben eher das so vorgeschoben als Grund, dass sie irgendwie über mich herzogen sind. Also ich hab' immer das Gefühl gehabt', die sehen meine Grenzen nicht, die hänseln mich, die glauben ich bin anders, weil ich glaub', ich bin was Besseres. Wie man so etwas verwechseln kann, ist mir überhaupt völlig unverständlich. Es war eben diese Diskrepanz: Einerseits war ich intellektuell und anspruchsvoll, andererseits habe ich aber körperlich nicht mithalten können. Aus der Diskrepanz heraus hab' ich oft Erlebnisse gehabt mit sehr viel Unverständnis." (Paula, Zeile 523-530)

Paula thematisierte während unseres Gesprächs, dass viele Menschen mit ihr und ihrer Situation die Geduld verlieren und sich dann abwenden würden. Sie halten Paula entgegen, dass sie selbst auch Probleme hätten auf die Paula nicht Rücksicht nehmen würde:

„Manche Menschen, die finden das halt sehr interessant, das man anders ist und fühlen sich dann auch mit ihren Problemen besser verstanden, aber irgendwann kommt auch der Punkt, wo sie ungeduldig werden, wo es ihnen dann doch auf die Nerven geht, wo es ihnen klar wird, dass es doch eine beinharte Grenze gibt. Also zuerst sind sie irgendwie verständnisvoll, aber hinterher sagen sie: Naja, aber andere Menschen haben auch Probleme und die haben Beziehungsprobleme und Probleme im Job und dass ich dafür zu wenig Verständnis hätte. Also die Einen sind irgendwie erleichtert, weil sie sagen: Mit der kann man irgendwie über alles reden. Dir ist nichts Menschliches fremd, aber umgekehrt verlieren die dann die Geduld mit mir, wenn sie dann merken, bei mir ist dann doch eine beinharte Grenze. Das ist dann nicht so, dass man da relativieren kann." (Paula, Zeile 503-511)

Unverständnis erfuhr Paula während ihres Turnusdienstes als eine Studentin ihre Dienststunden übernehmen musste. Aber auch die „Aushilfsstudentin“ wurde wegen ihres Zuvorkommens von anderen Studierenden diskriminiert:

„Wenn ich dann einen 24-Stunden-Dienst gehabt hab’, dann bin ich nach ein paar Stunden schon zusammengebrochen und meine Kollegin, die musste dann quasi sehr viel für mich mit übernehmen und da waren die anderen dann irrsinnig böse. Also irgendwann ist dann übriggeblieben, dass sich nur mehr die eine hat bei mir einteilen lassen, was aber bewirkte, dass die anderen dann auf sie wieder bös’ waren, weil sie mich quasi in Schutz genommen hat. Das war mühsam.“ (Paula. Zeile 665-669)

4. Stigma-Management: *4.4: Strategien, die auf Diskriminierungserfahrungen folgten*

Wenn Paula über zu wenig Sozialkontakte verfügte und sich einsam fühlte, telefonierte sie viel oder versuchte über Internet oder Fernsehen Leute kennen zu lernen:

„Wenn man nicht mehr raus kann, stundenlang telefonieren geht eine Zeit lang, aber das kann man mit anderen Leuten, die bettlägerig sind. Also da geht des auch a Zeit lang. Aber irgendwann ist man alle Themen durch und dann muss man sich neue Leute suchen. Und das ist auch eine Zeit lang gegangen über Internet oder übers’ Fernsehen oder so, dass ich einfach mit Leuten telefoniert hab’, die im Fernsehen in verschiedenen Shows sich dargestellt haben. Da hab’ ich einige kennen gelernt, aber sonst ist es doch besser, Leute kennen zu lernen, wenn man irgendwo hingeht.“ (Paula, Zeile 116-122)

Um Sozialkontakte zu haben und um über Probleme zu sprechen, besuchte Paula diverse Selbsthilfegruppen (siehe Paula, Zeile 186-187). Wenn sie nur mehr wenige Ansprechpersonen zur Verfügung hatte, suchte sie nach (neuen) Selbsthilfegruppen (siehe Paula, Zeile 300-301).
Nach Momenten sozialen Ausschlusses telefoniert Paula oder nutzt das Internet, um Menschen zu suchen, mit denen sie Kontakt aufnehmen könnte (siehe Paula, Zeile 312-313).
In Zeiten, in denen sich Paula einsam fühlte, begann sie, auf Menschen zuzugehen, um neue Sozialkontakte zu erhalten:

„Ich glaub’, dass das bei mir sehr, fast schon übertrieben ausgeprägt ist. Es gibt Tage, an denen ich jeden anrede auf der Straße, so ungefähr, ja, einfach aus Einsamkeit heraus und dass ich da irrsinnig hemmungslos bin. Weil ich weiß, von zehn Leuten, einer bleibt mir vielleicht. Weil ich habe mich damit abgefunden. In dem Moment, wo de Leute merken, was mit mir los ist, sind sie sowieso dann über alle Berge. Deswegen, diejenigen, die dann übrig bleiben, die meinen’s dann ernst. Bis zu einem gewissen Punkt, wo’s denen dann auch zu viel wird. Aber ich weiß, dass ich das erbringen muss. Also ich muss auf die Leute zugehen.“ (Paula, Zeile 575-581)

Paula versuchte, ihr Medizinstudium trotz ihrer erschwerten Situation abzuschließen. Sie investierte so viel Zeit dafür, dass sie viele Bedürfnisse außer Acht ließ. Leistungsdenken war vordergründig das antriebgebende Moment:

„Genau, ich habe eines fertig gemacht und da habe ich solche Probleme gehabt, dass ich dann quasi auf ein Privatleben verzichtet hab’.“ (Paula, Zeile 93-94)

4. Stigma-Management: *4.5 Strategien, die zukünftig vor Diskriminierung/sozialer Ausgrenzung schützen sollen*

Paula versucht, sich selbst ein positives Umfeld zu schaffen, was sich bei ihr vorwiegend darin äußert, auf ihren Körper zu achten und Sozialkontakte herzustellen. Sie gibt die Hoffnung nicht auf, dass die medizinische Forschung eines Tages einen Weg findet, ihren genetischen Defekt beheben zu können:

„Und deswegen ist mir klar, da gibt's jetzt so wissenschaftliche Arbeiten darüber, wie genetische Defekte wieder repariert werden können und zwar, das soziale Umfeld muss stimmen, man muss ständig positive Erlebnisse haben, man muss, ähm, also das soziale Umfeld muss einfach unter bestimmten Bedingungen ablaufen und darum ist es mir auch sehr wichtig, nur in einer Atmosphäre von Geborgenheit, Wohlwollen und so weiter zu sein. Nur dort können solche Dinge stattfinden. Und das ist also das, woran ich arbeite. Dass ich die Rahmenbedingungen schaffe, dass das, was mein Arzt mit mir macht, einen dementsprechenden Hintergrund, eine Grundlage dafür hat und darum sag' ich: Im Moment ist es zwar nicht absehbar, aber für mich ist es das Motiv, weiterzumachen." (Paula, Zeile 686-694)

FALL 4: KURT

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.1: Beurteilung der eigenen Bedeutsamkeit in der Gesellschaft*

Kurt fühlt sich als wichtiges und akzeptiertes Gesellschaftsmitglied. Bestätigt sieht er sich durch Dialoge und der Art und Weise, wie Menschen mit ihm umgehen:

[Hast du das Gefühl, eine nützliche Rolle in der Gesellschaft zu spielen?] „Auf alle Fälle".
[Woher holst du dir die Energie, die Bestätigung, dass du weißt, dass das so ist?] „Aus den Gesichtsausdrücken, den Dialogen von anderen Leuten und des spürt ma." (Kurt, Zeile 256-259)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.2: Zufriedenheit mit eigenem Lebensstandard*

Kurt ist mit seinem Lebensstandard zufrieden, auch wenn er weiß, dass er in seinem „Studentendasein" nicht über allzu viele monetäre Mittel verfügt. Er arrangiert sich mit seiner Situation. Es ist ihm möglich, einmal im Jahr zu verreisen:

„Jo, passt guat. Oiso, i man, als Student muaß ma hoit in gewissem Maße kalkulieren und man hat jetzt net die Massen zur Verfügung, oba i man, es passt. Also i denk ma, i glaub' es wird immer zu wenig. Aber ich hab' jetzt net des Gefühl, dass ma schlecht geht. I geh' gern' essen und wos i gerne moch', des moch' i. An Ferrari kann i ma kan kaufen, i man des is eh klar. Ich kann hin und wieder verreisen. Des passt." **[Kannst du es dir leisten, ein Mal im Jahr zu verreisen?]** „Jo, genau. I glaub' man sollte zufrieden sein mit dem, was man hot und net auf des besinnen, wos man net hot oder was man net kann." (Kurt, Zeile 342-349)

Kurt befindet seine Wohnsituation für in Ordnung. Die Wohnung, die Teil eines Studentenheims ist, wurde barrierefrei gebaut. Es freut ihn, dass er mit seinen beiden MitbewohnerInnen gut auskommt,

bemängelt aber die Wohngegend aufgrund der schlechten Infrastruktur und Verkehrsanbindungen. Zu anderen Studierenden, die ebenfalls im Gebäudekomplex wohnen, habe er keinen Kontakt. Außer seinen MitbewohnerInnen kennt Kurt niemanden, der in unmittelbarer Umgebung wohnt (siehe Kurt, Zeile 367-393).

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.3: Gesamtzufriedenheit mit gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten*

Kurt beurteilt seine Möglichkeiten und Voraussetzungen, gesellschaftlich teilzuhaben, als äußerst positiv (siehe Kurt, Zeile 140). Vollkommen zufrieden ist er nicht, wie er in einer späteren Aussage erkennen lässt. Er selbst meinte, dass er auf einer 10-stufigen Skala, wobei 10 der beste Wert ist, 8,5 Punkte im Bezug auf seine Teilhabemöglichkeiten vergeben würde. (siehe Kurt, Zeile 386)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.4: Deskriptionen und Beurteilungen von Teilhabemöglichkeiten im Biographieverlauf*

Kurt hat ein stark ausgeprägtes gesellschaftliches Zugehörigkeitsgefühl. Er gab an, sich selbst in die Gesellschaft einzubringen (siehe Kurt, Zeile 9). Er habe dies auch in Zukunft vor. Konkret meinte er damit Besuche von kulturellen Veranstaltungen sowie das Führen von Dialogen mit Bekannten und FreundInnen (siehe Kurt, Zeile 115-118). Kurt fühlte sich seit seiner Kindheit in Schule und Familie „sehr gut integriert“ (Kurt, Zeile 40-41). Er erzählte, dass es ihm leicht falle, mit Menschen in Kontakt zu treten (siehe Kurt, Zeile 264; Zeile 269-270). Ängste, in Zukunft gesellschaftlich ausgeschlossen werden zu können, hat er nur, wenn er an seine spätere berufliche Laufbahn denkt. Konkret befürchtet er nachteilige Gesetzeslagen, die ihm das Berufsleben erschweren könnten sowie potentielle Diskriminierungserfahrungen, sollte er als Lehrer in einer Klasse arbeiten:

„Najo, wenn i jetzt so ans berufliche Leben denke, dann muaß ma hoit schon überlegen, welcher Berufswahl möchte’ i amal nachgehn. Es ist jetzt net alles so selbstverständlich wie man vielleicht im ersten Moment glaubt. Zum Beispiel studiere ich eben katholische Religionspädagogik. Das ist eigentlich primär auf Lehramt. Nur Lehrer dann, aktiv den Beruf als Lehrer dann auszuüben, is’ net selbstverständlich und mitunter eigentlich sehr schwierig. Man muss dann Pflichtschüler oder Oberstufe unterrichten als Rollstuhlfahrer.“ **[Was befürchtest du da, was da eine Erschwernis sein könnte?]** „Naja, i glaub’, dass die gesetzlichen Grundlagen da net so geebnet sind. Also, dass es da auf den Goodwill von der Leitung darauf ankommt, dass Menschen mit Behinderung einfach den Job als Lehrer zum Beispiel einfach ausüben dürfen. Das ist gesetzlich net verankert oder net so geebnet. Das heißt, da kommt’s sehr auf den Goodwill darauf an von den Leitern beziehungsweise, also, wovor i mi net wirklich fürchte, was aber auch ein Problem sein kann, ist, wenn du so halbpubertierende in der Klasse host, dass es an afoch doch noch viel schwerer fallen wird, sich do durchzusetzen, wenn’s merken, du kommst ihnen dann vielleicht einfach net so an. Das kann halt sein oder auch net.“ (Kurt, Zeile 54-68)

Kurt habe auch keine Angst, seinen Beruf als Berater einer Organisation, die Persönliche Assistenz anbietet, zu verlieren, da er davon ausgeht, dass er seine Arbeit zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausführt. Seine Sichtweise auf sein Leben scheint sehr positiv zu sein. Selbst eine Kündigung würde ihn nicht sonderlich belasten:

[Hast du Angst, den Arbeitsplatz verlieren zu können?] „Nein, hab' ich net. Da hätten sie Einbußen. (*lacht*). Nein, das glaub' i net." **[Warum glaubst du das?]** „Weil ich mit meiner Arbeit einen wichtigen Beitrag leist' und jetzt grod bei uns a paar Neue aufgnommen worden sind, da werden's dann net Alte kündigen. Und selbst wenn i gekündigt werden würde, geht mei Leben deswegen net zugrunde." (Kurt, Zeile 321-326)

Da es in Kurts Leben scheinbar oft zufriedenstellende Lösungen in spezifischen Situationen gab, geht er davon aus, dass dies auch weiterhin so sein werde. Des Weiteren kann angenommen werden, dass sein familiäres und freundschaftliches Netzwerk sowie die ihm gebotenen Unterstützungsleistungen Kurts Vorstellungen, wie er leben möchte, weitgehend entsprechen. Dies lassen folgende Aussagen erahnen:

[Gibt's irgendwelche Veranstaltungen, die du aus einem bestimmten Gründen nicht besuchen kannst oder die du dir nicht leisten kannst, die du aber gerne machen würdest?] „Do fällt ma jetzt nix ein." **[Also hast du bist jetzt immer alles machen können, was du dir vorgenommen hast?]** „Also wenn's mir ein wirkliches Herzensbedürfnis ist, dann werd' i an Weg finden". (Kurt, Zeile 350-354)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.5: Hilfe/Unterstützung*

In Kurts Schullaufbahn halfen MitschülerInnen stets mit wenn Unterstützungsbedarf gegeben war. Diskriminierungserfahrungen oder Ablehnung erlebte er dabei nie:

[Wie war das in dieser Situation mit der Unterstützung, wenn du was gebrauchst hast? Hast du da einen besten Freund in der Klasse gehabt?] „Na, eigentlich net. Es hat eigentlich jeder geholfen. Natürlich hab' ich mich mit manchen besser verstanden, mit anderen weniger gut verstanden und die einen waren die besseren Freunde, aber angeredet oder geholfen hat eigentlich jeder." (Kurt, Zeile 101-105)

Im öffentlichen Leben wäre schon mehrmals der Versuch unternommen worden, Kurt zu helfen, wenn es ihm mit seinem elektrischen Rollstuhl nicht gelang, eine Barriere zu überwinden. Das Gewicht seines Fortbewegungsmittels vereitelte aber manchmal das Unterstützungsvorhaben. Die Helfenden fühlten sich dadurch hin und wieder beschämt:

„Oft helfen Leute eh, aber oft bringt es auch nichts, wenn sie beim E-Rolley helfen, weil sie ihn afoch net drüberheben können zum Beispiel. Und oft ist es den Leuten dann peinlich, aber ja. Aber im Grunde ist das jetzt nichts, woran i zerbrochen wär'. Aber es fällt ma halt schon immer wieder auf". (Kurt, Zeile 183-186)

Auch wenn Kurt sehr viel selbst regeln kann, ist die von ihm angeforderte Persönliche Assistenz hilfreich bei Tätigkeiten im Haushalt oder bei der Freizeitgestaltung. Manche AssistentInnen begleiten und assistieren auch auf Urlauben:

„Ich regle meinen Alltag mit Hilfe persönlicher Assistenz. Also i kann eigentlich sehr viel söbst. Des haßt, alles, wos für mi für den Alltag relevant is, die Grundbedürfnisse, Körperpflege und so weiter. Das mach' ich mir alles selber. Des kann i selber und da bin i recht dankbar. Des hot natürlich eine große Flexibilität zur Folge. Wo ich Unterstützung brauch', das is im Haushalt beim Kochen, beim Saubermachen, beim Waschen oder halt bei gewissen Freizeitgestaltungen wie Schwimmen gehen oder Fitnesscenter. Do hol i ma auch Unterstützung, do hob i dann meinen Assistenten. Jo, Urlaubsreisen. Also für sowos nehm' ich meine Assistenten mit." (Kurt, Zeile 236-242)

Kurts Teilhabemöglichkeiten änderten sich als er eine Arbeitsstelle bekam. Er wurde dadurch ökonomisch autonomer. Der Erhalt seines elektronischen Rollstuhls vor fünf Jahren erhöhte seine Mobilität und wirkte sich abermals positiv auf seine gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten aus:

[Haben sich im Laufe des Lebens an deinen Teilhabemöglichkeiten etwas verändert?] "I bin älter geworden. (*lacht*) Und habe dadurch mehr Möglichkeiten. Auch durch Einkommen und so. Also ich hab' auch einen E-Rolley gekriegt vor 5 Jahren und da hat sich mein Spektrum im Bezug auf die gesellschaftliche Integration erheblich erweitert, weil i natürlich viel mobiler bin als früher mit dem elektrischen Rollstuhl, da kann i überall selber hinfahren und bin net immer auf wen anderen angewiesen. Dadurch ist der Weg kein Thema mehr. Genau. Den E-Rolley hab' ich vor fünf Jahren kriagt und dadurch hot sich natürlich schon mein Spektrum beträchtlich erweitert." (Kurt, Zeile 387-393)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.6: Beurteilung des eigenen Gesundheitszustandes*

Auch wenn ein noch besserer Gesundheitszustand wünschenswert sei, ist Kurt mit seiner derzeitigen gesundheitlichen Verfassung zufrieden. Er brachte in diesem Zusammenhang Rehabilitations-aufenthalte zur Sprache, die er manchmal in Anspruch nehme. (siehe Kurt, Zeile 244-247) Sie geben ihm „körperliche Stärke, emotionale Stärke" (Kurt, Zeile 250) und beeinflussen seinen physischen und psychischen Gesundheitszustand in positiver Art und Weise (siehe Kurt, Zeile 250-251).

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.7: Blick auf eigene Situation*

Kurt kam bereits in der 29. Schwangerschaftswoche unter Sauerstoffmangel zur Welt. Folge davon ist eine Beeinträchtigung des Bewegungsapparates (im speziellen ist der Bereich des Gehens gemeint). Im medizinischen Fachjargon ist von spastischer Diplegie die Rede. (siehe Kurt Zeile 142-144)

2. Teilhabeerfahrungen: *2.1: Definition und subjektive Indikatoren gesellschaftlicher Teilhabe*

Kurt spricht bei seiner Definition von gesellschaftlicher Teilhabe soziale Ressourcen (Sozialkontakte, familiäres und freundschaftliches Netzwerk), kulturelle Ressourcen (Freizeitbeschäftigungen) und ökonomische Ressourcen (Arbeit) sowie das Mitwirken in gesellschaftlichen Teilsystemen an:

„Gesellschaftliche Teilhabe, des is für mich, einfach an der Gesellschaft teilzuhaben, des heißt, sich mit Freunden zu treffen, Freizeitbeschäftigungen nachzugehen, eine Arbeit zu haben, eine Ausbildung zu machen, sich einfach einzubringen in die Gesellschaft in jeglicher Art und Weise.“ (Kurt, Zeile 4-6)

2. Teilhabeerfahrungen: *2.2: Gemachte Teilhabeerfahrungen*

Zu seinen gesellschaftlichen Teilhabeerfahrungen zählt Kurt jene, die er am Arbeitsplatz und im Laufe seines Studiums an der Universität Wien machte sowie Erfahrungen auf Reisen. Kurt sieht keinen (wesentlichen) Unterschied zwischen seinen und jenen gesellschaftlichen Teilhabeerfahrungen, die nichtbehinderte Menschen machen. Der Student erwähnte auch, dass seine vielfältigen positiven Erfahrungen damit zu tun hätten, dass er nicht alleine wohnt und sich nicht von der Gesellschaft zurückzieht. Teilhabeerfahrungen würden - dem letzten Gedanken Kurts folgend - also auch etwas damit zu tun haben, das eigene Leben selbst in die Hand zu nehmen, um aktiv auf „die Gesellschaft“ zuzugehen:

„Ahm, jo, weil ich zum Beispiel einen Job hab’ und mich zum Allgemeinwohl der Gesellschaft einbringe, ahm, weil ich auf die Uni geh’, an Studium nochgeh’, weil ich Freunde hob’, mit denen i mi triff’, weil ich verreise also quasi keinen Unterschied sehe zu anderen Mitmenschen. Ich bin sozusagen net abgekapselt in meiner Wohnung und dass i irgendwie dortbleib’ und nix Aundares mitkriag. Das is’ so der krasse Kontrast dazua.“ (Kurt, Zeile 11-15)

Teilhabeerfahrungen machte Kurt bereits in der Schulzeit und als Mitglied in Jugendgruppen. Unterstützt wurde er stets von seinen Eltern, die darauf bedacht waren, dass er am (öffentlichen) gesellschaftlichen Leben teilhaben kann:

„Ahm, nein, Gott sei Dank, eigentlich net. I war immer, seit ich mich erinnern kann, sehr gut integriert. In meinem Heimatort in Niederösterreich. Des haßt, i bin im Ort in die Schule gegangen, in die Volksschule, in die Hauptschule. I war in der Jungschargruppe dabei, bin auf Jungscharlager mitgfahren, war bei Geburtstagsfeiern eingeladen. Also i hab’ da wirklich a sehr gesegnete Kindheit eigentlich gehabt. Ich weiß von sehr vielen, dass es bei ihnen anders war. Und da bin i eigentlich sehr froh und dankbar a meinen Eltern gegenüber, dass sie mir des einfach ermöglicht haben und dann einfach immer geschaut ham, dass i integriert bin und am gesellschaftlichen Leben dabei. Also nein, da hat’s nie irgendwas wirklich Negatives gegeben“. (Kurt, Zeile 40-47)
„Ich war immer sehr in der Klassengemeinschaft drinnen, also selbst immer wo dabei.“ (Kurt, Zeile 92-93)

Positiv vermerkte Kurt nicht nur, dass er bei Veranstaltungen, die im Laufe der Pflichtschulzeit angeboten wurden, mitmachte, sondern auch, dass seine SchulkameradInnen im Umgang mit ihm über das Phänomen Behinderung lernen und dadurch eigene Unsicherheiten ablegen konnten:

„Also, ja, ich war zum Beispiel immer auf Klassenfahrten bei Landschulwochen, Wienwochen, Sportwochen. Do wor i nie in einem eigenen Zimmer, sondern immer mit meinen Klassenkollegen beisammen und do hot ma den Zusammenhalt besonders gemerkt. Also sie haben mit mir den Umgang mit Menschen mit Behinderung gelernt und indem ich afoch selber auch ka Scheu hob' davor, i glaub' des is a gaunz wichtig." (Kurt, Zeile 96-100)

Kurts Freundeskreis besteht aus Menschen mit Behinderung und ohne Behinderung (siehe Kurt, Zeile 225). Mit Erstgenannten trifft er sich seltener (siehe Kurt, Zeile 222). Kontakte, die Kurt mit Menschen mit Behinderung pflegt, genießt er besonders, da so manch' Erklärungsbedarf nicht mehr gegeben sei, v.a. dann nicht, wenn es um die Wahl eines Lokals im Bezug auf Barrierefreiheit geht:

„Es ist halt oft leichter mit, es ist halt, ich merk' halt manchmal, wenn ich mit Leuten unterwegs bin, die auch eine Beeinträchtigung haben, die auch selbst im Rollstuhl sitzen, dann bin ich halt manchmal ein Bissl entspannter, weil dann einfach sehr viel an Erklärungsbedarf wegfällt. Oder man sucht sich im Vorhinein eine Location, die barrierefrei ist, die ein Klo hat, die von vornherein so ist, dass man weiß, des passt. Ahm, wennst dich mit anderen Leuten triffst, oiso mit denen triff' i mi a sehr oft, sogar mehr, is eh klar, also da hast wieder mehr Erklärungsbedarf. Da denkst dir: Scheiße, wo gehen wir hin? Kann ich da überhaupt rein? Also i merk halt oft, dass i do entspannter bin. Und des is auch die Erfahrung, die von Freunden geteilt wird, die in einer ähnlichen Situation sind." (Kurt, Zeile 225-233)

Neben Möglichkeiten neuer Sozialkontakte, die sich beim Besuch eines Fitnessstudios auftun, gefällt es Kurt, Sozialkontakte zu FreundInnen und Bekannten zu pflegen (siehe Kurt, Zeile 253-255).

Zum Zeitpunkt des Interviews gab Kurt an, keinem Verein oder einer Organisation anzugehören, da er dafür keine Zeit mehr hätte (siehe Kurt, Zeile 262). Er sei ohnehin oft unterwegs und wenig zuhause (siehe Kurt, Zeile 275-276).

Kurt hat ein Teilzeit-Arbeitsverhältnis als Berater für Menschen mit Behinderung und für AssistentInnen bei einer Organisation, die Persönliche Assistenz anbietet. Der Student versteht sich mit den meisten seiner ArbeitskollegInnen sehr gut. Jene davon, die als BeraterInnen tätig sind, hätten selbst eine Behinderung, da die Organisation dem Gedanken des „peer-counseling"[114] Rechnung trage:

„Ich arbeite bei einer Organisation, die persönliche Assistenz anbietet. Ich arbeite Teilzeit, für 13 Stunden. Des is' a Beratung für Leute mit Behinderung für persönliche Assistenz. Das heißt, zu mir kommen Leute, die selbst keine Ahnung haben von persönlicher Assistenz, die ich dann dahingehend berate, wie sie zu persönlicher Assistenz kommen, jo und so weiter, welchen Hilfebedarf sie brauchen und wie viel Stunden und so weiter. Ich bin aber auch Anlaufstelle für die Assistenten, wenn's da irgendwelche Probleme gibt. Wenn es um Anmeldung, Abmelden geht. Anfragen schreiben. Also i bin sehr, sehr viel mit Menschen in Kontakt. Das ist mir wichtig. Also innerhalb vom Beraterteam

[114] Menschen mit Behinderung werden von Menschen mit Behinderung beraten.

funktioniert's sehr, sehr guat. Wir halten sehr, sehr guat zam. Wir arbeiten auf dem Modell der queer-Beratung, das heißt, wir Betroffene leisten Beratung für Betroffene und deswegen haben meine Arbeitskollegen, also im unmittelbaren Beraterteam auch irgend a Art von Einschränkung sei es jetzt Seheinschränkung, Hörbeeinträchtigung, Körperbeeinträchtigung. Aber die im Sekretariat hat jetzt ka Beeinträchtigung, genauso wie die Putzfrau zum Beispiel ka Beeinträchtigung hat. Also es ham net alle zwingend a Beeinträchtigung. Ah, mit denen komm' i sehr guat zaum. Mit manche besser, mit manche wieder net so guat." (Kurt, Zeile 287-300)

Kurt geht gerne in die Arbeit (siehe Kurt, Zeile 322-323). Er wurde nach seinem Bewerbungsgespräch, das seine erste Bewerbung in seinem bisherigen Leben darstellte, als Berater eingestellt (siehe Kurt, Zeile 324-325). Fleiß und Hartnäckigkeit würden aber jedem/jeder dazu verhelfen, eine Arbeitsstelle zu finden, meint er (siehe Kurt, Zeile 328-330).

Grundsätzlich blickt Kurt positiv in die Zukunft, was die Suche nach einem Arbeitsplatz betrifft. Dennoch vermutet er, dass es Menschen mit Behinderung schwerer haben dürften.

„Naja, i glaub', die allgemeine Situation am Arbeitsmarkt is schwierig für jeden. Für Leute mit besonderen Bedürfnissen umso mehr. Aber nichts desto trotz optimistisch bleiben. Wenn du was finden willst, wirst du was finden." (Kurt, Zeile 328-330)

Kurt erhält Therapien. Von gesellschaftlicher Teilhabe lässt sich hier nur im weitesten Sinne sprechen:

„Physiotherapie hab' i. Die mach' i einmal in der Woche. Und dann geh' ich zwei Mal in der Woche ins Fitnessstudio. Dann und wann gemma masieren. Aber eher weniger. Und jede Menge anderer Kontakte, die natürlich auch guat tan. Zum Beispiel mit Freunden, Bekannten und so weiter." (Kurt, Zeile 253-255

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.1: politisch-institutionell*

Politisch-institutionelle Hürden sind bei Kurt bauliche Barrieren (Stiegen statt Aufzug, zu hohe Tische, keine barrierefreien Toiletten, zu wenig Platz), die seine gesellschaftlichen Teilhabe-möglichkeiten erschweren bzw. einschränken:

[Gibt's für dich im Leben Hürden, die dir deine gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten erschweren?] „Jo, des sind ganz klar die vielfachen, ganz stark aber san's die baulichen Gegebenheiten, die afoch Menschen mit Handicap oder in meinem Fall im Rollstuhl, die gesellschaftliche Teilhabe sehr erschweren oder schwer mochn. Des is anfoch, wenn zum Beispiel in an Lokal Stufen drinnen sind, ahm, wenn's ka adäquate Möglichkeit gibt, zur Toilette zu gehen, zum Beispiel, ahm. Jo, ahm, anfoch wenn ma des Gefühl hat, de Leute denken jetzt einfach net mit, wenn sie das planen oder bauen. Des is einfach so des Hauptproblem, wos i oft seh'. Oiso so lange i mi in Einkaufszentren oder in Kinos aufhalte, passt's ganz guat, wenn i allerdings in ein Lokal gehen möchte, in eine Bar gehen möchte, stoß i bald amal auf Probleme." **[Also in Form von Stiegen, zum Beispiel.]** „Von Stiegen, von zu wenig Platz, von ka adäquate Klomöglichkeit, die Tische zu hoch." (Kurt, Zeile 16-27)
„Also ausgeschlossen fühl' i mi dann, wenn bauliche Barrieren gegeben sind, wenn kein Licht vorhanden ist, keine Stufen sind, wenn ich net aufs Klo gehen kann, wenn der Platz net geschaffen ist,

dass ein Rollstuhl rein kann, oder hin kann oder irgendwie adäquate Zugangsmöglichkeiten hab'. Und des is' anfoch net aus Böswilligkeit passiert, sondern anfoch weil die Leut' anfoch net mitgedacht ham. Zu sehr in Kastln gedacht ham. Und bei de Leut' auch vorher nu kane Berührungspunkte mit dem gehabt haben. Weil die Location vielleicht in einer Zeit entstanden ist, wo des anfoch nu net so a große Rolle gespielt hot. Also des ärgert mich dann schon sehr. Was willst'n mochen." (Kurt, Zeile 147-154)

Aufholbedarf habe in dieser Hinsicht die Universität Wien. Erstens sei noch immer keine vollständige Barrierefreiheit an der Hauptuniversität sowie an Instituten, die der Universität Wien unterstehen, gegeben. Beispielsweise fehlen Möglichkeiten des Zugangs zu gewissen Hörsälen (da keine Aufzüge vorhanden sind). Für Kurt bedeutet das, von Lehrveranstaltungen, die er für die Beendigung seines Studiums benötigt, ausgeschlossen zu bleiben. Wenn er Glück hat, wird im darauffolgenden Semester dieselbe Lehrveranstaltung in einem anderen Hörsaal angeboten, der für ihn erreichbar ist. Kurt hatte in einem Semester das Problem, dass ein Seminar in jener Zeit abgehalten wurde, in der er arbeitete. Es wurde zwar eine Parallelveranstaltung an einem anderen Wochentag angeboten, allerdings fehlte zum Hörsaal ein barrierefreier Zugang. Kurt fühlte sich selbst nachdem er sich an die Behindertenbeauftragte der Universität Wien wandte, nicht ernst genommen und war verärgert:

„Naja, zum Beispiel Uni Wien, ist ja net die beste Universität im Bezug auf Rollstuhlfahrer. Das is' eigentlich a ziemliches Armutszeugnis. Ahm, es war mir bis zum letzten Semester net möglich, Proseminare in der Bildungswissenschaft, also auf der Pädagogik, in Anspruch zu nehmen, weil ich in meinem Studium auch Pädagogik-Vorlesungen besuchen muss. Und jo, die hab' ich dann einfach net machen können beziehungsweise eventuell dann schon machen können, aber halt genau des Seminar net und do arbeite ich dann halt vielleicht und da geht's halt dann gerade nicht. Das heißt, i hab' einfach net die Wahlmöglichkeit gehabt, so wie andere. **[Das war wegen dem Studienplan, weil das so angesetzt war** [Genau] **an einem Tag, an dem du arbeiten musstest und es gab' keine Parallelveranstaltung.]** Ja, genau. Na es hat schon Parallelveranstaltungen gegeben. Die haben aber in einer Location stattgefunden, im zweiten Stock, ohne Lift. In der Garnisongasse zum Beispiel. Also das, da fehlt mir auch ein bissl die Akzeptanz, weil ich ma denk', des is bitte a öffentliche Universität mit freiem Hochschulzugang. Bitte wir leben in der Bundeshauptstadt und des is einfach lächerlich. Und grod do denk' i ma, is grod a bissl a Wurschtigkeit do. Oder do muaßt hoit dann immer kämpfen, dass du dich ins Zeug haust, mit dem Behindertenbeauftragten redest. Der Behindertenbeauftragte ist dann gerade net da oder weiß jetzt auch nicht, was am besten zu tun ist. Also do bleibt schon viel Energie auf der Strecke, was schon mit viel Ärger auch verbunden ist. Also im Bezug auf die Uni hab' ich mich schon viel und oft geärgert. Dass ich da einfach net teilnehmen kann, weil viele Stufen sind oder weil es im zweiten Stock ist." (Kurt, Zeile 159-177)

Weitere Hürden politisch-institutioneller „Natur" waren auf Kurts Bildungsweg gegeben. Sein Vater sorgte durch Gespräche und Vereinbarungen mit DirektorInnen dafür, dass gesonderte Adaptierungen in der Schule vorort waren, die seine Schulbesuche erleichterten. Wenn er bei Schreibaufgaben mehr Zeit benötigte, ihm aber insbesondere bei Tests von Lehrenden keine zusätzliche Zeit gewährt wurde, wurde er politisch-institutionell benachteiligt:

„Also mein Papa hot sich da auch immer sehr eingesetzt, dass i do die notwendigen Adaptierungen kriag, dass i do integriert bin, dass i do in dem Ort in de Schule gehen kann, ahm, also net wirklich. Also was dann fallweise schon ein Problem war, war, wenn es um Sonderprivilegien gegangen ist,

wenn ich das so formulier', dass i einfach länger zum Schreiben braucht hob' und dann a Zeitverlängerung braucht hob', also das war vor allem in der Unterstufe scho sehr oft a Problem." **[Ist man dir da nicht so flexibel entgegengekommen?]** „Nein, das war eher ein Problem. Das ham's halt net kennt und des wor halt a Bevormundung, sozusagen. Also des war net für jeden einsichtig und klor. Des wor teilweise a sehr schwierig zu argumentieren, bei manchen. Genau, in der Oberstufe war es dann leichter. Da bin in Wien gewesen, in einer speziellen Schule, eben für Körperbehinderte. Ahm, und do hob' i einfach die Situation schon kennt'. Des wor dann einfacher. Aber selbst da war's dann oft noch schwierig zu argumentieren, warum ich für eine Schularbeit länger brauch' oder jetzt noch um dieses oder jenes länger brauch', also des ist oft so a Gradakt." **[Und war das dann in den meisten Fällen so, dass dir dein Ansuchen, zum Beispiel auf mehr Zeit, gewährt wurde?]** „Ja. Also, es ist oft sehr mit einem Kämpfen verbunden gewesen, aber eigentlich bin ich nie gescheitert." (Kurt, Zeile 71-88)

Hilflos und ausgeliefert fühlte sich Kurt des Öfteren gegenüber Krankenkassen. Meist ging es dabei um Adaptierungen seines Rollstuhls oder um den Kauf von Heilbehelfen. Anschaffungen müssten nämlich im Vorhinein bezahlt werden. Das Geld werde erst nach Erhalt zurückgezahlt. Große Erschwernisse wären in diesem Zusammenhang die Höhe der zu leistenden Summen zur Verfügung zu haben, der damit verbundene bürokratische Aufwand sowie die lange Wartezeit auf etwas, das ad hoc benötigt wird. Die fehlende Möglichkeit auf etwas zurückzugreifen, das (unter-)stützend wirkt, würde Kurts alltägliches Leben erschweren. Der Umgang der Krankenkassen mit KundInnen lässt ein kundenorientiertes Verhalten vermissen. Viel eher ist darin politisch-institutionelle Ausgrenzung zu orten:

„I man, wos hoit schon für's gesellschaftliche Leben schwierig ist, sind die ganzen Heilbehelfe, die du brauchst. Ist es a Rollstuhl oder irgendeine Adaptierung. Do bist manchmal so machtlos und ausgeliefert, ahm, im Bezug auf die Krankenkassen. Des dauert oft so ewig lang bis du dann wieder eine Adaptierung vom Rollstuhl kriagst oder oft muaßt des Göd dann a wieder söbst auslegen. I mein, des Göd muaßt zuerst selbst einmal haben. Dann musst oft tausende von Seiten, na, oiso tausende net, aber i man schon oft so ein 20 Seiten Packl, was du dann an Schriftverkehr zusammenkriegst. Dann rufst du wieder an bei der Krankenkassa: Bitte warten Sie, Sie werden verbunden. Verbunden wirst aber nie. Dann ist der wieder nicht da, den du brauchst. Dann sagt die Person: Ja, i waß ah net. Dann geht des wieder hin und her. Da geht oft nix weiter. Und do bist echt schamlos ausgeliefert. Des is des. Und mit dem schamlos ausgeliefert sein. Do kann i schwer damit umgehen." (Kurt, Zeile 210-220)

Kurt bleibe zwar der Zugang zu Rehabilitationsmöglichkeiten nicht verwehrt, allerdings zeige sich eine Erschwernis in der Organisation seiner Rehabilitationsaufenthalte. Obwohl er in einer Organisation arbeitet, die Persönliche Assistenz für Menschen mit Behinderung anbietet und dort vorort Menschen mit Behinderung arbeiten, hatte Kurt im Bezug auf seine Rehabilitationsaufenthalte gegenüber seiner Chefin bereits mehrmals Erklärungsbedarf:

„Jo, so die Akzeptanz gegenüber der Behinderung ist natürlich do, wobei es dann, grod i denk, so die Rehaaufenthalte einmal im Jahr ist dann oft scho schwierig durchzusetzen, grod gegenüber der Chefin a. Do denkt ma sich dann, grod die sollte es aber am besten wissen. Dem ist genau nicht so. Des haßt, des is dann schon oft schwierig zu erklären Hey, i bin jetzt vier Wochen net do und moch' aber die vier Wochen keinen Urlaub, sondern mach' wirklich Therapie. Und do gibt's oft heftige Diskrepanzen sowohl von der Arbeitskollegenseite her, als auch vom Arbeitgeber." (Kurt, Zeile 300-306)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.4: Kulturelle Ausgrenzung*

Diskriminiert fühlt sich Kurt selten. Hin und wieder ärgerte er sich wenn Leute im Aufzug, die ihn bereits zum Aufzug kommen sahen, davonfuhren:

[Gibt's von der gesellschaftlichen Seite her, also abgesehen davon, wenn Leute im Vorhinein beim Bauen nicht mitdenken, Situationen, die dir begegnen, wo im Alltag nicht mitgedacht wird, in Form einer sozialen Hürde?] „Na, eigentlich net." (Kurt, Zeile 31) „Natürlich passiert's ma, dass mir oft Leute vor da Nase mit dem Lift wegfahren oder einem de Tia vor da Nase zuahaun, oba des passiert mir auch, wenn i grod in Gedaunken woanders bin. Also des nimm i dann net persönlich oder sog' dann amoi eh, wenn mi was ärgert. Do nimm i mir kein Blatt vor den Mund." (Kurt, Zeile 34-37)
Als Eltern mit ihren Kindern im öffentlichen Raum unterwegs waren und auf Kurt trafen, entstanden Situationen, die Rückschlüsse auf die Wahrnehmung von und den Umgang mit (Körper-) Behinderung zulassen:

„Ganz super is' auch des Beispiel mit so kleinen Kindern, die gerade reden gelernt ham', wo es dann afoch, keine Ahnung, wo sie mich anschaun mit ganze große Augen und dann sagen sie: Warum sitzt du do drinnen? oder Was hast du denn? Daneben steht dann die Mama und sogt: Pscht! Des derfst net frogn! Und sie entschuldigt si dann quasi bei mir und i sag' dann: Na is ja kein Problem. Und dann erklär' ich das oder man merkt einfach, dass des ihnen dann peinlich ist oder so wos." (Kurt, Zeile 130-135)

4. Stigma-Management: *4.4: Strategien, die auf Diskriminierungserfahrungen folgten*

Als Situationen zustande kamen, in denen sich Kurt benachteiligt fühlte, ging er auf Personen zu und suchte den Dialog. In anderen Situationen setzte er ein Schriftstück auf und richtete sich mit seinem Anliegen direkt an die zuständige Person:

„Natürlich passiert's ma, dass mir oft Leute vor da Nase mit dem Lift wegfahren oder einem de Tia vor da Nase zuahaun, oba des passiert mir auch, wenn i grod in Gedaunken woanders bin. Also des nimm i dann net persönlich oder sog' dann amoi eh, wenn mi was ärgert. Do nimm i mir kein Blatt vor den Mund." (Kurt, Zeile 34-37)
„Ja, also vorweg, ich bin sehr aufgeschlossen und gehe einfach auf die Leute zu. I würd' amoi sogn, dass es afoch sehr stark darauf ankommt, wie du di selbst einbringst in die Gesellschaft, wie du selbst auf die Gesellschaft zugehst. Von dem wird's abhängen, ob du ein bissl an Bezug kriegst." (Kurt, Zeile 111-113)
„Dann schreibe ich meistens. Der Dialog mit den Leuten ist dann am besten. Dann schaue ich, dass i wieder oba kumm und dann führe ich an Dialog." (Kurt, Zeile, 204-206)

Eine weitere Strategie Kurts bestehe in konfliktgeprägten Gesprächen darin, Disharmonie nicht auf seine Behinderung, sondern auf seine Person zu beziehen, ganz so, als hätte der/die GesprächspartnerIn nicht mit seiner Behinderung, sondern mit Kurts Habitus oder Charakter ein Problem:

„Natürlich wird's amal Zusammentreffen geben, wo ich ma denk': Ok, des hätte ich mir jetzt sparen können. So ein Trottel. Aber das ist einfach, wo Menschen zusammenleben, zusammenarbeiten. Net

jeder harmoniert gleich, aber ich denk' ma, des bezieh' ich dann auch net auf meine Behinderung, sondern einfach nur auf meine Person." (Kurt, Zeile 121-124)

Stößt Kurt auf bauliche Barrieren, sucht er nach neuen Wegen, um zu seinem Ziel zu gelangen. Manchmal fragt er Passanten um Rat. Wenn ein Lokal nicht barrierefrei ausgerichtet ist, sucht er nach Alternativmöglichkeiten (siehe Kurt, Zeile 181-183).

Kurt möchte seine Körperbehinderung in zukünftigen Bewerbungen nicht angeben. Er will damit vermeiden, a priori angenommen oder abgelehnt zu werden. Kriterium sollte nicht die Behinderung, sondern er als Mensch mit seinen vorhandenen Fähigkeiten sein:

„Es ist für mi nebensächlich. Weil i würd' net angeben, dass i a Behinderung hab'. Also i glaub' des letzte Mal hob' i einigschriebn Rollstuhlfahrer. Des ist insofern ganz guat, dass sie es wissen, damit sie sich darauf einstellen können. Ansonsten find' ich es recht nebensächlich, weil i will jo net, dass mi nehmen weil i oder weil i net an Rollstuhl hab', sondern weil's mich wollen als Kurt und es gibt des wos i kann und des wos i net kann." (Kurt, Zeile 333-337)

4. Stigma-Management: *4.5 Strategien, die zukünftig vor Diskriminierung/sozialer Ausgrenzung schützen sollen*

Kurt versucht auf Menschen zuzugehen. Ihm falle es leichter dies zu tun, da er seine eigene Situation akzeptiert hätte. Um mit sich selbst „im Reinen" zu sein, spielen vermutlich vergangene Teilhabe-erfahrungen, ein familiäres und freundschaftliches Netzwerk sowie kulturelle und ausreichend ökonomische Ressourcen eine Rolle. All' das trifft bei Kurt zu. Dem Studenten ist es ein Anliegen, Menschen Unsicherheiten, die in ihrem Verhalten - im Kontext von Behinderung - bestehen, zu nehmen:

„Also i denk' ma, des kommt sehr stark auch darauf an, wie du persönlich auf die Leute selbst zugehst, wie du vielleicht mit deiner Behinderung selbst fertig wirst oder wie du dich selber siehst und wie du dann auf andere zuagehst. Und auf diese Art und Weise nimmst du das dann ah gaunz anders wahr." (Kurt, Zeile 31-34)
„Es passiert ma auch oft, keine Ahnung, wenn i jetzt irgendwo einkaufen bin, dass i einfach schon merke, jetzt schauen mich die Leute an, jetzt schauen sie wie i tua, jetzt wissen's net genau, sollen sie mir jetzt helfen oder nicht. Ahm, aber ich reagiere da sehr positiv. Also i ziag' mi' do quasi net in mein Schneckenhaus zurück, sondern versuche dann oft einen Kontakt einzugehen mit den Leuten oder oft sagen sie dann: Mah, entschuldigen Sie, darf ich Ihnen helfen? Da sag' ich: Des is' aber lieb. Do freu' i mi, wenn mir einer hilft. Also ich versuche, den Leut'n a Scheu zu nehmen." (Kurt, Zeile 124-130)

Dass es Kurt leicht falle auf Menschen zuzugehen, hat womöglich auch damit zu tun, dass für ihn Konversationen, v.a. aber Sozialkontakte mit seinen FreundInnen, sehr wichtig sind:

„I hob' auch weiterhin vor, mich in dieser Art und Weise einzubringen in die Gesellschaft, wie ich es bisher tua, also i brauch' auch meine Sozialkontakte, dass i mi am Samstag um drei Nachmittag mit einer Freundin auf an Kaffee triff' oder dieses oder jenes oder am Abend ins Kino gehen oder auf a

Konzert oder ins Theater oder wie auch immer. Und des brauch' i auch und sonst geht's ma net guat. Und insofern wird sich da nix ändern weil des für mi auch kein Kampf oder eine Tortour ist, sondern des so nebenbei geht, weil einfach der Kontakt mit den Menschen des is', wos mich eigentlich aufleben lässt." (Kurt, Zeile 114-120)

FALL 5: SANDOR

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.1: Beurteilung der eigenen Bedeutsamkeit in der Gesellschaft*

Sandor ist sich sicher, eine nützliche Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Dies erkenne er u.a. daran, dass er (inoffiziell) als dritter Heimleiter jenes Studentenheims gelte, das er bewohnt. Er zähle zu den wichtigsten Ansprechpersonen sobald jemand vor hätte, eine Veranstaltung (Party) im Haus durchzuführen (siehe Sandor, Zeile 288-292).

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.2: Zufriedenheit mit eigenem Lebensstandard*

Sandor arrangiert sich mit seinem Leben als Student. Er verfügt über wenig Geld, ist aber deswegen nicht unzufrieden. Im Studentenwohnheim hat er sein eigenes Zimmer (auch wenn er die geringe Zimmergröße etwas bemängelt) und erhält drei warme Mahlzeiten am Tag. Er erzählte, dass er gerne mit seiner Freundin öfter ins Kino oder in ein Restaurant essen geht sowie Reisen unternehmen wolle. Aufgrund seiner geringen ökonomischen Ressourcen sei dies aber nicht möglich:

[Wie beurteilst du so deinen Lebensstandard?] „Naja, typischer Student einfach. Arm. *(beide lachen)* Naja, typischer Student halt. Also nicht über drüber viel. Aber halt, ich muss auch nicht hungern und so. Ja, ich hab' ein Dach überm Kopf, ich hab' drei warme Mahlzeiten am Tag." **[Du bist also zufrieden damit.]** „Zufrieden. Ich mein', ich will das nicht ewig haben. Natürlich will ich irgendwann einmal mehr. Aber so wie es jetzt ist, super, find' ich. Mehr wäre natürlich besser. Also ich bin vollkommen mit der jetzigen Situation zufrieden." **[Gibt es irgendwelche Veranstaltungen, die du aus bestimmten Gründen nicht besuchst oder die du dir nicht leisten kannst, aber ganz gerne besuchen würdest?]** „Na sicher. Also ich würde öfter gerne ins Kino gehen oder öfter essen gehen mit meiner jetzigen Freundin oder öfter reisen. Aber das kann man sich als typischer Student einfach nicht leisten." (Sandor, Zeile 401-413)

Mit seiner Wohnsituation ist er v.a. wegen der Nähe zu Innenstadt, Universitäten und Grünanlagen sehr zufrieden. Des Weiteren stuft er seine Wohngegend als sehr sicher ein. Ihm gefällt, dass in seiner Wohnumgebung viele junge Menschen leben. FreundInnen und Bekannte befänden sich in einer Entfernung von etwa zehn Gehminuten, Verwandte Sandors hingegen nicht, würden aber dennoch in Wien wohnen:

[Kommen wir zu deiner Wohnsituation. Wie beurteilst du so deine Wohngegend?] „Wahnsinn! Ich glaub' ich hab' eine der besten Wohnsituationen, die man als Student haben kann!" **[Was ist für dich an deiner Wohnsituation so toll?]** „Speziell die Lage, die Umgebung und es ist grün, relativ, weil viele Gärten, gleich gegenüber ist ein Basketballplatz, Polizei fährt die ganze Zeit hin und her, weil dort das amerikanische Konsulat ist, da vorne ist das Französische, meine ich. Ja, es ist eine

extrem sichere Gegend. Also, man kann mitten in der Nacht da mal durchspazieren und da ich hab' noch nie was gesehen, dass da jemanden was passiert ist." **[Und auch so von den Leuten her]** „Ja, und es sind lauter junge Leute, weil überall Universitäten sind. Da hinten gibt's noch ein Studentenheim. Es ist wirklich eine junge Gegend. Eine fröhliche Gegend einfach hier. Und so hell einfach auch. Also wirklich super." **[Und die Wohnsituation, also das Studentenheim ist ok für dich.]** „Naja, das Zimmer könnte größer sein und so. Aber eigentlich bin ich vollkommen zufrieden." **[Du wohnst alleine?]** „Ja". **[Hast du in unmittelbarer Nähe Freunde, Verwandte oder Bekannte?]** „Unmittelbar ist wie nah?" **[Die du in etwa in 10-15 Minuten erreichen kannst.]** „Ja, so einer, also ein sehr guter, obwohl, mehrere sehr gute Kumpels wohnen vielleicht zu Fuß jetzt 10 Minuten weiter weg."
[Also am Heim selbst wohnt] „Ja, da wohnt eine sehr gute Bekannte. Die ist im Nebenzimmer daham. Aber wo ich wirklich denke, das sind wirklich sehr, sehr gute Kumpels, wo ich jederzeit irgendwas haben kann, was ich will, die wohnen ganz in der Nähe." **[Und gibt's Verwandte, die ganz in der Nähe von dir wohnen? Oder Wien?]** „In Wien, aber nicht in unmittelbarer Nähe." (Sandor, Zeile 414-437)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.3: Gesamtzufriedenheit mit gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten*

Sandor gab an, mit seinen gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten sehr zufrieden zu sein. Ohne konkrete Nachfrage, teilte er mir mit, dass er auf einer 10-stufigen Skala den Höchstwert angeben würde. (siehe Sandor, Zeile 462) Der Hauptgrund seines hohen gesellschaftlichen Zugehörigkeitsgefühls scheint aufgrund seines engen freundschaftlichen Netzwerks gegeben zu sein. Dies betonte er während des Gesprächs mehrmals.

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.4: Deskriptionen und Beurteilungen von Teilhabemöglichkeiten im Biographieverlauf*

Sandor fühlt sich gegenwärtig stark gesellschaftlich zugehörig. Oftmalige Einladungen von StudienkollegInnen vermitteln ihm das Gefühl für andere Menschen wichtig zu sein. Allerdings war das in Sandors Biographie nicht immer so. Seine Präsenzdienstzeit beim österreichischen Bundesheer war für ihn eine der einschneidendsten, da er aufgrund seiner Sprachbehinderung gehänselt und wegen seines Migrationshintergrundes oft diskriminiert wurde:

[Wie ist das bei dir derzeit? Hast du das Gefühl, dass du gesellschaftlich dazugehörst?] „Ja, auf jeden Fall." **[Warum? Was gibt dir das Gefühl, dass du dazugehörst?]** „Ja, einfach alles. Also ich wird', ich glaub', also allein in der letzten Woche war ich auf sechs Partys von Studienkollegen eingeladen, ich hab' selbst Geburtstagsparty gehabt und da waren um die 70 Leute da und es wollten noch viel mehr kommen, aber ich hab' dann gesagt: „Hey Jungs, ich kann nicht jeden einladen, die ich kenne, sondern nur, die ich echt mag und die ich länger kenne". Also, ich fühl' einfach, dass die Menschen meine Nähe, meine Gesellschaft sehr mögen und sehr genießen. Dass ich abgekapselt werde, das hab' ich nicht, das Gefühl. Also nicht jetzt, nicht in Wien." **[Nicht in Wien. Woanders?]** **„**Ja, während der Bundesheerzeit war es ganz, ganz, ganz oag. Also den Ort sag' ich jetzt nicht, wo ich meine Bundesheerpflicht hatte. Da war es ganz arg, weil ich erstens der einzige Nichtösterreicher war und zweitens dieses extrem strenge auf Befehl reden, auf Befehl Antworten geben, das ist nicht so meine Stärke, unter Druck. Und ich war mit sehr, sehr ausländerfeindlichen Menschen den ganzen Tag

umgeben und ja, da hab' ich richtig gemerkt, wie unwillkommen ich war und Gelächter und das war wirklich eine beschissene Zeit, wenn ich beschissen sagen darf." (Sandor, Zeile 6-21)

An der Universität Wien fühlt sich Sandor wohl, befürchtet aber, dass er wegen seines Stotterns bei Präsentationen in Schwierigkeiten geraten könnte. Er weiß nämlich nicht, wie das universitäre Lehrpersonal damit umgehen würde (siehe Sandor, Zeile 106-108). In seiner Schullaufbahn hatte er deswegen des Öfteren Probleme (siehe Unterpunkt: kulturelle Ausgrenzung).
Sandor befürchtet außerdem, dass seine Beliebtheit eines Tages verschwinden könnte:

„Ich hab' nur Angst, dass ich, also nicht mehr der ‚Oberking' bin, sondern: Oh, der ist ja doch nicht so toll, der bringt ja kein Wort mehr raus. Aber das ist einfach und sehr banal ausgedrückt, dass ich einfach den Status nicht mehr hab', den ich jetzt hab'. Aber ich glaub' kaum, dass mich die Menschen dort weniger, jetzt, mögen, weil ich länger für's Reden benötige." (Sandor, Zeile 110-114)

Sandor berichtete von positiven Erfahrungen beim Eintritt ins Erwerbsleben sowie im Erwerbsleben selbst. Seine Sprachbehinderung stellte anscheinend nie einen Grund dar, benachteiligt zu werden:

„Bis jetzt habe ich jeden Job bekommen, den ich haben wollte. Ich habe im ganzen Leben vielleicht drei Absagen bekommen, weil halt einer mal einen akademischen Grad hatte und ich nicht oder halt wo es dann fair war, dass der bessere genommen wurde, oder weiß nicht." (Sandor, Zeile 121-124)

Sandor erzählte, dass es ihm leicht fällt, neue Sozialkontakte herzustellen (siehe Sandor, Zeile 339-341).

Es scheint so, als müsste sich der BWL-Student in der Vergangenheit stark sozial ausgegrenzt erlebt haben. Ansonsten würde er nicht meinen, dass seine Teilhabemöglichkeiten mit jedem neuen Tag zunehmen. Seine positiven Erfahrungen stärken scheinbar sein Selbstbewusstsein. Ihm falle es nun leichter, sich anderen Menschen zu öffnen und zu zeigen, wer er sei und was er könne:

[Wenn du das so im Laufe deines Lebens betrachtest, haben sich da deine gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten verändert?] „Ja, auf jeden Fall. Also, mir kommt vor, sie wachsen und wachsen. Mit jedem Tag wachsen sie mehr." **[Worauf führst du das genau zurück, dass sie wachsen?]** „Einfach auf mein Selbstbewusstsein. Dass ich jeden Tag mehr und mehr zeigen kann, wer ich wirklich bin und was ich wirklich kann." (Sandor, Zeile 454-460)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.5: Hilfe/Unterstützung*

Um seine Sprachbehinderung in den Griff zu bekommen, machte Sandor viele Therapien. Er kritisierte aber, dass viele TherapeutInnen selbst keine Sprachstörungen hätten. *Wie sollten sie ihm helfen, wenn sie selbst nicht wüssten, was es bedeutet, eine Sprachstörung zu haben?* Am hilfreichsten stellte sich eine Therapie heraus, der sich Sandor in Amsterdam unterzog:

„Was weiß ich. Ich habe ja sehr viele Therapien gehabt. Naja, jeder hat so seine Techniken gehabt. Das Problem war aber, dass es selber keine stotternden Menschen waren. Und ich mein', wie willst du etwas heilen, wenn du nicht weißt, wie es ist, das selber zu haben? Das ist so, wenn ich jemanden, wenn du mir jetzt, also ich nehme nicht an, dass du Frisbee spielst, und ich nehme nicht an, dass du mir erklären kannst, wie man Frisbee spielt, nur wenn du ein paar Bücher gelesen hast, wie man spielt. Theorie ist was ganz Anderes, als Praxis. Und ich war dann in Amsterdam, also ich habe etwas auf Stern-TV gesehen und so. Und dann hab' ich gegoogelt und so und bin eh schon ein Monat später in Amsterdam gewesen und hab' eine 14-tägige Therapie gemacht. Und danach war's dann ganz weg. Aber das war mühsam. So habe ich flüssig reden können, aber diese Technik dauert etwas, bis der Satz rauskommt." (Sandor, Zeile 216-225)

Als seine Sprachprobleme wider Erwarten zunahmen, besuchte er eine Selbsthilfegruppe. Davon hielt er aber letztlich wenig. Er bekam den Eindruck, dass der dortige Besuch wenig zur Beseitigung seines Problems beitrug. Derzeit nimmt Sandor keine Therapien oder sonstige Unterstützungsleistungen in Anspruch:

[Wie ist das im Alltag? Brauchst du irgendeine Hilfe?] „Nein." (Sandor, Zeile 260-261)
[Besuchst du derzeit eine Therapie?] „Nein, also ich hatte einen extrem Rückschlag gehabt und dann hab' ich eine Selbsthilfegruppe in Wien aufgesucht. Ich weiß nicht, das hat mich Zeit und Geld gekostet und am Ende vom Abend kam irgendwie nichts raus. Ich muss einfach das mit mir selbst, ja, ausmachen." (Sandor, Zeile 266-269)

2. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.7: Blick auf eigene Situation*

Sandor hat seit dem fünften Lebensjahr eine Sprachbehinderung, die aufgrund eines traumatischen Ereignisses auftrat. Bis ins Alter von sieben Jahren sprach Sandor kein Wort mehr. Seine Eltern gingen mit ihm zu HeilerInnen, PädagogInnen und LogopädInnen. Jede dieser Personen hatte eine eigene Technik und verfolgte eine eigenständige Theorie, die letztlich die „Sprachstörung" beheben sollte. Trotz Rückfälle, die v.a. in Situationen hoher Nervosität auftraten, gelang es Sandor, sich über die Zeit hinweg immer besser zu artikulieren. Sein stetig gestiegenes Selbstbewusstsein hilft ihm fortlaufend, besser kommunizieren zu können:

[Wie ist das bei dir mit deiner Sprachbehinderung. Ist das seit Geburt an?] „Nein, also ich hab's seit dem 5. Lebensjahr. Danach konnte ich zwei Jahre überhaupt gar nicht reden. Da war ich stumm. Wir waren bei hunderte, tausende Heiler, Pädagogen, also nicht Pädagogen, Logopäden, was weiß ich, die ganzen Hokus-Pokus-Männer halt. Und jeder hat seine eigene Technik, Theorie g'habt. Aber es wird mit der Zeit und Zeit immer besser und besser. Ab und zu hab' ich Rückfälle, wo ich kein Wort rausbekomme, wenn ich sehr aufgeregt bin. Aber in der Regel wird es Tag zu Tag besser. Wenn ich mir das zum Beispiel jetzt angucke und vor drei Jahren angucke, das sind Welten. Oder wenn ich mir vor drei Jahren angucke und vor zehn Jahren, das sind auch Welten. Also es wird immer weniger, kommt mir vor. Weil ich immer mehr Kontrolle über mich hab'." **[Woher holst du dir deine Kontrolle beziehungsweise wie bekommst du mehr Kontrolle?]** „Asso, woher die Kontrolle kommt." **[Ja, genau. Wodurch wird's besser? Durch's viele Reden an sich?]** „Nein, durch's Selbstbewusstsein, weil mein Selbstbewusstsein einfach mit jedem Tag wächst. Und damals war ich eine kleine Maus, mehr oder weniger." (*schmunzelt*) **[Das war damals mit fünf Jahren. Wodurch ist das gekommen?]** „Wir hatten damals im Haus eine Silvesterparty gehabt und ja da wurden Raketen geschossen und es war sehr laut. Bum, bum! Diese Explosionen waren sehr laut. Und ich hatte

extreme Angst einfach, extreme Angst. Und irgendwie konnte ich meine Eltern nicht finden, weil wir hatten ein riesen Haus und da waren halt voll viele Gäste im Garten. Und ich hab' keinen gekannt und es war so laut und ich wollte mich irgendwo halten. Und alle waren in Feierstimmung. Und ich hab' mir nur noch die Ohren zugehalten. Ich hatte fürchterliche Angst gehabt. Und ich weiß nur noch so viel, dass sich am nächsten Tag aufwachte und meine Stimme war weg. Und ich hab' mit Gewalt die ersten Töne rausbringen können. Dass ich andauernd auf den Tisch haue, bis der erste Ton rauskam." **[Wie lange hat das gedauert, bis das wieder funktioniert hat?]** „Naja, es ist nicht so, dass ich stumm war und dann hat es wieder funktioniert, es war halt eher, dass es mit jedem Tag leichter wurde. Es ist ein langer Prozess gewesen." (Sandor, Zeile 54-80)

Aufgrund des Besuchs von Therapien erkannte Sandor, dass sein Stottern psychischer „Natur" und bewältigbar ist, wenn die eigene Angst kontrolliert werden kann:

„Ich musste vorher so „a-g-g-g" machen und das dauert ungefähr eine Vorbereitungszeit von 30 Sekunden und wer wartet schon 30 Sekunden bis ein Ja kommt oder ein Nein? Und von da an habe ich gewusst, dass das Stottern nicht etwas Festes ist bei mir, sondern etwas Psychisches ist. Weil ich kann ja flüssig reden. Und ich hab's gehört, dass ich flüssig reden kann. Und dann hab' ich lange nachgedacht und dann hab' ich wirklich bei dieser Angst, die immer da war, vor dem Stottern, weil jeder Stotterer, der da war, war ein angstvoller. Ab und zu stottere ich auch wenn ich keine Angst habe. Als ich mich der Angst gestellt habe, wurde es weniger." (Sandor, Zeile 227-233)

„Rückfälle" hatte Sandor wenn er unter psychischer Anspannung stand. Es fiel ihm beispielsweise schwer, eine Präsentation vor einem Auditorium zu halten:

„Ich hatte da, es war, also ich hab' seit Jahren relativ flüssig reden können und musste im Studium eine Präsentation halten und dann kam irgendwie das Gefühl auf, als wäre ich wieder wie damals, als ich in der Handelsschule war und kein Wort rausbekam und der Professor hat danach gesagt, dass es ihm leid tut, aber er hat fast kein Wort verstanden und so und ob er mit mir mal reden kann. Und ich hab' gesagt: „Ja, klar". Und das war also der extreme Rückfall. Das war letztes Jahr. Ich hab' mich dann eh mit dem Lehrer getroffen und wir haben auf Englisch geredet, dann hat er gewusst, ich kann Englisch. No Problem!" *(schmunzelt)* (Sandor, Zeile 280-286)

2. Teilhabeerfahrungen: *2.1: Definition und subjektive Indikatoren gesellschaftlicher Teilhabe*

„Dass man sich einfach in der Gesellschaft integriert und dass man einfach ein Teil der Gesellschaft ist und nicht abgekapselt ist, sondern mit der Gesellschaft lebt und handelt." (Sandor, Zeile 4-5)

Sandor versteht unter gesellschaftlicher Teilhabe eine Gesellschaft, in der keine stigmatisierenden oder diskriminierenden Praxen vorherrschen. Das Individuum soll als Teil eines ganzen Systems begriffen werden.

2. Teilhabeerfahrungen: *2.2: Gemachte Teilhabeerfahrungen*

Sandor erlebte zwar in der Schule bis zum Alter von etwa 11 oder 12 Jahren Diskriminierungserfahrungen wegen seiner Sprachbehinderung, danach erst wieder beim Bundesheer. In der Hauptschulzeit machte er viele positive Erfahrungen:

„Aber seit Beginn der Hauptschule mit 11, 12 ist das dann ganz weg, also diese Diskriminierung“ (Sandor, Zeile 192-193).
„Ich weiß nicht, also in der Schule da wurde ich nie ausgelacht. Da wurde ich gleich von der Klasse so aufgenommen.“ (Sandor, Zeile 202-203)

Während der Schulzeit hatte Sandor stets einen „besten Freund“. Er beschreibt seine Kindheit als eine sehr glückliche, da es starken familiären Zusammenhalt gab:

„Ich hatte immer einen besten Freund und eine sehr glückliche Kindheit. Ich komme aus einer siebenköpfigen Familie. Ich hatte immer meine Brüder als Kumpels und so. Deswegen, ich hatte die meiste Zeit positive Erlebnisse. Also ich hatte nie das Gefühl gehabt, dass ich ein Außenseiter bin.“ (Sandor, Zeile 295-297)

Auch wenn Sandor während seiner Bundesheerzeit rassistische Äußerungen aufgrund seines Migrationshintergrundes und seiner Sprachbehinderung erlebte, gab es Momente, wo er sich inkludiert fühlte. Sandors Ausbildner schlossen sich diskriminierenden Praxen nicht an und würdigten seine sportlichen Leistungen:

[Und die Ausbildner selbst?] „Ja, die waren relativ, na ja, kommod, wenn ich das so sagen darf und die hatten sehr große Rücksicht. Die haben ja gewusst, dass ich nichts dafür kann und so. Ich mein’, ich glaub’ von sportlicher Leistung hab’ ich ganz in der Spitze mithalten können und weil einfach Sport beim Heer extrem gut ist und von die Schießübungen her war ich, glaub’ ich, eh der beste. Und ich war für sie, glaub’ ich, Gold wert, weil ich wirklich genau das einfach extrem gut konnte, was sie von einem Soldaten wollen, der extrem sportlich ist und ein extrem guter Schütze ist. Aber ja, deswegen halt.“ (Sandor, Zeile 28-34)

Sandor lernte aufgrund seiner Teilnahme an Kursen in Selbsthilfegruppen auch andere Menschen kennen, die eine Sprachbehinderung haben. Allen TeilnehmerInnen war gemein, Stigmatisierungserfahrungen (in Form von Hänseln) gemacht zu haben. Sandors Diskriminierungserfahrungen fanden beinahe ausschließlich in seiner Präsenzdienstzeit beim Bundesheer statt. Auf seinem Bildungsweg merkten seine MitschülerInnen sehr bald, dass seine Sprachbehinderung nicht –wie gesellschaftlich manchmal angenommen werde – mit einer kognitiven Beeinträchtigung oder geistigen Behinderung in Zusammenhang stehe. In der Schule machte er positive Erfahrungen:

[Kennst du Leute, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, wie du selbst?] „Jaja. Ich war ja bei vielen Seminaren und Selbsthilfegruppen. Das Hänseln und so ist das Üblichste, was jeder Stotternde kennt. Aber das habe ich nur bei meiner Bundesheerzeit gehabt. Weil normal, so, beim Schule gehen und so hat man gleich gemerkt, dass ich nicht dumm bin, weil die meisten Menschen glauben, jemand, der stottert, der ist auch dumm. Und ja, damals haben ja alle gewusst, was ich für ein Mensch bin und wurde halt akzeptiert wie jeder andere Mensch. Aber beim Bundesheer, wenn 70 Idioten auf einen Haufen zusammenkommen, ja.“ (Sandor, Zeile 83-89)

Die Universität Wien hat für Sandor im Bezug auf gesellschaftliche Teilhabeerfahrungen einen besonderen Stellenwert. Dort fühlt er sich wohl und akzeptiert und erlebte kein einziges Mal

unangenehme Situationen. Die Universität ist für ihn ein Ort, an dem er schon oft Sozialkontakte knüpfte oder bereits bekannte StudentInnen über zukünftige Studentenfeiern informierte:

[Welchen Stellenwert hat die Uni hier? Fühlst du dich auf der Uni wohl? Wie ist der Uni-Alltag?] „Voll angenehm. Fühle mich wirklich wohl." **[Also auf der Uni hast du keine Diskriminierungserfahrungen gemacht?]** „Nein! Eher umgekehrt, glaub' ich. Sobald irgendwo eine Party stattfindet oder so, ich mein, ich will jetzt für mich keine Werbung machen, aber, ja, Leute wollen immer zuerst meine Handynummer. Wo ist es? Wann können wir uns treffen und ich sage dann: Was weiß ich, es ist ja nicht meine Party. Aber dann sagen sie: Aber du kennst ja alle Leute und blablabla. Also auf der Uni bin ich, da fühl' ich mich wirklich wohler." (Sandor, Zeile 96-104)

Im Alter von 12 Jahren erfuhr Sandor gesellschaftliche Teilhabe über sportliche Aktivitäten – im speziellen bei der Ausübung des Basketballsports (siehe Sandor, Zeile 136-139).

Selbstbewusstsein und gesellschaftliche Zugehörigkeit verspürte Sandor beim Ausgang mit Mädchen. Sie gaben ihm das Gefühl, genau so viel Wert zu sein wie jeder andere Mensch. Seine Sprachstörung spielte bei seinen FreundInnen und Bekannten nie eine Rolle:

„Ja, also dass ich wirklich im kleinen Ort, wo ich aufgewachsen bin, dass ich wirklich mit den hübschesten Mädels ausgegangen bin und das hat mir extremes Selbstbewusstsein gegeben. Weil die waren wirklich extrem wählerisch und haben wirklich zu jedem gesagt: Nein, komm. Und das hat mir wirklich gezeigt, dass ich nicht weniger Wert bin als die anderen. Ganz im Gegenteil. Und das Stottern war eigentlich nie ein Thema. Ich mein, natürlich rede ich mit jeder, mit der ich zam war gleich, aber das Stottern war eigentlich nie ein Thema." (Sandor, Zeile 142-147)

Sandor erzählte, dass es ihm leicht falle, auf Menschen zuzugehen. Bei Studentenfeiern oder beim Ausgehen Lokale lerne er oft StudentInnen kennen. Behilflich sei ihm in dieser Hinsicht ein bereits bestehendes soziales Netzwerk:

[Wie beurteilst du so deine Möglichkeiten, dass du mit Menschen in Kontakt kommst, mit denen du im besten Fall Freundschaft schließen könntest?] „Ganz leicht." **[Ja?]** „Also ganz leicht. Wenn ich was kann, dann neue Kontakte mit Menschen." **[Geht das auch leichter durch die Wohnsituation, das Studentenheim?]** „Nein! Ich weiß nicht. Durch's Weggehen, Feiern gehen. Da lerne ich immer wieder neue Menschen kennen. Ich weiß, ich tu mir relativ leicht beim neuen Menschen Kennenlernen. Dadurch, dass ich wirklich relativ viele Leute kenne und die kennen wiederum neue Leute und dadurch kommen immer wieder neue Kontakte zustande weil dann der mal den und der mal den mitnimmt." (Sandor, Zeile 337-348)

Dass jene gesellschaftlichen Teilhabeerfahrungen, die mit seinen FreundInnen in Bezug gebracht werden können, enge, aufrichtige Freundschaften wären, macht Sandor daran fest, wie mit ihm umgegangen wurde und dass er bei bestimmten Anlässen Geschenke erhielt:

[Wie lässt sich dein jetziges Verhältnis zu deinen Freunden charakterisieren?] „Super! Ich werde da wie der König angesehen, mehr oder weniger." **[Das ist schön.]** „Also das ist an sich egal, aber die haben mir ein gemeinschaftliches Geschenk gekauft und das machen wir immer jetzt unter die

Kumpels. Ich muss sagen, meines war vier oder fünf Mal mehr Wert als die letzten vier, fünf Partys auf die ich da so war. Also es könnte nicht besser laufen oder besser gehen." (Sandor, Zeile 349-355)

Gesellschaftliche Teilhabe erlebte Sandor in der Arbeitswelt wenn er als Gruppenleiter für eine Aufgabe eingeteilt wurde (siehe Sandor, Zeile 364-365). Bei der Arbeitsplatzsuche habe Sandor bis dato viele positive Erlebnisse gehabt. Auch wenn er über soziale Ressourcen verfügt – beispielsweise wollte ihm ein Freund einen Beruf im Außenministerium verschaffen –nehme er a priori nur Arbeitsstellen an, bei denen er davon ausgeht, dass er die ihm aufgetragenen Tätigkeiten zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erfüllen könne. Trotz Sprachbehinderung glaubt Sandor gute Chancen auf einen Arbeitsplatz zu haben:

[Wie ist das, wenn du bei deinem jetzigen Job in die Zukunft blickst? Hast du da im Hinblick auf deine Tätigkeit und deine Kollegen und Kolleginnen ein positives Gefühl oder gibt es auch Ängste?] "Ja, auf jeden Fall positiv. Weil ich nehme keinen Job an, wo ich weiß, dass ich es nicht kann. Und ich bin immer von Anfang an ganz ehrlich zum Arbeitgeber und ich erzähle ihm, was ich kann und was ich nicht kann und so. Und bis jetzt hab' ich nur relativ positive Erfahrungen gemacht." **[Also war es nie schwierig einen Arbeitsplatz zu bekommen?]** „Nein, nein. Aber ich hab' nie so Megajobs gehabt, wo man denkt: Wow! Ein Freund von mir arbeitet beim Außenministerium. Der hätte mir einen Job angeboten und ich hab' gesagt: Ich bin noch nicht so weit, dass ich den Job aufgebe. Und er hat gesagt: Nein, du kannst das. Ich kenne dich. Du kannst das echt. Ich hab' gesagt: Ja, ich glaub' nicht, dass ich das noch kann und ich will da nicht dort drei, vier Monate angestellt sein, dann wieder gehen müssen Also ich will schon dort sein, wo ich weiß, dass ich das kann und da bin ich gut." **[Wie beurteilst du grundsätzlich deine Chancen, eine Arbeitsstelle zu bekommen?]** „Naja, es gibt Menschen, die tun sich da sicher beim selben leichter wie ich aufgrund meines Stotterns. Aber ich denke, dass ich eigentlich relativ gute Chancen hab', was zu finden, was mir auch Spaß macht und was ich auch will." (Sandor, Zeile 370-386)

Sandor machte während seiner Schulzeit (bis zum Alter von ca. 11 Jahren) und während seiner Präsenzdienstzeit beim Bundesheer kulturelle Ausgrenzungserfahrungen. Dazwischen und danach erlebte er gesellschaftliche Teilhabe (z.B. durch KlassenkollegInnen in Schule und Universität, Ausbildner beim Bundesheer, familiäre und freundschaftliche Sozialkontakte am Bildungsweg, in Freizeit und Arbeit). Sandor bekam daher das Gefühl, dass seine gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten stetig im Ansteigen sind:

[Wenn du das so im Laufe deines Lebens betrachtest, haben sich da deine gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten verändert?] „Ja, auf jeden Fall. Also, mir kommt vor, sie wachsen und wachsen. Mit jedem Tag wachsen sie mehr." (Sandor, Zeile 454-457)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.1: politisch-institutionell*

Sandor erlebte, dass ihm der Zugang zum Gymnasium aufgrund seiner Sprachbehinderung verwehrt blieb. Der Rektor der Schule begründete seine Entscheidung nach einer mündlichen Aufnahmeprüfung bei der Sandor aufgrund seiner Nervosität nur wenig sprach, damit, dass in der Schule viele Referate auf Sandor zukämen. Eine Alternativmöglichkeit wurde a priori ausgeschlossen:

[Hat es im Laufe deines Lebens bei der Schulwahl mit Direktoren oder Direktorinnen Probleme gegeben?] „Also ich hab' ja nach der Hauptschule wollte ich ins Gym gehen und dann musste ich in Deutsch eine Aufnahmeprüfung machen und die war mündlich. Und ja und ich mein', ich hab' alles gewusst und es hat einfach zu lange gedauert, bis ich das alles gesagt hatte weil die Zeit zu kurz war und die hab' ich dann nicht bestanden weil einfach der Lehrer gesagt hat: Der hat in acht Minuten mir vier Wörter erklären können und ich weiß jetzt nicht, ob er das kann oder nicht. Ja, und ich hab' zum Direktor gesagt: Ja, ich kann das wirklich und das war nur wegen dem weil ich so nervös war, blabla und so. Und er hat gesagt: Ja, aber du musst im Gym voll viele Referate halten und voll viele und die können nicht jedes Mal eine Ausnahme machen, blablabla und so. Ja, und dann musste ich in die Handelsschule gehen." (Sandor, Zeile 301-311)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.4: Kulturelle Ausgrenzung*

Sandor wurde im Alter von sechs Jahren in der Schule und am Heimweg von seinen MitschülerInnen gehänselt und ausgelacht:

„Es war dann im Alter von 6 Jahren. Nach der Schule sind dann so eine Horde von Mitschülern hinterher gegangen und haben gesagt: Sag was! Sag was! Sag was! Und die wollten unbedingt mein Stottern hören und haben dann gelacht." (Sandor, Zeile 190-192)

Kulturelle Ausgrenzung erfuhr Sandor auch als er noch nicht in Österreich lebte. Er schien dann das Gefühl gehabt zu haben, einem stereotypen Bild von Behinderung zu entsprechen:

„Ich meine, ganz zu Beginn halt, in meiner Heimat, da ist es nicht so super gewesen weil die Menschen dort relativ, wie sagt man auf gut Deutsch?- relativ dumm sind und das einfach nicht verstehen." (Sandor, Zeile 298-300)

Während des Besuchs der Handelsschule fühlte sich Sandor von einer Lehrerin ungerecht behandelt. Die SchülerInnen mussten eine Präsentation abhalten. Aufgrund seiner Angespanntheit begann Sandor während seines Vortrags zu stottern. Die Lehrerin benotete ihn weder positiv, noch bot sie ihm eine Alternativlösung an. Sandor bekam in diesem Fach, bei dem sich die Gesamtnote aus der Präsentationsnote und aus einer „Testnote" (Beurteilung einer schriftlich absolvierten Prüfung) zusammensetzte, ein „Nicht-Genügend" und musste am Jahresende eine Nachprüfung ablegen:

„Es ist, dass ich in manchen Situationen nicht das wirklich zeigen kann, was ich wirklich kann. Zum Beispiel damals in der Handelsschule. Da hatte ich eine unheimlich gemeine Lehrerin. Da ist die Note zu 50 Prozent aus einer Präsentation entstanden und zu 50 Prozent aus einem Test. Und auf den Test hab' ich einen Dreier gehabt und auf die Präsentation, da hab' ich kein Wort rausgebracht und ich hatte aber extrem schöne Folien und mit Abstand die besten von der Ausarbeitung her. Aber ich bekam halt wenig vor der Klasse heraus und sie hat mir einen „Bomben-Fetzn" gegeben. Das sind halt Dinge, die mich wirklich dann ärgern, weil ich ja weiß, dass ich das kann und dass ich das wirklich gut kann. Das kann doch nicht wahr sein, dass man die Hälfte der Note dadurch bekommt, indem man so einen Text vor der Klasse liest. Und das habe ich ihr auch erzählt. Und sie sagt: Nein. Das ist so." (Sandor, Zeile 149-158)
„Jeder andere Lehrer hatte extreme Nachsicht gehabt und hat mich abgepasst und gesagt: Na dann komm' in meine Sprechstunde und wir reden in Ruhe darüber, wenn du nicht so aufgeregt bist. Und

du trägst es halt dann alleine vor. Und es gibt halt Arsch-Leute und eine davon war halt sie. Sie hat mich einfach nicht gemocht. Und da hat sie gesehen: Gut jetzt habe ich auch einen Grund, dass ich die Klasse wiederholen muss." **[Das war dann der Grund dafür, dass du die Klasse wiederholen hast müssen?]** „Ja, ich hatte einen Jahresnachzipf." **[Also eine Nachprüfung.]** „Ja, genau." **[Also eh' wieder bei derselben Lehrerin.]** „Ja, aber da war noch ein Lehrer dabei." **[Ok.]** „Und da konnte sie nicht so. Sie musste echt nachgeben." (Sandor, Zeile 161-173)

In der Handelsschule hatte Sandor im Englischunterricht dasselbe Problem. Sein Englischlehrer dachte, dass er Schwächen in Englisch hätte, da er nicht zu seiner Zufriedenheit vorlas. Die Jahre hindurch bestand Sandor entweder knapp oder musste am Jahresende eine Prüfung ablegen:

„In Englisch. In der Handelsschule hatten wir einen extrem schlechten Englischlehrer. Also vom Verständnis her war ich wirklich in Englisch immer gut. Aber wir mussten in jeder Stunde Texte vor der Klasse laut lesen. Und ich hab' da kein Wort Englisch rausbekommen. Und dadurch hat er gedacht, ich kann kein Englisch. Und das waren aber auch Mitarbeitspunkte. Und ich hab' dann jedes Jahr so knapp bestanden oder eine Jahresprüfung gehabt in Englisch. Und ich hab' ihm jedes Mal gesagt: Aber ich kann Englisch! Und er hat gesagt: Ja, aber du kannst nicht lesen. Da sag' ich: Na sicher kann ich lesen, aber nur nicht laut vor der Klasse." **[Hat es da keine Alternativangebote von Seiten des Lehrers gegeben?]** „Nein, er hat nie ein Angebot gemacht. Ich habe ihn auch so gehasst. Ich war dann wirklich froh, wie die Stunde aus war, als ich ihn dann nicht mehr sehen musste." (Sandor, Zeile 179-188)

Einmal wurde Sandor im Unterricht beim Lesen ein anderer Schüler vorgezogen, was auf laute Kritik der Klasse stieß:

„Naja, in der Schule, zum Beispiel, damals wie ein Lehrer neu war und der hat halt noch nicht die ganzen Leute kennt und er sagt: Lies du mal was. Lies du mal bitte diesen Artikel. Und dann hab' ich zum Lesen begonnen und das ganz langsam. Und dann sagt er: Na, wart mal, wart mal. Lies du bitte! Und dann hat sich eh die ganze Klasse voll aufgeregt beim Lehrer, wieso der mich nicht ausreden lässt und blabalbla. Und der Lehrer sagt: Wir haben halt nicht die ganze Stunde Zeit. Ja, und ich glaube, für ihn ist es auch angenehmer, wenn jemand anderer liest. Und ich hab' gesagt: Ja, mir ist es eh auch angenehmer, wenn jemand anderer liest." (Sandor, Zeile 474-480)

Stigmatisiert wurde Sandor häufig während seiner Präsenzdienstzeit beim Bundesheer. Das Antwortgeben auf Befehl bewirkte, dass Sandor zu stottern begann, worauf Gelächter und Nachahmungslaute folgten:

„Ja, während der Bundesheerzeit war es ganz, ganz, ganz oag. Also den Ort sag' ich jetzt nicht, wo ich meine Bundesheerpflicht hatte. Da war es ganz arg, weil ich erstens der einzige Nichtösterreicher war und zweitens dieses extrem strenge auf Befehl reden, auf Befehl Antworten geben, das ist nicht so meine Stärke, unter Druck. Und ich war mit sehr, sehr ausländerfeindlichen Menschen den ganzen Tag umgeben und ja, da hab' ich richtig gemerkt, wie unwillkommen ich war und Gelächter und das war wirklich eine beschissene Zeit, wenn ich beschissen sagen darf." **[Was ist da konkret passiert?]** „Die haben sich einfach über mein Reden sehr lustig gemacht weil zum Beispiel wenn man, man muss ja beim Bundesheer auf Befehl eine Antwort geben. Und ja, und das konnte ich nicht so. Einen Direktcode, mach das und das, da bin ich dann immer stark ins Stottern geraten, weil die Nervosität sehr da war und dann im Zimmer, halt wo dann die Ausbildner nicht da waren, da haben sie das dann nachgestellt und ‚Haha' gemacht." (Sandor, Zeile 16-27)

Rassistische Äußerungen vernahm Sandor tagtäglich:

„Ja, ich hab' das Wort ‚Scheiß Ausländer' am Tag 300 bis 400 Mal gehört. Weil am Land ist es ja ganz extrem. Zum Beispiel haben die sich, es war so arg, das ist am Land irgendwie so, dass sogar die Österreicher sich untereinander ‚Scheiß Ausländer' bezeichnen, weil es einfach so eine extreme Diskriminierung ist. So, du bist so was Übles, so was Ekliges. Du bist ein Ausländer. So irgendwie. Und ich weiß noch ganz genau, kurz vor dem Assistenzeinsatz wurden die ganzen Kompanien zusammengelegt. Und wir waren sechs Kompanien. Und in allen Kompanien waren halt sehr viele, halt Nicht-Österreicher also nicht mit österreichischen Wurzeln, aber schon Staatsbürger. Und einer von meinem Zimmer musste zu denen rübergehen und dann kam er immer am Abend zurück und er sagte: Wah, ich bin mit lauter so Tschuschen zam. Mit Milosovic und Ysül und was weiß ich, wie die ganzen Tschuschn und Türken hoaßn. Aber das halt ich nicht aus! Ja, und mir ist nicht irgendwie aufgefallen, dass die Ausländer, die da zam in der Gruppe waren, ihn irgendwie ausgegrenzt hätten oder irgendeine dumme Bemerkung gemacht hätten. Sondern halt nur weil sie Ausländer waren, hat er so gesagt: Wah, na, i bin mit lauter Tschuschen zam. I halt des ned aus." (Sandor, Zeile 37-49)

4. Stigma-Management: *4.1: Outing thematisiert*

Sandor würde seine Sprachstörung bei der Suche nach einem Arbeitsplatz nur dann preisgeben, wenn er merkt, dass er im Vorhinein sehr nervös ist und es sein könnte, dass er zu stottern beginnt:

„Nein, also ich glaub' nicht, dass ich das angeben würde. Ich mein', natürlich würde ich ihm sagen, dass ich Sprechstörungen habe, wenn ich sehr aufgeregt bin [...]" (Sandor, Zeile 396-397).

4. Stigma-Management: *4.4: Strategien, die auf Diskriminierungserfahrungen folgten*

Da Sandor schlechte Erfahrungen bei Präsentationen vor einem Auditorium machte (z.B. erhielt er schlechte Noten, wurde nicht zum Gymnasium zugelassen oder beim Lesen vom Lehrpersonal absichtlich übersehen), meidet er Universitätskurse. Er befürchtet, dass es ihm abermals so ergehen könnte wie in seiner Schullaufbahn:

„Ja, auf jeden Fall, weil ich meide derzeit noch Fächer zu belegen, wo man Präsentationen hält. Aber ich weiß, irgendwann muss ich die machen. Ja, und die meide ich noch. Einfach, weil ich ja noch weiß aus meiner Schulzeit, wie meine Klassenpräsentationen waren. Wenn ich vor einer Gruppe stehe, wird dann da zugemacht, mehr oder weniger." (Sandor, Zeile 92-95)

Auf kulturelle Ausgrenzung reagierte Sandor bis zum 14. Lebensjahr mit Rückzug:

„Das war bis zum 14. Lebensjahr nicht so. Da hab' ich wirklich mit der Gesellschaft nix zu tun haben wollen. Mehr oder weniger. Oder bis zum 12. Lebensjahr, 13. Lebensjahr. Ich wollte am liebsten immer alleine sein und mit niemandem reden." (Sandor, Zeile 126-128)

Als Kind wusste sich Sandor manchmal nicht anders zu wehren und wandte physische Gewalt an wenn er gehänselt wurde:

„Das war für mich einfach ein Wundpunkt. Das Einzige was ich dann konnte, war körperliche Gewalt anwenden. Wenn jemand sich alleine über mich lustig gemacht hat, ja, dann hab' ich ihm auch was zugefügt." (Sandor, Zeile 196-198)

In der Schule half es Sandor manchmal, dem Lehrpersonal a priori mitzuteilen, dass er bei Nervosität zu stottern beginne:

„Ich weiß nicht, also in der Schule da wurde ich nie ausgelacht. Da wurde ich gleich von der Klasse so aufgenommen. Weil ich mein', ich rede ja mehr oder weniger mit meinen Schulkollegen so, beinahe flüssig, aber halt, ja, bei den Lehrern, wenn die fragen: Was ist denn los? Dann sage ich: Ja, ich hab' ein Stottern, wenn ich halt aufgeregt bin. Und der sagt: Achso, ja. Dann liest halt jemand anders." (Sandor, Zeile 202-206)

Vor seinem Antritt bei der Abschlussprüfung der Handelsschule erklärte er dem Lehrpersonal und dem Direktor der Schule, dass er etwas mehr Zeit bei mündlichen Prüfungen benötigt, was ihm gewährt wurde:

„Aber ich hab' schon vorher mit den Lehrern geredet, mit dem Direktor, mit dem Vorsitzenden, dass ich einfach viel mehr Zeit wie die anderen benötige. Und ich war dann der Letzte und dadurch hab' ich dann mehr Zeit gehabt. Weil es war jeder 15 Minuten. Also ich war der Letzte und hab' dann mehr Zeit bekommen. (Sandor, Zeile 317-320)

Sandor begegnete kultureller oder politisch-institutioneller Ausgrenzung mit erhöhtem Leistungswillen:

„Ich musste immer mehr machen. Ich musste immer viel mehr leisten, als die anderen. Damit ich zeige, dass ich, also wenn ich es jetzt nicht sagen kann, dass ich es anders beweise." (Sandor, Zeile 210-211)

Sandor weiß, dass seine Sprachstörung vorwiegend in Angst- und Nervositätszuständen ausgelöst wird. Er suchte deshalb mit Absicht nach Situationen, die ihm Angst bereiten, um gegen sie anzukämpfen bzw. um sie in späteren Situationen unter Kontrolle zu haben:

„Und ich habe mir dann Situationen gesucht, wo ich normal voll Angst hatte. Aber ich hab' gesagt: Ich muss es jetzt tun. Weil wenn ich es mache, dann geht die Angst weg. Und dann hab' ich mir gleich einen Job *(lacht)* bei der Marktforschung als Interviewer gesucht." (Sandor, Zeile 249-251)

Der Student suchte sich also Herausforderungen, die ab einem gewissen Zeitpunkt keine mehr für ihn waren:

„Und umso öfter ich das gemacht hab', umso weniger Angst hatte ich. Und irgendwann war das dann was ganz Normales, ein Interview zu machen. Ja, und ich hab' dann auch noch was Anderes gemacht. Ich hab' mir also immer neue Herausforderungen gesucht, bis es keine mehr waren. Und somit ist es immer weniger und weniger geworden. Und jetzt ist die neue Herausforderung, die Prüfungssituation. Und ich glaube, wenn das auch weg ist, dann ist das die letzte Hürde." (Sandor, Zeile 254-259)

„Also ich bin absichtlich der, der für alle bestellt oder der für eine Gruppe redet. Ich weiß nicht, also immer wenn wir in einer Gruppe lernen, dann bin ich immer der, der was riskiert oder so. Also ich bin absichtlich der, der diese Rolle übernimmt.“ (Sandor, Zeile 263-265)

4. Stigma-Management: *4.5 Strategien, die zukünftig vor Diskriminierung/sozialer Ausgrenzung schützen sollen*

Dass Sandor von vielen Präsenzdienern des Bundesheeres akzeptiert wurde, hatte damit zu tun, die deutsche Sprache sehr gut zu sprechen:

„Ja, am ersten Tag, hat sich eh’ jeder vorstellen müssen und so. Ich mein’ ich war eh’ einer der wenigsten Ausländer, die voll akzeptiert worden sind, weil ich spreche, glaub’ich, die deutsche Sprache besser als einige Österreicher, die mit mir damals waren und so.“ (Sandor, Zeile 51-53)

Ob Sandor bei zukünftigen Arbeitsplatzsuchen seine Sprachbehinderung angibt, lässt er für sich offen. Er mache dies von seiner Nervosität abhängig. Seine Haltung hat hierbei v.a. damit zu tun, dass er sich selbst nicht als behindert wahrnimmt. Grundsätzlich möchte er zukünftigen ArbeitgeberInnen konkret mitteilen, wo seine Stärken und Schwächen liegen:

„Und ich bin immer von Anfang an ganz ehrlich zum Arbeitgeber und ich erzähle ihm, was ich kann und was ich nicht kann und so. Und bis jetzt hab’ ich nur relativ positive Erfahrungen gemacht.“ (Sandor, Zeile 373-375)
„Nein, also ich glaub’ nicht, dass ich das angeben würde. Ich mein’, natürlich würde ich ihm sagen, dass ich Sprechstörungen habe, wenn ich sehr aufgeregt bin, aber dass ich behindert bin, würde ich nicht sagen. Weil ich mich nicht als behindert fühle. Bei weitem nicht.“ (Sandor, Zeile 396-398)

Aufgrund der vielen positiven Erfahrungen, die Sandors Selbstbewusstsein stärkten, würde er im Falle kultureller Ausgrenzung im Bildungssystem angeblich anders reagieren und sich mehr für sich selbst einsetzen und Probleme aktiv ansprechen:

„Naja, in der Schule, zum Beispiel, damals wie ein Lehrer neu war und der hat halt noch nicht die ganzen Leute kennt und er sagt: Lies du mal was. Lies du mal bitte diesen Artikel. Und dann hab’ ich zum Lesen begonnen und das ganz langsam. Und dann sagt er: „Na, wart mal, wart mal. Lies du bitte!“ Und dann hat sich eh die ganze Klasse voll aufgeregt beim Lehrer, wieso der mich nicht ausreden lässt und blabalbla. Und der Lehrer sagt: Wir haben halt nicht die ganze Stunde Zeit. Ja, und ich glaube, für ihn ist es auch angenehmer, wenn jemand anderer liest. Und ich hab’ gesagt: Ja, mir ist es eh auch angenehmer, wenn jemand anderer liest.“ **[Ihr habt also im Nachhinein noch mal darüber gesprochen.]** „Jaja. Der hat eh gesagt: Ich wollte dich nicht beleidigen, aber ich dachte, es ist für dich auch angenehmer. Und ich hab’ gesagt: Jaja, für mich ist das auf jeden Fall angenehmer. Und deswegen. Aber heute würde ich darüber anders denken. Heutzutage bestehe ich eigentlich darauf. Weil ich will nicht anders behandelt werden, als die anderen. Weil ich mich ja, wie ich schon gesagt habe, nicht als behindert fühle oder ansehe.“ (Sandor, Zeile 474-486)

FALL 6: HUBERT

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.1: Beurteilung der eigenen Bedeutsamkeit in der Gesellschaft*

[Hast du das Gefühl, eine nützliche Rolle in der Gesellschaft zu spielen?] *(Hubert lacht etwas wehmütig).* „Ja, im Hintergrund." **[Wie meinst du das genau?]** „Dass ich ein bissl meine Eltern beeinfluss'. Dass ich auch mitverantwortlich dafür war, dass meine Eltern in der Behindertenszene schon gearbeitet haben. Der erste Betrieb, wo mein Vater 18 Jahre der Obmann war, der hat immerhin, 400 Mitarbeiter mittlerweile inzwischen. Er macht lauter Therapiestationen, also Ärzte, Psychologen, Therapeuten, gibt's alles. Reittherapie, Musiktherapie, alles. Und da war mein Vater 18 Jahre lang der Obmann." **[Und da konntest du dich auch mit deinen Ideen einbringen.]** „Es sind, also wie ich noch zu klein war, hab' ich natürlich nichts gemacht, aber jetzt mach' ich schon was. Weil das Ganze hat angefangen bei meinen Eltern, ungefähr 1974 und da war ich 14 Jahre alt und da war mein Beitrag noch relativ gering. Jetzt ist er natürlich schon größer geworden. Weil wir diskutieren immer offen zuhaus'." (Hubert, Zeile 276-288)

Hubert bezieht seine Rolle, die er seiner Ansicht nach in der Gesellschaft spielt, darauf, welchen Dienst er der Gesellschaft erweisen könnte. Sein Blick auf die eigene Bedeutsamkeit scheint für eine/n Außenstehende/n erst bei Betrachtung seiner Biographie und der Mitberücksichtigung der Arbeit seiner Eltern verständlich zu werden. Sie leiten einen Verein für betreute Wohneinrichtungen. In einer dieser Wohneinrichtungen lebt ihr Sohn Hubert. Sein Verdienst sei, seinen Eltern in ihrer Arbeit Feedback zu geben oder ihnen mitzuteilen, was ihn an seiner Lebenslage stört. Dazu gehört u.a. anzusprechen, was in „seiner" Wohneinrichtung verbessert werden könnte. Letztlich würde dies auch eine positive Wirkung für andere HeimbewohnerInnen haben. Hubert ist auf seine Eltern sehr stolz. Ihr soziales Prestige hilft ihm scheinbar dabei, sich selbst besser zu fühlen und seine eigene gesellschaftliche Stellung aufzuwerten.

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.2: Zufriedenheit mit eigenem Lebensstandard*

[Wir kommen nun zu den gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten durch Einkommen. Gewisse Dinge, die man sich kaufen kann, machen den Lebensstandard aus, wie Wohnung, Essen, Kleidung, Auto [„Des brauch' i olles net."] **Urlaub. Wie zufrieden bist du damit?]** „Nicht ganz, weil ich würde gerne auf Urlaub fahren. Aber das ist seit ungefähr, na ja. Ich war früher unglaublich viel unterwegs." (Hubert, Zeile 400-404)
[All' die anderen Dinge, wie Wohnung, Essen, Kleidung, Auto [„Interessiert mi net."] **Ist für dich also nicht so wichtig. Du bist also eher ein genügsamer Typ?]** „Also des ist vollkommen, des ist, ich tu mir sogar schwer, dass i drüber nachdenk', was ich anziehen muss, Hauptsache mir ist warm. Aber ich hab' nie, also wegen meinen Eltern etwas kritisiert, aber für mich hat das keine Bedeutung gehabt." **[Also was dir wirklich abgeht, sind die Urlaube.]** „Ja. Und meine Bücher kann ich mir Gott sei Dank leisten. Weil wenn ich mir zwei bis vier Bücher im Monat kauf', dann ist das genug. Weil lesen muss ich das ja auch einmal. Und des geht sich aber aus." (Hubert, Zeile 415-423)

Hubert ist ein sehr genügsamer Mensch und legt nicht viel Wert auf Kleidung, Essen oder Wohnen. Er kann vermutlich nicht autonom über seine staatlichen Zuwendungen verfügen. Seine Eltern macht er dafür aber nicht verantwortlich. Was ihn tatsächlich stört ist, bereits seit langer Zeit keinen Urlaub

mehr gemacht zu haben. Bücher bereiten ihm Freude. Trotz seiner geringen ökonomischen Spielräume scheint es ihm wichtig zu sein, sich ein paar neue Bücher pro Monat zu kaufen.

[Kommen wir zur Wohnsituation. Wie beurteilst du insgesamt deine Wohngegend und Wohnsituation?] „Naja, die Wohnsituation ist eigentlich gut." **[Ja? Und wie ist das mit der Wohngegend? Fühlst du dich hier wohl oder gibt es etwas, das dir in der nächsten Umgebung abgeht?]** „Ich muss sagen, es geht mir nix ab. Es fällt ma nur auf, dass es immer mehr Ausländer gibt." **[Stört dich das?]** „Das hat mich früher mehr gestört. Das ist mir aber inzwischen schon ziemlich egal, weil es einfach so ist." **[Hast du in deiner unmittelbaren Umgebung Freunde, Verwandte oder Bekannte?]** „In meiner unmittelbaren Nähe?" **[Also wichtige Leute, die von hier in ca. 10-15 Minuten zu erreichen sind.]** „Ja, einen." **[Deine Eltern wohnen auch hier in diesem Gebäude?** „Nein, meine Eltern wohnen ganz woanders, in Niederösterreich."

Hubert ist mit seiner Wohnsituation zufrieden. Nicht weit entfernt wohnt eine für ihn wichtige Ansprechperson. Seine Eltern leben in Niederösterreich und sind für ihn somit nicht in wenigen Minuten zu erreichen.

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.3: Gesamtzufriedenheit mit gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten*

[Wie zufrieden bist du derzeit insgesamt mit deinen gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten?] „Naja, es ist, sagen wir so: Ich könnte vielleicht etwas mehr machen, aber ich weiß, dass alles nur an mir liegt." (Hubert, Zeile 515-517)

Hubert geht davon aus, dass er alleine dafür verantwortlich ist, wie seine gesellschaftlichen Teilhabechancen stehen. Sein Verständnis gesellschaftlicher Teilhabe beschränkt sich vorwiegend auf Sozialkontakte. Er grenze sich dahingehend aber selbst aus. Hubert scheint sich zwar über Sozialkontakte zu freuen (er bot mir an, ihn bald mal wieder zu besuchen), ihm falle es aber schwer, auf Menschen zuzugehen. Im Laufe des Gesprächs kommt dieser Sachverhalt mehrmals zum Ausdruck:

[Wie ist es bei dir derzeit? Hast du derzeit das Gefühl, dass du gesellschaftlich dazugehörst oder fühlst du dich von irgendwas ausgeschlossen?] „Naja, ausgeschlossen, ich schließe mich immer nur selber aus." (Hubert, Zeile 15-17)
[Gibt es belastende Hürden, die dir deine gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten erschweren oder erschwert haben?] „Naja, schon. Aber eigentlich hab' ich ma des selber aufgebaut. Ich geh' net in ein Wirtshaus oder in ein Gasthaus oder so oder auch in ein Kaffeehaus gehe ich eigentlich net." (Hubert, Zeile 25-28)
[Wie beurteilst du grundsätzlich in deiner Freizeit deine Möglichkeiten mit Menschen in Kontakt zu kommen, mit denen du im besten Falle Freundschaft schließen könntest?] „Meistens kommt alles auf mich an. Die Möglichkeiten sind immer gegeben. Nur, ich bin a bissl ein Eigenbrötler." (Hubert, Zeile 353-356)

Hubert meinte, sich selbst auszugrenzen. Darüber hinaus würden ihm die Auswirkungen seiner Behinderungen das Gefühl geben, behindert zu sein:

[Hat es in der Vergangenheit bei dir Situationen gegeben, wo du dich von anderen ausgeschlossen gefühlt hast?] „Naja, es is' schon so, man spürt natürlich hin und wieder die Behinderung." **[Was für Situationen sind das, wo du das merkst?]** „Naja, dass ich überall länger brauch'. Wenn ich zum Beispiel zwei Mal die U-Bahn wechseln muss und dann in eine Straßenbahn einsteig', dann bin i trotzdem eine Viertelstunde länger unterwegs als ein Gesunder." (Hubert, Zeile 49-55)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.4: Deskriptionen und Beurteilungen von Teilhabemöglichkeiten im Biographieverlauf*

[Hast du das Gefühl, in Zukunft von der Gesellschaft sonst irgendwie ausgeschlossen werden zu können?] „Nein, aber ich hoffe, dass i bald a Arbeit finde. Da ich aus einer extrem langlebigen Familie komm', rechne ich eher damit, dass ich trotz meiner Behinderung doch ein eher höheres Alter erreichen werde." (Hubert, Zeile 73-77)

Hubert rechnet damit, ein „höheres Alter" zu erreichen, da er aus einer Familie komme, deren Mitglieder meist alt werden. Er verspürt scheinbar keine Angst, sozial gemieden zu werden. Was Hubert allerdings schon befürchtet ist, keinen Arbeitsplatz zu finden.

[Hat sich im Laufe deines Lebens etwas verändert im Hinblick auf deine Möglichkeiten, gesellschaftlich teilhaben zu können?] „Ja, meine Behinderung hat sich verändert." **[Und hatte das so eine große Auswirkung für dich, dass sich an deinen Teilhabemöglichkeiten etwas verändert hat?]** „Na, das glaub' ich eigentlich nicht. Weil durch den E-Roller und da ich den recht gut bedienen kann, ich fühle mich wie der Verrückte auf seiner Maschine." **[Warum?]** „Na wenn ich sehr schnell fahre. Ich hab' erst einen Unfall gehabt, also ich hab' schon mehrere Unfälle gehabt, aber ich hab' mich erst einmal angehaut." **[Aber es ist immer gut ausgegangen.]** „Ja." (Hubert, Zeile 475-486)

Huberts Gesundheitszustand verändert sich zwar manchmal (vermutlich aufgrund seiner chronischen Erkrankung), dies hätte allerdings keine Auswirkung auf seine gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten.

[Wie beurteilst du deine gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten aufgrund deiner Unterstützungen, die du erhältst? Wie wichtig ist dabei dein Roller?] „Unterstützungen sind sehr wichtig für mich, aber es is' auch, dass i mir mehr zutraue. I bin jahrelang nicht gefahren mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Und die öffentlichen Verkehrsmittel haben sich aber insofern soweit verbessert, dass man ja heute eigentlich ganz allein überall hinkommt in Wien." (Hubert, Zeile 499-505)

Äußerst wichtig sind in Huberts Alltag Unterstützungen, sein elektronischer Rollstuhl und die öffentlichen Verkehrsmittel, die er nahezu alleine benutzen könne. Durch die beiden letztgenannten Fortbewegungsmittel weiteten sich seine Autonomie und Fortbewegungsmöglichkeiten erheblich aus.

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.5: Hilfe/Unterstützung*

„Es ist so, dass ich zum Beispiel, untertags, also ich kann allein nicht aufs Klo gehen. Ich kann überhaupt nicht im Sitzen auf die Flasche gehen und des is' auch wos, wos mich einschränkt." [**Du brauchst dafür also jemanden, der dir hilft. Das heißt, im Liegen ist das am einfachsten?]** „Ich lass' mi immer aufs Klo setzen und da i aber kaum mehr stehen kann, brauch' ich immer einen Hebelifter oder öfter einen Hebelifter." (Hubert, Zeile 56-61)

In der Wohngemeinschaft wird Hubert bei der Körperpflege und beim Klogang geholfen. Dabei kommen auch Hilfsmittel wie z.B. ein Hebelifter zum Einsatz.

[Wie ist das bei dir im Alltag? Bekommst du ausreichend Hilfe, wenn du eine benötigst?] „Ja, du, ich bin sehr viel da. Meine Lebensmittel sind für mich schon da. Aber jeden Freitag fahre ich zum Beispiel am Abend oder am späten Nachmittag nach der Uni zu meiner Freundin in den 16. *[Anmerkung: 16. Wiener Gemeindebezirk]* rüber und die kennen mich jetzt auch schon über 10 Jahre, also werde ich dort auch gut betreut." (Hubert, Zeile 222-225)

Hubert fühlt sich in seiner Wohngemeinschaft und in jener, die er besucht, wenn er zu seiner Freundin fährt, gut betreut.

„Ich hab' zum Beispiel früher, die letzten zehn Jahre, hab' ich einen Freund gefunden, der im Büchershop vom Juridicum arbeitet und der setzt mich immer aufs Klo, wenn ich muss und wenn ich dort bin." (Hubert, Zeile 199-201)

Hubert benötigt beim Gang auf die Toilette Hilfe. Wenn er außerhalb der Wohngemeinschaft eine aufsucht, ist er auf fremde Hilfe angewiesen. Im Juridicum, wo viele Lehrveranstaltungen seines Jus-Studiums stattfinden, hatte Hubert längere Zeit jemanden, der ihm dabei half, auf der Toilette Platz zu nehmen.

[Bei den alten U-Bahnen ist das aber eher schwierig, da da schon noch eine Stufe drinnen ist.] „Na es ist so, dass, wenn du hinten auf meinen Rollstuhl draufsteigst." **[Was machst du, wenn du alleine unterwegs bist?]** „Da sprich' i wen an." **[Hilft dir dann jemand?]** „Ich sag dann halt: Sind's so lieb und helfen's mir rein? Steigen's mir hinten drauf. Wenn's einer net machen will, dann frag' ich den nächsten. Also da hab' ich ka Scheu." **[Hast du schon öfter jemanden getroffen, der das nicht machen wollte?]** „Das kommt selten vor. Also des is' heute schon gang und gäbe." (Hubert, Zeile 506-514)

Hubert erzählte, dass es für ihn meist kein Problem sei, in öffentliche Verkehrsmittel einzusteigen, die nicht barrierefrei gebaut sind, da er beinahe immer Hilfe von anderen Mitfahrenden erhalte.

[Wie ist das im Alltag? Welche konkrete Unterstützung erhältst du hier in der betreuten Wohngemeinschaft?) „Beim An- und Ausziehen, oben kann ich mir's meistens selbst machen, aber unten kann ich nix. Auch wenn ich groß aufs Klo gehen muss [...]." **[Welche Arten von Therapien bekommst du?]** „Ich hab' a Physiotherapie und ich habe eine Masseurin." [**Und wenn dir sonst jemand hilft, ist das Pflegepersonal der WG.]** "Ja, beziehungsweise meine persönlichen Assistenten. Aber das sind sehr wenig weil sie mir meine Stunden stark reduziert haben. Es gibt 13 Wochenstunden, die da veranschlagt sind. Allerdings ist das für Bildungsmaßnahmen, wo mir meine

Assistenten helfen. Genauer gesagt, für mein Doktorrat.“ **[Wie helfen dir die Assistenten da genau? Die fahren mit dir auf die Uni?]** „Nein, also hinfahren tu ich selbst, aber die helfen mir, wenn ich was schreiben will. Ich kann mit dem Computer praktisch nichts arbeiten.“ **[I: Mhm. Und da schreibt die Person für dich in der Vorlesung mit?]** „Nein, das brauch ich net. Heutzutage is es so, dass so viel schon auf den Lernprogrammen laufen und man kaum mehr mitschreiben muss. Und wenn, dann mach’ ich das immer über Mitstudenten, die so nett san und mir des dann mit E-Mail schicken.“ **[Wie ist das, wenn du eine Prüfung machst, die schriftlich ist?** „Ich hab’ keine schriftliche gemacht, bis heute nicht. Aber Multiple Choice zum Beispiel könnt’ i machen. Wenn ich a bissl mehr Zeit hab’, dann kann ich das machen.“ (Hubert, Zeile 237-256)

Neben den Unterstützungsleistungen, die in den Pflegebereich fallen, erhält Hubert Physiotherapie, Massagen sowie Persönliche Assistenz. Die Assistenzstunden sind für Bildungsmaßnahmen veranschlagt, im speziellen für Unterstützungen, die im Zusammenhang mit seinem Doktorratsstudium stehen. Da Hubert in Lehrveranstaltungen selbst nicht mitschreiben kann, übernehmen dies entweder AssistentInnen oder er erhält von anderen Studierenden Lernunterlagen.

[Was machen die persönlichen Assistenten konkret? Weil von der WG bekommst du ja ansonsten alles andere zur Verfügung gestellt, also was Wohnen und Essen betrifft.] „Da mach’ ich schon Uni-Sachen. Also mit ein paar von ihnen wird’s auch eine Arbeitssache. Weil hin und wieder muss ich doch was Schreiben, wenn ich mich irgendwo bewerbe oder was. Dann kommt der und dann schreiben wir das halt. Aber wie gesagt, ich habe mich da jetzt schon bei 60 Sachen beworben und bis jetzt alle negativ. Also des ist schon wirklich ein Schmarrn.“ (Hubert, Zeile 263-270)

Huberts AssistentInnen helfen ihm nicht nur bei Tätigkeiten, die mit seinem Studium zu tun haben, sondern auch beim Schreiben von Bewerbungen.

„Ja, aber wenn ich zum Beispiel, da wollt’ i mit dem E-Roller, also ganz allein eine Wendel-, äh, nein, Rolltreppe rauffahren und dann bin i draufgwesen und dann bin i draufkommen: Jössas, die wird immer steiler und hinter mir steht keiner. In dem Moment bin i zurückgefallen. Da ist mir aber überhaupt nix passiert. Nicht einmal irgendwas ist passiert.“ **[Warst du angeschnallt?]** „Ich bin immer angeschnallt. Und dann bin i so dringehängt und dann *(lacht)* hab’ ich’s oben schon schreien gehört, das war ein älteres Ehepaar. Die haben den Schock für’s Leben kriegt. Des Ding hat mich dann wieder raufgezogen, dann bin i oben angekommen. Dann hab’ i gleich gesagt: Mir ist eh nix passiert. Sie sollen sich keine Sorgen machen. Dann ist zufälligerweise ein riesen, also sehr kräftiger, großer Polizist, der sicher über 1,90 Meter war, ist gekommen und hat ganz alleine den Roller wieder aufgestellt, was net leicht is’, weil der hat sicher 180 Kilo mit mir zam.“ (Hubert, Zeile 488-498)

Hubert machte positive Erfahrungen während seiner Fortbewegung im öffentlichen Raum. Als er in Notlagen geriet (z.B. hatte er einmal mit seinem Rollstuhl einen Unfall), halfen ihm die dabei anwesenden Personen.
Bis dato hatte Hubert im Jus-Studium beinahe ausschließlich mündliche Prüfungen. Er wandte sich an die Behindertenbeauftragte der Universität Wien und erklärte, dass er zwar Multiple-Choice-Tests ausfüllen könne, sich aber bei anderen schriftlichen Prüfungen schwer tut. Seitdem würden schriftliche in mündliche Prüfungen umgewandelt:

„Weil bei mir werden ja die meisten schriftlichen in mündliche Prüfungen umgewandelt. Weil des liegt mir und reden tu ich gern' und da hab' ich überhaupt ka Problem." (Hubert, Zeile 259-261)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.6: Beurteilung des eigenen Gesundheitszustandes*

[Wie beurteilst du derzeit deinen Gesundheitszustand?] „Gut. Ich habe zwar immer irgendwelche kleinen Schmerzen, aber das bin i gewohnt, wenn ich keine hab', dann bin i tot. I muss am Abend ein Medikament nehmen, weil ich zu viel Magensäure produzier' und dann nehme ich Salozyperin als Rheumamedikament. Wobei das seit 30 Jahren dasselbe ist." (Hubert, Zeile 271-275)
„Da ich aus einer extrem langlebigen Familie komm', rechne ich eher damit, dass ich trotz meiner Behinderung doch ein eher höheres Alter erreichen werde." (Hubert, Zeile 75-77)

Hubert habe seit Jahren Schmerzen und nimmt daher Medikamente ein. Mittlerweile ist er das aber schon gewohnt und rechnet damit, ein hohes Alter zu erreichen.

2. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.7: Blick auf eigene Situation*

Hubert bezieht vieles, das in seinem Leben nicht so wie bei „normalen Menschen" abläuft, auf seine Behinderung. Er benötige beispielsweise länger beim Bewegen durch den öffentlichen Raum oder ist bei der Ausführung bestimmter Aktivitäten auf Hilfe anderer angewiesen:

[Hat es in der Vergangenheit bei dir Situationen gegeben, wo du dich von anderen ausgeschlossen gefühlt hast?] „Naja, es is' schon so, man spürt natürlich hin und wieder die Behinderung." **[Was für Situationen sind das, wo du das merkst?]** „Naja, dass ich überall länger brauch'. Wenn ich zum Beispiel zwei Mal die U-Bahn wechseln muss und dann in eine Straßenbahn einsteig', dann bin i trotzdem eine Viertelstunde länger unterwegs als ein Gesunder. I mein, es spielt im Allgemeinen kaum a Rolle, aber des sind auch so Barrieren. Es ist so, dass ich zum Beispiel, untertags, also ich kann allein nicht aufs Klo gehen. Ich kann überhaupt nicht im Sitzen auf die Flasche gehen und des is' auch wos, wos mich einschränkt". (Hubert, Zeile 49-58)

Hubert ist froh, eine Freundin zu haben, hat aber im Hinblick auf Sexualität offene Wünsche, die nicht erfüllt werden könnten:

„Aber, wie soll ich sagen? Wie ich schon erzählt hob', hob' i jo a Freundin, die schwerstbehindert ist. Die ist zwar lieb und die braucht mich, ich fühl' mich auch gebraucht, weil sie so an mir hängt, aber da spielt sich eigentlich des was man unter Liebe und Sexualität versteht, spielt sich net ab. Weil sie, wir tun Handerl halten und sie lacht mi an und sie ist schon zufrieden. Und ich kann sie quasi net überfordern, weil des is einfach, des kann ich net machen. Also insofern hab' ich schon offene Wünsche." (Hubert, Zeile 66-72)

Hubert charakterisiert scheinbar die Arbeitswelt als stark leistungsorientiert. Gute Noten wären wichtig, um einen Arbeitsplatz zu erhalten. Er stellt in seiner weiteren Ausführung einen Zusammenhang zwischen der für ihn unbefriedigenden Situation, noch immer keine Zusage für eine Arbeitsstelle bekommen zu haben, und seinen Behinderungen her. Dies vermutlich deshalb, da er aufgrund der Schwere seiner Operationen längere Zeit im Krankenhaus verweilen musste und sich

vielleicht das Gefühl einstellte, etwas Wichtiges zu versäumen – im Konkreten die Möglichkeit auf Erhalt eines Arbeitsplatzes:

„Aber heute, weil es doch sehr viel Arbeitslose gibt, kann man sich ja so viel aussuchen, dass Leute, wie die unterdurchschnittliche oder net wirklich gute Noten haben, es etwas schwerer haben, glaub' ich. Wenn man sich denkt, dass ich von so viel Operationen und Krankheiten geplagt war. Ich hab' ja zwölf oder vierzehn Operationen gehabt zu der Zeit." (Hubert, Zeile 391-394)

Hubert erzählte, dass er beim Lesen von Büchern Hilfe benötigt:

[Das kannst du selbst machen, dir ein Buch herlegen und umblättern.] „Nein, net unbedingt. Weil, schau', da brauch' i mi nur umdrehen. Schau' dir die zwei großen Bücher hinter dir an. Die kann ich glaub' ich net einmal heben. Die sind so schwer. Und mit diesen beiden großen Büchern da, die da übereinander liegen, da bin ich leicht überfordert. Da würde ich also eine Betreuung oder einen Assistenten benötigen und der würd's mir dann herlegen. Ungefähr da liegt meine Grenze. Vielleicht könnt' ich's, aber die würden mir wahrscheinlich runterfallen. Bei kleineren Büchern hab' ich kein Problem." (Hubert, Zeile 423-429)

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben: *1.8: Zukunftspläne/Zukunftswünsche*

Die Universität Wien spielt in seinem Leben scheinbar eine große Rolle. Hubert besucht gerne universitäre Lehrveranstaltungen. Dort bietet sich für ihn die Möglichkeit, Sozialkontakte zu knüpfen und universitäre Inhalte aufzunehmen. In Zukunft möchte er noch weitere Studien besuchen und ggf. abschließen:

[War die Uni für dich ein gewisses Auffangbecken im Hinblick auf Sozialkontakte oder waren die Inhalte etwas, worin du dich wiedergefunden hast?] „Sicher, aber ich könnte jetzt zehn andere Sachen auch studieren. Ich werde sicher drei weitere auch noch machen. Wenn ich dann 80 bin, dann werden wir schauen, wie weit ich gekommen bin." (Hubert, Zeile 139-142)

2. Teilhabeerfahrungen: *2.1: Definition und subjektive Indikatoren gesellschaftlicher Teilhabe*

Hubert versteht unter gesellschaftlicher Teilhabe eine Gesellschaft ohne stigmatisierenden oder diskriminierenden Praxen. Des Weiteren zählt für ihn hinzu Sozialkontakte zu haben und Teil eines ganzen Systems zu sein. Auch einen kulturellen Aspekt sprach er in seinem Verständnis gesellschaftlicher Teilhabe an:

„Naja, des is' eben wenn man irgendwie gesellschaftlich integriert ist und dass man das Eine oder Andere, es ist ja schon so, dass man des juristisch, philosophisch oder historisch erklären kann, aber das will ich eigentlich gar net, weil des. Najo, für mich selber heißt des, dass ma irgendwo teilnimmt oder dass ma irgendwo dabei ist." **[Zum Beispiel?]** (*3 Sekunden Stille*) „Najo". **[I: Wenn du an deine Situation denkst, an welche Beispiele denkst du da? Wo nimmst du teil?]** „Ja, wenn ma, na ich, du meinst nur auf die Uni bezogen?" [Nein, ganz allgemein, wenn du im Alltag, in der WG oder auf der Uni bist. Alles, was dir so einfällt. Du hast ja gemeint, wenn man sozial irgendwo integriert ist.] "Ich geh' zum Beispiel gerne ins Konzert oder ins Kino oder ins Theater." (Hubert, Zeile 4-14)

2. Teilhabeerfahrungen: *2.2: Gemachte Teilhabeerfahrungen*

Manche Teilhabeerfahrungen Huberts liegen Jahre zurück, zum Beispiel als ihn seine (mittlerweile verstorbene) Großmutter einmal monatlich ins Kaffeehaus einlud:

„Nur früher, vor vielen Jahren, wie meine Oma nu gelebt hat, die hat mich immer einmal im Monat ins Kaffeehaus eingeladen und da war i einmal im Monat mit ihr essen." (Hubert, Zeile 33-35)

Hubert fühlt sich nicht vollends alleine, da er eine Freundin hat. Allerdings bleiben auch Wünsche offen:

„Aber, wie soll ich sagen, wie ich schon erzählt hob', hob' i jo a Freundin, die schwerstbehindert ist. Die ist zwar lieb und die braucht mich, ich fühl' mich auch gebraucht, weil sie so an mir hängt, aber da spielt sich eigentlich des was man unter Liebe und Sexualität versteht, spielt sich net ab." (Hubert, Zeile 66-69)

Hubert hilft fallweise bei der Vereinszeitung der Organisation seiner Eltern mit:

„Was ich auch noch gemacht hab' - ich bin jetzt auch noch immer bei der Redaktion des Vereins bei dem meine Eltern arbeiten bei der Vereinszeitung dabei." (Hubert, Zeile 85-86)

Die Universität Wien nimmt für Hubert einen ganz besonderen Stellenwert ein. Sie präge sein Leben immanent. Inhalte und die Möglichkeit, sich einbringen zu können, lassen in ihm ein Gefühl von Zugehörigkeit aufkommen:

[Was hat die Uni für dich für eine Bedeutung als Ort, wo man mit Leuten soziale Kontakte pflegen kann und Inhalte aufnehmen kann?] "Ja, ich meine, die Uni hat mich geprägt. Also meine Studien prägen mich schon. Und ohne könnt' ich mir's gar nimma vorstellen." (Hubert, Zeile 135-138) **[Was waren so Erfahrungen, wo du dich gesellschaftlich eingegliedert und zugehörig gefühlt hast?]** „Naja, es hat Vorlesungen oder Übungen gegeben, wo ich wirklich vollkommen frei mitmachen hab' können und da hab' i schon des Gefühl gehabt, i bin mittendrin." (Hubert, Zeile 143-146)

Hubert konzentriert sich abseits der Universität Wien auf seine Freundin und auf seine Familie:

„Abseits von der Uni ist es so, dass ich, wie gesagt, sehr familienzentriert bin, dass ich sehr viel schau', dass es meiner Freundin gut geht. Mit der telefoniere ich auch jeden Tag. Wirklich jeden Tag. Weil des darf ich auch net amal vergessen weil die wartet jeden Tag immer auf mich beziehungsweise auf meinen Anruf." (Hubert, Zeile 150-153)

Huberts Eltern unterstützten ihren Sohn scheinbar in allen Lebenslagen und ließen ihn stets Interessen nachgehen, ohne ihn dabei einzuschränken oder von etwas abzuhalten:

„Und dann hab' i mi damit beschäftigt und dann bin i draufgekommen, das gefällt mir und zwei, drei Monate später habe ich dann zu meinen Eltern gesagt: Übrigens, ich studiere jetzt Geschichte und Philosophie". **[Und wie haben die darauf reagiert? Haben sie sich gefreut?]** „So wie immer: Mach' es, wenn's dir daugt. Werden wir eh sehen, was rauskommt." (Hubert, Zeile 163-167)

Hubert fühlte sich gesellschaftlich eingegliedert als er eine Maturaschule besuchte. Ihm gefiel es, dass er die Matura von der Stadt Wien bezahlt bekam. Die Lernunterlagen gefielen ihm und beflügelten ihn, Leistungen zu erbringen:

„Da war ich der erste in Österreich. Ich hab' alle Materialien umsonst bekommen. Alles. Weil sonst hätte das damals glaub' ich 1.000 Schilling im Monat gekostet. Und so hab' ich alle Skripten bekommen. Und das waren hunderte Skripten. Weil weißt, zum Beispiel Mathematik allein waren 36 Skripten. Ich glaub', das war ein halber Meter hoch. Da sind nämlich die mathematischen Beispiele wirklich so vorgerechnet, da drin, dass du alles allein rechnen kannst. Das war schon von Vorteil. Und dann hab' ich den Vorbereitungslehrgang dort probiert. Da waren ungefähr 60 Leute. Da war ich gleich der Klassenbeste. Und dann hab' ich gewusst, ich kann das eh. Dann hab' i mi gar nimma so angstrengt." (Hubert, Zeile 319-326)

Hubert gefiel es, dass in der Maturaschule auf Barrierefreiheit Wert gelegt wurde. In jener Zeit als er die Maturaschule besuchte, lernte er zwei Personen kennen, die er noch heute zu seinem Freundeskreis zählt:

„Die Maturaschule hat mir sehr gut gefallen, weil die immer die Klassen so gelegt haben, dass ich das gut besuchen konnte. Weil da hat's auch einen Stock gegeben. Da hat man mit dem Lift gar nicht gut hin können. Von dort hab' ich auch zwei Freunde." **[Triffst du die manchmal noch?]** „Wir reden am Telefon und hin und wieder seh' ich sie." (Hubert, Zeile 329-332)

Hubert erzählte, dass der Besuch von Tennismatches auf einem Centercourt und die sich dabei ergebende Möglichkeit, einen Tennisstar live zu erleben, etwas ganz Besonderes für ihn darstellte:

„Aber es is' schon eine ganz eigene Atmosphäre. Mir hat zum Beispiel der Thomas Muster schon die Hand gegeben. Solche Dinge kannst du im Fernsehen natürlich net sehen und net erleben. Oder ich hab' den Björn Borg damals live gesehen, wie er in Wien gespielt hat. Das ist schon eine Ewigkeit. Da war ich noch ein Jugendlicher. Aber das ändert ja nicht. Gewisse Dinge bleiben halt im Gedächtnis." (Hubert, Zeile 437-441)

Erfahrungen, die Hubert auf Urlauben mit seinen Eltern gemacht hatte, ließen ihn ins „Schwärmen" geraten:

„Ich hab' Sachen gesehen, die nicht einmal viele Gesunde gesehen haben, möchte' i behaupten." (Hubert, Zeile 403-304)
„I bin immer nur mit meinen Eltern gefahren, weil die haben uns immer ganz toll, aus meiner Sicht, tolle Urlaube ausgesucht. und wir waren mit dem Wohnwagen unterwegs und i hab' zum Beispiel kenne ich fast ganz Deutschland." (Hubert, Zeile 408-410)

Gesellschaftliche Teilhabe spürte Hubert als er sein Gerichtsjahr nach Beendigung seines Jus-Studiums absolvierte:

[Wie war das bei der Arbeit? Hast du das Gefühl gehabt, dass du aufgrund der Behinderung keine Arbeit gefunden hast?] „Nein, aber wie ich da im Arbeitsprozess bei Gericht war, waren's eigentlich, im ersten Moment sind alle erschrocken und dann haben's aber gesehen, dass i eigentlich eh' viel drauf hab' und dann ist rausgekommen, dass recht zufrieden sind". (Hubert, Zeile 77-81)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.1: politisch- institutionell*

Hubert erlebte an der Universität Wien schon mehrmals Situationen, in denen er politisch-institutionell ausgegrenzt wurde:

„Jo, do ist es aber so, dass des meiste schon so umgebaut worden ist, dass man überall hinkommt, wo man hinwill. Ich mein, ich suche mir natürlich net Sachen aus, wo ich von vornherein weiß, da komme ich net rein." (Hubert, Zeile 115-117)

Ein Vorfall blieb Hubert besonders im Gedächtnis: Eine Lehrveranstaltung war um 21:00 angesetzt und endete 90 Minuten später: Zu einer Zeit, in der alle Aufzüge der Universität Wien bereits außer Kraft gesetzt waren. Hubert wurde dann von seinen StudienkollegInnen über die Stiegen vom zweiten Stockwerk bis zum Ausgang getragen. Die zu Beginn verständigte Feuerwehr traf erst wenige Stufen vor dem Universitätsausgang ein und wollte ihren Einsatz in Rechnung stellen:

„Naja *(Hubert lacht)*, ich hab' schon lustige Erlebnisse auf der Uni gehabt, im Nachhinein. Ich war auf der Hauptuni im zweiten Stock und dann hat eine Veranstaltung länger gedauert und alle haben vergessen, dass um 9 Uhr am Abend alle Lifte abgedreht werden. Der Lift wird abgedreht und der Verantwortliche geht nachhause. Und ich sitz' dort oben um halb-zehn und alle sagen: Jösas, der Lift geht gar net. I sitz' in dem Rollstuhl. Was mach' ma?" **[Und was habt's gemacht? Haben sie dich runtergetragen?]** „Haben sie 190 Kilo über 130 Stufen runtergetragen. Ja, das ist a bissl a Job" *(Hubert grinst)*. **[Ja, aber es hat funktioniert.]** *(Hubert lacht)* „Es hat funktioniert. 5 Stufen bevor wir unten waren ist dann die Feuerwehr gekommen. Also ich hab' sie nicht mehr laut gerufen. Sobald man nämlich den Portier anruft oder was, muss der automatisch die Feuerwehr verständigen. Weil da hat jemand gesagt, dass da wer gehängt oder irgendwo oder übrig geblieben ist und der hat die Feuerwehr gerufen und dann ist die völlig umsonst kommen und dann hab' ich gsagt: Ich zahl' die jetzt net. Weil warum soll ich die zahlen? Noch dazu sind die mit 8 Mann ausgerückt. *(Hubert schmunzelt)* Also das hätte mir ein Vermögen gekostet. Aber das hab' ich dann eh net zahlen müssen." (Hubert, Zeile 118-131)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.2: Soziale Isolation*

Hubert schließt sich – den eigenen Aussagen folgend - gesellschaftlich selbst aus. In der betreuten Wohneinrichtung meide er vorwiegend aus gesundheitlichen Aspekten den Kontakt zu seinem Zimmernachbarn. Zu anderen MitbewohnerInnen suche er auch selten das Gespräch:

„Naja, ausgeschlossen, ich schließe mich immer nur selber aus. Weil es ist so, dass i mit meinen Mitbewohnern, äh, wie soll i sagen, da gibt's manche, mit denen kann i nur schwer reden. I bin a strikter Nichtraucher. Auch deshalb weil i morbus boeck hab, hab i nie rauchen sollen. I hab niemals, nicht amal eine Zigarette probiert. Des heißt, würde ich jetzt bei einer anziehen und nur zwei Züge machen, würde mir wahrscheinlich schlecht werden. Und mein Nachbar raucht wahnsinnig viel in der Nachbarwohnung, nur als Beispiel gemeint. Und der kommt fast nie raus aus der Wohnung und daher kann i kaum mit ihm reden. Weil wir treffen uns eigentlich kaum. Den sehe ich vielleicht ein Mal in drei Monaten. Obwohl wir nur 10 Meter nebeneinander wohnen." (Hubert, Zeile 17-24)

Hubert beschreibt sich als jemand, der nicht so gerne unter Menschen sei:

[Gibt es belastende Hürden, die dir deine gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten erschweren oder erschwert haben?] „Naja, schon. Aber eigentlich hab' ich ma des selber aufgebaut. Ich geh' net in ein Wirtshaus oder in ein Gasthaus oder so oder auch in ein Kaffeehaus gehe ich eigentlich net." **[Warum nicht?]** „Das hab' ich nie gemacht. Ich trinke keinen Kaffee. Ich meine, das ist auch nur eine Ausrede, aber es, wenn ich rausgehe, dann geh' ich nur spazieren. Oder ich hab' halt irgendwas vor, dass i wohin will, dass i ma an Vortrag anhör, dann gehe ich schon. Aber sonst, so wie andere, ins Kaffeehaus setzen, das mache ich net, das habe ich nie gemacht." (Hubert, Zeile 25-33)

Hubert charakterisiert sich darüber hinaus als schüchtern und eigenwillig. Manchmal wolle er zwar unter Menschen sein, mit zunehmendem Alter falle es ihm aber schwerer, sich jemandem mitzuteilen. Außerdem wisse er oft nicht, wie er ein Gespräch beginnen soll:

„Also wenn man mich besser kennt, muss man sagen, ich bin ein ziemlich komischer Typ. Also wenn ich rausgehen soll und wen anreden soll, den ich gar net kenn', dann wird's mit zunehmendem Alter für mich schwieriger. Ich weiß net warum, aber dann denk' ich mir immer: Was soll ich jetzt mit dem reden? Den kenn' ich gar net. Ich meine, ich fühle mich noch nicht wirklich alt. Ich würde sagen, i bin so im Mittelalter. Weil mit 50 Jahren ist man heute noch net wirklich alt. Mein Vater wird älter und der ist 80 vorbei. *(Hubert schmunzelt)* Aber des is' eine andere Kategorie. Aber mit 80 ist man wirklich schon etwas älter." (Hubert, Zeile 100-106)

Hubert scheint es auch an FreundInnen zu mangeln, die AkademikerInnen sind. Zumindest würde er sich studentische FreundInnen wünschen:

„Ich hab' keine behinderten Freunde, die studiert haben". **[Gibt's da in der Wohngemeinschaft auch niemand anderen?]** „Nein. Und jemand, der zwei Mal des tun würde, hab' ich überhaupt noch net getroffen." (Hubert, Zeile 193-195)

Dass sich Hubert von der Gesellschaft distanziert, lassen folgende Aussagen erkennen:

„Meistens kommt alles auf mich an. Die Möglichkeiten sind immer gegeben. Nur, ich bin a bissl ein Eigenbrötler. Weil ich eben sehr viel lese. Und mich Sport sehr interessiert und solche Dinge. Das

Ganze ist dann so, dass ich ungerne am Abend weggehe, auch wenn ich ein Ziel hab' und daher bin ich sehr viel zuhause." (Hubert, Zeile 354-357)

Dass Hubert – mit Ausnahme von Familie und Freundin – von anderen FreundInnen gemieden wird, kann angenommen werden. Er erzählte, dass ihm viele Personen mitteilen, auf seinen Anruf zu warten. Sie selbst würden aber kaum die Initiative für ein Gespräch ergreifen:

[Wie lässt sich dein Verhältnis zu deinen jetzigen Freunden charakterisieren? (*2 Sekunden Stille)* **Also die Leute, die du deine Freunde nennst?]** „Ja, aber das Komische dran ist, dass alle immer auf meinen Anruf warten und die wenigsten rufen von sich aus an. Das finde ich schon extrem komisch." Aber das ist, bei mir hat sich das kulminiert. Ich hab' nur solche." [**Hast du eine Idee, warum das so ist?]** „Weiß ich net. Vielleicht weil's alle wissen, dass ich so gern' telefonier'. Keine Ahnung." (Hubert, Zeile 358-364)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.3: Ökonomische Ausgrenzung und Ausgrenzung am Arbeitsmarkt*

Hubert wirkte verzweifelt. Bisher scheiterten alle Versuche, eine Arbeitsstelle zu erhalten:

„Aber wie gesagt, ich habe mich da jetzt schon bei 60 Sachen beworben und bis jetzt alle negativ. Also des ist schon wirklich ein Schmarrn." (Hubert, Zeile 267-269)

Hubert vermutet, dass er aufgrund seines Alters keine Arbeitsstelle findet. Seine Behinderung hält er dabei für weniger ausschlaggebend. Gute Noten erachtet er ebenfalls als wichtig, um in ein Arbeitsverhältnis treten zu können. Dennoch gibt Hubert die Suche nach einem Arbeitsplatz nicht auf:

„Ich hab' etliche angeschrieben. Zu 90 Prozent schreiben sie nach ein paar Wochen zurück: Wir haben uns anders entschieden. Jetzt hab' ich mal ein Gespräch gehabt." **[Ein Vorstellungsgespräch?]** „Ja, Arbeits- und Sozialministerium für eine, also eigentlich auch eine bezahlte Ausbildung, sozusagen. Und das ist irgendwie auch komisch verlaufen, weil ich gefragt hab', oder weil ich es gewagt hab', zu fragen, wie sie es einschätzen, dass dann die Chancen stehen, dass ich übernommen werden kann und die hat dann klipp und klar gesagt: Die Chancen tendieren gegen Null. Dann hab' ich ma gedacht: Das Ganze ist ein Schaß. Also gesagt hab' ich das nicht, aber irgendwie haben die das vielleicht gespürt, weil dann drei Tage später ist ein Brief gekommen: Sie haben sich für jemand anderen entschieden." **[Was vermutest du da, warum das nicht geklappt hat?]** „Mein Alter." [**Ja?]** „Ich glaub' weniger meine Behinderung, als mein Alter. Und es ist auch so, dass meine Noten waren nicht wirklich, also Geschichte und Philosophie schon, da hab' ich wirklich reihenweise gute Noten gehabt, des heißt, zwischen eins und zwei. Aber in Jus ist es so, da waren die Noten eher immer zwischen zwei und vier. Aber das ist normal. Aber heute, weil es doch sehr viel Arbeitslose gibt, kann man sich ja so viel aussuchen, dass Leute, wie die unterdurchschnittliche oder net wirklich gute Noten haben, es etwas schwerer haben, glaub' ich. Wenn man sich denkt, dass ich von so viel Operationen und Krankheiten geplagt war. Ich hab' ja zwölf oder vierzehn Operationen gehabt zu der Zeit." **[Wie beurteilst du derzeit deine Chancen, eine Arbeitsstelle zu finden?]** „Hin und wieder bin ich zermürbt, dann wach' ich wieder auf und denk' ma: Es ist mir vollkommen egal und dann wach' i wieder auf und denk' ma: Wird schon passieren, wie es passiert. Und da bin ich jetzt, derzeit." (Hubert, Zeile 374-398)

Hubert kann kaum selbst über seine staatlichen Zuwendungen verfügen. Wenn er eine kulturelle Veranstaltung besuchen oder auf Urlaub fahren möchte, ist er auf seine Eltern angewiesen, die ihn finanziell unterstützen. Selbst die Bezahlung von AssistentInnen falle ihm schwer:

[Also solche Dinge hast du dir dann schon leisten können?] „Ja, aber ich mein, ich muss immer sagen, ich muss das immer einschränken. Meine Eltern müssen mir da dabei helfen." (Hubert, Zeile 442-444)
[Gibt es gewisse Dinge, die du absolut nicht machen kannst, für die du das Geld einfach nicht hast, auch wenn du sie gerne machen würdest?] „Ja. Wirkliche Reisen kann i ma net leisten." **[Und was ist mit Veranstaltungen oder Konzerten?]** „Das kann i schon. Weil du musst da vorstellen, ich müsst' ma ja immer einen Assistenten mitnehmen oder so und das dann alles mitfinanzieren, das ist äußerst schwierig. Und was ich unbedingt machen will, das ist nach Spanien fliegen. Aber das sind Kosten, wenn ich da net selber arbeite, hab' ich überhaupt ka Chance, dass ich da jemals hinkomme." (Hubert, Zeile 445-454)

Hubert fühlt sich ökonomisch ausgegrenzt, da er schon lange keinen Urlaub mehr gemacht hat:

„Also kannst dir vorstellen. Ich war wirklich in fast jedem Land in Europa. Aber seit zehn Jahren ist es aus. Und des stört mi." (Hubert, Zeile 407-408)

3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren: *3.4: Kulturelle Ausgrenzung*

Hubert fühlt sich manchmal von der Gesellschaft nicht ernst genommen oder es kommt ihm so vor als wäre er kein vollwertiges Gesellschaftsmitglied. Er wunderte sich beispielsweise warum bis dato niemals nach seinem Fahrschein in öffentlichen Verkehrsmitteln verlangt wurde. Das Nicht-entsprechen gesellschaftlich hergestellter Normen äußerte sich gewissermaßen darin, nicht als Fahrgast wahrgenommen zu werden:

„Ähm, wenn zum Beispiel, ich bin auch ziemlich viel allein unterwegs mit den öffentlichen Verkehrsmitteln. Ich hab' immer eine Monatskarte. Die hat noch nie einer angschaut, weil ich bin noch nie kontrolliert worden. Weil alle anderen kontrollieren's, mich haben's noch nie kontrolliert worden. I waß net warum." **[Was glaubst du, warum das so ist?]** „Na, i waß net. Mein ehemaliger Monatskollege, der ist immer schwarz gefahren und wenn' den erwischt haben, der hat nie was gezahlt. Na irgendwie ist das schon, na ja. Warum soll ich nix zahlen, wenn ich keine Karte hab'? Ich würd's einsehen, wenn ich zahlen müsste. Da ich aber immer eine Monatskarte gleich am ersten oder zweiten kauf', passiert mir des eben auch net. Aber ich würd's einsehen, wenn's so wäre. Wenn du verstehst, was ich meine." (Hubert, Zeile 39-48)

Nachfolgende Erzählung macht explizit welch' Reaktionen eine Körperbehinderung bei Gesellschafts-mitgliedern auslösen kann und mit welcher Selbstverständlichkeit angenommen wird, dass ein/e BewerberIn für eine Arbeitsstelle keine Behinderung hat. Wäre diese Einstellung mehrheitlich nicht gegeben, würden (negative) Reaktionen ausbleiben:

[Wie war das bei der Arbeit? Hast du das Gefühl gehabt, dass du aufgrund der Behinderung keine Arbeit gefunden hast?] „Nein, aber wie ich da im Arbeitsprozess bei Gericht war, waren's

eigentlich, im ersten Moment sind alle erschrocken und dann haben's aber gesehen, dass i eigentlich eh' viel drauf hab' und dann ist rausgekommen, dass recht zufrieden sind." (Hubert, Zeile 77-81)

Hubert machte bereits mehrmals Diskriminierungserfahrungen, v.a. wenn er ihm unbekannte Personen um Hilfe bat:

„Aber die 15 Jahre vorher hab' ich die Leute immer angesprochen. Und da hab' ich schon oft Dinge erlebt, wo ich ma gedacht hab': Ist das jetzt notwendig? Ich frag' ihn einfach, ob er so nett ist, und mir auf's Klo hilft und der sagt gleich: Bist deppat? Da kann man auch anders reagieren." **[Ja, allerdings.]** (Hubert, Zeile 201-204)

Hubert erzählte von einem Negativerlebnis. Ein Studienkollege, der ihm ursprünglich helfen wollte, ließ ihm letztlich im Stich:

„Oder einmal hat mir einer geholfen, der war zu klein und da hab' ich aber zu wenig nachgedacht ghabt. Das war mein Fehler und wir waren einmal gemeinsam in der Vorlesung, des musst du dir vorstellen und dann bringt er mi net aufs Klo, sondern i lieg dann nur irgendwie drauf, aber i bin hinten und vorn runterghängt, i bin irgendwie draufghängt auf der Klomuschel. Der rennt raus und i denk', der holt jemand anderen und dann kommt der eine Stunde lang net zurück." **[Schrecklich.]** „Und ich lieg' dann da drin und hab' Schmerzen auf allen Seiten und denk' ma: Jessas, was mach ich jetzt? Und in dem Moment, also eine Stunde später, kommt dann a Putzfrau, sperrt auf und sagt zu mir: Haben Sie Probleme? Und ich sag': Schaut's so aus? *(Hubert lacht)* **[Das hört sich schrecklich an.]** „Und dann hat sie mir eh bald geholfen. Die hat dann drei starke Männer geholt und die haben mich dann so geschupft, dass ich wieder zamkommen bin. Und am nächsten Tag hab' ich ihn dann getroffen in der Vorlesung. Sag' ich zu ihm: Heast, wos ist dir da eingfoin? Sagt er zu mir: Ganz einfach. Ich hab' die Nerven verloren."**[Naja, also]** „Aber trotzdem bitte, der lässt mich da verhungern, weil wenn ich ein Pech hab', dann lieg' ich bis morgen. Dann hätte ich die ganze Nacht da drinnen verbringen müssen. Unter Schmerzen. Jetzt weiß ich natürlich, wen ich in Zukunft anrede." (Hubert, Zeile 205-220)

4. Stigma-Management: *4.5 Strategien, die zukünftig vor Diskriminierung/sozialer Ausgrenzung schützen sollen*

Ein Gefühl von Teilhabe in Lehrveranstaltungen machte sich in Hubert aufgrund seiner Vorbereitung, die er zuhause leistete, breit. Das vorherrschende, selbst instruierte Leistungsstreben hilft ihm scheinbar, sich nicht ausgegrenzt, sondern zugehörig zu fühlen:

[Was waren so Erfahrungen, wo du dich gesellschaftlich eingegliedert und zugehörig gefühlt hast?] „Naja, es hat Vorlesungen oder Übungen gegeben, wo ich wirklich vollkommen frei mitmachen hab' können und da hab' i schon des Gefühl gehabt, i bin mittendrin." **[Was hat dir des Gefühl geben? Nur das Mitmachenkönnen?]** „Weil ich selbst gut vorbereitet gewesen bin und da macht das schon Spaß." (Hubert, Zeile 143-148)

Hubert setzte in „seiner" betreuten Wohneinrichtung ein Rauchverbot in jenen Räumlichkeiten durch, die alle BewohnerInnen gemeinsam nutzen. Sein Vorgehen begründete sich vorwiegend aus dem Vorliegen seiner chronischen (Lungen-) Krankheit:

„Und sonst gehe ich halt spazieren, aber dass ich mich wo reinsetz', das ist eben äußerst selten. Weil ich auch mit Rauch nicht in Berührung kommen will. Ich hab' lange gebraucht, aber ich habe das dann durchgesetzt, dass bei uns, außer in den Wohnungen gibt's Rauchverbot. Also in den Zimmern darf man schon auch rauchen, wenn man zumacht oder so. Aber draußen im Wohnzimmer, da wird nicht mehr geraucht. Die müssen alle rausgehen. Und das hab' ich durchgesetzt, ganz allein. Aber das ist natürlich, mit meinem Hintergrund ist das natürlich schwer. Da hab' ich meiner Mutter am Telefon gsagt: Heast, de rauchen schon so viel, mir ist schon ganz schlecht. Was mach' ma? Dann hamma kurz geredet, hamma gsagt: ‚Machen wir ein Rauchverbot.' Und drei Tage drauf ist es schon dagewesen. Also inzwischen ist das überall gang und gäbe. Weil man ja immer mehr draufkommt, dass Rauchen nicht gut ist. Und die, die nicht mitrauchen wollen, die müssen auch net mitrauchen." (Hubert, Zeile 225-235)

3.7.2.3 Erste Ergebnisse: Ein Blick auf die Datenlage

Tabelle 13 ermöglicht einen ersten Blick auf die Datenlage. Dabei wird zwischen der subjektiven Gesamtsicht auf das eigene Leben (1.), erzählten Teilhabeerfahrungen, die in der eigenen Biographie liegen (2.), subjektiven Ausgrenzungserfahrungen, die mit gesellschaftlich hergestellten Barrieren gleichgesetzt werden können (3.) und Handlungen, die sich auf gemachte Ausgrenzungserfahrungen (bezeichnet als „Stigma-Management"[115]) beziehen (4.), differenziert. Zwecks Vergleichbarkeit wurden Antworten dichotomisiert oder trichotomisiert[116].

Unter (3.) kehrt sich die „Bewertung" der Ergebnisse insofern um, als das Vorliegen von Ausgrenzungserfahrungen nicht mit einem „+", sondern mit einem „-" gekennzeichnet wurden. Die Ausprägungen („+" oder „-")erfuhren beim Stigma-Management keine farbliche Umrandung. Dies geschah deshalb nicht, da eine Bewertung von Bewältigungsstrategien zunächst fraglich erscheint und einer gesonderten Diskussion bedarf. In anderen Worten bedeutet dies: Die Items des Stigma-Managements wirken in ihrer Darstellung „normativ aufgeladen" (z.B. muss ein Outing nicht zwangsläufig eine positive Folgewirkung haben). Das Unterlassen einer farblichen Umrandung der Kategorien des Stigma-Managements soll die normativ wirkende Darstellung der Ergebnisse optisch etwas abschwächen.

Auf den ersten Blick wird ersichtlich, dass Maria und Paula jene Studierenden repräsentieren, die eine äußerst negative Sichtweise auf ihre jeweiligen Biographien haben. Huberts Blick auf sein bisheriges Leben ist nur insofern positiv, was Unterstützung, Gesundheit, eigene Zukunftspläne und den Lebensstandard betrifft. Bereiche, die seine gegenwärtigen Teilhabemöglichkeiten sowie die subjektive Einschätzung seiner Bedeutung in der Gesellschaft betreffen, beurteilt er negativ. Kurts, Sandors und Michaelas Sichtweisen auf ihre bisherigen Biographien können als (relativ) positiv beschrieben werden.

Auf die Frage hin, ob die von mir ausgewählten Studierenden bis dato überhaupt gesellschaftliche Teilhabeerfahrungen in ihren Biographien vorfinden, kann geantwortet werden, dass alle Befragten neben Ausgrenzungserfahrungen ebenso Situationen erlebten, die das Gefühl gesellschaftlicher

[115] Der Begriff wurde erstmals von Goffman (1963) verwendet.
[116] Die Unterscheidung unterteilt sich in + (trifft zu), +/- (trifft teilweise zu) und - (trifft nicht zu).

Teilhabe aufkommen ließen. Konkret gemachte Teilhabeerfahrungen werden in den folgenden Analyseschritten noch explizit gemacht.

	Maria	Michaela	Paula	Kurt	Sandor	Hubert
1. GESAMTSICHT AUF EIGENES LEBEN						
1.1: ges. Bedeutung	-	+	-	+	+	-
1.2: Lebensstandard	-	+	-	+	+	+
1.3: Teilhabezufried.	-	+	+/-	+	+	+/-
1.4: Teilhabemögl.	-	+	-	+	+	+/-
1.5: Hilfe/Unterst.	-	+	-	+	+	+
1.6: Gesundheit	-	+	+/-	+	(+)	+
1.7: eigenes Leben	-	+/-	-	+	+	-
1.8: Zukunftspläne	+	+	-	+	+	+
2. TEILHABEERFAHRUNGEN						
2.2: Teilhabeerfahr.	+	+	+	+	+	+
3. AUSGRENZUNGSERFAHRUNGEN/GESELLSCHAFTL. HERG. BARRIEREN						
3.1: polit.-institut.	-	-	-	-	-	-
3.2: soziale Isolation	-	+	-	+	+	+/-
3.3: Arbeitsm./ökon.	-	+	-	+	+	-
3.4: kulturelle Ausg.	-	-	-	-	-	-
4. STIGMA-MANAGEMENT						
4.1: Outing themat.	+	-	-	-	+	-
4.2: Gesellschaftskrit.	+	-	+	-	-	-
4.3: Biograph. Erleb.	+	+	+	-	-	+
4.4: Strateg. Diskrim.	+	+	+	+	+	+
4.5: Strateg. Zukunft	+	+	+	+	+	+

Tab. 13: Erste Ergebnisse: Ein Überblick[117]

Ein vollends anderes Bild zeigt sich bei Berücksichtigung gemachter Ausgrenzungserfahrungen. Die Auswertung orientierte sich an der theoretischen Auseinandersetzung Kronauers (1997) mit sozialer Ausgrenzung. Der Autor unterschied dabei zwischen mehreren Dimensionen sozialer Ausgrenzung. Alle von ihm beschriebenen Ausgrenzungsdimensionen dienten als Auswertungskategorien zur

[117] Das gesamte Kodierschema und eine Erklärung der einzelnen Kategorien befinden sich im Anhang.

Determination des Phänomens Ausgrenzung. Meine Auswertung weist daher an dieser Stelle eine stark deduktiv geprägte Vorgehensweise auf..

Von Vorteil ist dabei die Zuordnung von getätigten Aussagen der Befragten zu bereits bestehenden Dimensionen. Durch den Gebrauch der von Kronauer entwickelten Kategorien können neue Erkenntnisse in einem abgegrenzten Forschungsfeld gewonnen werden. Nachteilig erscheint hingegen, dass das deduktive Vorgehen die Entwicklung neuer Kategorien eher verhindert.

Die beiden Bereiche „ökonomische Ausgrenzung“ [118]und „Ausgrenzung am Arbeitsmarkt“[119] wurden zu einer Analysekategorie zusammengefasst. Eine Ausdifferenzierung dieser beiden Dimensionen erscheint im Hinblick auf die finanzielle Lage Studierender mit Behinderung weniger sinnvoll, schließlich erhalten manche Personen Pflegegelder oder Frühpensionen, andere hingegen üben einen Teilzeitberuf aus oder erhalten Studienbeihilfen. Die finanzielle Grundlage der Befragten ist somit schwer in differenzierter Form zu eruieren. Staatlich gewährte „Beihilfen“ vermischen sich mit niedrigen Einkommen, die aus saisonalen oder beständig ausgeführten Teilzeitberufen stammen.

Tabelle 13 eignete sich dafür, einen Überblick über die Lage der Befragten zu erhalten. Differenzierte Aussagen lässt sie nicht zu. Diesem Anspruch soll in nachfolgenden Unterpunkten nachgekommen werden. Des Weiteren ist wichtig, zu betonen, dass sich die Daten aus Tabelle 13 auf die gesamte Biographie der Befragten beziehen, d.h., dass gesellschaftliche Ausgrenzungserfahrungen, die in der Tabelle angeführt wurden, nicht in der Gegenwart Bestand haben müssen.

3.7.2.4 Gruppenbildung zwecks Vergleichbarkeit der Daten

Welche Vorgehensweise erscheint in den nächsten Schritten sinnvoll zu sein, um eine tiefergehende Analyse zu gewährleisten?

Die Richtigkeit der Auswahl der 6 Fälle aus der Stichprobe – differenziert nach gesellschaftlicher Teilhabe und sozialer Ausgrenzung – bestätigte sich nach Durchführung der Feinanalyse und der tabellarischen Gegenüberstellung der ersten Ergebnisse. Jene Personen, die nach Durchführung der Interviews als (vorwiegend) „gesellschaftlich Teilhabende“ eingestuft wurden und jene, die als „gesellschaftlich Ausgegrenzte“ galten, entsprachen somit ihren Zuordnungen. Eine duale Gruppierung erscheint für die weitere Analyse hilfreich, um Vergleiche zwischen den beiden Gruppen und innerhalb der beiden Gruppen im Bezug auf Teilhabe und Ausgrenzung durchführen zu können. Die weitere Analyse folgt der dichotomisierten Zuteilung von Gesellschaftserfahrungen. Somit ergeben sich die beiden folgenden Gruppen:

[118] Damit ist die Abhängigkeit vom Sozialstaat - da z.B. jenes Geld aus der eigenen Erwerbsarbeit zum Überleben nicht ausreicht – gemeint, sowie Menschen, die trotz mehrerer (prekärer, marginalisierter) Arbeitsverhältnisse an der Armutsgrenze leben („working poor“).

[119] Der Eintritt ins Berufsleben ist erschwert oder verhindert. Ebenso fällt darunter, sich in einem prekären Arbeitsverhältnis zu befinden.

Gesellschaftlich Zugehörige	**Gesellschaftlich Ausgegrenzte**
Kurt	Maria
Sandor	Paula
Michaela	Hubert

Tab. 14: Gruppenbildung: „gesellschaftlich Zugehörige“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzte“

3.8 Ergebnisse

Ein Vergleich der Befragten der Kategorie „Gesamtsicht auf eigenes Leben“ (1.) erscheint weniger sinnvoll und verspricht geringe Aussagekraft, da die dort zugeordneten Dimensionen mit den nachfolgenden Analyseebenen stark verknüpft sind. Zum Beispiel ist bei Maria im Bezug auf ihre Position innerhalb der Gesellschaft festzuhalten, dass zu viele negative Erlebnisse bzw. gesellschaftlich hergestellte Barrieren ihre Biographie prägten. Eine derartige Erkenntnis macht aber nicht explizit, welche Ausgrenzungserfahrungen konkret wirksam waren, die eine subjektiv gering wahrgenommene gesellschaftliche Wertschätzung hervorriefen. Die Analyse der Kategorie 3 (Ausgrenzungserfahrungen) verspricht hier mehr Aufschluss (siehe 3.8.2). Zuvor wird aber darauf eingegangen, in welchen gesellschaftlichen Teilbereichen Teilhabeerfahrungen gemacht wurden (3.8.1). Als letzte Analysekategorie werden jene Aussagen miteinander verglichen, die sich auf Bewältigungsstrategien (Stigma-Management) beziehen (3.8.3).

3.8.1 Gemachte Teilhabeerfahrungen

	„Gesellschaftlich Zugehörige“			**„Gesellschaftlich Ausgegrenzte“**		
	Kurt	**Sandor**	**Michaela**	**Maria**	**Paula**	**Hubert**
am Bildungsweg	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**
familiär/freundschaftlich	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**
in Arbeitswelt	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**	
Mitgliedschaften (Ver./Org.)	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**
im Gesundheitswesen	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**
auf Reisen	**x**					**x**

Tab. 15: Teilhabeerfahrungen im Vergleich „gesellschaftlich Zugehöriger“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzter“

In den nachfolgenden Unterpunkten (3.8.2 und 3.8.3) wird bei den Ergebnissen einerseits zwischen den Gruppen („gesellschaftlich Zugehörige“ vs. „gesellschaftlich Ausgegrenzte“) und innerhalb der jeweiligen Gruppen im Bezug auf gesellschaftliche Teilhabe und soziale Ausgrenzung differenziert.

Auf den ersten Blick mag Tabelle 15 wenig aussagekräftig erscheinen. Werden aber die Biographien der Studierenden - speziell jene der „gesellschaftlich Ausgegrenzten“ – mitberücksichtigt, so zeigt sich, dass über die gesamten Biographien hinweg jede/r Studierende der beiden Gruppen (oberflächlich betrachtet) viele (ähnliche) Teilhabeerfahrungen machte. Würden Teilhabeerfahrungen in anderen EU-27-Staaten oder außerhalb der EU-27 abgefragt, so würden sich vermutlich andere Verteilungen innerhalb der hier dargelegten Dimensionen ergeben. Ebenso ist auch die Entwicklung neuer Kategorien denkbar, die sich aus Gesprächen mit Studierenden aus anderen (EU-) Staaten ableiten ließen.

Teilhabeerfahrungen wurden

- am Bildungsweg (z.B. in Form von Sozialkontakten, die in der Pflichtschule oder an der Universität Wien gemacht wurden oder durch das Zugehörigkeitsgefühl, dass durch das gemeinsame Erarbeiten von Lerninhalten in Lehrveranstaltungseinheiten entstand),
- über ausgeführte Aktivitäten mit Familienmitgliedern oder FreundInnen,
- in der Arbeitswelt (z.B. durch Kompetenzvergabe, Ausübung einer Tätigkeit, Sozialkontakte),
- in Vereinen/Organisationen (z.B. durch Ausüben gemeinsamer Aktivitäten)
- im weitesten Sinne im Gesundheitswesen (wenn medizinisches/therapeutisches Personal den Betroffenen Hoffnung, Entspannung, Wohlgefühl vermittelt oder Verständnis entgegenbringt),
- und auf Reisen (Kennenlernen von Personen)

gemacht.

Die Universität Wien wurde bei den Teilhabeerfahrungen von beinahe allen Befragten (besonders) hervorgehoben. Sie stellt für viele Studierende einen zentralen Aspekt ihres Lebens dar und beeinflusst ihr Denken über ihre eigene Biographie. Neben Sozialkontakten und dem Erlernen studienrelevanter Inhalte scheint diese Institution besonders für Studierende, die Diskriminierungserfahrungen auf ihrem Bildungsweg machten, „Rettungsanker“ zu sein. Oft gaben am Bildungsweg diskriminierte Studierende an, seit Ausübung ihres Studiums an Selbstbewusstsein hinzugewonnen zu haben.

Die Hauptforschungsfrage der vorliegenden Arbeit zielt auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei Studierenden mit Behinderung der Universität Wien im Bezug auf gemachte gesellschaftliche Teilhabe- und Ausgrenzungserfahrungen ab. An dieser Stelle lässt sich festhalten, dass es im Bezug auf gemachte gesellschaftliche Teilhabeerfahrungen der Studierenden viele Gemeinsamkeiten gibt. Erfahrungen unterscheiden sich zwar in ihrer Komplexität und in jener Art und Weise, wie sie sich zutrugen, in zusammengefassten Kategorien bringen sie aber Gemeinsames zum Vorschein. Gemeinsamkeiten in gemachten Erfahrungen scheinen Unterschiede eher verschwinden zu lassen. Das lässt nicht zwingend den Schluss zu, dass beide Gruppen („Ausgegrenzte“/“Zugehörige“) in sich homogen wären – die Auswahl und Zuordnung der Studierenden wurde schließlich durchgeführt, um ein dualistisches Bild zu erhalten. Unterschiede in gemachten Erfahrungen – unabhängig davon, ob von

Teilhabe- oder Ausgrenzungserfahrungen die Rede ist - lassen sich vorwiegend auf einer oberflächlichen Analyseebene durchführen: durch das Explizitmachen von Ausgrenzungserfahrungen als Kategorien (nach den Dimensionen Kronauers) sowie durch deren Vergleich der beiden Studentengruppen. Der Versuch Unterschiede in den Ausgrenzungserfahrungen über ihre Detailliertheit zu erfassen, würde kaum ermöglichen allgemeine Erkenntnisse zu gewinnen, da derlei Erfahrungen sehr stark an die Biographien der Individuen geknüpft sind.

Eine allgemeine Erkenntnis der Verteilungen in Tabelle 15 ist, gesellschaftliche Teilhabeerfahrungen als etwas Temporäres zu begreifen: Teilhabe erscheint über den Zeitverlauf hinweg wandel- bzw. veränderbar. Wie Tabelle 15 erkennen lässt, fühlten sich „gesellschaftlich Ausgegrenzte" in ihrem Leben nicht immer ausgegrenzt, sondern waren in manchen gesellschaftlichen Funktionssystemen temporär „gesellschaftlich Zugehörige". Diesem Gedanken folgend erscheint es notwendig zu erfahren, wo gesellschaftlich hergestellte Barrieren lagen bzw. liegen, die es zu beseitigen gilt. *Welche gesellschaftliche Barrieren, die - dem sozialen Modell von Behinderung folgend – „Behinderung per se" darstellen, prägten nun die Biographien der befragten Studierenden?*

3.8.2 Ausgrenzungserfahrungen: Gesellschaftlich hergestellte Barrieren

Die Beantwortung eines Teils der Forschungsfrage wird nachfolgend mit der Aufdeckung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden in gemachten Ausgrenzungserfahrungen bei Studierenden mit Behinderung geleistet.

Zuerst werden die **Gemeinsamkeiten** der Ausgrenzungsdimensionen explizit gemacht. Politisch-institutionelle (erschwerter Zugang zu Dienstleistungen und gesellschaftlichen Funktionsbereichen) und kulturelle Ausgrenzungserfahrungen (Diskriminierung, Stigmatisierung) sind jene Ausgrenzungsdimensionen, die in allen Biographien der Befragten vorkommen. Sie betreffen also alle Studierenden mit Behinderung, die in die Stichprobe gelangten.

Innerhalb der Gruppe der „Zugehörigen" ist ein und dasselbe Muster von Ausgrenzungserfahrungen zu identifizieren: Alle drei Studierenden wurden in ihrer bisherigen Biographie politisch-institutionell und kulturell ausgegrenzt. Sozial isoliert, vom Arbeitsmarkt oder ökonomisch ausgeschlossen fühlten sie sich zum Zeitpunkt der Befragung nicht. Den „gesellschaftlich Ausgegrenzten" ist hingegen gemein, sich in (beinahe) allen Ausgrenzungsdimensionen wiederzufinden. Schwerwiegend wirkt sich Ausgrenzung am Arbeitsmarkt im Leben Marias, Paulas und Huberts aus. Die drei Genannten können außerdem als sozial isoliert beschrieben werden, da sie nur über wenig (beständige) Sozialkontakte verfügen. Maria und Paula können sich nicht auf ihr familiäres Netzwerk bzw. auf familiäre Unterstützung verlassen.

Wird der Frage nachgegangen, ob es **Unterschiede** in den Ausgrenzungserfahrungen gibt, so zeigt sich, dass Studierende der Gruppe der „gesellschaftlich Zugehörigen" im Gegensatz zu jener der „gesellschaftlich Ausgegrenzten" über beständige Sozialkontakte verfügen. In den einzelnen Bio-

graphien der „Zugehörigen“ finden sich weder Ausgrenzungserfahrungen am Arbeitsmarkt, noch welche, die darauf schließen lassen, dass sie ausschließlich von staatlichen Sozialtransfers abhängig wären. Innerhalb dieser Gruppe gibt es bei (oberflächlicher) Betrachtung von Ausgrenzungserfahrungen keine Unterschiede.

Blickt man auf die Gruppe der „gesellschaftlich Ausgegrenzten“, so tun sich kaum Unterschiede auf. Lediglich Hubert fühlt sich nicht vollends sozial isoliert. Dies hat einerseits damit zu tun, dass er in einer betreuten Wohneinrichtung lebt und theoretisch Sozialkontakte Vorort hat. Der wöchentliche Besuch seiner Freundin trägt vermutlich auch dazu bei, sich nicht vollkommen segregiert zu fühlen. Hubert betrachtet sich als jemand, der sich selbst im Weg steht, was die Kontaktaufnahme zu anderen Menschen betrifft.

Nachfolgend werden alle gemachten Ausgrenzungserfahrungen explizit gemacht, beginnend mit politisch-institutionellen Hürden (3.8.2.1), gefolgt von Erfahrungen sozialer Isolation (3.8.2.2), der Ausgrenzung am Arbeitsmarkt und ökonomischer Ausgrenzung (3.8.2.3), bis hin zu kulturellen Ausgrenzungserfahrungen (3.8.2.4).

3.8.2.1 Politisch-institutionelle Ausgrenzungserfahrungen

Die folgenden Erfahrungen stellen **Gemeinsamkeiten der „gesellschaftlich Zugehörigen“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzten“** im Bezug auf politisch-institutionelle Barrieren dar. Dabei wird evident, dass die Universität Wien einerseits für viele Studierende mit Behinderung einen sehr zentralen Stellenwert in ihrem Leben einnimmt und ein gesellschaftliches Teilhabegefühl vermittelt (siehe 3.8.1), andererseits aber eine Institution zu sein scheint, die Studierende mit Behinderung politisch-institutionell ausgrenzt. Dies geschieht, wenn das Universitätspersonal an sie herangetragene Unterstützungsanfragen, die a priori getätigt wurden, nicht nachkommt. Das Lehrpersonal dürfte darauf vergessen, Prüfungen und/oder Lehrstoffinhalte für Studierende mit Behinderung in ihrer (z.B. visuellen) Aufbereitung zu modifizieren, was den Prüfungs- und Lernalltag von Betroffenen erschwert. Anfragen um Unterstützungen in spezifischen Anliegen, die an die Behindertenbeauftragte gerichtet waren, wurden manchmal nicht beantwortet (da die Behindertenbeauftragte nicht erreichbar war) oder entsprachen in ihrem Ausgang nicht den Erwartungen. Des Weiteren wurde mangelnde Barrierefreiheit stark kritisiert. Sie sei weder im Hauptgebäude der Universität Wien, noch an zugehörigen Institutsstandorten vollends gegeben. Im äußersten Fall führte dies dazu, dass Lehrveranstaltungen nicht besucht werden konnten. Eine weitere Kritik bezog sich auf Veränderungen von Studienbedingungen - im speziellen von Studienplänen - wodurch eine flexiblere Einteilung und Zusammenstellung eines persönlichen Stundenplans erschwert und das Vorankommen im Studium beeinträchtigen würde. Darüber hinaus wurde kritisiert, dass die Universität Wien mit Studierenden, die aus dem Ausland kommen und vorerst keinen Behindertenausweis vorlegen können, sehr rigoros umgeht. Beispielsweise müsse die Inskriptionsgebühr a priori entrichtet werden. Für Studierende mit

Behinderung aus dem Ausland, die selbst über wenig ökonomische Ressourcen verfügen, kann der an sie gestellte Betrag eine große finanzielle Belastung sein.

Weitere Erfahrungen politisch-institutioneller Ausgrenzung sammelten Studierende mit Behinderung einerseits beim tagtäglichen Besuch von Schulen (mangelnde Barrierefreiheit; wenige Adaptionen vorhanden, die Unterstützung für jeweilige Behinderung sein könnten; manchmal kein Entgegenkommen bei Erschwernissen: z.B. erfolgte eine längere Zeitvergabe bei Schularbeiten erst nach ausufernden Gesprächen, die zuvor geführt wurden) und andererseits beim Versuch des Über-

	„Gesellschaftlich Zugehörige“			„Gesellschaftlich Ausgegrenzte“		
	Kurt	**Sandor**	**Michaela**	**Maria**	**Paula**	**Hubert**
Beschäftigungstherapie				x		
Arbeitsplatzverlust				x		
Verpflichtende Armeezeit zum Erhalt des Arbeitsplatzes				x		
Staat: bürokratische Hürden	x			x	x	
Arbeit: Unterstützungen untersagt.				x		
Uni: Unterstützungen untersagt/ nachteilige Veränderungen	x		x		x	x
Feststellungsbescheid erschwert Erhalt des angestrebten Berufs			x			
Unflexible Dienstleistungsanbietende	x				x	
Schule: Probleme beim Eintritt /mangelnde Unterstützung	x	x				x
mangelnde Barrierefreiheit	x				x	x

Tab. 16: Gemeinsamkeiten politisch-institutioneller Barrieren bei „gesellschaftlich Zugehörigen“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzten“

tritts einer Schulstufe des Bildungssystems in die nächst höhere (z.B. von der Primarstufe in die Sekundarstufe). DirektorInnen verhinderten durch Selektionsverfahren den Eintritt in die von ihnen geführten Schulen.

Außerhalb von Institutionen finden sich im Alltag immer noch genug Orte und Räumlichkeiten (z.B. Restaurants), die nicht barrierefrei erreichbar sind.

Gesellschaftlich Zugehörige und Ausgegrenzte teilen auch die Erfahrung, dass staatlich verankerte, bürokratische Hürden gesellschaftliche Teilhabe erschweren. Neben dem Aufwand mit Formularen ist es u.a. problematisch, wenn keine Arbeitserlaubnis gewährt wird oder Ansuchen auf „Behinderten-beihilfen“ abgelehnt werden.

Dienstleistungsunternehmen würden Menschen mit Behinderung nicht (immer) flexibel entgegentreten (beispielsweise wurde ein Unternehmen genannt, das Fahrtendienste anbietet), wodurch eine Barriere im Zugang zu weiteren Dienstleistungen hergestellt wird. Schlecht ausgebildetes Pflegepersonal habe

auch dazu beigetragen, das Gefühl zu bekommen, mehr Last als Unterstützung zu sein. Probleme gäbe es außerdem wenn Heilbehelfe benötigt werden. Krankenkassen verlangen beim Kauf oder Austausch von Heilbehelfen hohe Geldsummen im Vorhinein. Des Weiteren wären bei diesem Vorhaben ein hoher bürokratischer Aufwand sowie lange Wartezeiten einzukalkulieren. Werden Heilbehelfe ad hoc benötigt, stellt die Nichtverfügbarkeit eines Ersatzes eine Belastung und Einschränkung der Teilhabemöglichkeiten dar (z.B. kann unter Umständen die autonome Mobilität für gewisse Zeit außer Kraft gesetzt sein). Krankenkassen würden wenig kundenorientiert handeln.

Was **Unterschiede zwischen** den beiden **Gruppen** betrifft, zeigt sich, dass „gesellschaftlich Zugehörige“ eher am Bildungsweg (bis inklusive Sekundarstufe) Probleme hatten, während „gesellschaftlich Ausgegrenzte“ tendenziell mehr über mangelnde Barrierefreiheit berichteten.

Rücken **Gemeinsamkeiten** von (Negativ-) Erfahrungen innerhalb der Gruppe der „gesellschaftlich **Zugehörigen**“ in den Fokus des Interesses (siehe Tabelle 17), so sind jene zu nennen, die am Bildungsweg gemacht wurden (Eintritt in Schulen und mangelhafte Unterstützung; Barrieren an der Universität und während des Studiums).

	„Gesellschaftlich Zugehörige“			**„Gesellschaftlich Ausgegrenzte“**		
	Kurt	**Sandor**	**Michaela**	**Maria**	**Paula**	**Hubert**
Beschäftigungstherapie				**x**		
Arbeitsplatzverlust				**x**		
Verpflichtende Armeezeit zum Erhalt des Arbeitsplatzes				**x**		
Staat: bürokratische Hürden	**x**			**x**	**x**	
Arbeit: Unterstützungen untersagt.				**x**		
Uni: Unterstützungen untersagt/ nachteilige Veränderungen	**x**		**x**		**x**	**x**
Feststellungsbescheid erschwert Erhalt des angestrebten Berufs			**x**			
Unflexible Dienstleistungsanbietende	**x**				**x**	
Schule: Probleme beim Eintritt/ mangelnde Unterstützung	**x**	**x**				**x**
mangelnde Barrierefreiheit	**x**				**x**	**x**

Tab. 17: Gemeinsamkeiten politisch-institutioneller Barrieren innerhalb der beiden Gruppen

Gemeinsamkeiten in den Ausgrenzungserfahrungen der „gesellschaftlich **Ausgegrenzten**“ sind staatliche bürokratische Hürden, unterlassene Unterstützungen und sich nachteilig auswirkende Veränderungen an der Universität Wien sowie mangelhafte Barrierefreiheit im Alltag.

3.8.2.2 Soziale Isolation

Der Vergleich der beiden Gruppen im Bezug auf soziale Isolation wurde bereits in der Einleitung von 3.8.2. angesprochen: Jene Studierenden mit Behinderung, die unter die Gruppe der „gesellschaftlich Zugehörigen“ fallen, fühlen sich nicht sozial isoliert. Innerhalb der Gruppe der „gesellschaftlich Ausgegrenzten“ gibt es viele Gemeinsamkeiten in den Erfahrungen, die mit sozialer Isolation zu tun haben (siehe Tabelle 18).

	„Gesellschaftlich Zugehörige“			**„Gesellschaftlich Ausgegrenzte“**		
	Kurt	**Sandor**	**Michaela**	**Maria**	**Paula**	**Hubert**
FreundInnen/Bekannte verwehren Sozialkontakt				**x**		**x**
Kein Kontakt zu Eltern				**x**	**x**	
keine Arbeitsstelle: weniger Möglichkeiten für Sozialkontakte				**x**	**x**	**x**
wenig Sozialkontakte verfügbar				**x**	**x**	**x**
Freundschaft wurde gekündigt				**x**	**x**	
Rückzug von Gesellschaft				**x**	**x**	**x**
hat im Notfall keine Unterstützung					**x**	
Schwierigkeit, auf Menschen zuzugehen						**x**

Tab. 18: Gemeinsamkeiten sozialer Isolation innerhalb der Gruppe „gesellschaftlich Ausgegrenzter“

Besonders prägnant erscheint soziale Isolation gegeben zu sein, wenn

- der/die Betroffene in keinem Arbeitsverhältnis steht. Nicht nur die geringen finanziellen Ressourcen, die vorrangige Abhängigkeit vom Sozialstaat und die dadurch geringeren Teilhabemöglichkeiten in anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen sind davon betroffen, sondern auch Sozialkontakte, die nicht geknüpft werden können. Soziale Ressourcen werden also untergraben (geringes gesellschaftliches Prestige).
- Studierende mit Behinderung generell über wenig Sozialkontakte verfügen.
- sich „Ausgegrenzte“ aufgrund von bereits gemachten Negativerfahrungen zurückziehen und sich selbst die Möglichkeit gesellschaftlicher Teilhabe nehmen.
- eine Freundschaft durch eine andere Person aufgekündigt wurde.
- kein familiärer Rückhalt gegeben ist bzw. kein Kontakt mehr zu den Eltern besteht.
- sich jene Menschen abwenden oder den Kontakt verwehren, die als wichtige „Stütze“ galten.

3.8.2.3 Ausgrenzung am Arbeitsmarkt und ökonomische Ausgrenzung

Auch wenn bei den Feinanalysen der „gesellschaftlich Zugehörigen“ ökonomische Ausgrenzung keine eigene Kategorie erhielt, da nebenbei erwähnt wurde, dass Urlaube aufgrund der finanziellen Situation nur selten getätigt werden können, erscheint es notwendig, dies als eine Gemeinsamkeit der beiden Gruppen herauszuarbeiten.

Während die Gruppe der „gesellschaftlich Zugehörigen“ von einer finanziell prekären Lage betroffen ist, sind die „gesellschaftlich Ausgegrenzten“ mehrfach benachteiligt. Neben ihren geringen finanziellen Ressourcen sind sie von staatlichen Zuwendungen abhängig und bekommen (zunehmend) das Gefühl, den Eintritt ins Erwerbsleben nicht mehr zu schaffen. In ihrer Biographie gab es Zeiten, in denen sie ökonomisch noch schlechter gestellt waren: als sie temporär keinen Anspruch auf staatliche Zuwendungen hatten[120].

	„Gesellschaftlich Zugehörige“			**„Gesellschaftlich Ausgegrenzte“**		
	Kurt	**Sandor**	**Michaela**	**Maria**	**Paula**	**Hubert**
keine Arbeitsbewilligung				**x**		
temporäres Leben als Obdachlose/r				**x**		
Beschäftigungstherapie abgelehnt				**x**		
Leben von staatlichen Zuwendungen				**x**	**x**	**x**
temporär: keine Bewilligung staatlicher Zuwendungen				**x**	**x**	
wenig Zuversicht auf Erhalt eines Arbeitsplatzes				**x**	**x**	**x**
wenig Autonomie um über eigenes Geld						**x**
Urlaube selten möglich und kaum leistbar	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**

Tab. 19: Gemeinsamkeiten in der Ausgrenzung am Arbeitsmarkt und der ökonomischen Ausgrenzung bei „gesellschaftlich Zugehörigen“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzten“

[120] Bei Maria hatte dies mit ihrem „Migrationsstatus“ zu tun, bei Paula damit, dass staatliche Zuwendungen ausgesetzt wurden, so lange keine Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung vorlag.

	„Gesellschaftlich Zugehörige“			„Gesellschaftlich Ausgegrenzte“		
	Kurt	**Sandor**	**Michaela**	**Maria**	**Paula**	**Hubert**
keine Arbeitsbewilligung				**x**		
temporäres Leben als Obdachlose/r				**x**		
Beschäftigungstherapie abgelehnt				**x**		
Leben von staatlichen Zuwendungen				**x**	**x**	**x**
temporär: keine Bewilligung staatlicher Zuwendungen				**x**	**x**	
wenig Zuversicht auf Erhalt eines Arbeitsplatzes				**x**	**x**	**x**
wenig Autonomie über eigenes Geld						**x**
Urlaube selten möglich und kaum leistbar	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**	**x**

Tab. 20: Ausgrenzung am Arbeitsmarkt und ökonomische Ausgrenzung innerhalb der beiden Gruppen

3.8.2.4 Kulturelle Ausgrenzungserfahrungen

Große Aufmerksamkeit ist jenen Aussagen zu schenken, die unter Kategorie 1.7 (Blick auf eigene Situation) fallen und nun zu den kulturellen Ausgrenzungserfahrungen hinzugefügt wurden. Eine **Gemeinsamkeit** der „gesellschaftlich Zugehörigen“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzten“ – auch wenn in erstgenannter Gruppe nur Michaela davon sprach – ist der defizitorientierte Blick auf die eigene Situation, d.h. wahrgenommene Probleme und Diskriminierung werden (beinahe) ausschließlich auf die eigene Behinderung bezogen.

	„Gesellschaftlich Zugehörige“			„Gesellschaftlich Ausgegrenzte“		
	Kurt	**Sandor**	**Michaela**	**Maria**	**Paula**	**Hubert**
Gefühl, gesellschaftlich hergestellten Normen nicht zu entsprechen			x	x	x	x
Gefühl, einem stereotypen Bild von Behinderung zu entsprechen		x		x	x	
Diskriminierungserfahrungen wegen „zu geringem Arbeitstempo“	x	x	x	x		
fehlendes oder mangelhaftes familiäres Netzwerk				x	x	
Vorwiegende Selbstwahrnehmung als „behinderte Person“ (1.7)			x	x	x	x
Diskriminierungserfahrungen am Bildungsweg (Schulzeit)		x	x	x	x	
Diskriminierungserfahrungen am Arbeitsplatz			x	x	x	
Freundschaft wurde gekündigt, da Unverständnis für Situation					x	
Identitätsfrage: Zugehörigkeit zu Ingroup oder Outgroup?					x	
Unverständnis für Situation		x	x	x	x	
Fehlende Rücksichtnahme durch Akteure im öffentlichen Raum	x					
Diskriminierungserfahrungen beim Bundesheer		x				
Verweigerung erbetener Hilfeleistung						x
Abbruch einer Hilfeleistung und „im Stich gelassen werden“						x

Tab. 21: Gemeinsamkeiten kultureller Ausgrenzungserfahrungen beider Gruppen

Aus subjektiver Sicht – vorwiegend der „gesellschaftlich Ausgegrenzten“ - wird also davon ausgegangen, dass Ausgrenzungserfahrungen auf das „Defizit“ zurückzuführen sind. Die gesellschaftliche, teils „behindertenfeindliche Umwelt“ wird von diesen Befragten hingegen kaum oder nur auf explizite Nachfrage hin kritisiert. Der (angeborenen oder „erworbenen“) Behinderung weitaus mehr Bedeutung beigemessen.

In beiden Gruppen wurden Diskriminierungserfahrungen in der Schulzeit und am Arbeitsplatz gemacht. An beiden Institutionen erfuhren Studierende beider Gruppen Diskriminierung aufgrund ihres (zu geringen) Arbeitstempos.

	„Gesellschaftlich Zugehörige“			**„Gesellschaftlich Ausgegrenzte“**		
	Kurt	**Sandor**	**Michaela**	**Maria**	**Paula**	**Hubert**
Gefühl, gesellschaftlich hergestellten Normen nicht zu entsprechen			x	x	x	x
Gefühl, einem stereotypen Bild von Behinderung zu entsprechen		x		x	x	
Diskriminierungserfahrungen wegen „zu geringem Arbeitstempo“	x	x	x	x		
fehlendes oder mangelhaftes familiäres Netzwerk				x	x	
Selbstwahrnehmung als „behinderte Person“ (1.7)	x		x	x	x	x
Diskriminierungserfahrungen am Bildungsweg (Schulzeit)		x	x	x	x	
Diskriminierungserfahrungen am Arbeitsplatz			x	x	x	
Freundschaft wurde gekündigt, da Unverständnis für Situation					x	
Identitätsfrage: Zugehörigkeit zu Ingroup oder Outgroup?					x	
Unverständnis für Situation		x			x	
Fehlende Rücksichtnahme durch Akteure im öffentlichen Raum	x					
Diskriminierungserfahrungen beim Bundesheer		x				
Verweigerung erbetener Hilfeleistung						x
Abbruch einer Hilfeleistung und „im Stich gelassen werden“						x

Tab. 22: Gemeinsamkeiten von kulturellen Ausgrenzungserfahrungen innerhalb der beiden Gruppen

Es kam das Gefühl auf, gesellschaftlich hergestellten Normen nicht entsprechen zu können und in ein vorherrschendes, stereotypes (Negativ-) Bild von Behinderung zu fallen. In beiden Gruppen gab es Personen, die angaben, Situationen erlebt zu haben, in denen sie sich vollends missverstanden und diskriminiert fühlten (siehe Tabelle 21).

Innerhalb der „gesellschaftlich Zugehörigen“ wurden Diskriminierungserfahrungen vorwiegend aufgrund des von gesellschaftlichen AkteurInnen erwarteten Arbeitstempos gemacht. Auch in dieser Gruppe nehmen sich die Befragten defizitär wahr. Womöglich hängt dies u.a. mit den traumatischen Diskriminierungserfahrungen, die sie im Laufe ihrer Bildungslaufbahn erlebten, zusammen. (siehe Tabelle 22)

Bei den „gesellschaftlich Ausgegrenzten“ besteht neben dem dominanten Gefühl, gesellschaftlich hergestellten Normen nicht zu entsprechen, auch jene Sichtweise, in eine stereotype gesellschaftliche Vorstellung von Behinderung zu fallen. Diskriminierungserfahrungen scheinen die vorgegebene Sichtweise auf Behinderung als etwas Defizitäres so zu verstärken, dass sich Studierende mit Behinderung selbst als „defizitär“ ansehen. Dies wurde im Gespräch sowie in der nachfolgenden Analyse evident. Die Befragten verwiesen im Hinblick auf ihre Teilhabemöglichkeiten sofort auf ihre jeweilige(n) Behinderung(en). Das Fehlen eines (stark unterstützenden) familiären Netzwerks erschwert die Situation „gesellschaftlich Ausgegrenzter“. Diskriminierungserfahrungen fanden vorwiegend am Bildungsweg und in (temporären) Arbeitsverhältnissen statt (siehe Tabelle 22).

3.8.3 Stigma-Management

Erving Goffman setzte sich in seinem Werk „Stigma“ ([1963] 1994) bereits damit auseinander, welche Techniken Individuen zur Bewältigung beschädigter Identität anwenden können. Das Ziel der Stigmatisierten ist in der „normalen Gesellschaft“ größtmögliche Akzeptanz zu erhalten. Dafür sei es notwendig, Spezialtechniken zu entwickeln, um zur persönlichen Ebene der „Normalen“ vorzudringen. (vgl. Goffman 1994, 68) So interessant und aufschlussreich die Erkenntnisse Goffmans in den 1960er-Jahren waren und auch heute noch sind, so ist – bewegt man sich in der Sichtweise des sozialen Modells von Behinderung – zu kritisieren, dass individuelle Bewältigungsstrategien nach Anpassung an die bestehende Gesellschaft der „Normalen“ klingt. Eine reaktive Reaktion wäre, sich gegen vorherrschende kulturell geprägte, diskriminierende und diskreditierende Sichtweisen auf und Umgangsformen mit Menschen mit Behinderung zu stellen. Hingegen könnte eine Sichtweise des Hinterfragens von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die Forderung nach einer veränderten Umwelt und Praxen - die beide nicht ausgrenzend wirken - von Seiten Betroffener eingenommen werden.

Nachfolgend wird aufgezeigt, welche Determinanten dem „Stigma-Management“ zugeordnet wurden und welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Gruppen (siehe Tabelle 23) und innerhalb der „gesellschaftlich Zugehörigen“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzten“ bestehen (siehe Tabelle 24).

Was kann die Anwendung einer Vielzahl von Bewältigungsstrategien bedeuten? Dabei stellen sich folgende weiterführende Fragen:

- *Weisen vielfache Strategien, um Diskriminierungen in Zukunft zu vermeiden oder die auf Diskriminierungserfahrungen folgten, darauf hin, dass der/die Stigmatisierte stark für eine Veränderung gesellschaftlicher Praxen eintritt, ohne sich selbst als stark diskriminiert wahrzunehmen oder ist ein gewähltes Verhalten die Reaktion auf traumatische Erlebnisse?*
- Umgekehrt ließe sich die Frage stellen: *Bedeuten wenig geäußerte Bewältigungsstrategien, dass der/die Diskreditierte nur wenig Negativerlebnisse hatte und es daher nicht für notwendig hält, etwas zu unternehmen oder besteht eine Ohnmacht aufgrund vieler Diskriminierungserlebnisse, die sich dermaßen auswirkt, nicht mehr für sich selbst eintreten zu können?*
- *Kann die Anzahl geäußerter Bewältigungsstrategien überhaupt Kriterium sein, die erste Frage zu beantworten?* Vielleicht reichen wenige Erfahrungen, die aufgrund ihrer Schwere Traumata hinterließen.

Eine weitaus zielführendere Frage scheint womöglich jene zu sein, die sich nicht auf die Häufigkeit von Reaktionen auf gemachte Ausgrenzungserfahrungen bezieht, sondern auf die Art und Weise, wie gesellschaftlich hergestellten Barrieren und/oder Diskriminierungserfahrungen begegnet wurde.

Was beide Gruppen stark gemein haben ist, sich Hilfe und Unterstützungsleistungen in medizinischer (Heiltherapien), psychologischer (Psychotherapie) oder assistierender Form (Heilbehelfe; Persönliche Assistenz) zu holen, sowie sich über belastende Erfahrungen mit FreundInnen oder dem Partner/der Partnerin auszutauschen. Eine Gemeinsamkeit im „Stigma-Management“, die hauptsächlich auf Seiten der „gesellschaftlich Ausgegrenzten“ vorzufinden ist, ist, erfahrene Diskriminierungserfahrungen einfach hinzunehmen. Als ein an die modernen Gesellschaftsverhältnisse angepasstes Verhalten kann jenes angesehen werden, das darauf abzielt, eigene Leistungen zu forcieren, um Akzeptanz und Anerkennung zu erhalten. Auch wenn diese Strategie auf beiden Seiten der Studierenden mit Behinderung zu finden ist, so überwiegt sie auf jener der sich ausgegrenzt fühlenden. Eine weniger oft ausgeprägte, aber dennoch vorkommende Gemeinsamkeit in den Verhaltensweisen ist jene, Sozialkontakte zu meiden, (Fremd-) Sprachen zu beherrschen, Selbsthilfegruppen aufzusuchen und sich aktiv an etwas zu beteiligen. Probleme ansprechen und das Erklären der eigenen Situation findet als Strategie lediglich bei „gesellschaftlich Zugehörigen“ Anwendung. (siehe Tabelle 23)

	„Gesellschaftlich Zugehörige“			„Gesellschaftlich Ausgegrenzte“		
	Kurt	**Sandor**	**Michaela**	**Maria**	**Paula**	**Hubert**
Sozialkontakte meiden			x			x
Reaktionen ignorieren				x	x	
Internet/Fernsehen als Sozialkontakte				x	x	
Verhalten vortäuschen				x		
(Fremd-) Sprachen beherrschen		x		x		
Phys. Betätigung um Defizit auszugl.				x		
Probleme ansprechen/erklären	x		x			
Situation hinnehmen			x	x	x	x
Selbsthilfegruppen		x			x	
Reden (Freunde/Partner)	x		x	x	x	
harmonisches Umfeld suchen					x	
Problem nicht auf Behinderung beziehen	x	x				
Gesellsch. „Scheu vor Kontakt nehmen“	x					
Hilfe/Unterstützung (Therapien/pers. Assistenz/ Heilbehelfe)	x	x	x	x	x	x
physische Gewalt angewendet		x				
Leistungen forcieren		x		x		x
Herausforderungen suchen und bestehen		x				
aktive Rolle in Gruppe einnehmen		x				
Mitbestimmung aktiv suchen		x				x

Tab. 23: Gemeinsamkeiten des „Stigma-Managements“ bei „gesellschaftlich Zugehörigen“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzten“

Interessante Ergebnisse weist die Analyse bei singulärer Betrachtung der Gruppen auf und anschließender Suche nach Unterschieden zwischen den beiden Gruppen. Während den „gesellschaftlich Zugehörigen“ gemein ist, aktive Bewältigungsstrategien einzunehmen (FreundInnen zum Besprechen von Problemen aufsuchen; ein Problem nicht auf die Behinderung beziehen; Probleme und Situationen mit „Normalen“ ansprechen/erklären), zeigt sich innerhalb der Gruppe der „gesellschaftlich Ausgegrenzten“, dass sie eine vorwiegend passive Rolle einnehmen, die Resignation (Ignorieren der diskriminierenden Reaktionen der gesellschaftlichen Umwelt) und ein Hinnehmen der eigenen Lage widerspielt. Ein paar aktive Reaktionen bestehen aber dennoch: nämlich mit FreundInnen über Probleme sprechen sowie nach Sozialkontakten im Internet suchen. Verstärkt ausgeprägt ist in dieser Gruppe auch das Leistungsdenken, um in der Gesellschaft der „Normalen“ akzeptiert und anerkannt zu werden. (siehe Tabelle 24)

	„Gesellschaftlich Zugehörige“			„Gesellschaftlich Ausgegrenzte“		
	Kurt	**Sandor**	**Michaela**	**Maria**	**Paula**	**Hubert**
Sozialkontakte meiden			x			x
Reaktionen ignorieren				x	x	
Internet/Fernsehen als Sozialkontakte				x	x	
Verhalten vortäuschen				x		
(Fremd-) Sprachen beherrschen		x		x		
Phys. Betätigung um Defizit auszugl.				x		
Probleme ansprechen/erklären	x		x		x	
Situation hinnehmen			x	x	x	x
Selbsthilfegruppen		x			x	
Reden (Freunde/Partner)	x		x	x	x	
harmonisches Umfeld suchen					x	
Problem nicht auf Behinder. beziehen	x	x				
Gesellsch. „Scheu vor Kontakt nehmen“	x					
Hilfe/Unterstützung(Therapien/ persönliche Assistenz/ Heilbehelfe)	x	x	x	x	x	x
physische Gewalt angewendet		x				
Leistungen forcieren		x		x		x
Herausforderungen suchen und bestehen		x				
aktive Rolle in Gruppe einnehmen		x				
Mitbestimmung aktiv suchen		x				x

Tab. 24: Gemeinsamkeiten des „Stigma-Managements“ innerhalb der beiden Gruppen

3.8.4 Der Verweis auf Intersektionalität in den Ergebnissen

Die vorangegangenen Ergebnisse wurden keiner Intersektionalitätsanalyse unterzogen, weisen aber bei Einnahme eines differenzierten Blicks darauf hin, dass die vorkommenden „Strukturkategorien“ (Winker und Degele 2009) Geschlecht, „Rasse“, Klasse und Körper miteinander verknüpft zu sein scheinen. Eine prägnante Analyse würde vermutlich v.a. bei Maria (sie verfügt über keine österreichische Staatsbürgerschaft) und eventuell bei Sandor (Migrationshintergrund) ein komplexeres Bild von Ausgrenzung liefern. Während bei allen anderen Studierenden mit Behinderung ein Zusammenspiel bzw. gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis der Kategorien Körper (Behinderung), Geschlecht und Klasse angenommen werden kann, würde bei beiden vorhin genannten Studierenden die Kategorie „Rasse“ hinzukommen. Bei Betrachtung der zuvor erhaltenen Ergebnisse ist daher

ratsam, die Interdependenz der Variablen bzw. der Daten mitzudenken, um keine voreiligen singulären Fehlschlüsse zu ziehen.

3.8.5 Zusammenfassung der empirischen Ergebnisse

Gesellschaftliche Teilhabe kann als temporär gemachte Erfahrung verstanden werden, die in allen Biographien der Befragten zu bestimmten Zeitpunkten in folgenden gesellschaftlichen Funktionssystemen erlebt wurde: in sozialen Beziehungen, Wirtschaft, Bildung, Wissenschaft, Massenmedien und Gesundheit. Zwei Befragte machten (positive und negative) Erfahrungen im gesellschaftlichen Subsystem „Militär". Bei jenen Studierenden mit Behinderung, die in einer Partnerschaft leb(t)en, kommen soziale Intimbeziehungen hinzu.
Einen äußerst wichtigen Stellenwert nimmt im Bezug auf Teilhabeerfahrungen gegenwärtig die Institution Universität Wien ein. Sie bietet die Möglichkeit regelmäßiger Sozialkontakte, lässt ein Zugehörigkeitsgefühl zur Institution aufkommen und befähigt Studierende zur Reflexion von Studieninhalten und des eigenen Lebens.
Um sozialer Ausgrenzung entgegenwirken zu können, ist von großer Bedeutung, einen Arbeitsplatz zu haben. Neben finanziellen Ressourcen, die die eigene Lebensqualität steigern, würden davon auch soziale Ressourcen (Sozialkontakte) und kulturelle Ressourcen (Prestige) positiv beeinflusst. Der familiäre Rückhalt und ein intaktes soziales Netzwerk lassen nicht nur die eigene gesellschaftliche Teilhabe in ein positiveres Licht rücken, sondern können auch Diskriminierungserfahrungen „abfedern". Zwecks Intensivierung von Sozialkontakten kommen Mitgliedschaften in Vereinen und Organisationen sowie Reiseerfahrungen eine nicht unwesentliche Bedeutung zu. Unterschiede in Teilhabeerfahrungen lassen sich kaum erfassen, da viele im Laufe des Lebens gemacht wurden und sich temporär änderten. Teilhabe bzw. Ausgrenzung kann als etwas begriffen werden, das veränder- bzw. wandelbar ist: „Gesellschaftlich Ausgegrenzte" sind nicht stetig und überall ausgegrenzt, sondern können temporär in anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen zugehörig sein.

Gesellschaftlich hergestellte Barrieren, die alle Studierende mit Behinderung (der Analyse) erlebten, sind politisch-institutioneller und kultureller „Natur". Studierende, die als „gesellschaftlich Ausgegrenzte" angesehen werden können, sind hingegen von allen Ausgrenzungsdimensionen betroffen. Neben politisch-institutioneller und kultureller Ausgrenzung treten bei ihnen soziale Isolation, ökonomische Ausgrenzung und die Ausgrenzung am Arbeitsmarkt auf. Allen Studierenden mit Behinderung ist gemein, sich in einer äußerst prekären finanziellen Lage zu befinden.
Studierende mit Behinderung, die als „gesellschaftlich Zugehörige" charakterisiert werden können, erfuhren zwar in ihrer Vergangenheit kulturelle und politisch-institutionelle Ausgrenzung, verfügen aber gegenwärtig über stabile Sozialbeziehungen, haben einen Arbeitsplatz und sind wenig oder nicht vom Sozialstaat abhängig. „Gesellschaftlich Ausgegrenzte" klagen über zu geringe Sozialkontakte und

ökonomische Ressourcen sowie darüber, keinen Arbeitsplatz zu haben. Die Abhängigkeit von Sozialtransfers des Staates scheint ihre Teilhabemöglichkeiten stark zu untergraben. Ihre geringen sozialen („Vitamin B"; wenig stabile Sozialbeziehungen; geringer familiärer Rückhalt), ökonomischen und kulturellen Ressourcen (z.B. Prestige) wirken sich negativ auf ihre Teilhabechancen aus. Innerhalb der beiden Gruppen sind bei oberflächlicher Betrachtung der Ausgrenzungserfahrungen (in Kategorien) keine wesentlichen Unterschiede auszumachen.

Eine tiefergehende Analyse der Ausgrenzungserfahrungen lässt folgendes erkennen: Bei politisch-institutioneller Ausgrenzung kommt der Universität Wien große (negative) Bedeutung zu. Bürokratische Hürden des Staates, Probleme beim Eintritt in Schulen, mangelnde Barrierefreiheit im öffentlichen Raum sowie unflexible DienstleistungsanbieterInnen, was Heilbehelfe betrifft, sind **Gemeinsamkeiten** „gesellschaftlich Zugehöriger" und „gesellschaftlich Ausgegrenzter".

Ein **Unterschied** der beiden Gruppen ist, dass „gesellschaftlich Zugehörige" in der Vergangenheit tendenziell eher Probleme beim Zugang zu Schulen hatten. „Gesellschaftlich Ausgegrenzte" kritisierten hingegen eher staatlich-bürokratische Hürden (was auf ihre Abhängigkeit vom Sozialstaat zurückgeführt werden kann) sowie mangelnde Barrierefreiheit im öffentlichen Raum.

Eine tiefergehende Analyse im Bezug auf soziale Isolation belegt, dass „sozial Ausgegrenzte" kaum unterschiedliche Erfahrungen machten. Sie berichteten von verwehrten und wenigen Sozialkontakten, geringem Kontakt zu den Eltern, keiner Sicht auf Besserung ihrer Situation, der Kündigung von Freundschaften und dem eigenen Rückzug aus der Gesellschaft.

Einzige Gemeinsamkeit beider Gruppen ist ihre prekäre finanzielle Lage, die Teilhabemöglichkeiten im Bezug auf Urlaubsreisen stark einengt. Während dies alleinige ökonomische Ausgrenzungserfahrung „sozial Eingegliederter" ist, zeigt sich auf Seiten „gesellschaftlich Ausgegrenzter" zusätzlich die Abhängigkeit von staatlichen Zuwendungen, geringe Zuversicht auf den Erhalt eines Arbeitsplatzes sowie die Last der Erfahrung eines in der Vergangenheit liegenden prekären Lebensabschnitts, der davon geprägt war, ohne staatliche Zuwendungen überleben zu müssen.

Kulturelle Ausgrenzungserfahrungen, die in der Vergangenheit der Beteiligten beider Gruppen liegen, determinierten ihre Biographien. Hierzu zählen Unverständnis und Diskriminierungserfahrungen am Bildungsweg (Schulzeit) und in der Arbeitswelt, das Gefühl, gesellschaftlich hergestellten Normen nicht zu entsprechen oder in ein stereotypes Bild von Behinderung zu fallen. Hinzu kommt das Gefühl, sich selbst als „behindert" wahrzunehmen, was sich in einer weitgehend defizitär ausgeprägten Selbstdeskription ausdrückt.

Worin besteht der Unterschied der beiden Gruppen? Während gesellschaftlich Zugehörige eher Diskriminierungserfahrungen aufgrund „zu geringen Arbeitstempos" (in der Schule oder am Arbeitsplatz) erlebten, beschreiben sich „gesellschaftlich Ausgegrenzte" hingegen selbst als äußerst defizitär bzw. führen ihre marginalisierte Position beinahe ausschließlich auf ihre Behinderung zurück. Des Weiteren ist bei ihnen vermehrt das Gefühl vorhanden, gesellschaftlich hergestellten Normen nicht gerecht zu werden und einem stereotypen Bild von Behinderung, das in der Gesellschaft besteht,

zu entsprechen. Zusätzlich fehlt ihnen ein starkes familiäres Netzwerk. „Gesellschaftlich Ausgegrenzte“ machten in jener Zeit, in der sie einen Arbeitsplatz erhielten, eher Diskriminierungserfahrungen als „gesellschaftlich Zugehörige“.
Betrachtet man die angewandten Bewältigungsstrategien der beiden Gruppen im Bezug auf ihre Ausgrenzungserfahrungen, so erweckt dies den Eindruck als würden „gesellschaftlich Ausgegrenzte“ ihren Marginalisierungserfahrungen damit begegnen, ihre Situation entweder hinzunehmen, sich zurückzuziehen, mit ihren FreundInnen über ihre Probleme zu sprechen oder sich den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen anzupassen, indem versucht wird, verstärkt leistungsbezogen (z.B. gute Noten; schnelleres Arbeiten in Dienstverhältnissen) zu handeln. Sie erhoffen sich davon gesellschaftliche Akzeptanz und Anerkennung.

3.8.6 Thesenbildung

Die qualitative Erhebung der Daten und ihre nachfolgende Auswertung ermöglicht unter Berücksichtigung bereits bestehender Theorien eine neue Theoriebildung, die allerdings in ihrer Reichweite stark beschränkt ist. Aus den gewonnenen empirischen Ergebnissen lassen sich Thesen ableiten, die für Studierende mit Behinderung der Universität Wien Geltung beanspruchen wollen. Für ihre tatsächliche Überprüfung und (vorübergehende) Bestätigung (Verifikation) bzw. Widerlegung (Falsifikation) bedarf es einer quantitativen Untersuchung.

These 1: Gesellschaftliche Teilhabe- und Ausgrenzungserfahrungen sind zwar mit der Biographie von Studierenden mit Behinderung verknüpft und treten temporär und nebeneinander auf, können aber durch Veränderungen gesellschaftlicher Rahmenbedingungen modifiziert werden, wodurch das Ziel der Erhöhung von Teilhabechancen erreicht werden kann.

These 2: Gesellschaftliche Teilhabe kann bei der Mehrheit der Studierenden mit Behinderung in den Funktionssystemen (intime) Sozialbeziehungen, Wirtschaft, Bildung, Wissenschaft, Massenmedien, und Gesundheit festgestellt werden.

These 3: Ökonomische Ausgrenzung und Ausgrenzung am Arbeitsmarkt wirken sich negativ auf soziale, ökonomische und kulturelle Ressourcen von Studierenden aus.

These 4: Die Mehrheit der Studierenden mit Behinderung war bereits in ihrem Leben von politisch-institutioneller und kultureller Ausgrenzung betroffen.

These 5: Die Mehrheit der Studierenden mit Behinderung fühlt sich an der Universität Wien politisch-institutionell ausgegrenzt.

These 6: Die Mehrheit der Studierenden mit Behinderung machte kulturelle Ausgrenzungserfahrungen am Bildungsweg.
These 7: Die Mehrheit der Studierenden mit Behinderung erlebte Situationen, die mit bürokratischen Hürden des österreichischen Staates in Verbindung stehen (politisch-institutionelle Ausgrenzung).

These 8: Die Mehrheit der Studierenden mit Behinderung findet in ihrer Nutzung des öffentlichen Raums keine Barrierefreiheit vor.

These 9: Die Mehrheit der Studierenden mit Behinderung machte Negativerfahrungen im Bezug auf spezifische Dienstleistungsanbietende.

These 10: Die Mehrheit der Studierenden mit Behinderung befindet sich in einer finanziell prekären Situation.

These 11: Der Lebensstandard der Mehrheit der Studierenden mit Behinderung kann als gering eingestuft werden.

These 12: Die Mehrheit der Studierenden mit Behinderung machte die Erfahrung, den Erwartungen der Leitnormen der „normalen Mehrheitsgesellschaft“ nicht zu entsprechen.

These 13: Die Mehrheit jener Studierender, die sich gesellschaftlich zugehörig fühlt, verfügt über beständige Sozialkontakte und einen Arbeitsplatz.

These 14: Die Mehrheit jener Studierender mit Behinderung, die sich ausgegrenzt fühlen, wird politisch-institutionell, kulturell, sozial, ökonomisch und am Arbeitsmarkt ausgegrenzt.

These 15: Die Mehrheit der sich gesellschaftlich ausgegrenzt fühlenden Studierenden mit Behinderung führt ihre gesellschaftliche Ausgrenzung vorwiegend auf („Körper“-) Defizite zurück.

These 16: Während die Mehrheit der gesellschaftlich ausgegrenzten Studierenden mit Behinderung ihren gemachten Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen vorwiegend in passiven Reaktionen begegnet (Rückzug, Situationen hinnehmen oder ignorieren), wenden gesellschaftlich Zugehörige aktive Strategien an (z.B. Ansprechen und Erklären von Problemen).

These 17: Die Mehrheit der gesellschaftlich ausgegrenzten Studierenden mit Behinderung versucht Akzeptanz und Anerkennung über die Anwendung von Strategien zu erhalten, denen ein assimilierendes Moment inhärent ist (z.B. verstärkter Leistungsgedanke).

4. ZUSAMMENFASSUNG UND DISKUSSION

Die vorliegende Arbeit befasste sich mit dem Phänomen Behinderung unter der Betrachtung eines bio-psycho-sozialen Modells von Behinderung. Zentral war dabei – gemäß dem sozialen Modell von Behinderung – gesellschaftliche Rahmenbedingungen ausfindig zu machen, die Studierende mit Behinderung der Universität Wien an gesellschaftlicher Teilhabe (be-)hindern. Trotz der Dominanz des Blicks auf soziale Ausgrenzungsdimensionen wurde versucht die Relevanz der „Strukturkategorie „Körper“ nicht vollends aus den Augen zu verlieren. Konkret ging es darum, gesellschaftliche Ausgrenzungs– und Teilhabeerfahrungen Studierender mit Behinderung der Universität Wien explizit zu machen und im Hinblick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu vergleichen.

In Kapitel eins wurde neben der Deskription des Forschungsvorhabens der Versuch angestellt, zentrale Termini, die in der vorliegenden Arbeit Anwendung fanden, in pädagogischen und soziologischen Kontexten zu klären: ein Unterfangen, das die mannigfaltige Bedeutung von Begriffen wie gesellschaftliche Teilhabe, Partizipation, Empowerment, (Sozial- oder System-) Integration, Inklusion auf der einen Seite und Exklusion und soziale Ausgrenzung auf der anderen Seite explizit macht. Gemein ist diesen Begriffen, dass sie alle vage, unpräzise und leicht kritisierbar sind. Ihre jeweiligen Definitionen lenken den Blick auf nationale, sozialpolitische Entwicklungen und bestehende Ungleichheitsstrukturen. Trotz aller Konfusion, Differenz und Unklarheit der Begriffe und ihrer Anwendung wurde aus den theoretischen Auseinandersetzungen eines ersichtlich: Beinahe alle erwähnten AutorInnen fordern im Bezug auf Teilhabechancen die Gesellschaft und den Wohlfahrts-staat auf, Menschen mit Behinderung(en) sowie marginalisierten Gruppen (Alte, kinderreiche Familien, AlleinerzieherInnen, Familien und Kinder mit Migrationshintergrund etc.) zu helfen, anstatt sie auszusondern, zu benachteiligen oder notwendige Unterstützungen zu untersagen. Neben dem Versuch, die vorangegangenen Termini in ihren inhaltlichen Dimensionen zu klären, wurde der Bedeutungshorizont des Behinderungsbegriffs unter Rückbezug auf seine vielfältigen Verwendungs-möglichkeiten sowie differenzierten Bedeutungsebenen kritisch reflektiert.

In Kapitel zwei wurden die zentralen Theorien im Kontext gesellschaftlicher Teilhabechancen und dem Risiko sozialer Ausgrenzung beschrieben. Während in der System- und Differenztheorie gesellschaftliche Teilhabe über Inklusionsrollen und –formen bzw. mit der Teilhabe an Kommunikationsprozessen stattfindet (ansonsten liegt soziale Ausgrenzung vor, die von Wansing als mehrdimensional, relational und dynamisch im Lebenslauf beschrieben und von gesellschaftlichen AkteurInnen und Organisationen hergestellt wird), wird bei Theorien sozialer Ungleichheit auf die Relevanz von Ressourcen, der Sozialstruktur der Untersuchungssubjekte sowie auf die Bedeutung von Verwirklichungs- und Lebenschancen eingegangen.

Danach folgt in diesem Kapitel die Deskription von Diskriminierungstheorien: zuerst jene Erving Goffmans (1994 [1967]), die sich mit der Frage der Bewältigung beschädigter Identität von Stigmatisierten auseinandersetzte, danach jene von Winker und Degele (2009), die der Frage der

Interdependenz (Intersektionalität) der Strukturkategorien Klasse, Geschlecht, Rasse und Körper nachgehen. Im anschließenden Unterpunkt wurde das Phänomen Behinderung unter medizinischer, sozialer und kulturwissenschaftlicher Sichtweise beleuchtet.
Im Resümee von Kapitel zwei wurden die relevantesten theoretischen Implikationen in einer Tabelle zusammengefasst und explizit gemacht welche Bedeutungshorizonte Behinderung im Kontext der verwendeten Quellen eröffnet. An dieser Stelle der Diplomarbeit tat sich erstmals die Frage auf, ob Erfahrungen, die mit der Analysekategorie Körper in Zusammenhang stehen, Ausgrenzungen und Diskriminierungen hervorrufen oder ob gesellschaftliche Barrieren gegeben sind, die nicht auf den Körper zurückzuführen sind.
In Kapitel drei wurde zu Beginn auf den Ursprung der Wissenschaftstheorien und die sich herausgebildeten Philosophien eingegangen, die jeweils hinter den beiden großen Paradigmen in den Sozialwissenschaften – dem normativen und dem interpretativen Paradigma – stehen. Diese Thematisierung erschien mir insofern von äußerster Wichtigkeit, da erst unter der Offenlegung, wie ein Phänomen beforscht wird (betrifft die Methode) und welchen Blick Forschende auf „soziale Wirklichkeit“ haben (die Verortung in einem Forschungsparadigma), „Forschungssubjekt“ und -ergebnis beeinflussen. Zum Beispiel bedeutet die bloße Anwesenheit Forschender in gewissem Maße Einflussnahme auf die „soziale Situation Interview“. Das Treffen von Entscheidungen, der Einsatz spezifischer Forschungsmethoden und Erwartungen, die sich während des Forschungsprozesses verändern können, determinieren letztlich das Ergebnis der Forschungstätigkeit. Anschließend wurden die damit in Verbindung stehenden Methodologien und Methoden näher beschrieben sowie beleuchtet, was bei der Durchführung eines qualitativen Forschungsvorhabens, beachtet werden muss, um Fehlerquellen zu vermeiden und valide Ergebnisse zu erhalten. Danach erfolgte die Beschreibung des Erhebungs –und Auswertungsinstruments. Bei der Datenerhebung kam das problemzentrierte Interview, das mittels Kurzfragebogen und Leitfaden geführt wurde, zum Einsatz. Als Auswertungsmethode fungierte das thematische Kodieren, das mit der Analyse der Einzelfälle begann, sich schließlich durch die Herausbildung eines Kategorienschemas über alle Fälle hinweg ausdehnte und die Daten durch Zuordnungen von Textpassagen zu Kategorien sowie durch die nachfolgende Möglichkeit von Gruppenbildungen vergleichbar machte. Nach Deskription der Ergebnisse folgte ihre Thesenbildung.
Nachfolgend möchte ich auf die Beantwortung der Forschungsfrage eingehen sowie eine Reflexion über die Ergebnisse und ihre Rückbezüge auf bereits bestehende Theorien, insbesondere auf das soziale Modell von Behinderung, durchführen.

Der Titel der vorliegenden Arbeit beinhaltet die Frage, ob Behinderung Exklusionsrisiko ist. Betrachtet man Ausgrenzungserfahrungen, die in der Biographie aller befragten Studierenden liegen, so lassen sich erschwerte Zugänge zu gesellschaftlichen Teilbereichen bzw. Dienstleistungen („politisch-institutionelle Ausgrenzung“) sowie kulturelle Ausgrenzung identifizieren. Zweifellos

haben u.a. auch Menschen, die in Armut leben oder die über keine österreichische Staatsbürgerschaft verfügen, erschwerte gesellschaftliche Teilhabechancen. Auf sie ließe sich genauso gut das von Kronauer entwickelte Modell sozialer Ausgrenzungsdimensionen anwenden. Wesentlich ist aber im vorliegenden Fall die Berücksichtigung der „Strukturkategorie Körper" (die sich bei Kronauer nicht findet). Viele Ausgrenzungserfahrungen hängen vermutlich stark mit dem Phänomen Behinderung und dem gesellschaftlichen Umgang bzw. den (Handlungs-) Praxen gesellschaftlicher AkteurInnen zusammen.

Kulturelle Ausgrenzungserfahrungen (Diskriminierungs– und Stigmatisierungserfahrungen) scheinen bei den meisten Studierenden mit Behinderung am ehesten am Bildungsweg (Schulzeit) vorgekommen zu sein. Was gegenwärtig an Ausgrenzung bei Studierenden mit Behinderung, die sich gesellschaftlich zugehörig fühlen bleibt, ist politisch-institutioneller Art. Die angeborenen oder „erworbenen Defizite" spielten im Bezug auf die Suche nach einem Arbeitsplatz für „gesellschaftlich Zugehörige" eine eher geringe Rolle. Nun stellt sich die Frage, warum bei einer Person das Phänomen Behinderung bei der Suche nach einem Arbeitsplatz von Belang ist, bei der anderen jedoch nicht. Eine vollends zufriedenstellende Antwort scheint hier schwierig möglich zu sein. Dennoch wird versucht, auf Grundlage der erhaltenen Ergebnisse auf diesen Punkt einzugehen. *Erstens* wirkt es so, als würden „gesellschaftlich Zugehörige" im Gegensatz zu „gesellschaftlich Ausgegrenzten" a priori sozial und ökonomisch besser gestellt sein, d.h. bessere Startbedingungen zu haben, um gesellschaftlich teilhaben zu können. *Zweitens* beeinflussen bereits gemachte Negativerfahrungen eigene Verhaltensmuster, die sich bei „gesellschaftlich Ausgegrenzten" darin manifestieren, sich entweder selbst weniger zuzutrauen und sich zurückzuziehen oder sich an die Gesellschaft anzupassen (Ablehnungen hinnehmen; verstärkter Leistungsgedanke, um akzeptiert zu werden). Abgesehen von beiden zuvor genannten Gründen kann eine Vielzahl weiterer Gründe, die mit ausgrenzenden Praxen gesellschaftlicher AkteurInnen zu tun haben und die Relevanz kultureller Ausgrenzung heben, vermutet werden.

Das soziale Modell von Behinderung erwies sich gesamt gesehen als Analyserahmen für brauchbar, in einem bestimmten Fall jedoch als unbrauchbar. Die sozialwissenschaftliche Sichtweise von Behinderung geht davon aus, dass Behinderung nur teilweise von innen komme und Großteils extern hergestellt werde, d.h., dass die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (Umwelt- und Kontextfaktoren) das eigentlich Behindernde darstellen – ganz im Sinne von „behindert werden". Nun stellt sich aber die Frage, ob diese Sichtweise einen Teilaspekt von Realität dennoch ausblendet. Beispielsweise ist jenes Bild, das im Falle Paulas (Fall 3) stark zum Vorschein kam, derart konstituiert, dass sie ihre gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten ausschließlich von ihrem Gesundheitszustand abhängig machte. *Wie lässt es sich – nimmt man Paula als „Paradebeispiel" – selbst in einer Gesellschaftsutopie, in der alles Notwendige zur Erfüllung von Inklusion bereitgestellt wird, bewerkstelligen, Paula ins Arbeitsleben zu inkludieren, wenn ihr Körper darüber „entscheidet", ob sie eine Aktivität ausführen kann?* Auch wenn Paula als „Extrembeispiel" (als Zugehörige einer Minderheit) betrachtet werden kann, zeigt sich, dass das soziale Modell von Behinderung inhaltliche –

scheinbar kaum überwindbare - Schwächen aufweist. Das soll aber nicht zwangsläufig bedeuten, dass es unbrauchbar ist, um soziale Ausgrenzung feststellen zu können. Werden die Ergebnisse der vorliegenden Studie ernst genommen und würden sie positive Folgewirkungen für die Beforschten (z.B. im Uni-Alltag) haben, wäre bereits ein erster Schritt zur Erhöhung von Teilhabemöglichkeiten für Studierende mit Behinderung getan. Verfolgt man die Zielvorstellung des sozialen Modells von Behinderung, so erscheinen die damit in Bezug stehenden inhaltlichen Implikationen zwar sinnvoll um soziale Ungleichheiten aufzudecken, das Verhältnis des Modells zum Phänomen Behinderung hat aber dennoch etwas seltsam Anmutendes: Es wird nämlich nicht versucht Behinderung zu dekonstruieren (so wie dies beim kulturwissenschaftlichen Modell von Behinderung der Fall ist), sondern es wird nach wie vor in einer „Zwei-Welten-Theorie" (Schwalb und Theunissen 2009) gedacht. Behinderung soll hingegen durch gesellschaftlich konstruierte ausschließende Mechanismen beseitigt werden. Zu diesem Zweck sei es notwendig, hergestellte Barrieren und diskriminierende, ausgrenzende Praxen von AkteurInnen ausfindig zu machen. Der Körper als zusätzliche Analysekategorie wird dabei aber nicht mitberücksichtigt bzw. wird so getan, als würde (angeborene/"erworbene") Behinderung nicht von Belang sein. Der Körper ist aber als Kategorie notwendig, um Ungleichheiten aufzudecken und „aus der Welt zu schaffen". Oder anders ausgedrückt: *Wie soll mit Menschen umgegangen werden, die nicht in das soziale Modell von Behinderung „passen", da ihre Teilhabemöglichkeiten von ihrer Gesundheit stärker negativ beeinflusst werden als von bestehenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen?*

Auf das Exklusionsrisiko Behinderung zurückkommend ist zu konstatieren, dass Behinderung tatsächlich ein Exklusionsrisiko darstellt: Diskriminierungserfahrungen sowie Ausgrenzungen politisch-institutioneller Art finden sich in allen Biographien der Befragten. Zu jenen Erfahrungen von Studierenden, die als sozial ausgegrenzt eingestuft werden können, kommen soziale Isolation, ökonomische Ausgrenzung und Ausgrenzung am Arbeitsmarkt hinzu. Eine allgemeinere Erkenntnis ist, dass gesellschaftliche Ausgrenzung temporär gegeben sein kann, allerdings eine (positive) Veränderung und/oder gleichzeitige Teilhabe in anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen möglich ist. In diesem Zusammenhang sind nicht nur adäquate Strategien, die eine aktive Bearbeitung gesellschaftlich erfahrener ausgrenzender Praxen von Seiten Studierender mit Behinderung notwendig. Zur Erreichung einer Gesellschaft mit gleichen Teilhabechancen für alle ist aber auch Rückhalt und Eintreten für Menschen mit Behinderung sowie eine veränderte Sichtweise auf das Phänomen Behinderung von Seiten gesellschaftlicher AkteurInnen, die sich in gesellschaftlichen „Leistungsrollen" (Wansing 2006) befinden, von großer Relevanz.

Welche Rückschlüsse lassen sich mit den Erkenntnissen der vorliegenden Arbeit auf jene theoretische Diskussion ziehen, die danach fragt, was unter Begriffen wie „gesellschaftliche Teilhabe" verstanden werden kann?

Die Ergebnisse der vorliegenden Diplomarbeit decken sich in zwei Bereichen mit jenen Böhnkes. Seitens der Selbsteinschätzung der deutschen Bevölkerung zeigte sich in der Untersuchung Böhnkes, dass folgende Merkmale gesellschaftliche Integration ausmachen:

1. Gesundheit (keine Krankheiten, uneingeschränktes Leistungsvermögen): Sie sichert Teilhabechancen ab.
2. Kompetenzen (Berufsausbildung)
3. Ressourcen (eigenes Einkommen)
4. soziale Beziehungen (Freunde, Familie)

(vgl. Böhnke 2006, 106)

Der Beruf sowie der Besuch einer höheren Schule wurden bei Böhnkes Untersuchung im Bezug auf soziale Teilhabe als weniger wichtiger erachtet. Die Wissenschaftlerin interpretierte dieses Teilergebnis dahingehend, dass Prestige nicht als Grundvoraussetzung für gesellschaftliche Teilhabe angesehen werden könnte. Freunde würden hingegen für das Gefühl gesellschaftlicher Teilhabe einen sehr hohen Stellenwert einnehmen, die Familie einen nicht derart hohen. 40% der Befragten meinten, dass Familie zwar wichtig sei, allerdings eher weniger im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Integration. (vgl. ebd., 107)

Die Ergebnisse der vorliegenden Diplomarbeit weisen darauf hin, dass der Themenbereich Gesundheit für Studierende mit chronischer Erkrankung im Bezug auf ihre Teilhabemöglichkeiten von hoher Relevanz ist, allerdings vorwiegend dann, wenn die Krankheit als leidvoll erlebt wird. Ansonsten spielen Sozialbeziehungen eine große Rolle. Will man die Kompetenzen der Studierenden mit Behinderung vergleichen, zeigt sich zwar, dass in der jeweiligen Biographie bereits unterschiedliche Wege eingeschlagen wurden, letztlich aber alle begannen, an der Universität Wien zu studieren. Abzuwarten bleibt, ob sich nach erfolgreicher Beendigung des Studiums die Teilhabechancen jener Studierender, die sich derzeit als ausgegrenzt wahrnehmen, aufgrund ihrer Qualifikation verändern und inwieweit ihre Behinderung bei der zukünftigen Arbeitssuche dennoch eine Rolle spielt. Was sich mit den Ergebnissen Böhnkes deckt, ist die Betonung der Relevanz von ökonomischen und sozialen Ressourcen. Differenziert betrachtet sind genau sie es, die „gesellschaftlich zugehörige Studierende mit Behinderung“ von jenen, die als ausgegrenzt betrachtet werden können, unterscheidet. Während erstgenannte Gruppe über diese beiden Ressourcen verfügt, trifft dies auf letztgenannte nicht zu. Die wohl wichtigsten Determinanten gesellschaftlicher Teilhabe scheinen für Studierende mit Behinderung folgende zu sein: soziale Ressourcen (stabile Sozialbeziehungen), eine Arbeitsstelle, ökonomische Ressourcen und Teilhabemöglichkeiten zu Bildung, ohne dabei politisch-institutionell ausgegrenzt zu werden.

Um auf die Frage zurückzukommen, was gesellschaftliche Teilhabe kennzeichne, so lässt sich darauf antworten, dass es zwar in dieser Hinsicht Indikatoren, die in der Theorie Bestand haben, gibt, eine allgemeingültige Antwort darauf aber nicht gegeben werden kann. Letztlich hängt es vermutlich auch

davon ab, welche Untersuchungssubjekte bzw. welcher Teil der Gesellschaft über soziale Ungleichheit befragt wird. Erst dadurch können differenzierte Erkenntnisse über Indikatoren gesellschaftlicher Teilhabe gemacht werden. Während Böhnke eine Sozialstrukturanalyse der deutschen Bevölkerung durchführte und dabei soziale Ungleichheiten aufdeckte, traten in der hier durchgeführten Analyse Teilhabe –und Ausgrenzungserfahrungen von Studierenden mit Behinderung der Universität Wien in das Zentrum der Analyse.

5. QUELLENVERZEICHNIS

Albrecht, G. L., Seelman, K. D. und Bury, M. (Hg.) (2000): Handbook of disability studies. Thousand Oaks: Sage Publications.

Alisch, M. und Dangschat, J. S. (1998): Armut und soziale Integration. Strategien sozialer Stadtentwicklung und lokaler Nachhaltigkeit. Opladen.

Allardt, E. (1993): Having, Loving, Being: An Alternative to the Swedish Model of Welfare Research. In: Nussbaum, M. C. und Sen, A. (Hg.): The Quality of Life. Oxford, 88-94.

Andreß, H.-J. (2000): Armut in Deutschland: Prozesse sozialer Ausgrenzung und die Entstehung einer neuen "Underclass"? In: Büchel, F./ Diewald, M./ Krause, P. / Mertens, A. /Solga, H. (Hg.): Zwischen drinnen und draußen. Arbeitsmarktchancen und soziale Ausgrenzung in Deutschland. Opladen, 37-50.

Andreß, H.-J. und Lipsmeier, G. (2000): Armut und Lebensstandard. Gutachten im Rahmen des Armuts- und Reichtumsberichts der Bundesregierung. Hg. vom Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung.

Andreß, H.-J. und Lipsmeier, G. (1995): Was gehört zum notwendigen Lebensstandard und wer kann ihn sich leisten? Ein neues Konzept zur Armutsmessung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 31-32, 35-49.

Antonovsky, A. (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen.

Atkinson, T./ Cantillon, B./ Marlier, E. und Nolan, B. (2002): Social Indicators, The EU and Social Inclusion. Oxford.

Atteslander, P. (2000)[9]: Methoden der empirischen Sozialforschung. Berlin. New York: Walter de Gruyter.

Bach, H. (1985): Grundbegriffe der Behindertenpädagogik. In: Bleidick, U. (Hg.): Handbuch der Sonderpädagogik. Band 1. Theorie der Behindertenpädagogik, 3-24.

Bach, H. (1999): Grundlagen der Sonderpädagogik. Bern: Haupt (UTB).

Barnes, C. und Mercer, G. (Hg.) (1996): Exploring the divide: Illness and disability. Leeds: Disability Press.

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main.

Beck, U. (1997): Eigenes Leben. Skizzen zu einer biografischen Gesellschaftsanalyse. In: Beck, U. und Erdmann Ziegler, U. (Hg.): Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben. München, 9-17.

Behnke, J./ Baur, N./ Behnke, N. (2006): Empirische Methoden der Politikwissenschaft. Paderborn: Ferdinand Schöningh.

Bendel, K. (1999): Behinderung als zugeschriebenes Kompetenzdefizit von Akteuren. Zur sozialen Konstruktion einer Lebenslage. In: Zeitschrift für Soziologie, H. 4, 301-310.

Biemer, P. P./Lyberg L. E. (2003): The Measurement Process and its Implications for Questionnaire Design. In: Biemer, Paul P./Lyberg Lars E.: Introduction to Survey Quality. Wiley, 116-148.

Biewer, G. (2009): Grundlagen der Heilpädagogik und Inklusiven Pädagogik. Bad Heilbrunn: Julius-Klinkhardt.

Bleidick, U. (1972): Pädagogik der Behinderten. Berlin: Marhold.

Bleidick, U. und Hagemeister, U. (1995)[5]: Einführung in die Behindertenpädagogik I: Allgemeine Theorie der Behindertenpädagogik. Stuttgart: Kohlhammer.

Böhnke, P. (2006): Am Rande der Gesellschaft. Risiken sozialer Ausgrenzung. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Böhnke, P. und Delhey, J. (2001): Lebensstandard und Einkommensarmut: Plädoyer für eine erweiterte Armutsforschung. In: Barlösius, E. und Ludwig-Mayerhofer, W. (Hg.): Die Armut der Gesellschaft. Opladen, 315-335.

Brüsemeister, T. (2008)[8]: Qualitative Forschung: Ein Überblick. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Bourdieu, P. (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen, 183-198.

Bourdieu, P. (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bourdieu, P. und Wacquant, L. J. D. (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bronfenbrenner, U. (1981): Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente. Stuttgart.

Bruner, C. F. und Dannenbeck, C. (2002): Disability Studies in Deutschland: Zur Formierung eines Diskurses. Diskurs, Jg. 12, 2, 69-73.

Bude, H. (1998): Die Überflüssigen als transversale Kategorie. In: Berger, P. A. und Vester, M. (Hg.): Alte Ungleichheiten, neue Spaltungen. Opladen, 363-382.

Buhr, P. und Leibfried, S. (2007): Ist die Armutsbevölkerung in Deutschland exkludiert? 103-122. In: Stichweh, R. und Windolf, P. (Hg., 2009): Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (BMA) (Hg.) (2001): Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Bericht.

Bundesregierung (2005): Lebenslagen in Deutschland. Der 2. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung.

Burzan, N.; Schimank, U. (2002): Inklusionsprofile – Überlegungen zu einer differenzierungstheoretischen ‚Sozialstrukturanalyse'. Aus: Schwinn, Thomas (Hg.): Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung. Weilerswist, 209-237.

Castel, R. (2000): Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs. In. Mittelweg 36, H. 3, 11-25.

Comité Español de Representantes de Personas con Discapacidad (o.J.): CERMI. Onlinedokument. URL: http://www.cermi.es.

Clemens, W. (1994): „Lebenslage“ als Konzept sozialer Ungleichheit – Zur Thematisierung sozialer Differenzierung in Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit. In: Zeitschrift für Sozialreform, 40, 3, 141-165.

Cloerkes, G. (Hg.) (2001): Soziologie der Behinderten: Eine Einführung. Heidelberg.

Dederich, M. (2007): Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies. Transcript-Verlag: Bielefeld.

Crenshaw, K. (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. The University of Chicago Legal Forum, 139-167.

Crow, L. (1996): Including all of our Lives. Renewing the Social Model of Disability. In: Barnes, C. und Mercer, G. (Hg.): Exploring the Divide. Leeds: The Disability Press, 55-72. Onlinedokument. URL:http://www.leeds.ac.uk/disability-studies/archiveuk/Crow/exploring%20the%20divide%20ch4.pdf Download: 27.03. 2011; 15:02.

Dahms, H.-J. (2007): Politisierung der Wissenschaft: die drei Positivismusstreite. In: Neck. R. (Hg.): Was bleibt vom Positivismusstreit? Schriftenreihe der Karl Popper Foundation Klagenfurt. Peter Lang, 19-40.

Dahrendorf, R. (1992): Der moderne soziale Konflikt: Essay zur Politik der Freiheit. Stuttgart.

Dahrendorf, R. (1979): Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie. Frankfurt/Main.

Davis, L. (1995): Enforcing Normalcy. Disability, Deafness and the Body. London, New York.

Davis, K. (2008): Intersectionality in Transatlantic Perspective. In: Knapp, G.-A. und Klinger, C. (Hg.): ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot, 19-35.

Dean, J. P. und Whyte, W. F. (1958): How Do You Know If the Informant is Telling the Truth? In: Humang Organization, Volume 17, 2, 34-38.

Dederich, M. (2007): Körper, Kultur und Behinderung: Eine Einführung in die Disability Studies. Bielefeld: transcript.

Degener, T. (2003): „Behinderung neu denken“: Disability Studies als wissenschaftliche Disziplin in Deutschland. In: Hermes, G. und Köbsell (Hg.): Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken! Dokumentation der Sommeruni 2003. Kassel: bifos Schriftenreihe.

Dettling, W. (2000): Der Wohlfahrtsstaat am Ende? Die Bürgergesellschaft als Antwort auf die neue soziale und demokratische Frage. In: Seckinger, M.; Siemert-Strecker, B.; Teuber, C. (Hg.): Qualität durch Partizipation und Empowerment. Einmischung in die Qualitätsdebatte. Tübingen, 27-33.

Deutscher Bildungsrat (1974): Zur pädagogischen Förderung behinderter und von Behinderung bedrohter Kinder und Jugendlicher. Empfehlungen der Bildungskommission. Stuttgart: Klett.

Deutschmann, C. (2007): Geld als universales Inklusionsmedium moderner Gesellschaften. 223-240. In: Stichweh, R. und Windolf, P. (Hg., 2009): Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Dietze, G./ Hornscheidt, A./ Palm, K./ Walgenbach, K. (2007): Einleitung. In: Walgenbach, K./ Dietze, G./ Hornscheidt, A./ Palm, K. (Hg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen/Farmington Hill: Verlag Barbara Budrich, 7-22.

Dilthey, W. (1910): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In: Riedel, M. (Hg.) (1993)[4]. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

DIMDI/WHO (2005): Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit. Neu-Isenburg: MMI.

Dobner, P. (2007): Neue Soziale Frage und Sozialpolitik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Drave, W./Rumpler, F./Wachtel, P. (Hg.) (2000): Empfehlungen zur sonderpädagogischen Förderung. Allgemeine Grundlagen und Förderschwerpunkte (KMK) mit Kommentaren. Würzburg: Bentheim.

Duden (1997): Herkunftswörterbuch Band 7. Mannheim.

Dumont, L. (1980): Homo Hierarchicus. The Caste System and its Implications. Chicago: University of Chicago Press.

Dumont, L. (1991): L'idéologie allemande. France-Allemagne et retour (Homo Aequalis, II). Paris: Seuil.

Durkheim, E. (1893/1992): Über soziale Arbeitsteilung. Studien über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Eberwein, H. und Sasse, A. (Hg.) (1998): Behindert sein oder behindert werden. Interdisziplinäre Analysen zum Behinderungsbegriff. Neuwied: Luchterhand.

Eiermann, N./ Häußler, M./ Helfferich, C. (2000): Live, Leben und Interessen vertreten – Frauen mit Behinderung. Lebenssituationen, Bedarfslagen und Interessensvertretung von Frauen mit Körper- und Sinnesbehinderungen. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend; Bd. 183. Stuttgart, Berlin, Köln.

Esser, H. (2001): Integration und ethnische Schichtung. Arbeitspapiere Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Nr.40. Online-Dokument. URL: http:// http://www.mzes.uni-mannheim.de/publications/wp/wp-40.pdf. Download: 20.1. 2011; 14:06.

Europäische Gemeinschaften (2000): Charta der Grundrechte der Europäischen Union. Online-Dokument. URL: http://www.europarl.europa.eu/charter/pdf/text_de.pdf Download: 30.09. 2010, 11:19.

European Commission (2001): Disability and social participation in Europe. Luxembourg. Onlinedokument. URL: http://ec.europa.eu/health/reports/docs/disability_en.pdf Download: 25.02. 2011; 09:17.

Fadllala, M. (2010): Die Integrationsdebatte. Online-Dokument: URL: http://www.codexnews.com/codex/contents.nsf/WNPPrintArticles/C558C06089B62F98C22577A10033A065/$file/Die+Integrationsdebatte.pdf. Veröffentlicht am 17.08. 2010. Download: 22.01. 2011; 11:36, 1-3.

Farzin, S. (2006): Inklusion/Exklusion: Entwicklungen und Probleme einer systemtheoretischen Unterscheidung. Bielefeld: transcript.

Finkelstein, V. (2001): A personal journey into Disability Politics. Vortrag: Leeds University. Onlinedokument. URL: http://www.leeds.ac.uk/disability-studies/archiveuk/archframe.htm Download: 28.3. 2011; 09:10.

Flick, U. (2008)[2]: Triangulation: Eine Einführung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Flick, U. (2002)[6]: Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Foucault, M. (1985)[7] [1963]: Die Geburt der Klinik: eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt/Main: Ullstein.

Foucault, M. (1988)[8] [1954]: Psychologie und Geisteskrankheit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Foucault, M. (1976): Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Foucault, M. (1978)[3] [1961]: Wahnsinn und Gesellschaft: Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Friedrichs, J. und Jagodzinski, W. (1999): Theorien der sozialen Integration. In: Friedrichs, J. und Jagodzinski, W. (1999): Soziale Integration. Sonderband des KZfSS, 9-43.

Fringer, A. (2008): Mixed Methods: Von Triangulation über Methodenkombination zu Mixed Methods: Ein neues Paradigma sozialwissenschaftlicher Methodologien. Onlinedokument. URL: http://fringer.eu/wp-content/uploads/2008/11/mixedmethods2008msc.pdf Download: 24.03. 2011; 20:03.

Fuchs, P. und Göbel, A. (Hg.; 1994): Der Mensch – Das Medium der Gesellschaft? Frankfurt/Main.

Gadamer, H. G. (1960): Wahrheit und Methode: Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen: Mohr.

Geissler, B. (1994): Klasse, Schicht oder Lebenslage? Was leisten diese Begriffe bei der Analyse der „neuen“ sozialen Ungleichheiten? In: Leviathan, 22, 4, 541-559.

Giddens, A. (1995): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt/New York: Campus.

Glaser, B. und Strauss, A. L. (1967): The discovery of grounded theory Strategies for qualitative research. Chicago: Aldine (dt.: Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber 1998)

Glatzer, W. und Hübinger, W. (1990): Lebenslagen und Armut. In: Döring, D./ Hanesch, W./ Huster, E.-U. (Hg.): Armut im Wohlstand. Frankfurt/Main, 31-55.

Glatzer, W. und Zapf, W. (1984): Die Lebensqualität der Bundesbürger. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 44, 3-25.

Göbel, M. und Schmidt, J. (1998): Inklusion/Exklusion. Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaars. In: Soziale Systeme. H. 1, 87-117.

Goffman, E. (orig. 1961, dt. 1973): Asyle: Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Goffman, E. (orig. 1963, dt. 1994)[2]: Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Gore, Ch. (1995): Introduction: Markets, citizenship and social exclusion. In: Rodgers, G./ Gore, Ch./ Figuciredo, J. B. (Hg.): Social Exclusion: Rhetoric, Reality, Responses. Genf: International Institut for Labour Studies, 1-40.

Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Haeberlin, U. (1996): Heilpädagogik als wertgeleitete Wissenschaft. Ein propädeutisches Einführungsbuch in Grundfragen einer Pädagogik für Benachteiligte und Ausgegrenzte. Bern: Haupt.

Haeger Hartkopf – Anwaltssozietät (o. J.): Mitarbeiter. Online-Dokument: URL: http://www.haegerhartkopf.eu/50801.html; Download: 22. 1. 2011; 12:04.

Halleröd, B. (1995): The Truly Poor: Direct and Indirect Consensual Measurement of Poverty in Sweden. In: Journal of European Social Policy, 5, 2, 111-129.

Hansen, G. und Stein, R. (Hg.) (2006): Kompendium Sonderpädagogik. Bad Heilbrunn: Klinikhardt.

Hauser, R. (1997): Vergleichende Analyse der Einkommensverteilung und Einkommensarmut in den alten und neuen Bundesländern 1990 bis 1995. In: Becker, I. und Hauser, R. (Hg.): Einkommensverteilung und Armut. Deutschland auf dem Weg zur Vier-Fünftel-Gesellschaft? Frankfurt/Main. New York, 63-82.

Hauser, R. (2000): Überlegungen zur Abgrenzung einer "Underclass" aus ökonomischer Sicht. In: Büchel, F. et al. (Hg.): Zwischen drinnen und draußen. Arbeitsmarktchancen und soziale Ausgrenzungen in Deutschland. Opladen, 23-34.

Häußermann, H./ Kronauer, M./ Siebel, W. (2004): Stadt am Rand: Armut und Ausgrenzung. In: Häußermann, H./ Kronauer, M./ Siebel, W. (Hg.): An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 7-43.

Häußler, M/ Wacker, E./ Wetzler, R. (1996): Lebenssituation von Menschen mit Behinderung in privaten Haushalten. Bericht zu einer bundesweiten Untersuchung im Forschungsprojekt. „Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Gesundheit; Bd. 65. Baden Baden.

Heitmeyer, W. (2008a): Gesellschaft – ein Definitionsversuch. In: Imbusch, P. und Heitmeyer, W. (Hg.): Integration – Desintegration: Ein Reader zur Ordnungsproblematik moderner Gesellschaften. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 21-28.

Heitmeyer, W. (2008b): Konzeptionen sozialer Integration: Einführung. In: Imbusch, P. und Heitmeyer, W. (Hg.): Integration – Desintegration: Ein Reader zur Ordnungsproblematik moderner Gesellschaften. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 29-34.

Hermes, G. und Köbsell, S. (Hg., 2003): Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken! Dokumentation der Sommeruni 2003. Kassel: Bifos Schriftenreihe.

Hillebrandt, F. (1999): Exklusionsindividualität. Moderne Gesellschaftsstruktur und die soziale Konstruktion des Menschen. Opladen.

Hillmann, K.-H. (1994)[4]: Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Kröner.

Hochschild, A. R. (2001): Globale Betreuungsketten und emotionaler Mehrwert. In: Hutton, W./ Giddens, A. (Hg.): Die Zukunft des globalen Kapitalismus. Frankfurt/Main. New York: Campus, 157-176.

Hopf, G. (2002): Berührungsängste mit Behinderung? Konstruktionen des Andersseins als Forschungsthema. Historische Anthropologie: Kultur – Gesellschaft – Alltag, Jg. 10 (Nr. 1), 107-114.

Horkheimer, M. (1968): Kritische Theorie: Eine Dokumentation. In: Schmidt, A. (Hg.). Frankfurt/Main: Fischer.

Hradil, S. (1987): Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen.

Hübinger, W. (1996): Prekärer Wohlstand. Neue Befunde zu Armut und sozialer Ungleichheit. Freiburg im Breisgau.

Jantzen, W. (1974): Sozialisation und Behinderung. Studien zur sozialwissenschaftlichen Grundfrage der Behindertenpädagogik. Gießen.

Jantzen, W. (1977): Konstitutionsprobleme materialistischer Behindertenpädagogik. Gesammelte Aufsätze. Lollar: Achenbach.

Johnson, T. P. und Van de Vijver, F. J. R. (2003): Social Desirability in Cross-Cultural Research. In: Harkness, Janet et al. (eds.):Cross-Cultural Survey Methods. Wiley, 195-203.

Kern, M. (2003): Planspiele im Internet. Netzbasierte Lernarrangements zur Vermittlung betriebswirtschaftlicher Kompetenz. Dissertation Universität Tübingen. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.

Keuth, H. (1989): Wissenschaft und Werturteil: Zu Werturteilsdiskussion und Positivismusstreit. Tübingen: Mohr.

Klinger, C. (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, G.-A. und Wetterer, A. (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot, 14-48.

Klocke, A. (2000): Methoden der Armutsmessung. Einkommens-, Unterversorgungs-, Deprivations- und Sozialhilfekonzept im Vergleich. In: Zeitschrift für Soziologie, 29, 4, 294-312.

Knapp, G.-A. (2005): Intersectionality – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von „Race, Class, Gender“. Feministische Studien 23, 68-81.

Knorr-Cetina, K. (1981): The social process of scientific investigation. Reidel.

Koch, M. (1999): Ausbeutung und Ausgrenzung. In: Herkommer, S. (Hg.): Soziale Ausgrenzungen. Gesichter des neuen Kapitalismus. Hamburg, 35-59.

Krämer, W. (2000): Armut in der Bundesrepublik. Zur Theorie und Praxis eines überforderten Begriffs. Frankfurt/Main.

Kreckel, R. (1992): Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt/Main, New York.

Kreisky, E. (2006): Ermattete Staatskörper und (re-)vitalisierte Körpermärkte. Vergeschlechtlichte Körperrituale im Neoliberalismus. In: Sauer, B./ Knoll, E.-M. (Hg.): Ritualisierungen von Geschlecht. Wien: WUV, 223-243.

Kronauer, M. (1997): “Soziale Ausgrenzung” und “Underclass”: Über neue Formen der gesellschaftlichen Spaltung. In: Leviathan 25, 1, 28-49.

Kronauer, M. (1998): Armut, Ausgrenzung, Unterklasse. In: Häußermann, H. (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte. Opladen, 3-27.

Krüger-Fürhoff, I. M. (2005): Körper. In: von Braun, C. und Stephan, I. (Hg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender Theorien. Köln: Böhlau (UTB), 66-88.

Kuhm, K. (2000): Exklusion und räumliche Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie, 29, 1, 60-77.

Kulig, W. (2006): Inklusion aus soziologischer Sicht. In: Theunissen, G.; Schirbort, K. (Hg.), 49-58.

Leisering, L. (2000): „Exklusion – Elemente einer soziologischen Rekonstruktion. In: Büchel, F.; Diewald, M.; Krause, P. et al. (Hg.): Zwischen Drinnen und Draußen. Arbeitsmarktchancen und soziale Ausgrenzung in Deutschland. Opladen, 11-22.

Lenoir, R. (1974): Les Exclus: un Francais sur dix. Paris.

Lenski, G. (1973): Macht und Privileg. Eine Theorie der sozialen Schichtung. Frankfurt/Main.

Lindmeier, Ch. (1993): Behinderung – Phänomen oder Faktum? Bad Heilbrunn: Klinikhardt.

Linton, S. (1998): Claiming Disability: Knowledge and Identity. New York University Press. New York. London.

Lockwood, D. (1964): Social integration and system integration. In: Zollschan, G., K. und Hirsch, W. (Hg.): Social Chance. London, 245-257.

Longmore, P. K. und Umansky, L. (Hg., 2001): The new disability history: American perspectives. New York: New York University Press.

Luhmann, N. (1989): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. III. Frankfurt/Main.

Luhmann, N. (1994): Inklusion und Exklusion. Aus: Berding, H. (Hg.): Nationales Bewusstsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit. Frankfurt/Main, 15-45.

Luhmann, N. (1981): Politische Theorie im Wohlfahrtsstaat. München.

Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Luhmann, N. (1990): Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven. 2. Aufl., Opladen.

Luhmann, N. (1994b): Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft. 2. Aufl., Opladen.

Luhmann, N. (1994c): Die Gesellschaft und ihre Organisationen. In: Derlien, H.-U.; Gerhardt, U.; Scharpf, F. W. (Hg.): Systemrationalität und Partialinteresse. Baden Baden, 189-201.

Luhmann, N. (1995): Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen.

Luhmann, N. (1999): Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2. Auflage. Frankfurt/Main.

Ludwig-Mayerhofer, W. und Barlösius, E. (2001): Die Armut der Gesellschaft. In: Dies. (Hg.): Die Armut der Gesellschaft. Opladen, 11-67.

Marx, K. (1867/1962): Das Kapital. Bd.1. Marx/Engels Werke. Bd. 23, Berlin: Dietz.

Maus, H. und Fürstenberg, F. (Hg.) (1971)[3]: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Neuwied und Berlin: Luchterhand.

Metzler, H. (2001): Hilfebedarf von Menschen mit Behinderung. Fragebogen zur Erhebung im Lebensbereich „Wohnen/Individuelle Lebensgestaltung“, H.M.B.-W, Version 5, Forschungsstelle Lebenswelten behinderter Menschen, Tübingen.

Milde, V. E. (1811): Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde. In: Rutt, Th. (Hg.) (1965): Schöninghs Sammlung pädagogischer Schriften. Quellen zur Geschichte der Pädagogik. Ferdinand Schöningh. Paderborn.

Mill, J. S. (1981): A System of Logic: Ratiocinative and Inductive: Being a Connected View of the Principles of Evidence and the Methods of Scientific Investigation. In: Robson, J. M. und Mc Rae, R. R. (Hg.). University of Toronto Press.

Mitchell, D. T. und Snyder, S. L. (Hg., 1997): The body and physical difference: Discourses of disability. Ann Arbor: University of Michigan Press.

Mitchell, D. T. und Synder, S. L. (2000): Narrative prosthesis: Disability and the dependencies of discourse. Ann Arbor: University of Michigan Press.

Mohr, L. (2004): Ziele und Formen heilpädagogischer Arbeit. Luzern.

Morse, J. M. (1998): Designing Funded Qualitative Research. In: Denzin, N. und Lincoln, Y. S. (Hg.): Strategies of Qualitative Research. London: Thousand Oaks, New Delhi: Sage, 56-85.

Müller-Fahrnow, W. und Spyra, K. (1994)[2]: Entwicklungsstand und Perspektiven der Rehabilitationswissenschaften in Deutschland. In: Bundesarbeitsgemeinschaft für Rehabilitation (Hg.): Rehabilitation und Teilhabe: Wegweiser für Ärzte und andere Fachkräfte der Rehabilitation. Köln: Deutscher Ärzteverlag.

Münch, R. (1995): Elemente einer Theorie der Integration moderner Gesellschaften. Eine Bestandsaufnahme. In: Berliner Journal für Soziologie, H. 1, 5-24.

Nadel, S. F. (1957): The theory of social structure. London.

Nassehi, A. und Nollmann, G. (1997): Inklusion. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-Exklusionstheorie. In: Soziale Systeme, H. 2, 393-411.

Noll, H.-H. (2000): Social Indicators – The EU and Social Inclusion. Ein Buchhinweis. In: Informationsdienst Soziale Indikatoren 28, Juli 2002, 14.

Nußbeck, S. / Biermann, A. / Adam, H. (Hg.) (2008)[4]: Sonderpädagogik der geistigen Entwicklung. Reihe Handbuch Sonderpädagogik. Göttingen: Hogrefe.

Offe, C. (1994): Moderne “Barbarei”: Der Naturzustand im Kleinformat? In: Journal für Sozialforschung, 34, 3, 229-247.

Park, R. E. (1928): Human Migration and the Marginal Man. In: The American Journal of Sociology, 33, 6, 881-893.

Parsons, T. (1967): Sociological Theory and Modern Society. New York: The Free Press.

Parsons, T. (1951): The social system. London.

Perchinig, B. (2001): Systeme der Zugehörigkeit: Eine Einleitung zum Thema. In: Forum Politische Bildung (Hg.): Dazugehören? Fremdenfeindlichkeit. Migration. Integration. Studienverlag: Innsbruck. Wien, 6-13.

Peters, B. (1993): Die Integration moderner Gesellschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Piachaud, D. (1992): Wie mißt man Armut? In: Leibfried, S. und Voges, W. (Hg.): Armut im modernen Wohlfahrtsstaat. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32. Opladen, 63-87.

Priestley, M. (2003): Worum geht es in den Disability Studies? Eine britische Sichtweise. In: Waldschmidt, A. (Hg.) (2003): Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagungsdokumentation. Kassel: Bifos, 23-35.

Raab, H. (2006): Intersectionality in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Disability, Heteronormativität und Gender. Vortrag Universität Hamburg. Onlinedokument. URL: http://www.zedis.uni-hamburg.de/wp-content/uploads/2007/01/intersectionality_raab.pdf . Download: 27.03. 2011; 11:51.

Rammstedt, O. (1991): Die Frage der Wertfreiheit und die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. In: Clausen, L. und Schlüter-Knauer, C. (Hg.): Hundert Jahre „Gemeinschaft und Gesellschaft“. Leske und Budrich. Opladen, 549-560.

Rat der Europäischen Union (Beschäftigung und Politik) (2001): Gemeinsamer Bericht über die soziale Eingliederung. (Dokument 15223/01, Teil I). Brüssel.

Rat der Europäischen Union (2002): Ziele bei der Bekämpfung der Armut und der sozialen Ausgrenzung. (Dokument 14164/1/02 REV 1). Brüssel.

Räthzel, N. (2004): Rassismustheorien: Geschlechterverhältnisse und Feminismus. In: Becker, R./ Kortendiek, B. (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 248-256.

Reckwitz, A. (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. Zeitschrift für Soziologie 32, 282-301.

Reckwitz, A. (2008): Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: Kalthoff, H./ Hirschauer, S./ Lindemann, G. (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 188-209.

Renggli, C. (2002): Normale Bilder von Behinderung? kuckuck: Notizen zur Alltagskultur, Jg. 17 (Nr. 1), 12-15.

Renggli, C. (2004): Disability Studies – ein historischer Überblick. In: Weisser, J. und Renggli, C. (Hg., 2004): Disability Studies. Ein Lesebuch. Band 11. Zürich: Reihe ISP-Universität.

Rulff, D. (2003): Im Fahrstuhl nach unten. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Nr. 33 vom 17.08. 2003, 9.

Schiller, B. (1987): Soziale Netzwerke behinderter Menschen. Das Konzept sozialer Hilfe- und Schutzfaktoren in sonderpädagogischem Kontext. Frankfurt/Main.

Schmidt, B. M. und Ziemer, G. (2004): Verletzbare Orte: Zur Ästhetik anderer Körper auf der Bühne. Zürich: Institut für Theorie der Gestaltung und Kunst.

Schönwiese, V. (2005): Perspektiven der Disability Studies. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft, 5, Graz: Reha Druck, 16-21. Onlinedokument. URL: http://bidok.uibk.ac.at/library/schoenwiese-studies.html Download: 27.03. 2011; 14:11.

Schuntermann, M. F. (2007)[2]: Einführung in die ICF. Grundkurs – Übungen – Offenen Fragen. Landsberg: ecomed Medizin.

Schülein, J. A. und Reitze, S. (2005): Wissenschaftstheorie für Einsteiger. Wien: WUV.

Schulz, W. (1998)[5]: Einführung in die Soziologie. Wien.

Schwalb, H. und Theunissen, G. (2009): Vorwort. In: Schwalb, H. und Theunissen, G. (2009) (Hg.): Inklusion, Partizipation und Empowerment in der Behindertenarbeit. Best-Practice-Beispiele: Wohnen – Leben – Arbeit – Freizeit. Kohlhammer, 7-10.

Schwalb, H. und Theunissen, G. (2009): Einführung: Von der Integration zur Inklusion im Sinne von Empowerment. In: Schwalb, H. und Theunissen, G. (2009) (Hg.): Inklusion, Partizipation und Empowerment in der Behindertenarbeit. Best-Practice-Beispiele: Wohnen – Leben – Arbeit – Freizeit. Kohlhammer, 11-36.

Schwinn, T. (2000): Inklusion und soziale Ungleichheit. In: Berliner Journal für Soziologie, H. 4, 471-483.

Schwinn, T. (2007): Soziale Ungleichheit. Bielefeld: transcript.

Sen, A. (1999): Commodities und capabilities. New Delhi.

Sen, A. (2002): Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München.

Seywald, A. (1982): Behinderung als soziales Problem. Aus: Heinze, R. G. und Runde, P. (Hg.): Lebensbedingungen Behinderter im Sozialstaat. Opladen, 47-78.

Shakespeare, T. (1997): Cultural Representation of Disabled People. Dustbins for disavowal? In: Barton, L. und Oliver, M. (Hg.): Disability Studies: Past Present and Future. The Disability Press: Leeds, 217-233. Onlinedokument. URL: http://www.leeds.ac.uk/disability-studies/archiveuk/Shakespeare/chapter13.pdf Download: 21.03. 2011; 15:23.

Shakespeare, T. und Watson, N. (2002): The Social Model of Disability: an outdated ideology? In: Research in Social Science and Disability, 2, 9-28. Onlinedokument. URL: http://www.leeds.ac.uk/disability-studies/archiveuk/archframe.htm Download: 27.03.2011; 10:06.

Shilling, C. (2005): The Body in Culture, Technology and Society. London: Sage Publications.

Siebel, W. (1997): Armut oder Ausgrenzung? Vorsichtiger Versuch einer begrifflichen Eingrenzung sozialer Ausgrenzung. In: Leviathan, 25, 1, 67-75.

Siebers, T. (2001): Disability in theory: From social constructionism to the new realism of the body. American literary history, Jg. 13, 737-754.

Silver, H. (1994): Social Exclusion and Social Solidarity: Three Paradigms. In: International Labour Review, 133, 5-6, 531-578.

Silver, H. (1995): Reconceptualizing social disadvantage: Three paradigms of social exklusion. In: Rodgers, G. Gore, C. und Figueiredo, Josè B. (Hg.): Social Exclusion: Rhetoric, Reality, Responses. Geneva, International Labour Organization, 57-80.

Simmel, G. (1992) [1908]: Exkurs über den Fremden. Gesamtausgabe Georg Simmel, Band 11, Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Ottheim Rammstedt. Frankfurt/Main, 764-771.

Simmel, G. (1958) [1900]: Philosophie des Geldes. Berlin: Duncker & Humblot.

Sindbad - Sozialmedizinische Informationsdatenbank für Deutschland (2003): Deklaration von Madrid zum Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderungen (2003). Online-Dokument. URL: http://infomed.mds-ev.de/sindbad.nsf/de083cd4fce51312c12571e700442bef/7c32d85942fcf49f80256c06007fea07/$FILE/DeklMadrid2002.pdf Download: 30.09. 2010, 12:13.

Snetselaar, H. (2003): E-Inclusion – Internet Accessibility. In: Deutsche Vereinigung für die Rehabilitation Behinderter, Chronisch zieken en Gehandicaptenraad Niederland (Hg.): Proceedings. 8th European Regional Conference of Rehabilitation International. Networking in Practice: Onnecting Partners in Rehabilitation. Veröffentlicht als CD-Rom. Online unter www.dvfr.de. 09.01. 2011, 237-239.

Soiland, T. (2008): Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. In: Querelles-Net. Rezensionszeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung, 26. Online-Dokument. URL: http://www.querelles-net.de/forum/index.shtml Download: 28.2. 2011; 15:50.

Speck, O. (2003)[5]: System Heilpädagogik. Eine ökologisch reflexive Grundlegung. München: Reinhardt.

Stichweh, R. (1988): Inklusion in Funktionssysteme der modernen Gesellschaft. In: Mayntz, R. et al.: Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme. Frankfurt/Main, New York, 261-293.

Stichweh, R. (1998): Zur Theorie der politischen Inklusion. In: Berliner Journal für Soziologie, 4, 539-547.

Stichweh, R. (2009): Leitgesichtspunkte einer Soziologie der Inklusion und Exklusion. In: Stichweh, R. und Windolf, P. (Hg.): Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 29-42.

Stöppler, R. (2003): "Mobil dabei sein " – Partizipation und Selbstbestimmung durch Mobilität. Vortrag auf dem Kongress „Wir wollen mehr als nur dabei sein! Menschen mit Behinderung und ihr Recht auf Teilhabe". Veranstalter: Bundesvereinigung Lebenshilfe, Universität Dortmund. September 2003. Kongressband in Vorbereitung (Hg. Bundesvereinigung Lebenshilfe)

Strauss, A. L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung – Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink.

Süssmuth, R. (2003): Prof. Dr. Rita Süssmuth, Bundestagspräsidentin a. D.: Schirmherrin der Sommeruniversität. In: Hermes, G. und Köbsell (Hg.): Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken! Dokumentation der Sommeruni 2003. Kassel: bifos Schriftenreihe.

Sutherland, A. T. (1981): Disabled we stand. London: Souvenir Press.

Tervooren, A. (2000a): Differenz anders gesehen: Studien zu Behinderung. Vierteljahressschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete. Jg. 69 (Nr. 3), S. 316-319.

Tervooren, A. (2002): Den Diskurs anreizen. Erste eine kulturhistorisch inspirierte Forschung könnte die Komplexität des Phänomens Behinderung erfassen. In: Der Tagesspiegel, 10.3. 2002. Sonderbeilage „Der imperfekte Mensch". Onlinedokument. URL: http://bidok.uibk.ac.at/library/tervooren-differenz.html Download: 27.03. 2011; 10:31.

Tervooren, A. (2000b): „Der verletzliche Körper" als Grundlage einer pädagogischen Anthropologie. In: D. Lemmermöhle et al. (Hg.): Lesarten des Geschlechts, S. 245-255. Opladen: Leske + Budrich.

Tervooren, A. (2003): Disability Studies – Vom Defizit zum Kennzeichen. In: Impulse. Newsletter zur Gesundheitsförderung, 2, 39, 17. Onlinedokument. URL: http://bidok.uibk.ac.at/library/tervooren-defizit.html Download: 27.03. 2011; 13:04.

Thomas, C. (2004): Theorien der Behinderung: Schlüsselkonzepte, Themen und Personen. In: Weisser, J. und Renggli, C. (Hg., 2004): Disability Studies. Ein Lesebuch. Band 11. Reihe ISP-Universität: Zürich.

Thomson, R. G. (1997): Extraordinary bodies: Figuring physical disability in American culture and literature. New York: Columbia University Press.

Thomson, R. G. (1999): The new disability studies: Inclusion or tolerance? Association of departments of foreign languages bulletin. Jg. 31 (Nr. 1), S. 49-52.

Thomson, R. G. (2002): Integrating disability, transforming feminist theory. National women's studies association journal. Jg. 14 (Nr. 3), S. 1-32.

Townsend, P. (1987): Deprivation. In: Journal of Social Policy, 16, 2, 125-146.

United Nations (1993): Standard rules on the equalization of opportunities for persons with disabilities. Online-Dokument. URL: http://www.independentliving.org/standardrules/StandardRules1.html Download: 30.09. 2010, 11:10

Universität Hannover (2010): Studienangebot Sonderpädagogik und Rehabilitationswissenschaften. URL: http://www.uni-hannover.de/de/studium/studienfuehrer/sonder-reha/ Online-Dokument. Download: 12.01. 2011; 13:35.

Universität Wien (2009): Student Point. Online-Dokument. URL: http://www.univie.ac.at/studieren/forum/viewforum.php?f=38&sid=868ba890fe2cd22b16135acfbc948d29; Download: 10.10. 2010; 09:34.

Universität Wien (2009): Student Point. Prüfungstechnisches. Onlinedokument. URL: http://studieren.univie.ac.at/index.php?id=7295; Download: 10.10. 2010; 12:50.

Universität Wien Veranstaltungsmanagement (Hg.): Uni Leben. Online-Dokument. URL: http://unileben.univie.ac.at/. Download: 10.10. 2010; 15:13.

UN-Konvention vom 30.3. 2007 am Sitz der Vereinten Nationen in New York: Convention on the right of persons with disabilities. Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Onlinedokument. URL: http://www.un.org/esa/socdev/enable; http://www.files.institut-fuer-menschenrechte.de/437/UN_BK-Konvention. Download: 10.11. 2010; 14:15.

Vico, G. (1725): Scienza nuova. The First New Science. In: Pompa, L. (Hg.) (2002). Cambridge: Cambridge University Press.

Virtbauer, B. (2010): Studierende mit Behinderung oder chronischer Krankheit WS 10/11. Aus: Universität Wien (Hg.): Studierende mit Behinderung oder chronischer Krankheit WS10/11, 4-11. Online-Dokument. URL: http://studieren.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/studentpoint/Barrierefrei/Stats/WS10_Stat_Studierende_Behinderung.pdf;
Download: 6.1. 2011, 11:14

Wacker, E./ Wetzler, R./ Metzler, H./ Hornung, C. (1998): Leben im Heim. Angebotsstrukturen und Chancen selbständiger Lebensführung in Wohneinrichtungen der Behindertenhilfe. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Gesundheit; Bd. 102, Baden Baden.

Waldschmidt, A. (2003): „Behinderung“ neu denken. Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. In: Waldschmidt, A. (Hg.): Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagungsdokumentation. Kassel: Bifos, 11-22.

Waldschmidt, A. (2004): „Behinderung“ revisited. Das Forschungsprogramm der Disability Studies aus soziologischer Sicht. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete, 4, Ernst Reinhardt Verlag: München, 365-376.

Waldschmidt, A. (2006): Disability Studies – Konturen einer neuen Forschungslandschaft. In: Gemeinsam leben, 2, Weinheim: Juventa Verlag, 66-74.

Walgenbach, K./ Dietze, G./ Hornscheidt, A./ Palm, K. (Hg., 2007): Gender als interdependente Kategorie: Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Verlag Barbara Budrich, Opladen & Farmington Hills.

Wansing, G. (2005): Teilhabe an der Gesellschaft. Menschen mit Behinderung zwischen Inklusion und Exklusion. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Weber, M. (1922/1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr Siebeck.

Weinbach, H. (2006): Social Justice statt Kultur der Kälte. Alternativen zur Diskriminierungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Karl Dietz Verlag.

Weiß, A. (2001): Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Weiss, W. (1996): Computergestützte Kommunikationshilfen – Zum Integrationspotential neuer I & K-Technologie für Menschen mit einer Behinderung. In: Zwierlein, E. (Hg.): Handbuch Integration und Ausgrenzung: behinderte Menschen in der Gesellschaft. Neuwied et al., 369-387.

Weisser, J. (2004): Disability Studies und die Sonderpädagogik. In: Weisser, J. und Renggli, C. (Hg.): Disability Studies. Ein Lesebuch. Band 11. Zürich: Reihe ISP-Universität.

Weisser, J. (2006): Themen und Thesen der Disability Studies. In: Gemeinsam leben, 2, Weinheim: Juventa Verlag, 75-82.

Weisser J. (2005): Wie macht man Disability Studies? In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft, 5, Graz: Reha Druck, 22-31.

Wiedemann, P. M. (1995): Gegenstandsnahe Theoriebildung. In: U. Flick, E. v. Kardorff, H. Keupp, L. v. Rosenstiel & S. Wolff (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung (2. Auflage). München: Psychologie Verlags Union, 440-445.

Wilmerstadt, R. (2003): Rainer Wilmerstadt: Ministerialdirektor im Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung. In: Hermes, G. und Köbsell (Hg.): Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken! Dokumentation der Sommeruni 2003. Kassel: bifos Schriftenreihe.

Wilson, W. J. (1987): The Truly Disadvantaged. The Inner City, the Underclass, and Public Policy. Chicago.

Wilson, W. J. (1991): Public Policy Research and the Truly Disadvantaged. In: Jeneks, C. und Peterson, P. E. (Hg.): The Urban Underclass. Washington D. C., 460-481.

Windisch, M. und Kniel, A. (1993): Lebensbedingungen behinderter Erwachsener. Eine Studie zum Hilfebedarf, sozialer Unterstützung und Integration. Weinheim.

Windolf, P. (2009): Einleitung: Inklusion und soziale Ungleichheit. In: Stichweh, R. und Windolf, P. (Hg.): Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 11-27.

Winker, G. und Degele, N. (2009): Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.

Witzel, A. (1985): Das problemzentrierte Interview. In: G. Jüttemann (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Weinheim: Beltz, 227-255.

World Health Organisation (2001): International Classification of Functioning, Disability and Health. Genf.

Zarb, G. (1995): Modelling the Social Model of Disability. In: Critical Public Health, 6, 2. Onlinedokument. URL: http://www.leeds.ac.uk/disability-studies/archiveuk/Zarb/soc%20mod%20disability.pdf Download: 27.03. 2011; 14:19.

Zapf, W. (1984): Individuelle Wohlfahrt: Lebensbedingungen und wahrgenommene Lebensqualität. In: Glatzer, W. und Zapf, W. (Hg.): Lebensqualität in der Bundesrepublik. Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden. Frankfurt/Main. New/York, 13-26.

Zimmermann, G. E. (2001): Armut. In: Schäfers, B. und Zapf, W. (Hg.): Handwörterbuch für Gesellschaft Deutschlands. Opladen, 36-52.

6. ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abb. 1: Bio-psycho-soziales Modell von Behinderung 54
Abb. 2: Grundlinien des Ausgrenzungsdiskurses..... 69
Abb. 3: Dimensionen sozialer Ausgrenzung..... 81
Abb. 4: Soziale Ausgrenzung und die Nähe zu anderen Konzepten..... 83

7. TABELLENVERZEICHNIS

Tab. 1: Charakteristika von Armut und sozialer Ausgrenzung 27
Tab. 2: Sichtweisen von Behinderung..... 36
Tab. 3: Inklusionsrollen und Inklusionsformen..... 41
Tab. 4: Die zwei Teilbereiche der ICF 55
Tab. 5: Strukturebene der vier Differenzkategorien und ihre Bedeutungen..... 103
Tab. 6: Wechselwirkungen von Struktur-, Identitäts- und Repräsentationsebene..... 108
Tab. 7: Theoretische Implikationen der Diplomarbeit 128
Tab. 8: Charakteristika quantitativer und qualitativer Sozialforschung 141
Tab. 9: Leitfaden: Frageblöcke, Subkategorien und Dimensionen 152
Tab. 10: Theoretisches versus statistisches Sampling..... 154
Tab. 11: Ein Überblick zur Auswahlschwierigkeit der Befragten..... 155
Tab. 12: Überblick über Personen, die in die Stichprobe gelangten 164
Tab. 13: Erste Ergebnisse: Ein Überblick 282
Tab. 14: Gruppenbildung: „gesellschaftlich Zugehörige“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzte“ 284
Tab. 15: Teilhabeerfahrungen im Vergleich „gesellschaftlich Zugehöriger“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzter“ 284
Tab. 16: Gemeinsamkeiten politisch-institutioneller Barrieren bei „gesellschaftlich Zugehörigen“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzten“..... 288
Tab. 17: Gemeinsamkeiten politisch-institutioneller Barrieren innerhalb der beiden Gruppen..... 289
Tab. 18: Gemeinamkeiten sozialer Isolation innerhalb der Gruppe „gesellschaftlich Ausgegrenzter“ 290
Tab. 19: Gemeinsamkeiten in der Ausgrenzung am Arbeitsmarkt und der ökonomischen Ausgrenzung bei „gesellschaftlich Zugehörigen“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzten“ 291
Tab. 20: Ausgrenzung am Arbeitsmarkt und ökonomische Ausgrenzung innerhalb der beiden Gruppen 292
Tab. 21: Gemeinsamkeiten kultureller Ausgrenzungserfahrungen beider Gruppen 293
Tab. 22: Gemeinsamkeiten von kulturellen Ausgrenzungserfahrungen innerhalb der beiden Gruppen 294
Tab. 23: Gemeinsamkeiten des „Stigma-Managements“ bei „gesellschaftlich Zugehörigen“ und „gesellschaftlich Ausgegrenzten“..... 297
Tab. 24: Gemeinsamkeiten des „Stigma-Managements“ innerhalb der beiden Gruppen 298

ANHANG

Kurzfragebogen

Leitfaden

Postskripten

Thematische Struktur (Kodierschema)

Erläuterung der inhaltlichen Implikationen des Kodierschemas

Kurzzusammenfassung

Abstract

Lebenslauf

universität wien

Fragebogen

Datum: ..... *Laufnummer: .....*

Dieser kurze Fragebogen beinhaltet bildungswegentscheidende Fragen sowie die Abfrage soziodemographischer und sozioökonomischer Merkmale. Im Anschluss daran folgt ein Gespräch, das etwa 30-60 Minuten dauern wird. Darin geht es um die Teilhabe von Studierenden mit Behinderung in der Gesellschaft. Das Interview wird aufgezeichnet und anschließend anonymisiert. Du leistest mit deiner Teilnahme einen wertvollen Beitrag, da die Studienergebnisse u.a. zum besseren Verständnis der Lage beeinträchtigter Studierender beitragen können.
Bitte fülle den Fragebogen vollständig und korrekt aus. Bei Unklarheiten wende dich bitte an den Interviewer. Alle Angaben sind anonym und werden streng vertraulich behandelt! Vielen Dank für deine Mitarbeit!

A) BILDUNG UND BILDUNGSWEGENTSCHEIDUNGEN

A1) In welchem Fach bzw. in welchen Fächern bist du an der Universität Wien inskribiert?	....
A2) Was waren die für dich ausschlaggebendsten Gründe für deine Studienwahl? *(Mehrfachnennungen möglich)*	**(1)** Weil Freunde/Bekannte auch studier(t)en. **(2)** Ich folgte dem Rat von Eltern/Freunden/Bekannten. **(3)** Wegen der guten Jobaussichten, die sich mit meinem abgeschlossenen Studium auftun. **(4)** Wegen der guten Bezahlung nach abgeschlossenem Studium. **(5)** Um mehr Wissen und Fähigkeiten in einem spezifischen Gebiet zu erlangen. **(6)** Um soziale Kontakte knüpfen zu können. **(7)** Weil mich mein bisheriger Bildungsweg inhaltlich wenig/nicht interessierte. **(8)** Um zu erfahren, wo meine tatsächlichen Interessen liegen. **(9)** Um eine „Beschäftigung“ zu haben. **(10)** Um zu beweisen, dass ich ein Universitätsstudium meistern kann. **(11)** Weil ich davon ausging, dass ich an der Universität so akzeptiert werde, wie ich bin.

	(12) Weil ich nicht wusste, was ich sonst tun sollte. **(13)** Andere Gründe: ....
A3) In welchem Semester hast du dich inskribiert? (z.B. WS 2002)	.....

B) SOZIODEMOGRAPHISCHE UND SOZIOÖKONOMISCHE MERKMALE

B1) Geburtsjahr	
B2) Geschlecht	**(1)** männlich **(2)** weiblich
B3) Staatsbürgerschaft/en (*bei Vorliegen: Mehrfachnennungen möglich)*	**(1)** Österreich **(2)** aus einem anderen EU-Staat: ..... **(3)** Drittstaat, aus: .....
B4) Höchste abgeschlossene Bildung des **Vaters**	**(1)** keinen Abschluss **(2)** Pflichtschule ohne Lehrabschluss **(3)** Pflichtschule mit Lehrabschluss **(4)** BMS (berufsbildende mittlere Schule) **(5)** AHS (allg. höher bild. Schule, Matura) **(6)** BHS (berufsb. höhere Schule, Matura) **(7)** Universität/FH/Hochschule/Akademie

B5) Höchste abgeschlossene Bildung der **Mutter**	**(1)** keinen Abschluss **(2)** Pflichtschule ohne Lehrabschluss **(3)** Pflichtschule mit Lehrabschluss **(4)** BMS (berufsbildende mittlere Schule) **(5)** AHS (allg. höher bild. Schule, Matura) **(6)** BHS (berufsb. höhere Schule, Matura) **(7)** Universität/FH/Hochschule/Akademie
B6) Bist du neben dem Studium berufstätig? *(gegebenenfalls Mehrfachnennungen möglich)*	**(1)** Ja, Vollzeit berufstätig. **(2)** Ja, manchmal (Teilzeit/geringfügig). **(3)** Ich war einmal berufstätig, werde es aber voraussichtlich nicht mehr werden. **(4)** Nein, weil_____ _____
B7) Außerdem bin ich... *(gegebenenfalls Mehrfachnennungen möglich)*	**(1)** in Ausbildung (gilt nur für Beruf; Studium zählt hier nicht dazu). **(2)** im Haushalt tätig. **(3)** arbeitslos. **(4)** in Pension. **(5)** in Karenz. **(6)** Keine der angegebenen Möglichkeiten trifft zu.
B8) Welche Position übst/übtest du in deinem (letzten) Beruf aus?	**(1)** Arbeiter/in **(2)** Angestellte/r, Beamte/r ohne Leitungsfunktion **(3)** Angestellte/r, Beamte/r mit Leitungsfunktion **(4)** Selbstständig **(5)** Landwirt/in, Forstwirt/in **(6)** Hausfrau, Hausmann **(7)** mithelfend im Betrieb **(8)** Ich hatte noch nie einen Beruf.
B9) Wie viele Stunden arbeitest du pro Woche? **(FALLS DU DERZEIT NICHT ARBEITEST, WEITER BEI B11!)**	.....Stunden/Woche
B10) Arbeitest du von zu Hause aus? (ausgenommen Hausarbeit; Falls ja, wie viele Stunden in der Woche?)	**(1)** Ja, zu Hause arbeite ich ___ Stunden/Woche. **(2)** Nein, ich arbeite nicht von zu Hause aus.
B11) Hast du Kinder? Falls ja, wie viele?	**(1)** Ja, _____ Kinder **(2)** Nein, ich habe keine Kinder.

B12) Welche Art der Behinderung liegt bei dir vor? *(bei Vorliegen, Mehrfachnennungen möglich)*	**(1)** Chronische Erkrankung **(2)** Blindheit/Sehbehinderung **(3)** Gehörlosigkeit/Schwerhörigkeit **(4)** Körperbehinderung (körperliche und motorische Entwicklung) **(5)** geistige Behinderung **(6)** Lernbehinderung **(7)** Sprachbehinderung **(8)** Andere Art der Behinderung ..... .
B13) Bekommst du aufgrund deiner Behinderung Geld vom Staat?	**(1)** ja, nämlich ..... **(2)** nein
B14) Welcher Religionsgemeinschaft gehörst du an?	**(1)** Christentum (römisch-katholisch) **(2)** Christentum (protestantisch) **(3)** Islam **(4)** Judentum **(5)** Buddhismus **(6)** Anderer Religionsgemeinschaft, nämlich **.....** **(7)** Keiner Religionsgemeinschaft
B15) Wie viel Geld steht dir monatlich **nach Abzug von Fixkosten** *(alle Kosten, die mit der Wohnung zu tun haben; Versicherungen aller Art; Telefon- und Internetkosten; etc.)* zur Verfügung?	**(1**) 0 bis 300 € **(2)** 301 bis 500 € **(3)** 501 bis 700 € **(4)** 701 bis 900 € **(5)** 901€ bis 1.200 € **(6)** mehr als 1.200 €
B16) Bist du...? *(ggf. Mehrfachnennung möglich)*	**(1)** Single **(2)** in einer Partnerschaft **(3)** verheiratet **(4)** geschieden **(5)** verwitwet
B17) Welche höchste abgeschlossene Bildung hat/te dein (Ehe-) Partner?	**(1)** keinen Abschluss **(2)** Pflichtschule ohne Lehrabschluss **(3)** Pflichtschule mit Lehrabschluss **(4)** BMS (berufsbildende mittlere Schule) **(5)** AHS (allg. höher bild. Schule, Matura) **(6)** BHS (berufsb. höhere Schule, Matura)

	(7) Universität/FH/Hochschule/Akademie
B18) In welchem Bundesland/Bezirk wohnst du vorwiegend?	
B19) Wohnst du...?	**(1)** alleine **(2)** mit einem/mehreren Freund(en)/Bekannten **(3)** mit deinem Partner zusammen **(4)** bei deinen Eltern/Verwandten
B20) Wohnst du als...	**(1)** Eigentümer/Miteigentümer **(2**) Hauptmieter/Untermieter **(3)** Anteilhabender einer Genossenschaftswohnung **(4)** Sonstiges:.....
B21) Wohnen in deiner Nähe andere Personen mit Behinderung?	**(1)** Ja **(2)** Nein **(3)** Weiß nicht
B22) Hast du Kontakt zu deinen Eltern?	**(1)** Ja, zu beiden Elternteilen. **(2)** Ja, zu einem Elternteil, nämlich zur/zum..... weil..... .... **(FALLS DU NUR KONTAKT ZUM VATER HAST, WEITER BEI B24!)** **(3)** Nein, zu keinem Elternteil. **(WEITER BEI B25!)**
B23) Wie charakterisierst du dein Verhältnis zu deiner **Mutter**? Als...	**(1**) sehr gut **(2)** gut **(3)** mittelmäßig **(4)** schlecht **(5)** sehr schlecht **(6)** nicht gegeben
B24) Wie charakterisierst du dein Verhältnis zu deinem **Vater**? Als... **(FALLS DU KEINEN KONTAKT ZUM VATER HAST, WEITER BEI B25!)**	**(1**) sehr gut **(2)** gut **(3)** mittelmäßig **(4)** schlecht **(5)** sehr schlecht
B25) Gibt es **eine wichtigste** Vertrauensperson?	**(1)** ja, und zwar _____ **(2)** nein

B26) Wie viele Geschwister hast du? (Anzahl)	
B27) Hast du Anspruch auf Sozialversicherungsleistungen?	**(1)** ja **(2)** nein
B28) Verfügst du zuhause über einen Internet-Zugang?	**(1)** ja **(2)** nein

!!!Vielen Dank für deine Mithilfe!!!

universität wien

LEITFADEN

Exklusionsrisiko Behinderung? Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Erfahrung gesellschaftlicher Inklusion und Exklusion Studierender mit Behinderung der Universität Wien

ALLGEMEINE FRAGEN

- Was ist für dich persönlich gesellschaftliche Teilhabe? Woran machst du gesellschaftliche Teilhabe fest?
- Wie beurteilst du deine persönlichen Möglichkeiten, am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können?
- Hast du derzeit das Gefühl gesellschaftlich eher dazuzugehören oder fühlst du dich eher ausgegrenzt? Gibt es derzeit für dich belastende Hürden, die dir die gesellschaftliche Teilhabe erschweren?
- Hat es für dich jemals Situationen gegeben, in denen du dich gesellschaftlich ausgegrenzt gefühlt hast? Falls ja, was waren Gründe, die deiner Meinung nach dazu führten? Was waren die konkreten Auswirkungen einer Ausgrenzungserfahrung?
- Hast du das Gefühl, in Zukunft ausgegrenzt werden zu können?
- Welche Bewältigungsstrategien verfolgst oder verfolgtest du in Momenten, in denen du ausgegrenzt wurdest?
- Verfügst du über Freunde, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie du selbst? Falls ja, triffst du diese Personen manchmal?
- Was sind oder waren für dich Erfahrungen, bei denen du dich gesellschaftlich eingegliedert gefühlt hast? Nenne bitte konkret erlebte Beispiele.
- Welche Unterstützung benötigst du im Alltag? Von wem erhältst du sie? Wo gibt es für dich im Alltag unzureichende Hilfe?
- Wie beurteilst du deinen Gesundheitszustand?
- Hast du das Gefühl, eine nützliche Rolle in der Gesellschaft zu spielen?

SPEZIFISCHE FRAGEN

Gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten

A) ...am Bildungsweg (optional)

- Gab es Situationen auf deinem Bildungsweg, wo du dich ausgegrenzt fühltest oder wo es Hindernisse gab? Falls ja, erzähle bitte detailliert wie diese Situationen zustande kamen und verliefen. Gab es dabei auch Erlebnisse, die dir besonders positiv aufgefallen sind bzw. wo du dich besonders akzeptiert fühltest?
- Gab es bei deiner Schulwahl im Laufe deines Lebens mit DirektorInnen der jeweiligen Schulen Probleme oder verlief immer alles reibungslos?

B) ...in der Freizeit

- Bist du derzeit Mitglied eines Vereins oder einer Organisation? Falls ja, erzähle mir bitte, wie eine Zusammenkunft in der Regel abläuft.

- Wie beurteilst du deine Möglichkeiten mit Menschen in Kontakt kommen zu können, mit denen du Freundschaft schließen könntest?

- Wie lässt sich dein Verhältnis zu deinen jetzigen Freunden charakterisieren?

C) ... in der Arbeit (optional/oder bei Gegebenheit in Vergangenheitsform abfragen)

- Erzähle mir bitte ausführlich von deinem jetzigen Beruf und deinen Arbeitskollegen. Welche positiven und negativen Erfahrungen hast du bereits gemacht und mit welchem Gefühl blickst du in die Zukunft?

- Ist/war es für dich schwierig einen Arbeitsplatz zu bekommen? Erzähle mir bitte von deinen Erlebnissen.

- Hast du Angst, in naher Zukunft deinen Arbeitsplatz zu verlieren?

- Wie beurteilst du deine Chancen, eine neue Arbeitsstelle zu finden?

D) ...durch Einkommen

- Dinge, die man sich kaufen kann, machen den Lebensstandard aus, wie etwa Wohnung, Essen, Kleidung, Auto, Urlaub etc. Wie zufrieden bist du mit deinem Lebensstandard?

- Gibt es Veranstaltungen, die du aus bestimmten Gründen nicht besuchst oder dir nicht leisten kannst? Falls ja, erzähle mir bitte ausführlich darüber.

E) ...durch die Wohnsituation

- Wie beurteilst du insgesamt deine Wohngegend und Wohnsituation?

- Hast du in deiner unmittelbaren Nähe Freunde, Bekannte oder Verwandte?

F) ...bei Migrationshintergrund/bei nicht österreichischer Staatsbürgerschaft (optional)

- Hast du jemals Diskriminierungserfahrungen aufgrund deiner Herkunft gemacht? Erzähle mir bitte ausführlich von diesen Erlebnissen.

- Seit wann bist du in Österreich? Was waren die ausschlaggebendsten Gründe für dich und deine Eltern nach Österreich zu kommen?

ABSCHLIESSENDE FRAGEN

- Hat sich für dich im Laufe deines Lebens in den gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten etwas verändert?

- Kennst du andere Personen mit Behinderung, die an meiner Befragung teilnehmen möchten?

- Hast du Fragen, die du mir stellen möchtest?

- Darf ich mich bei dir bei Unklarheiten im Nachhinein noch einmal bei dir melden?

Postskriptum: Laufnummer 1: Maria

Maria erkannte mich bei unserem Treffen sofort, obwohl ich ihr im Vorhinein keine Beschreibung meines Aussehens zukommen ließ. Sie war mit dem Fahrrad unterwegs. Als sie mich von Weitem sah, rief sie fragend meinen Namen.

Am Weg zu dem von ihr vorgeschlagenen Interviewort - die Aula des Romanistikinstituts, gelegen am Universitätscampus - wollte Maria wissen, worüber wir sprechen werden. Sie ging davon aus, dass sich die Abfrage ihrer Teilhabemöglichkeiten vorwiegend auf ihren Uni-Alltag beschränken würde. Ich klärte daraufhin, dass mein Forschungsinteresse ihrer gesamtgesellschaftlichen Teilhabe galt. Maria zeigte sich am Thema sehr interessiert. Sie begann bereits vor Interviewbeginn ihre vielfältig gemachten Erlebnisse und Erfahrungen zu schildern. Ich vertröstete sie und bat sie, mir all das Geschilderte bei angeschaltetem Aufnahmegerät nochmals mitzuteilen.

Marias äußere Erscheinung lässt eine sehr genügsame, schlichte Lebensführung erahnen. Sie trug keinen Schmuck oder irgendetwas, das als teuer hätte eingestuft werden können. Ihre Hose und ihre Jacke hatten Schmutzflecken. Ihre äußere Erscheinung glich im Hinblick auf ihre Kleidung ein bisschen jener einer obdachlosen Person.

Obwohl Maria schon zu Beginn unseres Gesprächs angab, von „der Wissenschaft“ wenig zu halten, gewährte sie mir, das Interview mit ihr durchzuführen, das mit einer Dauer von 88 Minuten meine Erwartungen übertraf und bei mir erste Zweifel an den Fragen des Erhebungsinstruments aufkommen ließ: Waren manche Fragen zu unpräzise, zu offen und andere wiederum zu eingrenzend?

Marias Rededrang war möglicherweise darauf zurückzuführen, dass sie aufgrund ihrer geringen sozialen Kontakte zumindest in diesem Moment jemanden hatte, dem sie sich mitteilen durfte. Ihre Ausführungen waren meist sehr umfangreich und detailliert. Das führte oft dazu, dass sie die Hauptfrage aus den Augen verlor und sich in nebensächlichen Details verlor. Erst durch den Hinweis auf die Hauptfrage kam sie wieder auf das eigentliche Thema zurück. Es schien ihr sehr wichtig zu sein, alle gemachten Erfahrungen und Erlebnisse möglichst genau wiederzugeben. Bei ihren ersten Anläufen, die von mir gestellten Fragen zu beantworten, nahm sie manchmal Beispiele zu Hilfe, die eher allgemein gehalten waren oder stellte Vergleiche mit Personen oder Situationen auf, ohne auf ihre eigene Situation einzugehen. Erst durch den Hinweis auf die ursprüngliche Frage oder darauf, wie es ihr selbst erginge, wurden tatsächlich vorgefallene Erlebnisse angesprochen.

Manchmal fiel es schwer, zu entscheiden, wann Marias Erzählungen unterbrochen werden sollten, da nicht klar war, ob noch relevante Informationen folgen oder sich Schilderungen von der Frage in Details verlieren, die nicht allzu relevant sein dürften. Maria dominierte somit das Gespräch und es stellte sich als nicht leicht heraus, von einem Aspekt zum nächsten zu kommen. Manchmal weitete sie trotz neuer Fragestellung die Ausführungen der vorangegangenen Frage aus, ohne sofort auf die neue Frage einzugehen.

Meine Interviewhaltung war relativ passiv ausgerichtet, schließlich sollte der Interviewten genug Zeit gewährt werden, alles, was sie für notwendig erachtete, zu schildern. Dabei war ich darauf bedacht,

keine eigene Meinung ins Thema einzubringen bzw. keine Haltung einzunehmen oder gar biographische Erlebnisse zu werten. Maria sollte das Gefühl haben, alles sagen zu dürfen, was ihr für die Beantwortung der Fragen als notwendig erschien. Durch dieses Vorgehen erhoffte ich mir, viele Informationen ohne oftmaliges Nachfragen zu erhalten. Es stellte sich aber heraus, dass es manchmal unumgänglich war, Nachfragen zwecks Präzision des Gesagten zu tätigen. Hin und wieder mussten manche Ausführungen aufgrund mangelnder Zeit gestoppt und andere Themenbereiche abgefragt werden.

Äußere Einflüsse kamen bei unserem Gespräch kaum zum Tragen. Während des Gesprächs kreuzten wenige Male ein paar StudentInnen die Aula des Romanistikinstituts. Im Großen und Ganzen war daher für eine ruhige Atmosphäre gesorgt.

Am Ende unserer Konversation schien es, als wäre Maria die Zeit zu kurz gewesen. Sie ließ mir ein paar Tage nach unserem Gespräch ein paar E-Mails zukommen, in dem sie weitere Erlebnisse niederschrieb. Manche Informationen, v.a. jene, die ihre familiäre Situation noch näher beschrieben, sich aber nicht in der Transkription wiederfinden, wurden zur Fallbeschreibung hinzugefügt.

Postskriptum: Laufnummer 4: Michaela

Als Durchführungsort des Interviews wurde seitens der Probandin die Aula des UZA 2 (Universitätszentrum Althanstraße II) vorgeschlagen. Michaela schickte mir per E-Mail ein Foto, um sicherzugehen, dass wir einander treffen. Da sie sich am Interviewtag um wenige Minuten verspätete, rief sie mich an und wir trafen uns wenige Minuten nach unserem Gespräch. Da Michaela Kontaktlinsen trug, war von ihrer Sehbehinderung nichts zu bemerken. Ihr Auftreten und ihre Erscheinung im Hinblick auf ihre getragene Kleidung hatte nichts Auffälliges.

Sodann begleitete ich die Studentin in die Aula des UZA 2, das nahe dem Institut für Ernährungswissenschaften situiert ist. Es verwunderte mich anfangs, dass wir die Konversation in der Aula durchführten, wo andere StudentInnen anwesend waren und Teile der Biografie Michaelas mithören konnten. Michaela schien dies nicht zu stören. Der Lärmpegel war nicht hoch und die Gesprächsaufzeichnung letztlich in guter Qualität.

Michaela kam mir während des Gesprächs ein bisschen nervös vor. Sie gab relativ kurze Antworten, was spätestens dann auffällt, wenn die Länge dieser Transkription mit jener Marias (erstes Interview) verglichen wird. Vielleicht waren die Fragen zu leicht, zu schwer oder zu unpräzise? Nach Beendigung des Gesprächs erschien es mir aber so, dass es zu Michaelas Habitus gehören dürfte, häufig kurze Antworten zu geben. Um detailliertere Ausführungen zu erhalten, musste ich oft nachfragen.

Eine interessante Zusatzinformation bekam ich von Michaela nach Aufzeichnung des Gesprächs. Sie erzählte mir, dass sie aufgrund ihres mangelnden Sehvermögens bei einem Professor um einen gesonderten Prüfungsbogen bereits einige Tage vor Prüfungsantritt fragte. Dem wurde stattgegeben. Am Prüfungstag selbst vergaß der Professor aber auf den Bogen, dessen Schriftgröße besonders groß

hätte sein sollen. Daraufhin hatte es Michaela bei besagter Prüfung besonders schwer, beim Lesen zu Recht zu kommen. Michaela erzählte mir, dass sich diese Situation bei erwähntem Professor wiederholte. Diese Zusatzinformation floss in die Analyse bzw. Interpretation des Falles mit ein.

Postskriptum: Laufnummer 6: Paula

Paula schlug als Treffpunkt ein Kaffeehaus im 16. Wiener Gemeindebezirk vor. Nach dem Betreten des Lokals, das erst vor wenigen Minuten geöffnet hatte, erblickte ich eine männliche und eine weibliche Person. Letztere saß bereits bei einem Tisch und wartete. Paulas Erscheinung wirkte gepflegt, beinahe so, als hätte sie sich für ein „Date“ vorbereitet. Um sicher zu gehen, dass es sich um Paula handelte, fragte ich nach. Sie bejahte. Nach wenigen Sätzen des Kennenlernens begann ich, die Einstiegsfrage zu formulieren.

Paula schien an der Befragung sehr interessiert zu sein und holte bei ihren Ausführungen meist weit aus. Ich hatte das Gefühl, dass es ihr in gewisser Hinsicht Freude bereitete, sich mit mir über ihr Leben zu unterhalten. Ich erfuhr viele Details über ihre chronische Krankheit, die sie in ihren alltäglichen Aktivitäten stark einschränke. Ich war etwas verwundet, dass gesellschaftlich hergestellte Hürden lange Zeit keinen Platz in ihren Ausführungen hatten. Beim Nachhauseweg dachte ich darüber nochmals nach. Unter folgendem Blickwinkel erschien es mir verständlich: sind die Auswirkungen einer Krankheit derart stark gegeben, dass tagtäglich darunter gelitten wird, so müsse (zwangsläufig) der (genetisch) „defekte Körper“ als die „tatsächliche Behinderung“ wahrgenommen werden. Hilflosigkeit, Ohnmacht und Leidensdruck dürften dann eine veränderte Sichtweise auf Behinderung verhindern: eine Entlastung oder Lösung des Problems mittels externer Hilfe – z.B. in Form persönlicher Assistenz – kommt Paula daher weniger in den Sinn (in späteren Ausführungen sprach sie aber dann davon, dass persönliche Assistenz für sie nicht leistbar ist.) Natürlich könnte dem Wunsch Paulas, kulturelle Veranstaltungen nur bei guter physischer Verfassung besuchen zu wollen, selbst bei Assistenzleistungen nicht nachgekommen werden, d.h. körperliche Beschwerden könnten damit nicht beseitigt werden. Kurz gesagt: Paulas gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten orientieren sich vorwiegend an ihrer gesundheitlich geprägten Tagesverfassung, die sich häufig ändere. Daher sei stets ungewiss, ob getroffene Abmachungen, die in naher Zukunft liegen, eingehalten werden können. Die daraus resultierenden größten Auswirkungen für Paula waren, stets Sozialkontakte zu verlieren. Ihre Angst, zu vereinsamen, stieg dadurch an.

Aufgrund des wenigen Eingreifens in den Gesprächsfluss Paulas wurde das Interview sehr lange. Ich erhoffte mir, nicht nur defizitorientierte, auf den Körper bezogene Behinderung von Paula zu erfahren, sondern auch Situationen, in denen die Gesellschaft (be)hindernd wirkte. Bei genauem Hinsehen gab es diese „behindernden Situationen“ durchaus.

Während unseres Gesprächs kamen einige wenige Leute ins Lokal und blieben. Die Qualität der Tonbandaufzeichnung wurde im Hinblick auf die Lärmkulisse aber nicht in Mitleidenschaft gezogen.

Postskriptum: Laufnummer 9: Kurt

Abgemachter Treffpunkt mit Kurt war einer der Eingänge zum Universitätscampus. Als ich zum Durchgang kam, wartete Kurt bereits mit Begleitung – er hatte seinen persönlichen Assistenten an seiner Seite. Kurt saß in seinem Rollstuhl, trug an diesem Tag sportlich wirkende Freizeitschuhe, Jeans und einen braunen Mantel. Sein Erscheinungsbild hatte nichts Ungewöhnliches. Ich fragte ihn, wie er von meiner Befragung erfuhr. Er erzählte mir, dass er derjenige war, der mein E-Mail, das ich an eine Organisation, die persönliche Assistenz anbietet, erhielt. Von der allgemeinen E-Mail-Adresse, an die mein Schreiben gerichtet war, wurde sie an ihn, der bei besagter Organisation arbeitet, weitergeleitet. Nachdem er selbst Student ist und in meine Untersuchungsgruppe fällt, entschied er sich, an der Befragung teilzunehmen.
Als ich ihm erzählte, dass es mir relativ schwer fiel, Männer für mein Forschungsvorhaben zu lukrieren, versicherte er mir, zu helfen, indem er meine Bitte um Teilnahme an der Befragung an andere Studenten mit Behinderung, die Kunden bei der assistenzanbietenden Organisation sind, zu senden. Kurt meinte, dass es an einer Universität für StudentInnen eine Selbstverständlichkeit sein sollte, bei einer Befragung im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit mitzuwirken.
Wir gingen gemeinsam in die Aula des Romanistikinstituts, jener Ort, an dem bereits andere Interviews abgehalten wurden. Der Raum eignete sich, da kein Konsumzwang – wie etwa in einem Kaffeehaus - besteht, meist niemand anwesend ist und daher für Ruhe gesorgt ist.
Kurts Antworten auf die von mir gestellten Fragen waren eher kurz gehalten und enthielten auf den ersten Blick die von mir erwarteten Informationen. Dadurch wurde meinerseits eher weniger nachgefragt. Kurts Erzählweise und seine Sicht auf die gemachten Erlebnisse wirkten Großteils sehr positiv. Die Gesprächsatmosphäre empfand ich dadurch sehr angenehm. Hervorgebrachte Kritikpunkte waren nachvollziehbar und stringent. Das Gespräch war eines der kürzesten, da Kurt selten länger über gestellte Fragen nachdenken musste, sondern stets eine Antwort parat hatte.

Postskriptum: Laufnummer 10: Sandor

Beim ersten ausgemachten Treffen erschien Sandor nicht am Interviewort. In seinem familiären Umfeld war etwas Unvorhersehbares eingetreten und er vergaß, mir bescheid zu geben. Auf Anrufe reagierte er nicht. Sandors vorgeschlagener Treffpunkt war beim nächsten Mal der Bahnhof in Floridsdorf. Sandor hat etwas dunklere Haut und spricht perfekt Deutsch. Er war legere, aber modisch gekleidet. Nahe dem Floridsdorfer Bahnhof besuchten wir ein paar Cafés. Allerdings schien keines für ein Interview geeignet zu sein. Entweder war es darin zu laut, oder die Tische zu nahe beieinander, wodurch die Vertraulichkeit des Gesprächs nicht gewährleistet gewesen wäre. Sandor entschied, gemeinsam zu seinem Studentenheim zu fahren, um dort im Aufenthaltsraum, der schließlich unbesetzt war und eine ruhige Atmosphäre garantierte, meine Fragen zu beantworten. Ich hatte das Gefühl, dass aufgrund des Zeitverlusts, der mit der Suche nach einem geeigneten Interviewort

einherging, sich die Vorbedingungen für ein Gespräch möglicherweise verschlechtert hätten. Sollte Sandor diese Zeit nicht in sein Zeitmanagement einkalkuliert haben, könnte es passieren, dass er sich bei der Beantwortung der Fragen weniger Zeit nimmt, was einem Informationsverlust gleichkommen würde. Glücklicherweise hatte ich nach dem Interview nicht das Gefühl, dass das der Fall war. Das Gespräch dauerte immerhin 72 Minuten. Es gab kein einziges Mal ein Indiz dafür, dass Sandor den Ort verlassen oder unsere Konversation abbrechen wollte. Sandors Antworten waren unterschiedlich lange. Er verlief sich dabei dennoch nicht in allzu vielen Details, sondern blieb meist bei der an ihn gerichteten Frage. Die Gesprächsatmosphäre empfand ich als angenehm. Von einem Zeitdruck war nichts zu bemerken. Mein Interviewverhalten war eher passiv, gewährend, zurückhaltend.

Postskriptum: Laufnummer 11: Hubert

Hubert gelangte durch die Mithilfe Kurts (Laufnummer 9) in meine Stichprobe. Hubert erhielt meinen Text mit der Bitte um Teilnahme an der Befragung von Kurt per E-Mail. Eines Tages läutete mein Telefon. Hubert war am Apparat und teilte mir mit, dass er bei meinem Forschungsvorhaben mitmachen wolle. Während des Telefonats vereinbarten wir Ort, Zeit und Tag der Befragung. Hubert schlug mir vor, ihn in seinem Zimmer der betreuten Wohngemeinschaft zu besuchen.

Als ich das Gebäude betrat, ging ich einen Gang entlang und gelangte schließlich in den Speisesaal der Einrichtung. Hier hielten sich mehrere BewohnerInnen auf und aßen. Ich fragte, ob Hubert unter den Anwesenden war. Hubert kam mir daraufhin im E-Rolley entgegen. Auf seinem Schoß befand sich eine Schüssel mit Nudeln, aus dem Kragen seines Pullovers hing ein Geschirrtuch, um den Pullover vor Essensreste zu schützen. Huberts Kleidung war sehr schlicht und einfach. Seine Statur wirkte etwas korpulenter.

Ich erzählte Hubert nochmals von meinem Vorhaben und holte den Kurzfragebogen aus meiner Tasche. Auf Nachfrage, ob Hubert in der Lage sei, den Fragebogen selbst auszufüllen, verneinte er. Somit war ich Hubert beim Ausfüllen des Kurzfragebogens behilflich. Ich las die Fragen sowie die Antwortkategorien vor, Hubert antwortete und ich kreuzte für ihn an. Während des Ausfüllens begann Hubert, über sich und sein Leben – allerdings vorwiegend über seine Studienzeit an der Universität Wien - zu erzählen. Ich machte mir neben dem Ausfüllen des Kurzfragebogens Notizen und schaltete alsbald das Aufnahmegerät ein. Während des Gesprächs hatte ich das Gefühl, dass Hubert manchmal nicht sofort wusste, was er auf die Fragen antworten sollte. Auch seine Sicht auf Behinderung erschien mir sehr defizitorientiert zu sein. Bereits seine zweite Aussage im Interview, nämlich, dass er sich nur selbst ausschließe, ließ vermuten, dass Gesellschaftskritik bei ihm eher rar ausfallen würde – ganz so, als würde seine Behinderung und sein Habitus das Alleinige sein, was ihn an seinen gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten hindern würde. Manchmal musste ich aufgrund der Ausführlichkeit der Antworten, die sich auf eine konkret erlebte Situation bezogen, die eine oder andere Frage nochmals stellen. Wechselte ich einen Themenbereich, erzählte Hubert oft noch über eine erlebte Situation, die

die vorangegangene Frage betraf, ohne dass ich das Gefühl hatte, einen „Mehrwert“ durch die hinzukommenden Details zu erhalten.

Hubert genoss es vermutlich, jemanden zum Reden zu haben. Er wirkte einsam und bat mich, ihm meine Diplomarbeit nach ihrer Fertigstellung per E-Mail zuzusenden.

Sein ruhiges Zimmer eignete sich gut für das Gespräch. Während des Gesprächs saß ich neben Hubert auf einem Sessel. Der Fernseher war eingeschaltet und eine Sportsendung lief, allerdings war der Ton abgeschaltet. Es wirkte nicht gut aufgeräumt. Am Ende des Gesprächs bat mich Hubert, seine Brille für ihn zu putzen.

Thematische Struktur (Kodierschema)

1. GESAMTSICHT AUF EIGENES LEBEN

1.1 Beurteilung der eigenen Bedeutsamkeit in der Gesellschaft

1.2 Zufriedenheit mit eigenem Lebensstandard

1.3 Gesamtzufriedenheit mit gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten

1.4 Deskriptionen und Beurteilungen von Teilhabemöglichkeiten im Biographieverlauf

1.5 Hilfe/Unterstützung

1.6 Beurteilung des eigenen Gesundheitszustandes

1.7 Blick auf eigene Situation

1.8 Zukunftspläne/Zukunftswünsche

2. TEILHABEERFAHRUNGEN

2.1 Definition und subjektive Indikatoren gesellschaftlicher Teilhabe

2.2 Gemachte Teilhabeerfahrungen

3. AUSGRENZUNGSERFAHRUNGEN/GESELLSCHAFTL. HERGESTELLTE BARRIEREN

3.1 politisch-institutionell

3.2 soziale Isolation

3.3 ökonomische Ausgrenzung und Ausgrenzung am Arbeitsmarkt

3.4 kulturelle Ausgrenzung

4. STIGMA-MANAGEMENT

4.1 Outing thematisiert

4.2 Gesellschaftskritik

4.3 Aufarbeitung biographischer Erlebnisse

4.4 Strategien, die auf Diskriminierungserfahrungen folgten

4.5 Strategien, die zukünftig vor Diskriminierung/sozialer Ausgrenzung schützen sollen

Erläuterung der inhaltlichen Implikationen des Kodierschemas

1. Gesamtsicht auf eigenes Leben		
1.1	Beurteilung der eigenen Bedeutsamkeit in der Gesellschaft	Wie nimmt sich die befragte Person wahr? Spielt sie ihrer subjektiven Sicht nach eine bedeutende (+) oder unbedeutende Rolle (-) in der Gesellschaft?
1.2	Zufriedenheit mit eigenem Lebensstandard	Ist der/die Studierende insgesamt mit dem eigenen Lebensstandard zufrieden (+) oder unzufrieden (-)?
1.3	Gesamtzufriedenheit mit gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten	Positive (+), negative (-) oder teilw. positive und teilweise neg. Einschätzung (+/-)gesellschaftlicher Teilhabemöglich-keiten?
1.4	Deskriptionen und Beurteilungen von Teilhabemöglichkeiten im Biographieverlauf	Werden die beschriebenen Teilhabemöglichkeiten vorwiegend positiv (+), teils/teils (+-) oder negativ (-) erlebt?
1.5	Hilfe/Unterstützung	Werden Situationen genannt, in denen hervorgeht, ob ausreichend (+) oder unzureichende (-) Hilfe/Unterstützung gegeben ist?
1.6	Beurteilung des eigenen Gesundheitszustandes	Wird der eigene Gesundheitszustand gut (+), teils/teils (+/-) oder schlecht (-) beurteilt?
1.7	Blick auf eigene Situation	Werden Erschwernisse und erlebte Ungerechtigkeiten vorwiegend auf das Defizit zurückgeführt (-), teilweise darauf zurückgeführt (+/-) oder kommen Erschwernisse von Seiten der gesellschaftlichen Umwelt (+)?
1.8	Zukunftspläne/Zukunftswünsche	Hat der/die Studierende Zukunftspläne oder Zukunftswün-sche (+) oder wurden keine Gedanken, die sich in die Zukunft richten, genannt (-)?
2. Teilhabeerfahrungen		
2.1	Definition und subjektive Indikatoren gesellschaftlicher Teilhabe	Keine Bewertung möglich, da reine Deskription der subjektiven Sichtweise auf den Begriff „gesellschaftliche Teilhabe“ gegeben ist.
2.2	Gemachte Teilhabeerfahrungen	Gab es in der Biographie der Studierenden Situationen, in denen sie sich gesellschaftlich teilhabend fühlten? (ja: +; nein, gab es nie: -)
3. Ausgrenzungserfahrungen/gesellschaftlich hergestellte Barrieren		
3.1	politisch-institutionell	Wurden Zugänge zu Dienstleistungen/angefragte Unterstützungen etc. von Seiten gesellschaftlicher AkteurInnen gewährt (+) oder verwehrt (-)?
3.2	soziale Isolation	Fühlte sich der/die Befragte einsam aufgrund geringer sozialer Kontakte? (ja: -; teils/teils: +/-; nein: +)
3.3	ökonomische Ausgrenzung und Ausgrenzung am Arbeitsmarkt	Gab es in der Vergangenheit Situationen, wo eine Abhängigkeit vom Sozialstaat gegeben war und Erschwernisse im Bezug auf den Erhalt eines Arbeitsplatzes auftraten? (ja: -; nein: +)
3.4	kulturelle Ausgrenzung	Wurden diskriminierende/stigmatisierende Erfahrungen gemacht? (ja: -; nein: +)
4. Stigma-Management		
4.1	Outing thematisiert	Dachte der/die Befragte darüber nach, sich zu outen? (ja: +; nein: -)
4.2	Gesellschaftskritik	Äußerte der/die Studierende Gesellschaftskritik, die sich nicht auf die in 3. angeführten Ausgrenzungserfahrungen beziehen? (ja: +; nein: -)
4.3	Aufarbeitung biographischer Erlebnisse	Wurde viel über Erlebnisse, die mit FreundInnen/Familie zu tun hatten und die für die Betroffenen sehr prägend waren, berichtet? (ja: +; nein: -)
4.4	Strategien, die auf Diskriminierungser-fahrungen folgten	Wurden Strategien entwickelt, die als Reaktion auf gemachte Diskriminierungserfahrungen auftraten? (ja: +; nein: -)
4.5	Strategien, die zukünftig vor Diskrim./soz. Ausgrenzung schützen sollen	Wurden andere, sonstige Strategien angewandt, um sich vor zukünftigen negativen Erfahrungen zu schützen? (ja: +; nein: -)

KURZZUSAMMENFASSUNG

Die vorliegende empirische Arbeit stellt den Versuch dar, gesellschaftliche Erfahrungen Studierender mit Behinderung der Universität Wien mittels qualitativer Forschungsmethode, dem problemzentrierten Interview, zu erheben, die daraus gewonnenen Daten durch thematisch kodiertem Auswertungsverfahren zu analysieren und die Ergebnisse - im Hinblick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede gemachter gesellschaftlicher Ausgrenzungs- und Teilhabeerfahrungen – zwischen „gesellschaftlich ausgegrenzten Studierenden mit Behinderung“ und „gesellschaftlich zugehörigen Studierenden mit Behinderung“ zu vergleichen.

Die Diplomarbeit folgt auf theoretischer Ebene einem bio-psycho-sozialen Modell von Behinderung. Dem sozialen Modell von Behinderung folgend sollen ausgrenzende Praxen aufgedeckt und von Seiten des Staates und der Zivilbevölkerung beseitigt werden. Am Ende der Erhebung wurde die Relevanz der „Strukturkategorie Körper“ in Bezug zu den empirisch gewonnenen Ergebnissen gesetzt und Stärken und Schwächen des sozialen Modells von Behinderung diskutiert.

Die empirischen Ergebnisse zeigen, dass die Gruppe der „gesellschaftlich Zugehörigen“ in ihrer Vergangenheit am Bildungsweg kultureller Ausgrenzung ausgesetzt war. In der Gegenwart spielen bei diesen Studierenden politisch-institutionelle Barrieren eine entscheidende Rolle. Von ökonomischer Ausgrenzung, der Ausgrenzung am Arbeitsmarkt oder der Gefahr sozialer Isolation sind sie nicht betroffen. „Gesellschaftlich ausgegrenzte Studierende mit Behinderung“ hingegen machten im Laufe ihres Lebens Ausgrenzungserfahrungen in allen Ausgrenzungsdimensionen. Sie sind von sozialstaatlichen Leistungen abhängig, finden keine Arbeitsstelle, leben sozial relativ isoliert und hatten erschwerten Zugang zu Bildungseinrichtungen und Dienstleistungen.

Beiden Gruppen ist gemein, dass sie temporär in folgenden gesellschaftlichen Funktionssystemen Teilhabeerfahrungen machten: (intimen) Sozialbeziehungen, Wirtschaft, Bildung, Wissenschaft, Massenmedien und Gesundheit. Eine weitere Gemeinsamkeit stellt die prekäre ökonomische Lage der Studierenden dar, die sie in ihren Teilhabemöglichkeiten einschränkt.

Eine allgemeine Erkenntnis ist, dass Teilhabe und Ausgrenzung als etwas aufgefasst werden können, das über den Zeitverlauf hinweg veränder- und wandelbar ist.

Im Hinblick auf Strategien, die auf Diskriminierungserfahrungen folgten, wird explizit, dass die Mehrheit der „gesellschaftlich ausgegrenzten Studierenden mit Behinderung“ ihren gemachten Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen vorwiegend in passiven Reaktionen begegnet (Rückzug, Situationen hinnehmen oder ignorieren). „Gesellschaftlich Zugehörige“ wenden hingegen aktive Strategien an (z.B. Ansprechen und Erklären von Problemen), um gesellschaftliche Akzeptanz und Anerkennung zu erfahren.

ABSTRACT

This final thesis based on an empirical approach is an attempt to discover the experiences of social inclusion and social exclusion of disabled students of the University of Vienna by the use of qualitative interviews, to compare the findings and analyse them with regard to commonalities and differences made in the lives of socially excluded and included students with disabilities.

The main frame of the work is a disability model including biological, psychological and social influences. Following the social model of disability, excluding actions should be made visible and also be removed by social actors or the state. Finally, the empirical gathered results were related to disability and both, the power and the weakness of the social model of disability were discussed.

The results show that the group of included disabled students made experiences with discrimination during their education at school. In the present, institutional and political barriers play a key role in their daily lives. The students are neither concerned with economical exclusion, exclusion processes that come from the labour market nor from the threat towards social isolation. Disabled students excluded from society experienced all dimensions of social exclusion. They are dependend on benefits given by the social state, have no jobs, live in social isolation and are concerned with exclusion taken on political and institutional decisions.

Both groups made temporarily experiences with inclusions in the following subsystems of society: social relationships, economy, education, science, mass media and health. They both have very little economical ressources, which hinder them to take part in society as full members.

Concerning the theories about determining inclusion and exclusion, they can be seen as something that can be changed over time.

Whereas strategies on experiences of discrimination claimed by the majority of disabled students, who feel socially excluded, can mainly be described as passive (they isolate themselves or accept situations as they are), disabled students, who feel included in society, react on barriers built by society in an active way (they explain situations and describe problems to other members of society) to gather acceptance and recognition.

LEBENSLAUF

Persönliche Daten	
Name	Gregor Zamarin
Staatsangehörigkeit	Österreich
Geburtsdatum und -ort	14. März 1982; Waidhofen/Ybbs
Studienbezogene, praxisnahe Betätigungen	
Sommer 2008	Mitveranstalter und Betreuer beim Musik- und Sportcamp Strechau
seit Dezember 2007	Freies Dienstnehmerverhältnis als persönlicher Assistent
01.10. 2007 - 30.06. 2008	Forschungspraktikum Soziologie (Dr. Wolfgang Schulz): Inkongruenz zwischen parteigebundenem Wahlverhalten und der Einstellung zu Kriminalität in Österreich
01.10. 2007 - 30.06. 2008	Forschungslabor Soziologie (Mag. Dr. Franz Kolland): Wohnkultur und Wohnstile im Alter
01.02. 2007 – 30.06. 2007	Auslandssemester in Kopenhagen (Soziologie)
Dezember 2006	Pädagogische Teilpraxis durch Betreuung und Beaufsichtigung von SchülerInnen bei Sprachreise in Irland im Ausmaß von 80 Stunden
Sommersemester 2005	Forschungspraktikum (Pädagogik; Dr. Martina Becker): Werterleben im biographischen Rückblick (Pädagogische Teilpraxis im Ausmaß von 160 Stunden)
7.7. 2003 - 23.07. 2003	Betreuung verhaltensauffälliger Kinder im Rahmen eines 16-tägigen Aufenthalts in Salzburg, organisiert durch die Wiener Jugenderholung
Werdegang/Ausbildung	
seit Oktober 2002	Diplomstudium Soziologie an der Universität Wien Diplomstudium Pädagogik an der Universität Wien
2001-2002	Zivildienst beim Roten Kreuz in Waidhofen/Ybbs
1996-2001	Handelsakademie Waidhofen/Ybbs
1992-1996	Hauptschule Ybbsitz
1988-1992	Volksschule Ybbsitz